Stich u. Druck der Typogr. lit. art. Anstalt in Wien.

Prinz Eugen

von Savoyen.

Nach den handschriftlichen Quellen der kaiserlichen Archive

von

Alfred Ritter von Arneth.

Dritter Band.

1719–1736.

Mit Porträts und Schlachtplänen.

Neue Ausgabe.

Wien, 1864.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hofbuchhändler.



Prinz Eugen

von Savoyen.

Nach den handschriftlichen Quellen der kaiserlichen Archive

von

Alfred Ritter von Arneth.

Dritter Band.

1719–1736.

Mit Porträts und Schlachtplänen.

Neue Ausgabe.

Wien, 1864.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hofbuchhändler.

Inhalt.

Erstes Capitel.

Zweites Capitel.

a

Drittes Capitel.

Viertes Capitel.

Fünftes Capitel.

Sechstes Capitel.

Siebentes Capitel.

Achtes Capitel.

Neuntes Capitel.

Zehntes Capitel.

Eilftes Capitel.

Zwölftes Capitel.

Dreizehntes Capitel.

Vierzehntes Capitel.

Fünfzehntes Capitel.

Sechzehntes Capitel.

Siebzehntes Capitel.

Achtzehntes Capitel.

Neunzehntes Capitel.

Erstes Capitel.

Kaum war durch Eugens glanzvolle Siege über die Türken und durch den Passarowitzer Frieden ein blutiger Kampf zum Ruhme des Kaisers und seines Feldherrn beendigt, als an einem anderen, von dem früheren Kriegsschauplatze weit entfernten Punkte ein Streit entbrannte, welcher des Prinzen angestrengteste Thätigkeit neuerdings in Anspruch nahm. Zwar begab Eugen sich nicht in Person dorthin, aber als Präsident des kaiserlichen Hofkriegsrathes, als Leiter des gesammten österreichischen Heerwesens mußte es zunächst seine Sache sein, dafür Sorge zu tragen, daß der Krieg, welcher um den Besitz Siciliens sich entspann, für den Kaiser einen glücklichen Ausgang nehme. Ihm lag die Wahl des Feldherrn, ihm die Ausrüstung der Truppen, ihm die Herbeischaffung der Kriegsbedürfnisse, ihm endlich die Angabe der vorzunehmenden Operationen ob. Seiner Bemühung muß daher auch ein wesentlicher Antheil an dem günstigen Ergebnisse des Kampfes zugeschrieben werden.

Fast alle die vornehmsten Mächte des mittleren und des westlichen Europa hatten durch die Friedensschlüsse von Utrecht, Rastadt und Baden ihre gegenseitigen Streitigkeiten geschlichtet. Nur die beiden hauptsächlichsten Nebenbuhler standen noch unversöhnt da; zwischen Kaiser Karl VI. und Philipp von Anjou war kein Friede geschlossen worden. Karl hatte Philipp nicht als König von Spanien anerkannt, und ebensowenig seinen Rechten auf dieses Land, als Philipp den seinigen auf die ehemals spanischen Besitzungen in Italien und auf die Niederlande entsagt. Beide schienen sich noch lange mit dem Gedanken zu tragen, sich dereinst dessen zu bemächtigen, was ihnen ihrer Ansicht nach von dem Gegner widerrechtlich entrissen worden war.

Der Kaiser hatte sich damit geschmeichelt, König Georg I., der als Kurfürst von Hannover so thätig gewesen war bei den Bestrebungen, das Haus Bourbon aus Spanien zu verdrängen, werde als König von England gleiche Zwecke verfolgen. Die unumwundenen Erklärungen der britischen Staatsmänner vernichteten jedoch diese Hoffnung [1]), und Karl überzeugte sich mehr und mehr von der Unausführbarkeit einer Unternehmung gegen Spanien, zu welcher ihm das nothwendigste Werkzeug, eine Flotte, fehlte. In Spanien hingegen traten Verhältnisse ein, die es veranlaßten, daß mit dem seit geraumer Zeit schon gehegten Eroberungsplane nicht länger gezögert wurde.

Noch in dem Jahre 1714, in welchem Philipp seine erste Gemahlin Maria Louise von Savoyen verloren, vermählte er sich mit der Prinzessin Elisabeth Farnese von Parma, die von nun an einen unbeschränkten Einfluß auf den schwachen König ausübte. Die Königin aber gab sich während der ersten Jahre nach ihrer Thronbesteigung unbedingt der Leitung eines Mannes hin, der sich in gleicher Weise durch außerordentliche Befähigung wie durch verwerfliche Mittel aus niedrigem Stande zur Würde eines Cardinals und zu dem Posten eines ersten Ministers der Krone Spaniens zu erheben verstand.

Unter Alberoni's gewandter Führung begann dieses Land in seine alte Stellung unter den Mächten Europa's wieder einzutreten. Der Handel belebte sich, Ordnung und Wirthschaft kamen in die Finanzen, eine neue Seemacht wurde geschaffen, das Landheer in befriedigenden Zustand versetzt. Er bewies, daß Spanien noch mächtig sein könne, wenn es nur gut regiert werde, und voll Selbstgefühl pflegte er zu Philipp zu sagen, wenn noch fünf Jahre hindurch Spanien keinen Krieg zu führen habe, so werde er ihn zu dem mächtigsten Herrscher Europa's machen.

Dennoch war es niemand Anderer als Alberoni selbst, dessen unsteter Geist die Ruhe des Friedens, dessen Ehrgeiz und Herrschsucht die Verzögerung seiner stolzen Plane nicht länger ertragen konnte. Durch tausendfache Ränke suchte er in Frankreich dem Herzoge von Orleans, der nach Ludwigs XIV. Tode als Regent das Staatsruder lenkte, entgegen zu wirken und die Partei der Unzufriedenen in jeder Weise zu unterstützen. Noch weiter ging er gegen den Kaiser. Er nährte Philipps Haß wider denselben, und stachelte seine Begierde und diejenige der Königin auf, in Italien neuerdings

festen Fuß zu fassen. Die Erbansprüche der Letzteren auf Parma und Toscana sollten hiezu den Anlaß bieten.

Das Haus Farnese, welches Jahrhunderte hindurch Parma und Piacenza besessen hatte, war dem Erlöschen nahe. Weder der regierende Herzog Don Francesco, noch sein Bruder Antonio hatten Kinder. Der Papst sowie der Kaiser machten Ansprüche an die Herzogthümer, indem der Erstere sie als Lehen des heiligen Stuhles, der Letztere als Reichslehen angesehen wissen wollte. Elisabeth von Spanien aber legte ihr Erbrecht in die Wagschale.

Aehnlich war das Verhältniß mit dem Großherzogthume Toscana, nur daß hier der Anspruch des Reiches noch gegründeter, derjenige der Königin Elisabeth aber noch schwächer war als auf Parma. Darum kümmerte sie sich jedoch wenig. Sie wünschte sehnlichst, ihrem erst vor Kurzem gebornen Sohne Don Carlos dereinst diese Länder zuzuwenden. Sie wußte wohl, daß es sich in derlei Fragen weniger um strenges Recht als darum handle, sich mit kecker Faust desjenigen zu bemächtigen, was man begehrt.

Gleicher Meinung mit der Königin war Alberoni, nur daß seine Plane die ihrigen weit überflügelten. Bevor er an die Verwirklichung derselben schritt, sah er sich nach mächtigen Verbündeten um. Victor Amadeus von Savoyen wurde durch das Anerbieten gewonnen, Sicilien gegen Mailand zu vertauschen. Karl XII. von Schweden[2]) und Czar Peter, deren erbitterte Feindschaft nur mit ihrem Leben enden zu wollen schien, waren ausgesöhnt worden und sollten zur Wiedereinsetzung des Prätendenten in England mitwirken. Die Türken wurden zur Fortsetzung der Feindseligkeiten wider den Kaiser aufgehetzt, mit Rakoczy aber und den übrigen ungarischen Flüchtlingen Unterhandlungen gepflogen.

Nachdem er sich in solcher Weise kräftige Beihülfe zur Verwirklichung seiner Absichten gesichert zu haben glaubte, schritt Alberoni an die Ausführung derselben. Weder das schon am 25. Mai 1716 zwischen dem Kaiser und dem Könige von England abgeschlossene Bündniß, durch welches die beiden Herrscher sich gegenseitig ihren Länderbesitz garantirt hatten, noch die am 4. Jänner 1717 zwischen Frankreich, England und Holland zu Stande gekommene Tripelallianz, die gleichfalls der Hauptsache nach gegen Spanien gerichtet war, vermochten diejenigen, in deren

Händen die Regierung dieses Landes lag, von ihren Planen abzuhalten. Die in Mailand geschehene Verhaftung des spanischen Bevollmächtigten zu Rom, Don Jose Molines, gab den letzten Anstoß hiezu. Die spanische Flotte, schon lange des Befehles zum Auslaufen harrend, ging unter Segel. Niemand wußte mit Bestimmtheit, wohin sie ihren Weg nehmen werde. Der Papst hoffte, sie werde sich gegen die Ungläubigen wenden; in England besorgte man, sie wolle die Jakobiten bei einer Landung in Schottland unterstützen. In Genua zitterte man für Savona, Victor Amadeus aber fürchtete eine Ueberlistung und traute es Alberoni zu, daß er es auf Sicilien abgesehen habe. Nur der Kaiser urtheilte richtig, denn er zweifelte nicht daran, daß es seinen Besitzungen in Italien gelte. Doch wußte auch er noch nicht, gegen welche derselben der eigentliche Angriff gerichtet sein werde [3]).

Die Ungewißheit, in welcher ganz Europa über die Unternehmungen der spanischen Regierung schwebte, sollte nicht lange dauern. Am 20. August 1717 ging die Flotte bei Cagliari, der Hauptstadt der Insel Sardinien, vor Anker. Acht bis neuntausend Mann zählte die Streitmacht, welche unter dem Oberbefehle des Marquis de Lede an der sardinischen Küste an's Land stieg.

Der Marquis de Lede war ein Niederländer von geringer Geburt, welcher sich durch seinen Eifer, seinen Muth, seine militärischen Talente im spanischen Kriegsdienste zu den höchsten Stufen emporschwang. Einer der häßlichsten Menschen seiner Zeit, klein, verwachsen, von gemeinen, abstoßenden Gesichtszügen, wußte er doch durch die Lebhaftigkeit seines Geistes und die Annehmlichkeit seines Umganges es vergessen zu machen, daß die Natur sein Aeußeres so stiefmütterlich bedacht hatte [4]).

Dieß war der Mann, welchen Alberoni mit der Durchführung seiner Plane betraute. Er hatte sich nicht getäuscht, indem er den Marquis de Lede für ein schickliches Werkzeug dazu ansah. Die Art und Weise, wie derselbe in Sardinien auftrat, zeigte dieß klar. Freilich war bei dem ungeheuren Mißverhältnisse in der Anzahl der Streitkräfte, welche der spanische Heerführer befehligte, und derjenigen, die er zu bekämpfen hatte, seine Aufgabe keine besonders schwierige zu nennen.

Nur wenige hundert Mann regulärer Truppen vermochte der Marquis von Rubi, des Kaisers Vicekönig in Sardinien, der spanischen Streit-

macht entgegenzustellen. Rubi war derselbe, durch welchen Palma, die Hauptstadt von Mallorca, der letzte spanische Platz, der Karls Botmäßigkeit gehorcht hatte, an König Philipp übergeben worden war. Jetzt wie damals bestanden seine Truppen meist aus Aragoniern und Cataloniern, die es vorgezogen hatten, auszuwandern, als sich dem Banner des Hauses Bourbon zu unterwerfen.

Die starre Hartnäckigkeit, welche sie damals an den Tag gelegt, zeigten sie auch jetzt. Sie warfen sich nach Cagliari, und statt, wie der Marquis de Lede gehofft hatte, die Hauptstadt des Landes sogleich zu übergeben, nahmen sie eine so entschlossene Haltung an, daß der spanische Heerführer eine förmliche Belagerung eröffnen mußte.

Bei dem Mangel einer Hülfe von Außen her konnte das Ergebniß derselben nicht zweifelhaft sein. Als am 17. September 1717 jede Hoffnung auf Entsatz aufgegeben werden mußte, suchte der Marquis von Rubi mit hundert fünfzig Reitern sich durchzuschlagen. In dem Handgemenge, welches sich entspann, wurde er am Arme verwundet. Doch gelang es ihm zu entkommen. In Bauerntracht rettete er sich nach Alghero, wo er neuen Widerstand gegen die spanischen Eindringlinge organisirte.

Dreizehn Tage noch hielt sich Cagliari, dann mußte Don Jago Carreras den Platz übergeben. Die Besatzung verlangte die Zusage, nach Genua gebracht zu werden.

Nachdem Sassari, Alghero und Castel Aragonese, jetzt Castel Sardo genannt, gleichfalls gefallen waren, und der Marquis von Rubi sich nach Corsica geflüchtet hatte, konnte die Insel Sardinien als eine Eroberung Spaniens betrachtet werden. Binnen zwei Monaten war der Kaiser um ein Königreich ärmer geworden. Freilich war Sardinien mehr dem Namen als dem Werthe nach als ein solches anzusehen. Ein Zeitgenosse, der selbst auf der Insel geboren war, der Marquis von San Felipe sagt: „Nichts verlor „der Kaiser mit Sardinien; nichts gewann der Sieger mit demselben [5]).“

Nachdem er dreitausend Mann als Besatzung auf der Insel zurückgelassen hatte, kehrte der Marquis de Lede nach Barcelona zurück. Alberoni glaubte wohl für den Augenblick genug gethan zu haben, um seine Gegner in Angst zu versetzen. Denn daß ihn, wie britische Geschichtschreiber meinen [6]), die Furcht vor England zurückgeschreckt hätte, die Truppen nach Sicilien übersetzen zu lassen, wird dadurch widerlegt, daß er sich im

folgenden Jahre durch die gleiche Rücksicht von diesem Schritte nicht abhalten ließ. Wahrscheinlich, ja fast gewiß ist es, daß er die Streitkräfte des Marquis de Lede wohl zur Einnahme Sardiniens, nicht aber zur Eroberung Siciliens für zureichend hielt. Auch mochte er glauben, das gleiche Ziel auf friedlichem Wege erreichen zu können.

Hierauf deuteten wenigstens die Eröffnungen, welche Alberoni den Gesandten von England und Frankreich machte, als sie sich bemühten, den Streit des Königs von Spanien mit dem Kaiser beizulegen. Sardinien und Sicilien sollten für immer der Krone Spanien bleiben, wagte er zu verlangen, und Victor Amadeus für den Verlust, den man ihm zumuthete, durch Abtretung mailändischer Gebietstheile entschädigt werden. Die Truppen des Kaisers, die sich gegen Italien in Marsch befänden, sollten augenblicklich zurückgerufen werden. Nur eine beschränkte Anzahl Streitkräfte dürfe derselbe künftighin in Italien halten, und sich in die Frage der Erbfolge in Toscana und Parma nicht einmischen. Auf alle Ansprüche auf die Reichslehen in Italien habe er zu verzichten. England aber solle seine Flotte unverzüglich aus dem Mittelmeere zurückziehen.

Es hätte nicht all des tiefen Hasses bedurft, von welchem Karl VI. noch immer gegen Philipp von Spanien beseelt war, um ihn zu vermögen, so empörende Forderungen mit Entrüstung zurückzuweisen. Selbst England und Frankreich, sonst so schnell bereit dem Hause Oesterreich jedes, auch das empfindlichste Opfer zuzumuthen, fanden Alberoni's Begehren unannehmbar. Nun stimmte er sie zwar scheinbar herab, aber während er die Verhandlungen sich fortschleppen ließ, rüstete er mit Macht, zu Land und zur See, um sich mit kühner Faust dasjenige zu erobern, was man ihm freiwillig zuzugestehen sich nicht herbeilassen wollte.

„Niemals," sagt der Marquis von San Felipe [7]), „sah man in „Spanien so große Vorbereitungen zum Kriege. Nicht der katholische Ferdinand, welcher so viele überseeische Expeditionen unternahm, nicht Karl V., „nicht Philipp II. rüsteten je in so umfassender Weise." Und in der That waren nur wenige Monate vergangen, als eine genügende Anzahl Fahrzeuge, um fünfunddreißigtausend Mann aufzunehmen, als diese Streitmacht selbst, als Geschütze in großer Zahl und ungeheure Kriegsvorräthe jeder Art in Bereitschaft waren, um dorthin verwendet zu werden, wohin Alberoni sie zu entsenden beabsichtigte.

Zu Ende des Monats Juni 1718 verließ die spanische Flotte Barcelona zum zweiten Male; jetzt aber in weit furchtbarerer Ausrüstung als es im vergangenen Jahre der Fall gewesen war. Am 1. Juli erschien sie in der malerischen Bai von Solanta, eine Meile von Palermo entfernt. Der piemontesische Vicekönig Marquis Maffei, der sich zu ernstlichem Widerstande zu schwach glaubte, warf eine Besatzung in das Castell und zog aus Palermo. Die Stadt öffnete dem Marquis de Lede ihre Thore und das Castell ergab sich nach kurzer Beschießung. Mit zuversichtlicher Hoffnung auf die baldige Eroberung der ganzen Insel gingen die Spanier an die Fortsetzung ihrer Unternehmungen.

Während dieser entscheidenden Schritte der spanischen Regierung waren jedoch auch die andern Mächte nicht müßig geblieben. Schon zu Anfang des Jahres 1716 hatte der Herzog von Orleans durch den in Paris befindlichen Freiherrn von Hohendorff, welcher schon einmal in schwieriger diplomatischer Verhandlung gebraucht worden war, dem Prinzen Eugen im tiefsten Geheimniß einen Vorschlag gemacht, der eine größere Annäherung Frankreichs an das Haus Oesterreich bezweckte. Würde der Kaiser auf Spanien Verzicht leisten und dadurch den König Philipp jedes Anspruches auf die etwaige Nachfolge in Frankreich berauben, würde er gleichzeitig dem Herzoge von Orleans die Thronfolge daselbst für den Fall des Todes des jungen Königs garantiren, so erklärte Philipp von Orleans sich bereit, im Namen Frankreichs die Ausschließung des Königs von Spanien und seiner Kinder aus allen italienischen Besitzungen, so wie die Unterstützung der Absichten des Kaisers auf die Länder Italiens, deren Herrscherfamilien dem Aussterben nahe seien, zu gewährleisten [8]).

Auch an Penterriedter, in des Kaisers Auftrag zu Paris anwesend, wurden durch den Vertrauten Philipps von Orleans, den Herzog von Brancas, ähnliche Vorschläge gerichtet. Karl VI., einer näheren Verbindung mit Frankreich im Allgemeinen nicht abgeneigt [9]), nahm jedoch an dem Hauptpunkte, der Verzichtleistung auf sein Anrecht an die spanische Krone Anstoß. Die Verhandlung schleppte sich, vielleicht auch durch Eugens Abwesenheit in den ungarischen Feldlagern gehemmt, langsam fort, bis der Regent von Frankreich, da man ihm zu Wien dasjenige nicht gewähren zu wollen schien, was er wünschte, sich nach England wandte und zu Ende des Jahres 1717 die Allianz mit dem Könige Georg I. zu Stande brachte.

Geraume Zeit später, am 2. August 1718 wurde ein neues Bündniß, an dem sich auch der Kaiser betheiligte, abgeschlossen. In demselben vereinigten sich die drei Mächte zu gemeinsamem und energischem Handeln.

Durch die Quadrupelallianz, denn so wurde dieses Bündniß genannt, nachdem auch Holland ihm beigetreten war, brachte der Kaiser das schwere Opfer, seinen Ansprüchen auf Spanien zu entsagen. Er machte sich anheischig, die Erbfolge des Infanten Don Carlos in Toscana und Parma anzuerkennen. Dafür erhielt er Sicilien statt Sardinien, welches an Victor Amadeus von Savoyen zu fallen hatte. Und um den Letzteren für den ungleichen Werth der beiden Inseln zu entschädigen, erkannte der Kaiser das Nachfolgerecht des Hauses Savoyen in Spanien für den Fall an, daß König Philipps Stamm erlöschen sollte.

Eugen war von Anfang an für die Wiederanknüpfung der ehemaligen Verbindung mit England gewesen. Man wußte dieß dort und war dem Prinzen doppelt dankbar dafür. Denn ein kleinlicher Mensch an Eugens Stelle hätte sich leicht durch das frühere Betragen der britischen Regierung und die eigene mißlungene Sendung nach London bestimmen lassen [10]), dem Kaiser von einer Erneuerung der Allianz abzurathen. Eugen aber, jeglicher Rachsucht an und für sich fremd, gab ihr dort noch weniger Raum, wo eine Befriedigung derselben dem Interesse des Kaisers Nachtheil gebracht hätte. Und dieses wäre durch eine Zurückweisung des Bündnisses mit England und Frankreich offenbar geschehen. Denn die Mithülfe eines Staates, der über eine zahlreiche Flotte zu gebieten vermochte, war unbedingt nöthig, um den zu befürchtenden Angriffen Spaniens auf die Besitzungen des Kaisers in Italien begegnen zu können.

Einerseits war der Gewinn unverkennbar, welchen der Kaiser aus den Bestimmungen der Quadrupelallianz zog. Dasjenige, was Karl VI. am meisten Ueberwindung gekostet hatte, die Entsagung auf Spanien, war vielleicht der Idee nach, nicht aber in der Wirklichkeit ein Opfer zu nennen. Denn jede Aussicht auf Erlangung der spanischen Krone war für den Kaiser ja längst erloschen. Der Eintausch Siciliens gegen das schon verlorne Sardinien war überdieß in jeder Beziehung ein ungemein großer Vortheil. Ganz abgesehen davon, daß die eine mit der anderen Insel sich an und für sich gar nicht vergleichen ließ, um so viel nutzbringen-

der war das fruchtbare Sicilien im Gegensatze zu dem theilweise sumpfigen, theilweise aber felsigen Sardinien, so machte schon die Lage Siciliens dasselbe zu einem ungleich willkommneren Besitzthume für den Kaiser als Sardinien es gewesen war. Denn bei der Nähe Siciliens von Neapel brauchte man erst dann für das letztere nicht mehr zu zittern, wenn man das erstere in den Händen hatte. Und umgekehrt war wieder Sicilien von Neapel aus weit leichter mit Truppen zu versehen und in Vertheidigungsstand zu setzen, als dieß für eine Regierung, die nur spärlich mit Schiffen versehen war, bei dem so weit vom Festlande entfernten Sardinien der Fall sein konnte.

Andererseits durfte man sich jedoch nicht darüber täuschen, daß durch das in der Quadrupelallianz anerkannte Erbrecht des spanischen Königshauses auf italienische Länder der Vortheil, welcher dem Kaiser aus diesem Vertrage erwuchs, so ziemlich wieder aufgewogen wurde. Denn so lang die große Abneigung zwischen den beiden Herrschern bestand, war es leicht vorauszusehen, daß Spanien, welches sich nicht gescheut hatte, die kaiserlichen Besitzungen in Italien zu einer Zeit anzugreifen, in der es noch keine Handbreit Erde daselbst inne hatte, dort ganz andere Unternehmungen in's Werk setzen werde, wenn es dieß aus so großer Nähe zu thun vermöchte. Die Aufnahme dieser Bestimmung war Englands Werk, und es fügte dadurch in demselben Augenblicke, in welchem es für den Kaiser Partei ergriff, ihm unberechenbaren Nachtheil zu. Freilich traten diese schädlichen Folgen erst später recht an's Licht. Damals beschäftigte man sich noch weniger mit ihnen. Denn sie waren ja eine fernliegende Sache, und man dachte vorerst an nichts so sehr, als an den unmittelbaren Zweck des neuen Bündnisses, welcher darin bestand, die Eroberung Siciliens durch die spanischen Waffen zu hindern und den Besitz dieser schönen Insel dem Kaiser zuzuwenden.

Noch war die Quadrupelallianz nicht zum Abschlusse gediehen, und schon hatte man begonnen, in ihrem Geiste zu handeln. Zu Anfang des Monates Juni 1718 segelte der englische Admiral Sir George Byng mit einer Flotte von zwanzig Linienschiffen nach dem Mittelmeere. Der kaiserliche Vicekönig in Neapel, Feldmarschall Graf Daun, zog so viele Truppen zusammen, als er nur immer zu vereinigen vermochte, um mit denselben dort zu wirken, wo sein Hof es befehlen

würde. Zwölf erlesene Regimenter setzten sich aus Ungarn nach Italien in Marsch, die Streitkräfte des Grafen Daun zu verstärken.

Inzwischen verfolgte der Marquis de Lede die auf Sicilien errungenen Vortheile. Nachdem er sich Palermo's bemächtigt hatte, segelte er vor Messina, besetzte die Stadt und umschloß die Citadelle, in welcher sich eine piemontesische Besatzung befand. Der größte Theil des Landes, unzufrieden mit der Regierung des Königs Victor, erklärte sich wider ihn. Ein so nahmhafter Theil Italiens, wie Sicilien es ist, erhob die Waffen, um sich einer italienischen Regierung zu entäußern und sich selbst die Unterordnung unter das spanische Scepter, unter die Fremdherrschaft, zu erkämpfen.

Diese unglücklichen Nachrichten aus Sicilien erweckten in dem Könige Victor die Ueberzeugung, daß er das Land gegen Spanien nicht zu behaupten vermöge. Er sah sich durch Alberoni betrogen und begriff, daß nur in dem unbedingten Anschlusse an den Kaiser Hoffnung liege, aus dem ihn bedrohenden Schiffbruche noch einiges zu retten. Durch seinen Minister Fontana ließ er zu Wien erklären, er habe im Utrechter Frieden Sicilien nur angenommen, um es nicht in die Hände des Königs von Spanien oder des Kurfürsten von Baiern gelangen zu lassen. Er werfe sich völlig in die Arme des Kaisers, sei zum Abschlusse eines Schutz- und Trutzbündnisses bereit und bitte, daß Graf Daun befehligt werde, seine Streitkräfte mit den piemontesischen Truppen, welche sich noch auf Sicilien befänden, zur Vertreibung der Spanier aus der Insel zu vereinigen.

Der Wiener Hof war jedoch von wohlbegründetem Mißtrauen gegen Victor Amadeus erfüllt. Es sei durchaus nicht unmöglich, sagte man daselbst, daß er sich mit König Philipp im Einverständnisse befinde und ihn absichtlich in Sicilien festen Fuß fassen lasse, um von dort aus desto leichter Neapel angreifen zu können. Doch spreche die Wahrscheinlichkeit immerhin dafür, daß die Landung in Sicilien wider seinen Willen geschehen sei. Deßhalb erscheine es räthlich, sich zwar noch nicht völlig mit ihm zu verbinden, doch auch seine Anerbietungen nicht geradezu von der Hand zu weisen, um ihn nicht in das feindliche Lager zurückzutreiben [11]). Feldmarschall Graf Daun habe sich in Bereitschaft zu setzen, auf den ersten Wink, der ihm von Wien aus zukäme, nach Sicilien überzugehen.

Das gleiche Mißtrauen, welches die Verhandlungen zwischen den Höfen von Wien und Turin so sehr erschwerte, machte sich auch bei denjenigen zwischen ihren Generalen fühlbar. Graf Daun erbot sich mit achttausend Mann dem piemontesischen Vicekönige Grafen Maffei zu Hülfe zu kommen, wenn dieser ihm irgend einen Waffenplatz in Sicilien als Stützpunkt einräume. Maffei weigerte sich hierauf einzugehen, und da seine eigene Streitmacht zu gering war, um den Spaniern mit Aussicht auf Erfolg Widerstand zu leisten, so schien es, daß nichts den Fortschritten derselben auf Sicilien Einhalt thun werde.

Da traf endlich die so sehnlich erwartete englische Flotte unter Byng vor Neapel ein. Die Instruktion, welche der Admiral von seiner Regierung empfangen hatte, war ein sprechendes Zeugniß des guten Einvernehmens, das zwischen den Höfen von Wien und St. James jetzt wieder obwaltete. Der Zweck seiner Sendung nach dem Mittelmeere sei, hieß es darin, die Verträge mit dem Kaiser aufrecht zu erhalten und eine noch größere Verletzung derselben, als Spanien durch die Wegnahme Sardiniens ohnehin schon verübt habe, zu verhindern [12]).

Die Verständigung mit dem Admiral Byng wurde dem Grafen Daun nicht schwer. Er unterrichtete den Admiral, daß nach den letzten Nachrichten aus Wien der Beitritt des Königs Victor zur Quadrupelallianz nicht mehr fern sei und derselbe schon die Einwilligung zur Aufnahme kaiserlicher Truppen in die sicilischen Festungen ertheilt habe. Daun erbot sich zweitausend kaiserliche Soldaten nach Messina zu werfen, um die Citadelle vertheidigen zu helfen, wenn ihnen nur die Piemontesen Einlaß in dieselbe gewährten.

Unter dem Schutze der englischen Flotte wurden die zweitausend Mann einstweilen zur See nach Reggio gebracht. Byng selbst sandte einen Offizier an den Marquis de Lede mit dem Verlangen, einen zweimonatlichen Waffenstillstand abzuschließen, um die Frage über den Besitz Siciliens vielleicht doch noch auf friedlichem Wege zur Entscheidung bringen zu können. Das Begehren des englischen Admirals wurde abgelehnt, und nun griff er am 11. August 1718 die spanische Flotte bei Cap Passaro an. Er schlug sie völlig auf's Haupt.

Dieser Vorfall, so empfindlich er ihn auch traf, entmuthigte doch den Marquis de Lede in keiner Weise. Mit verdoppeltem Eifer setzte er die

Belagerung von Messina fort, und am 25. September ergab sich die Citadelle auf die Bedingung freien Abzuges der Besatzung.

Während dieß zu Messina sich ereignete, hatte Graf Daun den Entschluß gefaßt, den Truppen des Kaisers um jeden Preis festen Fuß in Sicilien zu sichern.

Admiral Byng unterstützte ihn hiebei. Aus Reggio sowohl als von der genuesischen Küste, wohin kaiserliche Regimenter aus der Lombardie vorgerückt waren, wurden dieselben nach Melazzo, einen festen Platz an der Nordküste von Sicilien, eingeschifft. Der Feldzeugmeister Freiherr von Zumjungen erhielt den Oberbefehl über diese Truppen, mit denen er den ganzen Winter hindurch Melazzo gegen die Angriffe der Spanier vertheidigte.

Zumjungen, welcher sich schon während des spanischen Successionskrieges unter Eugen in Italien vielfach hervorgethan hatte, galt für einen der verwendbarsten Generale des kaiserlichen Heeres. Nicht durch Familienverbindungen oder die Gunst hochgestellter Personen, sondern einzig und allein durch eigenes Verdienst hatte er sich zu den ersten Würden in der Armee emporgeschwungen. Er war einer der unterrichtetsten Offiziere, die der Kaiser besaß, und in einer Zeit, in welcher im Militärwesen noch gar viel des Rohen und Harten mit unterlief, ja von Manchem fast als eine Nothwendigkeit dargestellt wurde, rühmte man an ihm eine seltene Gerechtigkeitsliebe und Milde, die ihn denn auch bei seinen Untergebenen in hohem Grade beliebt machte. Freilich behauptete man von ihm, daß es ihm an Schnelligkeit und Kühnheit des Entschlusses mangle [13]), und Eugen selbst war der Meinung, Zumjungen sei zwar besonders geschickt, erhaltene Aufträge zu vollziehen, doch gehe ihm noch manches ab, um selbstständig einen Oberbefehl zu führen [14]). Diese Ansicht war Ursache, daß in den ersten Monaten des Jahres 1719 der General der Cavallerie Graf Mercy das Commando über die Truppen in Sicilien erhielt und Zumjungen den Befehlen Mercy's untergeordnet wurde.

Es ist wohl kaum zu zweifeln, daß Mercy diese Ernennung der außerordentlichen Gunst verdankte, in der er bei Eugen stand. Der Prinz mochte Mercy nicht nur aus dem Grunde, weil er von seiner militärischen Befähigung eine sehr hohe Meinung hatte, sondern auch noch deßhalb für den geeignetsten General zur Führung des Commando's in Sicilien ansehen,

weil Mercy im Banate gezeigt hatte, wie sehr er es verstand, in einer neu gewonnenen Provinz eine Verwaltung einzurichten, die in gleicher Weise dem Monarchen wie dem Volke zum Nutzen und Heile gereiche. Denn obwohl der Herzog von Monteleone um dieselbe Zeit zum Vicekönig des Kaisers in Sicilien ernannt wurde, so war es doch vorauszusehen, daß auch der commandirende General, für den Anfang wenigstens, in Bezug auf die Regierung des Landes ein gewichtiges Wort mitzusprechen haben werde.

Obgleich Feldzeugmeister von Zumjungen im Range jünger war als Mercy und sich also strenggenommen nicht weigern konnte, unter dessen Befehlen zu stehen, so suchte man ihm doch zu Wien das Bittere der Pille minder fühlbar zu machen. Da Zumjungen sich von Melazzo nicht entfernen könne, schrieb der Kaiser dem Feldmarschall Grafen Daun, so sei das bei Syrakus zu versammelnde Armeecorps, welches die Hauptoperationen zu vollführen haben werde, unter Mercy gestellt worden. Es könne jedoch nur Einer der Höchstcommandirende sein, und da müsse denn der Jüngere, Zumjungen, wie billig zurückstehen [15]).

Zumjungen fühlte sich Anfangs tief gekränkt über den Beweis der Unzufriedenheit mit seinen Leistungen, welchen er in Mercy's Entsendung nach Sicilien sehen zu müssen glaubte. Er schrieb an Eugen und bat ihn um eine strenge Untersuchung des Benehmens, das er bisher in Sicilien beobachtet habe [16]). Gleichzeitig machte er Schritte, sich Krankheits halber von der Dienstleistung daselbst zurückzuziehen. Bald aber besann er sich eines Besseren. Er erklärte, daß er begreife, man würde sein Unwohlsein, obgleich es wirklich vorhanden wäre, doch nur als einen Vorwand ansehen, um nicht unter Mercy dienen zu müssen. Er wolle redlich ausharren und sich überall gebrauchen lassen, wo seine Schuldigkeit und des Kaisers Dienst ihn hinrufe [17]). Mannhaft löste Zumjungen sein Wort, und während der ganzen Dauer des Kampfes in Sicilien hatte Mercy keine kräftigere Stütze, keinen gewandteren Gehülfen als ihn.

Es war für Mercy eine große Erleichterung, daß bevor er das Commando in Sicilien förmlich übernahm, durch den Beitritt des Königs Victor zur Quadrupelallianz das Verhältniß desselben zu dem Kaiser geregelt wurde. Sicilien ward dem Kaiser, Sardinien aber dem Könige Victor zugesprochen, und der Erstere machte sich anheischig, zur Wiedereroberung Sardiniens ein Armeecorps dorthin zu entsenden.

Durch diesen Vertrag wurde auch das Verhältniß der noch in Sicilien befindlichen piemontesischen Streitkräfte zu den kaiserlichen Truppen völlig in's Klare gebracht. Das frühere Mißtrauen ward beseitigt, und aus den versteckten Gegnern wurden Verbündete, die von nun an dem gleichen Ziele, der Vertreibung der Spanier aus Sicilien zustrebten.

Im Einvernehmen mit dem Feldmarschall Grafen Daun und dem Admiral Byng beschloß Mercy von dem früheren Plane einer Landung bei Syrakus abzustehen. Melazzo's Entsatz erschien als das Nothwendigste, was in Sicilien zu geschehen hatte. Die Entfernung dieses Platzes von Syrakus war jedoch zu groß, der Marsch über das Gebirge sehr beschwerlich, ja bei dem Mangel von Tragthieren kaum ausführbar. Mercy beschloß daher, in der Gegend von Melazzo zu landen, sich mit der dortigen Besatzung zu vereinigen und die Spanier sowohl zur Räumung ihres Lagers vor Melazzo als zu derjenigen Messina's zu zwingen.

Am 22. Mai 1719 ging Mercy mit ungefähr neunzehntausend Mann bei Baja unter Segel. Vier Tage später erschien er im Angesichte der sicilischen Küste. Eine rothe Flagge, am Hauptmaste des Admiralschiffes aufgezogen, benachrichtigte den Feldzeugmeister Zumjungen, daß Mercy an Bord sei und seiner harre. Auf Stromboli kamen die beiden Feldherrn zusammen, und es wurde beschlossen, bei Patti die Landung zu vollziehen. Dieß geschah, ohne daß die Spanier es zu hindern trachteten. Sie hoben vielmehr ihr Lager vor Melazzo auf und zogen sich nach Francavilla zurück.

Ein so glücklicher Anfang verblendete jedoch Mercy über die Schwierigkeiten nicht, die er noch zu bekämpfen hatte. Als die größte derselben erschien ihm der Widerwille des Landvolkes, welches sogar hie und da zu den Waffen griff, um den spanischen Soldaten in dem Streite gegen die kaiserlichen Truppen beizustehen. Andererseits war es Mercy streng untersagt, außer im Falle der Nothwehr, gegen die Einwohner des Landes Gewalt zu brauchen. Denn sie sollten ja nicht als Feinde, sondern als Unterthanen des Kaisers angesehen werden, und durch gütige Behandlung hoffte man ihre Abneigung zu überwinden und sie nach und nach für die neue Regierung zu gewinnen.

Ein anderes Hinderniß für Mercy war die Unzulänglichkeit der Kriegsbedürfnisse, mit welchen er versehen war. Der Geldmangel, dieses ewige Hemmniß, machte sich auch jetzt wieder in empfindlicher

Weise fühlbar. Nur ein Theil des Soldes konnte den Truppen ausgezahlt werden. Von weiter Entfernung schleppte man die Lebensmittel herbei, und aus Mangel an Tragthieren, dem einzigen Fortschaffungsmittel, welches in Sicilien Anwendung finden konnte, sah Mercy sich genöthigt, einen Theil der Cavalleriepferde zu diesem Dienste zu verwenden.

Es war ein unglückliches Verhängniß, daß der kaiserliche Hof, statt Alles zu thun, um die Lage seines Feldherrn zu erleichtern, dieselbe durch einen übel gewählten Schritt noch wesentlich verschlimmerte.

Nie war es mehr an der Zeit als damals, daß in dem benachbarten Königreiche Neapel, von welchem aus Graf Mercy alle Kriegsbedürfnisse zu beziehen hatte, selbst ein ausgezeichneter Heerführer an der Spitze der Geschäfte stand. Man hätte es als einen willkommenen Zufall ansehen sollen, daß dieß wirklich der Fall war. Mit rastlosem Bemühen und umfassender Sachkenntniß hatte Feldmarschall Graf Daun die Vorkehrungen zu der Expedition nach Sicilien getroffen. Nur die Beschränktheit der ihm zu Gebote stehenden Mittel trug Schuld, daß nicht Alles in noch reichlicherem Maße vorhanden war. Mit Daun hatte Mercy vor seiner Abreise das Nöthige verabredet, und der Feldmarschall versäumte nicht, auch noch nachträglich dasjenige nach Sicilien abzusenden, was für die dortige Kriegführung von Vortheil schien. Mitten in dieser Thätigkeit wurde Daun von seinem Posten abberufen, und an seiner Stelle eine Civilperson, der kaiserliche Botschafter zu Rom, Graf Johann Wenzel Gallas, zum Vicekönig in Neapel ernannt.

Es verstand sich von selbst, daß Eugen ein lebhafter Gegner dieser Maßregel war. Nicht daß er, obgleich selbst Soldat, im Allgemeinen dafür gewesen wäre, die Regierung der verschiedenen kaiserlichen Erbländer an Militärpersonen zu übertragen. Aber in der Zeit des Krieges, in welcher man hätte froh sein sollen, einen versuchten Feldherrn auf einem solchen Posten zu wissen, ihn von dort wegzunehmen und durch Jemanden zu ersetzen, welcher, obgleich sonst eine höchst befähigte Persönlichkeit, doch gerade vom Kriegswesen nichts verstand, war in jeder Beziehung ein bedauerlicher Mißgriff.

Um denselben zu verhindern, bot Eugen all seinen Einfluß auf. In versammelter Conferenz, bei welcher der Kaiser zugegen war, setzte der Prinz in der ihm eigenen lichtvollen Weise die Gründe auseinander,

in deren Anbetracht der gegenwärtige Augenblick völlig unpassend erschien, in der Person des Vicekönigs von Neapel einen Wechsel vorzunehmen und noch dazu einen Feldherrn wie Daun durch einen Diplomaten wie Gallas zu ersetzen. Alle Stimmen, mit Ausnahme einer einzigen, fielen Eugen bei, denn wer hätte die unbestreitbare Richtigkeit seiner Ansicht in Abrede zu stellen vermocht? Aber so wohlbegründet sie auch war, so scheiterte sie doch an der Macht und dem Einflusse der spanischen Partei am Wiener Hofe.

Wie stark dieselbe geworden, zeigte sich dadurch, daß sie ihren Willen in einer Sache durchzusetzen vermochte, in der ihr Unrecht klar auf der Hand lag. Schon begnügte sie sich nicht mehr damit, auf Schleichwegen jeder Art Eugens Autorität zu untergraben. Auch die Männer, deren Ergebenheit für den Prinzen sie kannte, suchte sie aus ihren Posten zu verdrängen und durch ihre eigenen Anhänger zu ersetzen. Sie benützte den Umstand, daß eben drei Jahre zu Ende gingen, während deren sich Daun als Vicekönig in Neapel befand. Denn für diesen Zeitraum wurden solche Ernennungen damals vorgenommen, und nach dessen Ablauf mußte die Bestätigung des früheren oder die Einsetzung eines neuen Vicekönigs erfolgen.

Der Fürst von Cardona war es, welchen die spanische Partei für dieses Mal als ihren Stimmträger in's Gefecht schickte. Er allein wagte es in der Rathsversammlung der Meinung des Prinzen zu widersprechen. Um der Sache, die er vertrat, einen Anschein von Gerechtigkeit zu geben, redete er viel von den treuen und ausgezeichneten Diensten des Grafen Gallas, daß er große Opfer gebracht habe und dafür eine Belohnung verdiene. Das Privatinteresse des Grafen Gallas wurde als der entscheidende Punkt hingestellt. Ob die vorgeschlagene Maßregel auch dem öffentlichen Wohle, dem Vortheile Oesterreichs entspreche, darauf legte freilich der Fürst von Cardona nur geringes Gewicht.

Dem geheimen Einflusse Althans schrieb Eugen es zu, daß der Kaiser sich zu einem Schritte bereden ließ, welcher seinem Vortheile gerade entgegengesetzt war [18]). Den Grafen Daun aber traf das kaiserliche Abrufungsschreiben wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Denn abgesehen davon, daß er niemals gedacht hatte, unter solchen Verhältnissen werde eine Aenderung in dem wichtigen Posten, den er bekleidete,

vorgenommen werden, so erfolgte auch seine Zurückberufung, recht als ob Gefahr im Verzuge sei, noch drei Monate früher, als das dritte Jahr seiner Amtsführung zu Ende ging [19]). Doch fügte sich Daun, wie es sich wohl von selbst verstand, ohne Widerrede der Anordnung seines Herrn und Kaisers. Nachdem er die Regierung Neapels seinem Nachfolger abgetreten hatte, kehrte er unverzüglich nach Wien zurück. Um ihm nicht zu viel Ursache zu berechtigter Klage zu geben, wurde er nach dem Tode des Feldmarschalls Karl Ernst von Rappach zum Obersten Land- und Hauszeugmeister, so wie zum Stadtcommandanten von Wien ernannt.

Wie um den geschehenen Mißgriff noch folgenschwerer zu machen, traf es sich, daß Gallas schon wenige Wochen nach seinem Amtsantritte erkrankte. Am 17. Juli 1719 wurde er von einem hitzigen Fieber befallen und am 25. Juli Morgens um fünf Uhr starb er, das Land, welches ihm anvertraut war, und insbesondere das so wichtige Geschäft der Uebersendung der Kriegsbedürfnisse nach Sicilien ohne Obsorge und in Verwirrung zurücklassend.

Statt in so schwieriger Lage sich nichts vor Augen zu halten als des Kaisers Dienst, ergingen nach dem Tode des Grafen Gallas die beiden höchstgestellten Militärpersonen in Neapel, die Grafen Carafa und Atalaya sich in erbitterten Streitigkeiten wider einander und über ihre gegenseitigen Befugnisse. Der Kaiser aber, um diesem so schädlichen Zwiespalte ein Ende zu machen, berief den General der Cavallerie Grafen Carafa nach Wien, übertrug das Truppencommando in Neapel dem Feldzeugmeister Freiherrn von Wetzel, und ernannte zum Vicekönig daselbst den Bischof von Olmütz, Cardinal Wolf von Schrattenbach, Protector der deutschen Nation und der kaiserlichen Erblande am heiligen Stuhle.

Es begreift sich leicht, daß die Stimmen, welche sich schon gegen die Entsendung des Grafen Gallas nach Neapel erhoben hatten, auch nicht für diejenige Schrattenbachs sein konnten. Aber sie schienen kein Gewicht mehr am Kaiserhofe, wenigstens nicht in Dingen zu haben, welche die ehemals spanischen Länder in Italien betrafen. So blieb ihnen denn nichts übrig, als sich in dasjenige zu fügen, was sie nicht zu ändern vermochten.

Unter so widrigen Verhältnissen war es ein Glück für Mercy, daß auserlesene Truppen unter seinem Befehle standen, und die Generale und

Oberoffiziere, welche ihm beigegeben waren, zu den besten des kaiserlichen Heeres gehörten. Außer dem braven Zumjungen, dessen Werth Mercy immer mehr schätzen lernte, je länger er mit ihm zu thun hatte, dienten noch die Feldmarschallieutenants Graf Georg Olivier Wallis und Freiherr von Seckendorff in Mercy's Heere.

Wallis war ein Enkel jenes Olivier Freiherrn von Wallis, der als kaiserlicher Generalfeldwachtmeister gegen Gustav Adolph von Schweden bei Lützen fiel, der älteste Sohn jenes Georg Wallis, welcher dem Blutgerichte zu Eperies präsidirte und drei Jahre später vor Mainz blieb. Obgleich ihm, wie Mercy, Vater und Großvater auf dem Schlachtfelde gefallen waren, so schreckte das doch den jungen Olivier Wallis nicht ab, sich frühzeitig dem Waffendienste zu widmen. Im Successionskriege kämpfte er in Italien, ging im Jahre 1707 nach Neapel und focht dann unter Eugen die großen Türkenschlachten mit. Wallis galt nicht nur für einen unerschrockenen Kriegsmann, sondern für einen höchst unterrichteten Offizier, der insbesondere im Geniewesen als eine Autorität angesehen ward.

So großer Achtung das militärische Wissen des Grafen Wallis sich erfreute, so wenig beliebt war er jedoch im Heere und bei Allen, die mit ihm zu thun hatten. Denn die herrische, verletzende Art, mit der er seine Untergebenen behandelte, die Unverträglichkeit gegen seines Gleichen, der störrische Sinn, den er gegen die Befehle seiner Oberen an den Tag legte, sie waren nicht geeignet ihm Freunde zu erwerben. Er gehörte zu denen, die man verwendete, weil man ihrer bedurfte, hinsichtlich deren man aber froh war, nicht in zu nahe Berührung mit ihnen zu gerathen [20]). Auch dem Prinzen Eugen war Wallis nicht angenehm; um so größere Stücke hielt er auf den Waffengenossen des Grafen Wallis, den Feldmarschalllieutenant Freiherrn von Seckendorff.

Friedrich Heinrich von Seckendorff, einem alten fränkischen Adelsgeschlechte entsprossen, ein Neffe des bekannten Veit Ludwig von Seckendorff, brandenburgischen geheimen Rathes und Kanzlers der Universität zu Halle, wurde, da er den Vater bald verlor, von seinem Oheim auf's sorgfältigste erzogen. Obgleich der junge Seckendorff schon frühzeitig große Lust zum Kriegshandwerke zeigte, wurde doch seinem Unterrichte viele Aufmerksamkeit zugewendet. Als er daher zuerst in den Niederlanden unter König Wilhelm III., dann bei der Reichsarmee des Markgrafen Ludwig

von Baden, und endlich unter brandenburgischen Fahnen Kriegsdienste that, war er in wissenschaftlicher Bildung fast allen Offizieren weit überlegen. Dieser Umstand und der ungemessene Ehrgeiz, der ihn trieb, jeden Anlaß aufzusuchen, welcher zur Auszeichnung sich darbieten konnte, beschleunigten seine Laufbahn. So kämpfte Seckendorff am Schellenberge, bei Höchstädt, bei Ramillies und Oudenarde, und wohnte all den glorreichen Feldzügen Eugens und Marlboroughs in den Niederlanden bei.

Hier hatte Eugen Gelegenheit, Seckendorff genau kennen zu lernen, und schon damals beschäftigte sich der Prinz, welchem außerordentlich viel daran lag, Offiziere von hervorragenden Kenntnissen in kaiserliche Militärdienste zu ziehen, mit dem Gedanken, Seckendorff für dieselben zu gewinnen. Doch rieth er ihm selbst, das Anerbieten des Königs von Polen nicht auszuschlagen, welcher ihn im Jahre 1708 als Generalmajor in sein Heer berief [21]). Auch in dieser Stellung diente Seckendorff fortan in den Niederlanden, später, zum Generallieutenant befördert, bei der Eroberung von Stralsund. Nun kam Seckendorff neuerdings auf seinen Lieblingswunsch zurück, in kaiserlichen Kriegsdienst aufgenommen zu werden. Zu Anfang des Jahres 1717 vermittelte Eugen Seckendorffs Eintritt in denselben [22]). Der neue Feldmarschalllieutenant wohnte dem folgenden Feldzuge wider die Türken bei und wurde dann, noch von Ungarn aus, nach Süditalien gesendet, um daselbst gegen die spanischen Truppen zu kämpfen [23]).

Es ist ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß so viele der Männer, deren Namen auf den trübsten Seiten der österreichischen Geschichte verzeichnet stehen, zu der Zeit, von welcher jetzt die Rede ist, in Sicilien wider den alten Feind des Hauses Oesterreich stritten. Mit Mercy war dieß der Fall, der fünfzehn Jahre später in der Schlacht bei Parma das Leben ließ, mit Wallis, Seckendorff und Neipperg, welchen der unglückliche Ausgang der Türkenfeldzüge Schuld gegeben wird, die dem Tode des Kaisers Karl VI. vorhergingen. Noch ein fünfter, Schmettau, gesellte sich zu ihnen, der gleichfalls in den Tagen jener Kämpfe wider die Pforte in traurigster Weise bekannt wurde. Damals aber waren sie Alle, nur Mercy ausgenommen, noch in den Anfängen ihrer Laufbahn. Jeder aus ihnen galt für einen äußerst verwendbaren Offizier, und es zeigte sich wieder an ihrem Beispiele, wie schon so oft, daß derjenige, der unter der Leitung

Anderer die ersprießlichsten Dienste leistet, in selbstständiger Stellung und an der Spitze eines Heeres die von ihm gehegten Erwartungen gar oft nicht zu rechtfertigen vermag.

Nahezu drei Wochen hatte Mercy gebraucht, um sich mit allen Erfordernissen so weit zu versehen, daß er hoffen konnte, dem Feinde mit glücklichem Erfolge zu Leibe gehen zu können. Am 17. Juni 1719 setzte das kaiserliche Heer sich aus seinem Lager bei Limmeri in Marsch. Nach einem dreitägigen mühseligen Zuge durch eine felsige Gebirgsgegend, schmachtend unter den glühenden Strahlen der sicilischen Sonne, erreichte Mercy endlich die Höhen von Tre Fontane, von wo er die Spanier in der Ebene von Francavilla gelagert sah. Ein Freudenruf ertönte bei diesem Anblicke durch die Reihen der Soldaten, welche der bisherigen Zögerungen müde, dem Kampfe sich entgegensehnten. Am nächsten Morgen fand derselbe statt, jedoch ohne das gewünschte Ergebniß herbeizuführen. Obgleich Mercy und seine Generale weder sich noch ihre Truppen schonten, obgleich die letzteren mit ruhmwürdiger Tapferkeit stritten, gelang es doch nicht, die Spanier aus ihrer verschanzten Stellung zu vertreiben. Mercy mußte den Rückzug antreten. Er that dieß, zwar selbst nicht unbedeutend verwundet, mit so achtunggebietender Haltung, daß der Marquis de Lede es nicht wagte ihn zu verfolgen.

Bei Motta nahm nun Mercy eine günstige Stellung, den noch immer zu Francavilla befindlichen Feind beobachtend und auf eine passende Gelegenheit zu erneuertem Angriffe lauernd. Aber die rastlose Anstrengung, mit welcher er seinen Feldherrnpflichten oblag, hatte zur Folge, daß Mercy am 11. Juli 1719 von einem ähnlichen schlagartigen Anfalle heimgesucht wurde, wie derjenige war, der ihn vor zwei Jahren im Lager vor Belgrad getroffen hatte. Zwei Stunden hindurch lag er wie todt da, und obgleich er dann wieder zum Bewußtsein kam, so war er doch völlig erblindet. Da er in solchem Zustande seinen Posten nicht länger auszufüllen vermochte, so übergab Mercy dem Feldzeugmeister von Zumjungen, der sich die ganze Zeit hindurch nicht etwa wie ein zurückgesetzter Nebenbuhler, sondern wie ein hülfreicher Freund gegen ihn benommen hatte, das Commando, und ließ sich nach Reggio bringen [24]).

Noch war die Nachricht von dem resultatlosen Treffen bei Francavilla nicht nach Wien gelangt, als Eugen schon die Ueberzeugung gefaßt hatte, in

der bisherigen Weise und mit den Mitteln, welche dem Grafen Mercy jetzt zu Gebote standen, werde die Vertreibung der Spanier aus Sicilien sich nicht bewerkstelligen lassen. Kaum traf daher Mercy's Vorschlag ein, daß die Expedition nach Sardinien einstweilen aufgeschoben und das dorthin bestimmte Armeecorps nach Sicilien geschickt werden solle, um sich erst nach Eroberung dieser Insel mit gesammter Heeresmacht nach Sardinien zu wenden, so pflichtete Eugen sogleich diesem Antrage bei. Der Feldmarschall-lieutenant Graf Bonneval, welcher die nach Sardinien zu entsendenden Truppen commandiren sollte, erhielt Befehl, seine noch in der Lombardie befindlichen Streitkräfte auf die Stärke von zehntausend Mann zu bringen, sie nach Genua zu führen und dort zur Einschiffung nach Sicilien bereit zu halten.

Es gab im Anfange des verflossen Jahrhunderts nur wenige Menschen, welche die öffentliche Aufmerksamkeit in höherem Grade auf sich zogen, als es mit dem Grafen Alexander Bonneval der Fall war. Nicht durch seltene Eigenschaften des Geistes, nicht durch große kriegerische Thaten geschah dieß, obwohl man ihm eine gewisse militärische Auszeichnung nicht absprechen konnte, sondern durch ein keckes, herausforderndes Wesen, welches sich immer in den Vordergrund stellte, in großsprecherischer Selbstvergötterung die eigenen Verdienste pries, und seine Excentricität für hervorragende Leistungen ansehend, auch der übrigen Welt das gleiche Urtheil aufdringen wollte. Ohne sittliche Grundsätze, meineidig nicht nur dem kriegerischen Banner, welchem er zugeschworen, sondern Allem, dem er Treue gelobt hatte, seinen Glauben nicht ausgenommen, einem thörichten, selbstgeschaffenen Phantom der Ehre nachjagend und gleichzeitig alles dasjenige mit Füßen tretend, was in der Wirklichkeit den Mann von Ehre ziert, so war Bonneval. Die wahrhaft erbärmliche Aeußerung, welche in einem seiner Schreiben an Eugen enthalten ist, daß er weit entfernt sei von jener Liebe zum Vaterlande, welcher das gemeine Volk sich hinzugeben pflege, charakterisirt ihn völlig [25]).

Wie Eugen selbst, wie die längst von der Erde geschiedenen Prinzen von Commercy und Vaudemont im österreichischen Heere den Adel Frankreichs von seiner glänzendsten Seite repräsentirten, so kann Bonneval als der Vertreter alles desjenigen angesehen werden, was an dem französischen Edelmanne des vorigen Jahrhunderts Verwerfliches war.

Im Jahre 1675 zu Limoges in Frankreich geboren und einer der vornehmsten Familien des Landes angehörend, trat Bonneval schon als eilfjähriger Knabe in die Marine. „Was soll uns dieses Kind?" fragte der nachmals so berühmte Admiral Tourville, als er auf einer Inspektionsreise in Toulon eingetroffen, Bonnevals ansichtig ward. „Ich werde es „nach Hause entlassen."

„Man sendet keinen Bonneval nach Hause!" war die kecke Antwort des Knaben. In England oder in Deutschland wäre hierauf wahrscheinlich eine empfindliche Strafe gefolgt, und dadurch der trotzige Hochmuth des kleinen Seemannes im Keime erstickt worden. In Frankreich sah man die schnelle Widerrede als ein Zeichen von Geistesgegenwart an, und die augenblickliche Beförderung zum Schiffsfähnrich war die Belohnung dafür. Konnte es da Wunder nehmen, daß diejenige Eigenschaft, welche an dem Knaben zuerst bemerkt und ausgezeichnet worden war, die Widersetzlichkeit gegen seine Oberen, sich schneller als jede andere in ihm entwickelte?

Ein Duell mit einem seiner Vorgesetzten hatte Bonnevals Ausscheiden aus der französischen Marine zur Folge. Er trat hierauf in die Garde und befehligte bei dem Ausbruche des spanischen Erbfolgekrieges bereits ein Regiment in Italien. Die Verbindungen seiner Familie hatten ihm diese Beförderung verschafft, und er zeigte sich derselben nicht unwürdig. Von seltenem Heroismus seiner Thaten, die Eugens Bewunderung erregt und ihm in dem Obersten Bonneval einen ebenbürtigen Gegner gezeigt haben sollen, weiß jedoch Niemand als Bonneval selbst sammt denjenigen zu melden, welche seine Memoiren als untrügliche Geschichtsquellen benützten.

Aber auch in seiner neuen Stellung war Bonnevals Bleiben nicht von Dauer. Die wahrhaft räuberische Habgier, mit der er durch jedwedes Mittel den Bewohnern der Gegenden, in welchen er stand, so wie den eigenen Soldaten und dem französischen Staatsschatze Geld abzupressen suchte, hatte einige scharfe Rescripte des damaligen französischen Kriegsministers Chamillart an Bonneval zur Folge. Er antwortete damit, daß er dem Minister vorwarf keiner vornehmen Familie anzugehören. Als ob einer seiner Standesgenossen, wenn er nichts als seine Pflicht vor Augen gehabt hätte, anders gegen ihn gehandelt haben würde.

Das Zerwürfniß mit dem französischen Kriegsminister bewirkte, daß Bonneval seine Fahne verließ und in die Dienste des Kaisers trat, gegen dessen Heere er bisher gekämpft hatte. Zur Strafe seiner Desertion wurde er zu Paris auf dem Grèveplatze im Bildnisse gehängt.

Bonneval machte nun großentheils unter Eugens unmittelbarer Führung den spanischen Successionskrieg mit. Auch zu dem Kampfe wider die Türken folgte er dem Prinzen in's Feld und wurde in der Schlacht bei Peterwardein schwer verwundet [26]). Nach dem Ausbruche des Krieges in Italien erhielt er auf Eugens Verwendung das Commando des anfänglich nach Sardinien bestimmten Armeecorps. Denn der Prinz mochte ihn wohl leiden, und das lebhafte, geistreiche Gespräch Bonnevals, seine große Belesenheit, seine Kenntniß Frankreichs und des Hofes von Versailles, worüber Eugen sich gern unterhielt, machten ihm dessen Gesellschaft angenehm. Er überhäufte ihn mit Gunstbezeigungen und hatte ihm erst vor Kurzem in Frankreich Begnadigung und Erlaubniß zu einer Reise dorthin erwirkt. Wie Jener ihm dafür dankte, wird die Folge lehren.

Während Bonneval seine Truppen zusammenzog, um sie nach Sicilien zu führen, hatte Zumjungen ein Unternehmen auf Francavilla als unausführbar erkannt und sich mit seinem Heere zur Vollziehung eines andern Vorhabens gewendet. Es war dieß die Belagerung von Messina. Am 16. Juli brach Zumjungen dorthin auf. Vier Tage später traf er vor Messina ein und begann allsogleich den Angriff gegen die Stadt. Schon am 9. August ergab sie sich; am 13. folgten die Castelle Matta, Griffone und Castellazzo. Die Citadelle, welche mit einer starken spanischen Besatzung versehen war, hielt standhaft aus. Graf Mercy, mit dessen Gesundheit es sich wieder gebessert hatte, traf neuerdings bei seinen Truppen ein, und eröffnete nun die Laufgräben gegen die Citadelle von Messina. Der kaiserliche Generalfeldwachtmeister Samuel Freiherr von Schmettau leitete die Angriffsarbeiten. Von Seckendorff dem Prinzen Eugen dringend empfohlen [27]), war er im Monate März dieses Jahres aus polnisch-sächsischem Dienste in den des Kaisers übernommen worden. Er rechtfertigte diese Wahl durch ein Benehmen, welches Mercy, seinen eigenen Worten nach, nicht genug zu beloben im Stande war [28]). Auch andere Offiziere, wie die Obersten Freiherrn von Neipperg und Bettendorff wurden von Mercy lebhaft gerühmt [29]).

Trotz der Anstrengungen dieser wackeren Männer ging jedoch die Belagerung der Citadelle von Messina nur langsam von Statten. Die Verwirrung, die zu Neapel herrschte, und welche Schuld war, daß Mercy fast ganz ohne Zufuhren gelassen wurde, muß als die Hauptursache davon angesehen werden [30]).

Auch die üble Stimmung der Sicilianer gegen die kaiserlichen Truppen blieb nicht ohne Einfluß hierauf. Mercy behauptete, daß diese Abneigung nicht die Wirkung eines Widerwillens gegen die Herrschaft der Deutschen, denn diese würde den Sicilianern willkommen sein, sondern daß sie die Folge der geringen Meinung sei, welche man in Sicilien von den am Wiener Hofe befindlichen Spaniern hege. Eher als in ihre Hände zu fallen, was ja doch bevorstehe, sobald das Land vom Kaiser beherrscht werde, wolle man wie früher der spanischen Krone selbst unterthan bleiben [31]).

Durch nachsichtige Behandlung, so hoffte Mercy, werde die Gesinnung der Sicilianer gegen den Kaiser sich doch wohl noch ändern lassen. Eugen stimmte ihm hierin mit Lebhaftigkeit bei, und empfahl ihm dieselbe schon jetzt gegen die Einwohner von Messina zu üben. Denn durch Rauheit und Härte würden nicht nur sie selbst, sondern auch die übrigen Bewohner des Landes in ihrer feindseligen Stimmung noch hartnäckiger gemacht werden [32]).

Mit Ungeduld harrte Graf Mercy der Ankunft des Hülfscorps entgegen, welches ihm Bonneval von Genua aus zuführen sollte. Durch seinen Beistand hoffte er nicht nur die Belagerung der Citadelle schneller zu Ende zu bringen, welche fortwährend entschlossenen Widerstand leistete; er rechnete auch darauf, die Schaaren bewaffneten Landvolkes, die jede Zufuhr, welche nicht zur See herbeikam, ganz unmöglich machten, zu Paaren zu treiben. Aber Bonneval war wieder einmal in heftigen Streit mit seinem Vorgesetzten, dem Grafen Colloredo, verwickelt, welcher nach dem Tode des Fürsten von Löwenstein zu des Kaisers Statthalter in Mailand ernannt worden war. Ein strenges Rescript des Hofkriegsrathes wies Bonneval in seine Schranken zurück [33]). Doch konnte dasselbe noch nicht in seine Hände gelangt sein, als er am 28. September 1719 zu Genua die Einschiffung vollzog. Zehntausend Mann zählte das Corps, welches mit ihm an Bord ging.

Am 8. Oktober 1719 landete Bonneval mit seinen Truppen an der sicilischen Küste. Zehn Tage später ergab sich die Citadelle von Messina nach wahrhaft ruhmvoller Vertheidigung, wie denn die spanischen Truppen

während dieses Feldzuges auf Sicilien eine Tapferkeit zeigten, welche einer längst entschwundenen Zeit würdig war und die man ihnen gar nicht mehr zugetraut hatte. Der Besatzung der Citadelle von Messina wurde freier Abzug zugestanden, und unter englischer Escorte segelte sie nach Spanien zurück. Feldmarschallieutenant Graf Olivier Wallis ward zum Commandanten von Messina ernannt.

Es kann nicht gesagt werden, daß nach dieser Eroberung Mercy's Unternehmungen auf Sicilien glücklicher von Statten gingen als früher. Heftige Streitigkeiten mit Bonneval, der sich weder Mercy's, noch Zumjungens Commando unterordnen wollte, bildeten den Anfang neuer Widerwärtigkeiten. Bonneval weigerte sich zuzugeben, daß das Corps, welches er nach Sicilien geführt hatte, von Mercy zertheilt und dorthin verwendet wurde, wo der letztere es für gut hielt. Eugen jedoch, an den die Streitenden sich wandten, gab, wie es sich wohl von selbst verstand, dem Grafen Bonneval vollkommen Unrecht, und derselbe wurde neuerdings unbedingt an Mercy's Befehle gewiesen [34]). Aber auch dem letzteren konnte Eugen einigen Tadel nicht ersparen. Die Heftigkeit seines Auftretens wurde gerügt, die Aufrechthaltung möglichst guten Einvernehmens mit den Untergebenen und eine humane Behandlung derselben dringend empfohlen, seine ewige Klage wegen Unzulänglichkeit der Zufuhren aber mit einer Hindeutung auf die Spanier beantwortet, welche ohne alle Hülfe von Außen sich aus dem Lande selbst zu erhalten wüßten. Mercy solle ein Gleiches thun, denn unmöglich sei es, die Erhaltung der ganzen sicilischen Armee dem Königreiche Neapel aufzubürden [35]).

Unter so mißlichen Verhältnissen konnte es nur erfreulich sein, daß endlich Ereignisse eintraten, welche dem verderblichen Kriege in Sicilien in anderer Weise als durch die Gewalt der Waffen ein Ende machten. Alberoni's plötzlicher Sturz, seine Verbannung aus Spanien, König Philipps Beitritt zur Quadrupelallianz änderten völlig die Lage der Dinge. Spanien versprach, binnen sechs Monaten die Räumung Siciliens und Sardiniens zu vollziehen. Auf einem Congresse, der nach Cambray zusammenberufen werden sollte, beabsichtigte man die noch zu lösenden Fragen zu friedlicher Entscheidung zu bringen.

Trotz der Vertragsbestimmung, welche getroffen war, um der Fortdauer des Kampfes auf einmal ein Ende zu machen, schienen sich die

Feindseligkeiten auf Sicilien noch verlängern zu sollen. Standhaft weigerte sich der Marquis de Lede, auf die ihm von Mercy vorgeschlagene Uebereinkunft wegen Räumung der Insel einzugehen. Denn ihm fehlten die Vollmachten hiezu, und nur einen Waffenstillstand wollte er abschließen, auf welchen sich wieder Mercy nicht einließ. Der letztere glaubte vielmehr die Operationen fortsetzen zu müssen, und so geschah es, daß beide Armeen unweit Palermo einander gegenüber standen, zum Schlagen bereit, wozu es ohne Zweifel binnen Kurzem gekommen wäre. Da sandte plötzlich der Marquis de Lede einen Parlamentär an Mercy mit der Nachricht ab, er habe die längst erwartete Ermächtigung endlich erhalten. Ein Waffenstillstand war die Folge davon, und am 6. Mai 1720 wurde zwischen dem Grafen Mercy, dem Admiral Byng und dem Marquis de Lede ein Vertrag unterzeichnet, durch welchen der letztere sich zur Räumung Siciliens anheischig machte. Zwei Tage später kam ein ähnlicher Tractat in Bezug auf Sardinien zu Stande.

Noch vor Ablauf des Monates Mai verließen die spanischen Truppen die Insel Sicilien, welche nunmehr von den kaiserlichen Streitkräften völlig in Besitz genommen wurde. Bonneval, dem seine dringende Bitte, das Gouvernement von Messina zu erhalten, nicht gewährt worden war, führte sein Armeecorps nach der Lombardie zurück. Auch Mercy kehrte aus Sicilien, wo er in jedem Sinne des Wortes gar viel gelitten hatte, heim nach Temeswar, und trat die Verwaltung des Banates wieder an, welche er durch eine Reihe von Jahren zum höchsten Flor des ihm anvertrauten Landes führte. Siciliens Regierung fiel dem kaiserlichen Vicekönige Herzog von Monteleone anheim, einem gutmüthigen und wohlwollenden Manne, welchem jedoch die nöthige Befähigung zu einem so schwierigen Posten mangelte. Hiezu kam noch sein Alter und die Gewohnheit des Wohllebens, welcher er seit langer Zeit ergeben war, so daß die Leitung der Geschäfte völlig auf die vier oder fünf Individuen seiner Umgebung, lauter Spanier überging, von welchen der Vicekönig sich gänzlich lenken ließ [36]).

Unter solchen Umständen erschien es Eugen noch dringender nöthig, den kaiserlichen Truppen in Sicilien einen Obercommandanten zu bestellen, welcher durch seine Tüchtigkeit die Gebrechen minder schädlich machen sollte, die dem Haupte der Regierung anklebten. Denn Sicilien sei, so bemerkte

Eugen dem Kaiser, die Vormauer all der italienischen Länder, welche dem Scepter des Hauses Oesterreich gehorchten. Nach allen Seiten hin liege die Insel offen da, und ihre weite Entfernung von des Kaisers Erbstaaten mache eine Hülfeleistung für sie ungemein schwierig. Die üble Stimmung des Adels und des Landvolkes verschlimmere noch die Stellung der kaiserlichen Truppen daselbst. Es müsse also ein General gewählt werden, welcher nicht nur das Kriegshandwerk aus dem Grunde verstehe, sondern auch Klugheit und gewinnendes Benehmen besitze, der thätig, herzhaft und entschlossen sei, das Land und seine Bewohner vollkommen kenne, mit ihnen umzugehen wisse und insbesondere einem etwaigen Aufstande mit Umsicht und Kraft zu begegnen im Stande sei.

Niemanden kenne er, fuhr der Prinz fort, welcher alle diese Eigenschaften in reicherem Maße in sich vereinige, als der Feldzeugmeister Freiherr von Zumjungen. Zwei Dinge ständen jedoch seinem Verbleiben in Sicilien entgegen: sein eigener Wunsch, indem er dringend begehre, die Insel verlassen zu dürfen, und sein protestantisches Glaubensbekenntniß, welches in einem so streng katholischen Lande leicht Anstoß erregen könnte. Es müsse also an die übrigen Generale gedacht werden, und da kämen Bonneval, Seckendorff und Olivier Wallis in Betracht. Der Erstere sei jedoch ein Ausländer, während es wünschenswerth erscheine, nur in die Hände eines Unterthans des Kaisers einen so wichtigen Posten zu legen. Seckendorff gehöre gleich Zumjungen dem protestantischen Glaubensbekenntnisse an, und so bleibe nur Wallis übrig, welcher auch seiner Kriegserfahrung und seines Eifers wegen dieser Stelle, die er noch überdieß lebhaft wünsche, nicht unwürdig erscheine [37]).

Es ist gewiß auffallend, daß Eugen, welchem man nach der bis jetzt über ihn verbreiteten Meinung eher zugetraut hätte, derlei Dinge etwas leicht zu nehmen, Anstoß nahm, einem Protestanten das Obercommando in Sicilien anzuvertrauen, während der Kaiser, den man so gern der Bigotterie anklagt, hierin kein Hinderniß sah, Zumjungen diese Stelle zu übertragen. Dieß beweist nur, daß man den Kaiser wie den Prinzen auch in dieser Beziehung irrig beurtheilt hat. Auf Karls persönliches Verlangen geschah es, daß Eugen den Feldzeugmeister von Zumjungen anging, den nach Mercy's Abreise übernommenen Oberbefehl in Sicilien auch fortan zu behalten [38]).

Die höchste Aufmerksamkeit verdiente, nach Eugens Ansicht, die Citadelle von Palermo, durch welche, wie der Prinz sich ausdrückte, „diese „volkreiche, weit ausgedehnte Hauptstadt, deren Einwohner sehr unruhig, „der deutschen Herrschaft abgeneigt und Neuerungen besonders zugethan sind, „im Zaume gehalten werden muß, und daher einer starken Garnison von drei „bis viertausend Mann unter dem Commando eines tapferen und wohlerfah„renen Generals bedarf." Da sich überdieß die Citadelle in schlechtem Zustande befand, so brauchte sie einen Commandanten, welcher dieß in passender Weise abzuändern verstand. Eugen erklärte sich lebhaft dagegen, daß, wie der Kaiser wollte, dem Spanier Girolamo Pignatelli die Citadelle von Palermo anvertraut werde. Er schlug hiezu den Grafen Ottokar Starhemberg vor, einen von Guido's Neffen, „einen erfahrenen, umsichtigen und „treuen Mann," während sich für Pignatelli schon irgend etwas anderes werde finden lassen.

So wie das Commando zu Palermo in Starhembergs Hände, so wurde das zu Syrakus in diejenigen des Generalfeldwachtmeisters Grafen Diesbach gelegt, eines Schweizers, welcher sich sowohl in seiner früheren militärischen Laufbahn, als insbesondere in dem letzten sicilischen Kriege ungemein tapfer verhalten hatte. Wallis erhielt die Stelle eines Gouverneurs von Messina [39]), in der Citadelle dieses Platzes aber befehligte der brave Oberst Fellner von Feldegg, des Regimentes Königsegg wackerer Commandant. Zufrieden, dieß erreicht zu haben, widersprach Eugen nicht, daß alle die Spanier, welche dem Kaiser so sehr am Herzen lagen, mit den Commando's in den minder wichtigen sicilischen Plätzen betraut wurden. Doch sorgte der Prinz weislich dafür, daß Jeder aus ihnen einen verläßlichen deutschen Platzoffizier an die Seite erhielt.

Zweites Capitel.

Die Vorgänge, welche sich auf die Abberufung des Feldmarschalls Daun aus Neapel und die Ernennung des Grafen Gallas so wie des Cardinals Schrattenbach zu dessen Nachfolgern bezogen, zeigten deutlich, wie sehr damals Eugens Einfluß am Wiener Hofe gesunken war. Seine Stimme, welcher durch so lange Zeit Alles gelauscht hatte als der ersten im Rathe des Kaisers, sie erhob sich zwar noch mit gleichem Nachdrucke dort, wo es das Wohl desjenigen galt, welchem Eugen diente. Aber das Wort, das er sprach, wurde nicht mehr mit gleichem Eifer befolgt, und Andere waren es, welche sich der Gunst des Monarchen und seines Zutrauens bemächtigt hatten. So weit war es damit gekommen, daß Eugen selbst diejenigen, die in Wien etwas zu erlangen suchten, insbesondere wenn es sich um die italienischen Besitzungen des Kaisers handelte, an die Personen wies, welche die spanische Partei am Hofe bildeten. So hatte er den Grafen Mercy, als er mit dem ihm eigenen Ungestüm auf Uebersendung von Geld und Kriegsbedürfnissen nach Sicilien drang, durch Neipperg bedeuten lassen, er möge sich bestreben, die Spanier und Alle, die zu ihnen hielten, nicht zu verletzen und im besten Einvernehmen mit ihnen zu bleiben. Denn wenn auch die größte Berechtigung zu irgend einem Verlangen vorhanden sei, wenn die Sache auch durch das öffentliche Wohl dringend geboten erscheine, so vermöge sie doch immer nur auf diesem Wege erreicht zu werden. Versuche man es einen andern einzuschlagen, so habe man nur Haß und Verfolgung zu erwarten [1]).

Eugen hatte um so größeres Recht zu solcher Warnung, als er aus eigener schmerzlicher Erfahrung wußte, wie weit diese Partei zu gehen im Stande sei. Er hatte es empfunden, wie keck sie in ihren Angriffen, in ihren Verläumdungen war, und mit welcher Schlauheit sie durch täglich wiederkehrende Einflüsterungen ein Vertrauen zu untergraben wußte, welches man kurz zuvor als unerschütterlich hätte ansehen sollen.

Gewiß ist es eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Geschichte jener Tage, den fast unglaublichen Wechsel zu beobachten, welchem das Verhältniß Eugens zu Karl VI. unterworfen war. Anfangs in höchster Gunst bei dem Kaiser, sehen wir wie der Prinz mehr und mehr an Einfluß bei demselben verliert. Bald kommt es so weit, daß es sich um die Entfernung desjenigen vom Hofe handelt, welchem das Kaiserhaus die Rettung aus den furchtbarsten Gefahren, welchem es, um es mit einem Worte zu sagen, Alles verdankte. In dem Augenblicke aber, als Eugens Feinde am Zielpunkte ihrer Bestrebungen zu stehen glaubten, wird durch des Prinzen entschlossenes Benehmen die Katastrophe herbeigeführt, welche alle ihre Plane zertrümmert. Und von nun an erhöht sich das Zutrauen des Kaisers zu Eugen wieder, das frühere Freundschaftsverhältniß zwischen beiden befestigt sich mehr und mehr, und in der zweiten Hälfte der Regierungszeit Karls ist Eugens Einfluß so mächtig, daß er fast ein unumschränkter genannt werden kann.

Bekannt sind die Worte, welche man dem Prinzen in den Mund legt, Leopold sei sein Vater, Joseph sein Bruder, Karl aber sein Herr gewesen. Ohne die Echtheit dieses Ausspruches geradezu verneinen zu können, muß doch derselbe nach demjenigen, was sich bis jetzt über das Verhältniß des Prinzen zu den drei Kaisern, denen er diente, erforschen ließ, als höchst unwahrscheinlich bezeichnet werden. Nicht als ob es bestritten werden sollte, daß Eugen an Leopold einen Vater, an Joseph einen Bruder besaß. Aber in seinen Beziehungen zu Karl war nichts, was die Stellung eines Dieners zu seinem Herrn kennzeichnete. Während von Kaiser Leopold nur ein einziges, von Joseph nur wenige vertrauliche Schreiben an Eugen vorhanden sind [2]), findet sich deren von Karls Hand eine außerordentlich große Anzahl. Und was mehr beweist als dieß, sie sind in einem Tone so dankbarer Verehrung, so herzlicher Vertraulichkeit abgefaßt, mit Zeichen so lebhafter Sorge für Eugens Wohlergehen erfüllt, daß von einer herrischen Weise des Ausdruckes oder des Benehmens gegen den Prinzen auch nicht die leiseste Spur darin zu entdecken ist.

Noch als Karl sich in Spanien befand und von seiner Nachfolge auf dem Kaiserthrone die Rede nicht sein konnte, hatte er sich, wie an einem früheren Orte gezeigt worden ist, durch Wratislaws Vermittlung bemüht, ein vertrauliches Verhältniß zu Eugen herbeizuführen. Durch seines Bruders

Tod zum Herrn der österreichischen Lande geworden, war von dem ersten Augenblicke an, als sie zu Innsbruck sich wiedersahen, jede Kundgebung des Kaisers über Eugen ein Ausdruck der Zufriedenheit, des Dankes, der Zuneigung gewesen. Insbesondere während des Rastadter Friedensgeschäftes geschah dieß zu oft wiederholten Malen [3]). Es sei aus dieser ganzen Verhandlung, schrieb ihm der Kaiser, mehr als je Eugens „Vernunft, Prudenz „und Eifer" zu ersehen gewesen. „Ich bin so sehr damit zufrieden," fuhr Karl fort, „und haben Sie selbe so völlig nach meiner Intention und „meinem Interesse geleitet, daß ich mich glücklich schätze, einen solchen Die„ner zu haben, und dieß nebst Ihren anderen Leistungen kann meine Erkennt„lichkeit, Verpflichtung und Liebe, mein Zutrauen zu Euer Liebden, in so „weit es möglich, nur noch vermehren, wie ich dieß auch ferner und durch „Werke zu zeigen nicht unterlassen werde [4])."

Noch lebhafter wurden des Kaisers Dankesbezeigungen, als Eugen durch die beiden glücklichen Feldzüge wider die Türken den österreichischen Waffen den höchsten Glanz verlieh. Als die Nachricht von dem Siege bei Peterwardein zu Wien eintraf, da fand Karl keine Worte, um dem Prinzen sein Dankgefühl zu erkennen zu geben [5]). Er wisse kein anderes Mittel, so schrieb er ihm, um von seiner ihm über Alles theuren Person stets ungetrennt zu sein, als daß er ihm sein Bildniß übersende. Dieses möge, da er es leider persönlich nicht thun könne, immer bei Eugen bleiben. So oft er es ansehe, solle er daran denken, daß wie des Kaisers Bild, so auch sein Herz stets mit ihm sei, und seine Dankbarkeit gegen ihn sich niemals ändern werde. „Auch soll das Bild," fügte Karl hinzu, „Euer „Liebden erinnern, daß wenn Sie mich lieben, Sie sich nicht mehr so in „Gefahr setzen, sondern sich mir zu Liebe mehr schonen sollen, weil ich sonst „mein Bild zurückrufen und meine Freundschaft auffsagen werde [6])."

Diese letztere Bitte, daß Eugen seine eigene Person, an der ja dem Kaiser mehr als an allem Uebrigen gelegen sei, keiner Gefahr preisgeben möge, wird nun in jedem der zahlreichen Schreiben Karls in angelegentlichster Weise erneuert.

Als er den Prinzen zur Verleihung des geweihten Hutes und Degens beglückwünscht [7]), macht er ihm die zärtlichsten Vorwürfe über die fortdauernde Nichtachtung seines Lebens. „Ich bitte Eure Liebden nochmals," schreibt ihm der Kaiser, „bei Ihrer Anhänglichkeit an mich, welche Sie selbst

„eine unerschütterliche nennen, schonen Sie sich mehr, insbesondere in den „Laufgräben, wo es nicht nöthig ist, sich so sehr auszusetzen. Und wenn „dieß nichts hilft, so nehme ich mir die Freiheit, Euer Liebden zu befehlen, „mehr auf sich Acht zu haben. Sie wissen am besten, wie genau die Befehle „im Felde befolgt werden müssen. Also hoffe ich, daß Euer Liebden „auch diesem nachkommen werden, woran Sie mein Portrait und die Liebe, „die Sie für mich haben, stündlich erinnern sollen."

Eugens Kriegsglück in dem Feldzuge des Jahres 1716, der Sieg bei Peterwardein und die Einnahme von Temeswar brachten den Kaiser auf den Gedanken, Augenzeuge sein zu wollen von den glänzenden Ereignissen, welche er sich für das kommende Jahr versprach. „Ich hoffe wohl," schrieb er dem Prinzen, „daß mein einziges Verlangen wird erfüllt werden „können, von Euer Liebden auch noch den Krieg zu lernen [8])". Den ganzen Winter hindurch beschäftigte er sich mit dieser Idee. Eugen aber erklärte sich gegen ihre Ausführung, weil er wohl wußte, daß das kaiserliche Heer nicht so stark sei, um mit Bestimmtheit auf den Sieg rechnen zu dürfen. Außerdem mochte er fürchten, die Türken würden ihre Anstrengungen verdoppeln, wenn der Kaiser selbst im Feldlager anwesend wäre und die Möglichkeit obwaltete, daß er im Falle einer Schlacht in die Hände des Feindes fiele.

Höchst ungern nur fügte sich Karl dem Ausspruche des Prinzen. Und trotz scheinbarer Nachgiebigkeit kam er immer wieder von Neuem auf seinen Lieblingsplan zurück. „Ich gebe die Sache noch nicht verloren," schrieb er ihm, „und wie ich verlange und nie übel nehmen werde, daß Eure „Liebden mir aufrichtig und recht im Vertrauen Ihre Meinung schreiben, „so werden auch Sie zufrieden sein, daß ich hoffe über diesen Punkt bald „eine bessere Nachricht von Ihnen zu erhalten und Sie noch im Felde umarmen zu können, wozu ich Alles vorbereiten lasse [9])."

Auch die Bitte, sich selbst keiner Gefahr auszusetzen, wiederholte der Kaiser in jedem seiner Schreiben an Eugen. Und als ihm der Prinz die Nachricht von dem Unfalle mittheilte, von welchem Mercy vor Belgrad betroffen worden war, da fügte Karl dem Ausdrucke seines lebhaften Mitgefühles noch die Worte hinzu:

„Wie aber Euer Liebden selbst den Schaden bedauern, welchen die „Untauglichkeit oder der Verlust eines solchen Offiziers verursachen kann,

„so bitte ich Sie zu bedenken, wie viel schädlicher, ja unersetzlich für meinen „Dienst, meine Liebe und das öffentliche Wohl es wäre, wenn Ihrer Per„son das Geringste zustoßen würde. Generale sind endlich noch aufzutreiben, „aber ein Prinz Eugen, den ich so liebe und schätze, und in welchen ich allein „mein völliges Vertrauen habe, wäre für mich nicht mehr zu finden. Also „um des Eifers, den Sie für meinen Dienst zeigen, um der Liebe willen, „die Sie für mich haben, bitte und befehle ich ernstlich, Sie wollen in Allem „so viel als nur möglich auf Ihre Person Acht haben und sich mir zu Liebe „erhalten, indem Sie mir dadurch den größten Dienst thun [10])."

In eben so lebhaften, ja fast überschwenglichen Ausdrücken, wie es nach dem Siege bei Peterwardein der Fall war, sind auch die Dankesbezeigungen abgefaßt, welche der Kaiser nach der Schlacht bei Belgrad und nach dem Abschlusse des Passarowitzer Friedens an Eugen richtete [11]). Wiederholt versichert er ihn, und in Worten, welche wohl den Stempel der Aufrichtigkeit an sich tragen, seiner unveränderlichen Liebe, seiner nie versiegenden Dankbarkeit. Und so wie er ihm persönlich seine unverbrüchliche Anhänglichkeit bezeigte, so bewies er ihm auch in Staatssachen das größte Vertrauen. In allen wichtigen Angelegenheiten fragte er ihn um seine Meinung, sich bereit und begierig zeigend, dasjenige zu befolgen, was Eugen ihm rieth.

Fast unbegreiflich ist es daher, wie bei dem anscheinend so festgewurzelten Zutrauen des Kaisers zu Eugen es giftiger Verläumdung dennoch gelang, in verhältnißmäßig kurzer Zeit einen solchen Umschwung in Karls Gesinnung für den Prinzen hervorzubringen, daß er plötzlich dessen Leistungen und Bestrebungen in ganz anderem Lichte sah. Aengstliches Mißtrauen und völlige Entfremdung traten an die Stelle der früheren dankbaren Zuneigung, und der schwärzesten Plane hielt er den Mann für fähig, welchem er selbst so oft in lebhaften Worten ausgesprochen hatte, wie unerschütterlich er auf ihn baue. Um bei einem an sich so gut gearteten Charakter, wie es derjenige des Kaisers war, die Möglichkeit einer solchen Sinnesänderung zu verstehen, ist es nöthig, auch die Eigenthümlichkeiten desselben etwas näher in's Auge zu fassen.

Es ist schon bei einer früheren Gelegenheit gesagt worden, daß Karl den Gedanken nicht ertragen konnte, irgend Jemand wolle sich beikommen lassen, einen Einfluß auf ihn zu üben, welcher auch nur von ferne einer

Art von Oberleitung gleichsehe. Der Kaiser hatte daher schon von vorneherein eine gewisse Zurückhaltung gegen diejenigen, welche sich etwa hiezu durch ihre Stellung am Hofe oder im Staate für berufen hätten ansehen können. Wer aber seiner niedrigen Geburt oder seines geringen Amtes wegen den Gedanken an solche Absicht nicht aufkommen ließ, oder wer es verstand, den Kaiser glauben zu machen, daß er nichts sei, als ein gefügiges Werkzeug in seiner Hand, der konnte sicher sein, bereitwilliges Gehör bei Karl zu finden. Derlei Menschen gelang es nicht selten, Dinge bei ihm zu erreichen, welche Männer von weit höherer Stellung, von weit größerem Anspruche auf willfähriges Entgegenkommen fruchtlos zu erlangen gesucht hätten.

Eines der untrüglichsten Mittel, sich bei dem Kaiser in Gunst zu setzen, bestand darin, daß man auf seine Lieblingsneigung einging, durch Vorschläge zur Belebung des Handels und zur Hebung der Industrie sich selbst und seine Unterthanen zu bereichern. Eine Seemacht zu schaffen, schien ihm der erste Schritt zur Verwirklichung einer solchen Absicht. Schon während seines Aufenthaltes in Spanien soll er diesen Vorsatz gefaßt haben. Der Anblick der überwiegenden Macht, welche Englands und Hollands stolze Flotten diesen Reichen verliehen, während das Kaiserhaus durch den Mangel an Schiffen in jeder Unternehmung gehemmt war, brachte ihn auf den Gedanken, sich gleichfalls eine Flotte zu bauen. Sie sollte wenigstens zur Vertheidigung seiner italienischen Länder und zur Beschützung des Handels ausreichen, zu welchem er seine Unterthanen ermuntern wollte.

Unablässig mit Planen zur Gründung einer Seemacht, zur Entwicklung des Handels und der Industrie in seinen Erbländern beschäftigt, ging er auf nichts mit größerem Eifer als auf die zahlreichen Vorschläge ein, welche ihm zur Erreichung dieser Absichten gemacht wurden. Und hierin lag denn auch die verwundbare Seite der ganzen Sache. So löblich der Zweck war, welchen der Kaiser im Auge hatte, und so nutzbringend derselbe in weiser, allmäliger Ausführung geworden wäre, so schädlich wurde er oft durch die Ueberstürzung, mit welcher die verschiedensten Projekte, und zwar nach einem Maßstabe angefangen wurden, nach dem man mit den beschränkten Geldmitteln, die man besaß, die Sache nicht zu vollenden vermochte. Da man wußte, daß der Kaiser mit einer Art von Leidenschaftlichkeit jeden neuen Vorschlag erfaßte, daß es schon für ein Verdienst galt, mit einem

solchen nur überhaupt hervorzutreten, so fehlte es natürlich nicht an Planen, von deren Ausführung ihre Erfinder goldene Berge versprachen. Ungeheure Summen wurden hierauf verausgabt, und der Nutzen, den man daraus zog, war zu jener Zeit noch äußerst gering.

Denn man täuschte den Kaiser sehr, wenn man ihn glauben machte, daß er selbst nach wenig Jahren reiche Früchte seiner Bemühungen einzuernten im Stande sein werde. In einem Lande, in welchem Industrie und Handel noch so unentwickelt waren, wie damals in Oesterreich, mußten Jahrzehnte vergehen, bis sich nur irgend eine wohlthätige Wirkung der zu ihrer Entfaltung getroffenen Maßregeln verspüren ließ. Und von einem Wetteifer mit den Seemächten konnte erst in fernster Zukunft die Rede sein.

Wer jedoch dem Kaiser in diesem Sinne sprach, wurde entweder nicht gehört, oder er begegnete einer mißgünstigen Auslegung seiner Worte. Nicht die Wahrheit sah Karl in solchen Warnungen, sondern er erblickte in ihnen einen wenig versteckten Tadel seiner Handlungsweise, desjenigen was er schon in's Werk gesetzt, und noch mehr zu thun vorhatte. Er sah hierin die Absicht einer Rüge, welche ihm keiner, am wenigsten einer seiner Unterthanen, zu ertheilen habe. Er nahm also derartige Vorstellungen in einer Weise auf, daß der, von dem sie herrührten, nur selten den Muth besaß, sie ein zweites Mal vorzubringen.

Eugens Anschauungsweise war in dieser Beziehung derjenigen des Kaisers gerade entgegengesetzt. Wie fast alle Menschen, welche mit dem, was zur Zeit ihrer größten Kraftenfaltung schon vorhanden war, Bedeutendes vollführt haben, so hing auch Eugen mit großer, fast allzugroßer Vorliebe an dem Althergebrachten, dem Bestehenden, und jede Neuerung, die bei dem Kaiser, schon weil sie neu war, die willfährigste Aufnahme fand, begegnete bei dem Prinzen Anfangs einem gewissen Mißtrauen, welches nur in den seltensten Fällen nach und nach der wirklichen Erkenntniß ihrer Güte wich.

Wie tief gewurzelt Eugens Abneigung gegen das zumeist durch die Vorliebe des Kaisers hervorgerufene Auftauchen der verschiedenartigsten Vorschläge, und gegen diejenigen war, welche dieselben ersannen, beweisen am besten seine Worte. So schreibt er noch im Jahre 1727 dem Marchese Giulio Visconti Arese: „Mir genügt es, wenn Einer beginnt, als

„Projektmacher aufzutreten, um allsogleich meine frühere gute Meinung „von ihm zu verlieren. Denn ich habe meistens nur wenig Gründlichkeit „und reelles Wesen in denen gefunden, welche sich mit diesem Geschäfte „befassen [12])".

Begreiflich ist es, daß zwischen Menschen so verschiedener Denkungsart, und von denen der Eine seine Plane mit einer Leidenschaftlichkeit verfolgte, welche ruhige Ueberlegung nahezu ausschloß, leicht eine gewisse Entfremdung eintreten konnte. Um so eher geschah dieß, wenn sich Leute fanden, welche des Kaisers Hang zu solchen Neuerungen, wohl hauptsächlich um ihm zu schmeicheln und sich ihm unentbehrlich zu machen, fortwährend zu steigern und ihn zu überreden versuchten, mit seiner Regierung werde, wenn er den eingeschlagenen Weg unbeirrt verfolge, ein neuer Zeitraum des Wohlstandes und des Glückes für seine Staaten beginnen.

Zwei Männer thaten sich in solcher Bestrebung vor Anderen hervor. Sinzendorff und Perlas galten als diejenigen, die der Kaiser in Dingen, welche die Seemacht, den Handel und die Industrie angingen, am liebsten zu Rathe zog. Denn sie waren es ja, die seinen Planen am eifrigsten zustimmten und ihm stets die gern gehörte Versicherung gaben, daß von ihrer Ausführung das Heil seiner Erbländer abhänge. Eugen hingegen hielt sich völlig abseits, und es ist ein Irrthum, wenn man es seinem Vorworte zuschreibt, daß unter der Regierung Karls VI. der Grund zu der österreichischen Marine gelegt wurde. Der Prinz vermied es vielmehr sorgfältig, sich in Dinge zu mischen, welche auf das Seewesen Bezug hatten, und er spricht dieß selbst zu wiederholten Malen deutlich aus [13]). Dennoch finden sich aus den letzten Jahren seines Lebens mehrfache Eingaben des Genuesen Pallavicini, welcher damals mit der Oberleitung der kaiserlichen Marine betraut war, in denen er die Verwendung Eugens zu Gunsten seiner Anliegen und Vorschläge in Anspruch nimmt.

Es ist eben gesagt worden, daß Sinzendorff und Perlas sich der Vorliebe des Kaisers für Alles, wovon er auf das Emporblühen des Handels und der Industrie in seinen Erbländern hoffte, dazu bedienten, ihre Stellung am Hofe zu befestigen, ihren Einfluß zu vermehren. Und Sinzendorff bedurfte in der That eines solchen Mittels. Denn er war niemals in besonderer Gunst beim Kaiser. Obwohl er sich während der ganzen Regie-

rungszeit Karls VI., also fast dreißig Jahre hindurch, in der Stelle eines Obersten Hofkanzlers erhielt, so war der Kaiser doch immer, und mit Recht, von einem gewissen Mißtrauen wider ihn beseelt. Denn auf Sinzendorff ruhte der Verdacht, daß er durchaus nicht unzugänglich sei für das damals so oft in Anwendung kommende Mittel der Bestechung, durch welches fremde Mächte ihre eigenen Interessen zu fördern suchten.

Ganz anders als die Stellung Sinzendorffs war diejenige, welche Don Ramon de Vilana Perlas, Marquis von Rialp, beim Kaiser einnahm. Er erfreute sich in hohem Maße seines Vertrauens, und nur Einen gab es, der hierin Karl noch näher stand. Es war dieß Graf Michael Johann von Althan, der im eigentlichen Sinne des Wortes des Kaisers Günstling genannt werden kann.

Es soll hier nicht in Erörterung gezogen werden, in wie fern auf das Verhältniß, in welchem Althan zum Kaiser stand, die Beziehungen des letzteren zu Althans Gattin, der schönen Spanierin Pignatelli einwirkten. Gewiß ist es, daß zu der Zeit, von welcher jetzt die Rede ist, von dem Jahre 1718 angefangen bis zu Althans Tode im Jahre 1722, sein Einfluß auf den Kaiser ein unbegrenzter war. Ohne es selbst zu fühlen, that Karl dasjenige, wovor er sich am meisten scheute. Unbedingt ließ er sich von Althan leiten, so geschickt wußte dieser seine eigenen Ideen hinzustellen, als ob sie nur der Ausdruck der Gedanken des Kaisers wären.

Zu Althans Lobe muß es bemerkt werden, daß er selbst Anfangs nach nichts weniger als nach politischem Einflusse strebte. Niemand anderer als der Kaiser weckte den Ehrgeiz in ihm, indem er aus übergroßem Vertrauen in seine redliche Gesinnung ihn überall zu Rathe zog und in die Geschäfte einführte, für welche Althan weder Kenntnisse noch Talente besaß. Der Umstand, daß derselbe niemals um eine Gunstbezeigung für sich bat, machte ihn dem Kaiser, der von Bittenden förmlich umlagert war, nur um so werther. Ja Althan ging so weit darin, daß er, sei es aus Uneigennützigkeit oder aus Schlauheit, dasjenige, was Karl ihm zudachte, fast immer zurück wies, und sich nur durch langes Drängen bewegen ließ, das Dargebotene endlich doch anzunehmen.

So geschah es, als im Jahre 1716 Graf Philipp von Dietrichstein, welchen der Kaiser schon seit seiner frühesten Jugend aufrichtig geliebt hatte, starb, und durch dessen Tod die Stelle eines Oberststallmeisters erledigt

wurde. Natürlich war es, daß Karl allsogleich auf seinen Günstling Althan verfiel, ihm einen Posten zu verleihen, welcher demselben ein gewisses Anrecht gab, immer in der Nähe des Kaisers zu verweilen. Karl überredete sich, daß Niemand diesen Dienst besser verstehe als Althan, und daß daher durch dessen Ernennung Keinem ein Unrecht geschehe. Althan aber sah die Sache anders an, oder er behauptete wenigstens, daß dieß der Fall sei. Er weigerte sich, die Stelle anzunehmen, und erst den dringendsten Vorstellungen des Kaisers gelang es, die Bedenken Althans zu zerstreuen und seinen Widerstand zu beseitigen [14]).

Es ist natürlich, daß diejenigen, welche durch das Mittel der Bestechung am Wiener Hofe ihre Zwecke zu erreichen suchten, dasselbe auch bei Althan in Anwendung bringen wollten. Denn ihn gewinnen, hieß allerdings in gewissem Sinne den Kaiser selbst im Solde haben. Insbesondere war es der englische Hof, welcher zu diesem Ende große Anstrengungen machte. Die reichen Geldmittel, über welche er gebieten konnte, erleichterten ihm dieß. Dennoch zweifelte der britische Bevollmächtigte Saint-Saphorin, ob man im Stande sein werde, Althan durch Bestechung von seiner Pflicht abtrünnig zu machen. Und es mag als bezeichnend für den Geist der damaligen Zeit angesehen werden, daß außer Eugen und Starhemberg, welchen Niemand mit einem solchen Antrage sich nahen durfte, von den Männern, die damals am Hofe von Einfluß waren, Saint-Saphorin nur noch Einen nennt, den er jeglicher Bestechung für völlig unzugänglich ansah. Es war dieß des Kaisers Beichtvater, der Jesuit Dunemann, von welchem Saint-Saphorin bemerkt, daß so nützlich es auch wäre, ihn für England zu gewinnen, er doch kaum ein Mittel ausfindig zu machen wisse, durch welches er dieß zu bewerkstelligen vermöchte. Ja es müsse selbst jeder Versuch dazu als höchst gefährlich angesehen werden [15]).

Eugens Verhältniß zu der Familie Althan war in den ersten Jahren der Regierung Karls VI. ein ziemlich freundschaftliches. So hatte er, als er sich nach Futak begab, um den Feldzug zu beginnen, welcher mit der Eroberung von Temeswar endete, scherzweise den Grafen Althan zu seinem Agenten bestellt, um bei dem Kaiser und dort, wo es sonst noch Noth that, auf die Absendung von Geld und Kriegsbedürfnissen zum Heere zu dringen. „Der von Ihnen eingesetzte Agent", schreibt Karl am 15. Juli 1716 dem Prinzen, „vertritt seinen Dienst sehr fleißig und erinnert und

„drängt mich fortwährend, welches jedoch nicht nöthig ist, indem es mir „ohnehin genug am Herzen liegt."

In Eugens Briefen an den Grafen Stella, mit welchem der Prinz auf ziemlich gutem Fuße stand, geschieht auch der Gräfin Althan freundschaftliche Erwähnung. Er bittet Stella, ihn bei der Gräfin in wohlwollendes Andenken zurückzurufen und ihr für ihre wiederholte gütige Erinnerung bestens zu danken [16]). Doch ist dieß nur während des Jahres 1716 der Fall. Später kommen derlei Zeichen näherer Beziehungen des Prinzen zu der Familie Althan nicht mehr vor. Denn es war bald eine völlige Veränderung in dem Wesen des Grafen Althan vorgegangen, welche auch auf sein Verhältniß zu Eugen nicht ohne bedeutsamen Einfluß blieb.

Nur ein Mann von weit größerer Begabung, insbesondere aber von festerem und gediegenerem Charakter als Althan, hätte sich von der verderblichen Einwirkung freizuhalten vermocht, welche eine so außerordentliche Bevorzugung, wie sie ihm von Seite des Kaisers widerfuhr, nur allzuleicht hervorbringen konnte. Es hatte ohnehin schon Verwunderung erregt, daß der Glanz der Gnade des Kaisers und in Folge derselben die demüthigen Huldigungen der zahlreichen Schaar derjenigen, welche sich um seine Gunst bewarben, Althans frühere bescheidene Weise nicht eher in Hochmuth und Selbstüberhebung umzuwandeln vermochten. Nach und nach aber war dieß dennoch der Fall. Nicht daß Althan eben gesucht hätte, dem Range nach die erste Stelle am Hofe und im Staate zu erhalten. Sein Ehrgeiz machte sich, wie dieß bei Menschen von mittelmäßigen, ja geringen Fähigkeiten so oft gefunden wird, in anderer Richtung geltend. Gerade in geistiger Beziehung wollte er als der Erste erscheinen, und er begann eine tiefe Abneigung gegen den Mann zu empfinden, dessen Größe zu erreichen er niemals hoffen durfte. Es ärgerte Althan, daß es Jemanden am Kaiserhofe gab, neben welchem er selber völlig verschwand. Eugens ehrfurchtgebietendes Wesen und die Verachtung, mit welcher derselbe auf die Intriguen des Hofes herabsah, erbitterten ihn noch mehr. Von nun an war es der Zielpunkt der rastlosen Bestrebungen Althans, Eugen in den Augen des Kaisers zu schaden, und das Glück eines Mannes zu zerstören, welchem es gleichzuthun ihm Alles fehlte [17]).

Es war eine wohlbekannte Sache zu Wien, daß Eugen keine willkommenere Erholung kannte von seinen zahlreichen Geschäften, als die Ge-

sellschaft eines Kreises von Freunden, unter denen die Gräfin Batthyany, des geistvollen Hofkanzlers Strattmann gleichbegabte Tochter, den ersten Rang einnahm. Der Ton, welcher in diesem Zirkel herrschte, zog den Prinzen dermaßen an, daß er bald ein täglicher Gast war in dem Salon der Gräfin Batthyany. Er machte dort seine Partie Piquet, seine Lieblingsunterhaltung, und in vertrautem Gespräche verfloß der Rest des Abends.

So harmlos ein solcher Zeitvertreib auch dem Auge jedes Unbefangenen erscheinen mußte, so fehlte es doch nicht an Menschen, welche darin den hochwillkommenen Anlaß fanden, den Prinzen, dessen tadelloses Leben nach keiner Seite hin einen Anlaß zur Verläumdung bot, dennoch zu verdächtigen. Nicht, daß sie es unternommen hätten, den Umgang Eugens mit der Gräfin Batthyany als unmoralisch zu schildern. Durch eine solche Angabe, auch wenn sie Glauben gefunden hätte, würden sie ja niemals den Zweck erreicht haben, den sie sich vorsetzten. Sie behaupteten vielmehr, daß Eugen sich mit der Gräfin, deren Geist und Verstand Niemand in Abrede zu stellen vermochte, auch in Staatssachen bespreche. Und insbesondere frage er sie um ihre Meinung, wenn es sich um die Beurtheilung von Personen handle, welche in den öffentlichen Geschäften verwendet werden sollten. Die Gräfin sei aber der Bestechung durchaus nicht unzugänglich. So geschehe es, daß diejenigen, welche es niemals gewagt hätten, an eine Erkaufung des Prinzen als eine ganz unmögliche Sache zu denken, denselben Zweck in anderer Weise und mit weit geringerem Opfer durch die Geschenke zu erreichen wüßten, welche die Gräfin Batthyany anzunehmen sich stets bereitwillig zeige.

Althan kannte nur allzugenau das zum Mißtrauen geneigte Gemüth des Kaisers, um nicht zu wissen, daß solcher Samen bei ihm auf empfängliches Erdreich fiel. Und in der That erreichte er es bald, daß Karl seinen Worten glaubte und sich verlauten ließ, er wolle gern den Rathschlägen Eugens Rechnung tragen, wenn er nur mit Bestimmtheit wisse, daß sie auch der Ausdruck der eigenen Meinung des Prinzen seien. Er fühle sich jedoch in keiner Weise berufen, dasjenige zu vollziehen, was der Gräfin Batthyany beliebe [18]).

Solche Aeußerungen des Kaisers konnten den Grafen Althan nur ermuthigen, einen Schritt weiter zu thun auf der Bahn, welche er betreten hatte. Er stellte dem Kaiser vor, daß Eugens Macht für einen Unterthan allzugroß

sei und bereits diejenige des Monarchen verdunkle. Das edle, freimüthige Auftreten des Prinzen, welcher weit entfernt war von jeder höfischen Kriecherei, nannte er das erste Anzeichen dieser Selbstüberhebung. Ja sogar in demjenigen, was jedem Oesterreicher hätte heilig bleiben sollen, in seinen militärischen Leistungen griff er ihn an, und arbeitete darauf hin, daß ihm die Leitung des Kriegswesens entzogen werde.

Es förderte natürlicher Weise Althans Absichten in hohem Maße, daß er sich bei der Verfolgung derselben durchaus nicht vereinzelt sah. Schon seit Jahren hatten Andere, vielleicht ohne noch einen bestimmten Plan vor Augen zu haben, in gleichem Sinne gewirkt. Und es mag leicht sein, daß bereits die Verhandlungen des Rastädter Friedens der spanischen Umgebung des Kaisers Gelegenheit geboten hatten, hie und da halb versteckte Angriffe wider Eugen anzubringen. Insbesondere mochten sie Karls Mitgefühl mit dem traurigen Schicksale der Catalonier benützt haben, um leise darauf hinzudeuten, man habe sich derselben in Rastadt nicht mit jenem Nachdrucke angenommen, welchen ihre Sache verdient hätte. Aber der Kaiser besaß zu viel Scharfsinn, um nicht aus dem Gange der Verhandlungen die Ueberzeugung des Gegentheiles zu schöpfen. Die Art und Weise, in welcher er dem Prinzen zu wiederholten Malen seine höchste Zufriedenheit mit dessen Haltung aussprach, zeigt es deutlich, daß der unheilvolle Verdacht, welchen frevlerische Hände in sein Gemüth zu pflanzen sich bestrebten, damals in demselben noch nicht Wurzel gefaßt hatte.

Es dauerte nicht allzulange, bis sich eine andere günstigere Gelegenheit zu gleicher Bemühung darbot. Die Anfänge des Feldzuges 1717, insbesondere Eugens kritische Lage vor Belgrad, in welcher er von der zahlreichen Besatzung der Festung und einem weit überlegenen Heere eingeschlossen war, lieferten überreichlichen Stoff zu hämischen Ausfällen gegen den Prinzen. Man tadelte sein Betragen in schärfster, verletzendster Weise, man ängstigte das Gemüth des Kaisers durch die trübsten Vorhersagungen, und es ist lebhaft zu bedauern, daß sich in dem Bestreben, den Monarchen mit Mißtrauen wider Eugen zu erfüllen, auch solche überboten, welche des Prinzen eigentlichen Feinden, der spanischen Partei, selbst abgeneigt waren.

Daß der Oberste Kanzler von Böhmen, Graf Leopold Schlik, Eugens notorischer Gegner, in jeglicher Weise die Unzufriedenheit mit dem Prinzen

zu erregen und zu nähren versuchte, nahm Niemanden Wunder und erzielte auch keine sonderliche Wirkung. Denn Schlik war selbst im Felde so wenig glücklich gewesen, daß sein Urtheil nur geringen Eindruck hervorbringen konnte. Von größtem, ja fast entscheidendem Eindrucke war hingegen der Tadel, den Guido Starhemberg in der bitteren, sarkastischen Weise, die ihm eigen war, über Eugens Haltung aussprach.

Der eigentliche Grund der tiefen Abneigung, welche zwischen Eugen und Starhemberg bestand, ist bis jetzt mit Verläßlichkeit nicht ausgemittelt worden. Nach der Erzählung eines Zeitgenossen soll sie im Jahre 1703 ihren Anfang genommen haben. Bald nach seiner Ernennung zum Präsidenten des Hofkriegsrathes habe Eugen dem Grafen Starhemberg ein Schreiben zugesendet, welches in zu wenig verbindlichen Ausdrücken abgefaßt war. Um sich dafür zu rächen, soll Starhemberg dem Kaiser den Prinzen Eugen mit den schwärzesten Farben geschildert haben. Noch wäre kein Unheil daraus entstanden, wenn Leopold I. nicht das Schreiben Starhembergs Jemanden gegeben hätte, der es seinerseits dem Prinzen zeigte. Eugen sei hierüber so aufgebracht gewesen, daß er Starhemberg in kurzen Worten erklärt habe, er solle ihn nicht mehr als Freund ansehen und es könne zwischen ihnen fortan kein anderer Verkehr bestehen als derjenige, welchen der Dienst des Kaisers erfordere [19]).

Andere finden den Ursprung der Abneigung, die zwischen den beiden Feldherrn herrschte, in einer kleinen List, durch welche Eugen dem Grafen Starhemberg einige Beschämung zu bereiten versuchte.

Starhembergs Unerschrockenheit war überall zum Sprichworte geworden. Die Wiener sagten von ihm, er würde über ein Erdbeben nicht erschrecken, noch eine Miene verziehen, wenn der Kalenberg nach der Stadt käme, dem Stephansthurm seinen Besuch abzustatten. Eugen habe daher, durch das seinem Nebenbuhler gespendete Lob verletzt, einen Anschlag ausgedacht, durch welchen er Starhemberg endlich einmal vor den Augen zahlreicher Zeugen außer Fassung zu bringen hoffte. Bei einem großen Feste, bei welchem dem Feldmarschall ein Ehrenplatz zugedacht war, ließ der Prinz, nachdem er die nöthigen Vorsichten angewendet hatte, unweit von Starhembergs Stuhl mehrere Pöller eingraben, die auf das Zeichen eines Toastes plötzlich gelöset werden und Starhemberg doch überraschen sollten. Als der Feldmarschall das Glas an den Mund brachte um auf die

Gesundheit des Kaisers zu trinken, erfolgte mit furchtbarem Krachen die Explosion. Die Gäste glaubten es sei eine Mine entzündet worden, und sprangen auf, sich schleunigst zu retten. Guido Starhemberg aber leerte das Glas eben so unverwandt und ruhig als er es angesetzt hatte. Niemals soll er es jedoch dem Prinzen verziehen haben, daß seine Unerschrockenheit auf die Probe gestellt und an seiner Kaltblütigkeit gezweifelt worden sei [20]).

Von keiner dieser beiden Erzählungen kann ihre Unwahrheit geradezu behauptet, jede aber muß in hohem Grade als unwahrscheinlich angesehen werden. Das einzige ist mit ziemlicher Bestimmtheit anzunehmen, daß der Zwiespalt zwischen Eugen und Starhemberg wirklich im Jahre 1703 seinen Anfang nahm. Denn bis dahin, jedoch noch mehrere Monate nachdem Eugen zum Präsidenten des Hofkriegsrathes erklärt worden war, sind viele eigenhändige und höchst vertrauliche Briefe des Prinzen an Starhemberg vorhanden, während er später nur mehr amtliche Schreiben an denselben gerichtet zu haben scheint.

Die natürlichste Erklärung der feindseligen Gesinnung, welche zwischen Eugen und Starhemberg herrschte, dürfte wohl in dem tiefen Unmuthe zu finden sein, den der Letztere über die mächtige Bevorzugung empfand, die dem Ersteren zu Theil ward. So verwahrloset war der Zustand der Truppen, welche Starhemberg nach Eugens Abreise aus Italien zu Ende des Jahres 1702 daselbst zu befehligen hatte, so drückend die Geldnoth, der Mangel an Allem und Jedem, so groß Starhembergs Schmerz über den Ruin seiner braven Soldaten, deren Wohlergehen ihm so sehr am Herzen lag, daß seine Erbitterung sich natürlicher Weise gegen denjenigen wandte, von dem er glaubte, er habe sich nur aus der Schlinge zu ziehen gesucht, um ihn hülflos darin zu lassen.

Der Feldmarschall war ein zu stark ausgeprägter Charakter, als daß nicht sein ganzes Wesen den Ausdruck des Gefühles angenommen hätte, das ihn beherrschte. Durch die Fortdauer seiner verzweifelten Lage, welche es ihm unmöglich machte, Erfolge zu erringen, während Eugen Siege auf Siege erfocht, wurde seine Bitterkeit nur noch gesteigert. Er war von nun an der schärffste Kritiker der Haltung des Prinzen, und da er das umfassendste militärische Wissen besaß, so konnte es nicht fehlen, daß sein Tadel, der manchmal ja auch gegründet sein mochte, in den Augen Vieler das An-

sehen Eugens wirklich erschütterte. Der Prinz jedoch, edler als sein Gegner, schwieg hiezu, und niemals hat man weder in der Oeffentlichkeit noch im Privatgespräche ihn über Starhemberg sich aussprechen gehört [21]). Aber er war trotzdem nicht wenig empfindlich für Starhembergs verletzende Ausfälle. Eugen mag größtentheils Ursache gewesen sein, daß der Feldmarschall, wozu freilich er selbst durchaus keine Lust mehr zeigte, an der Spitze der kaiserlichen Heere nicht mehr verwendet ward. So hatten noch im Jahre 1718 die deutsche und spanische Conferenz in Wien, als die Besitzungen des Hauses Oesterreich in Italien zuerst von den Spaniern bedroht wurden, sich zu dem einstimmigen Antrage vereinigt, den Grafen Starhemberg nach der Lombardie zu entsenden, um den Oberbefehl über des Kaisers Streitkräfte zu übernehmen. Denn kein General befinde sich daselbst, so meinten sie, welcher einer so schwierigen Aufgabe gewachsen sei [22]). Aber es scheint, daß es hauptsächlich durch Eugens Einwirkung wieder davon abkam.

So bitter auch Starhembergs Kritik über das Benehmen des Prinzen in dem Feldzuge von 1717 gewesen sein mochte, der herrliche Sieg bei Belgrad legte ihm Stillschweigen auf. Vor dem glänzenden, jede Erwartung überstrahlenden Erfolge mußte der Tadel verstummen. Und Jedermann vermuthete, Eugens Kriegsglück und der vortheilhafte Frieden, welcher dem Siege folgte, würden das Ansehen des Prinzen am Kaiserhofe für immer befestigen. Aber eine solche Schlußfolgerung erwies sich bald als irrig, und es zeigte sich, wie sehr der Marschall Villars Recht gehabt hatte, als er schon vor Jahren behauptete, nicht im Lager des Feindes, sondern zu Wien befänden sich Eugens erbittertste Gegner, so wie seine eigenen zu Versailles [23]).

So hartnäckig waren die Widersacher Eugens, daß auch die ruhmreichsten Erfolge desselben sie nicht zu entmuthigen vermochten. Wenn gleich für den Augenblick geschlagen, behielten sie doch das Ziel, nach dem sie strebten, die Demüthigung des Prinzen, ja seine Entfernung von Wien und aus Oesterreich, unverrückt im Auge. Und es ermunterte sie zu neuen Anstrengungen, als sie plötzlich von einer Seite mächtige Unterstützung fanden, von der es am wenigsten zu erwarten gewesen wäre.

Es ist merkwürdig, an die Spitze der Gegner Eugens nun einen Fürsten treten zu sehen, welchen die Bande des Blutes ebenso wie geleistete

Dienste inniger als irgend einen Anderen an den Prinzen hätten fesseln sollen. Er zeigte sich als einen um so gefährlicheren Feind, weil die Größe der Macht, die Schlauheit des Geistes, und die Gewissenlosigkeit, sich jedes, auch des verwerflichsten Mittels zu bedienen, um seine Zwecke zu erreichen, in ihm in gleicher Weise zusammentrafen. Kein Geringerer war dieß als Eugens Vetter, Victor Amadeus von Savoyen, König von Sardinien.

Doch waren es nicht die kleinlichen Leidenschaften, welche die Gegner Eugens am Wiener Hofe zu ihrer Handlungsweise bestimmten, nicht neidische Eifersucht und niedrige Mißgunst, wodurch König Victor bewogen wurde, seine Bestrebungen mit den ihrigen zu vereinigen. Der Zweck, welchen er verfolgte, war derjenige, die Macht seines Hauses zu vergrößern und ihm den Länderbesitz zu gewinnen, auf dessen Erlangung er seit seinem Regierungsantritte unermüdet hingearbeitet hatte. Nicht durch die Gewalt der Waffen, nicht durch Intriguen aller Art war es ihm gelungen, sich des Gebietes von Mailand zu versichern. Jetzt schlug er zur Erreichung dieses Zieles einen anderen Weg ein. Und da war es denn freilich eine eigenthümliche Fügung, auf demselben einen Mann zu finden, welcher, obgleich selbst dem savoyischen Königshause angehörend, dennoch Alles that, um die Plane scheitern zu machen, an deren Gelingen König Victor die künftige Größe seines Hauses geknüpft glaubte. Eugen aber wußte, daß sich dieses Ziel nur auf Kosten Oesterreichs erreichen lasse. Diese Betrachtung ließ dem Prinzen keinen Zweifel über die Haltung, welche Pflicht und Ehre ihm geboten, und der er denn auch, jeder Versuchung wie jedem Hindernisse Trotz bietend, unerschütterlich treu blieb.

Es ist bekannt, daß Kaiser Joseph I. bei seinem frühzeitig erfolgten Tode nur zwei Töchter im Kindesalter hinterließ, auf welche nach der von Leopold I. eingesetzten Erbfolgeordnung die Herrschaft über die österreichischen Erbländer für den Fall übergehen sollte, als der Mannsstamm des Hauses Habsburg erlöschen würde. Karl VI. aber hatte bald nach dem Antritte seiner Regierung dieses Gesetz geändert, und seinen eigenen Töchtern vor denjenigen Josephs die Thronfolge zugesichert. So leicht es nun auch möglich gewesen wäre, daß der Kaiser noch männliche Nachkommen erhalte, — die Erzherzogin Maria Theresia zählte ja im Jahre 1719 erst zwei Jahre — so wurde doch der Fall, daß dieses nicht geschähe, von König

Victor in den Kreis seiner Berechnungen gezogen. Er bewarb sich für seinen ältesten Sohn, den nachmaligen König Karl Emanuel III. um die Hand einer Tochter des Kaisers Joseph, und er hoffte, durch diese Heirath entweder einen wirklichen Anspruch seines Hauses auf Mailand, ja vielleicht auf sämmtliche italienische Länder, welche dem Kaiser gehörten, zu begründen, oder wenigstens einen Vorwand zu erhalten, sich derselben zu irgend einem gelegenen Zeitpunkte zu bemächtigen.

Eugen, der die wahren Absichten seines Vetters leicht durchschaute, erklärte sich mit Lebhaftigkeit gegen diesen Plan. Es ward ihm nicht schwer, alle die Nachtheile darzuthun, welche dessen Annahme für das Kaiserhaus nach sich ziehen müßte. So entschieden waren seine Aeußerungen in dieser Sache, daß König Victor, der seinen Vetter genau kannte, es wohl begriff, an eine Umstimmung desselben sei in keiner Weise zu denken. Er entschloß sich daher zu nichts Geringerem, als gemeinschaftliche Sache mit denen zu machen, welche darnach strebten, den Prinzen vom Kaiserhofe zu entfernen.

Des Königs Botschafter in Wien, der Marquis von St. Thomas, war derjenige in dessen Hand die Fäden der Intrigue zusammenliefen, welche in dieser Sache angesponnen ward. Aber er selbst hielt sich vorsichtig im Hintergrunde, um im Falle des Mißlingens seinen König und sich selbst nicht bloß zu stellen. Desto größere Sorgfalt übte er in der Auswahl der Männer, deren er sich zur Erreichung seiner Absichten bediente, und da waren es vornehmlich zwei, welche in den Umtrieben, die nun begannen, die Hauptrollen übernahmen: der Abbate Giovanni Prospero Tedeschi, aus Castiglione im Florentinischen gebürtig, und der kaiserliche Kämmerer und Reichshofrath Graf Johann Friedrich von Nimptsch.

Tedeschi war einer jener zahlreichen politischen Abenteurer, welche damals ihr Wesen trieben, sich den Meistbietenden verkauften, und zu jeglicher Schlechtigkeit feil, viel dazu beitrugen, daß die Staatskunst in jener Zeit fast nichts mehr war als ein Gewebe von Arglist und Betrug, in welches Einer den Andern zu verwickeln strebte. Es ist wahrscheinlich, daß Tedeschi dem Priesterstande gar nicht angehörte [24]), und das geistliche Kleid nur annahm, um sich durch dasselbe überall leichter Eingang zu verschaffen und unter diesem Deckmantel desto ungestörter an der Verwirklichung seiner Plane arbeiten zu können. Nur das weiß man mit Bestimmtheit, daß er in elendem Zustande in Wien eintraf. Bald fand er Mittel, sich dem Marquis

von St. Thomas zu nähern, und nun veränderten sich seine äußeren Verhältnisse in auffallender Weise. Er, welcher früher nicht genug besaß, um anständig gekleidet einher zu gehen, kaufte sich, was damals in Wien als ein besonderes Zeichen der Wohlhabenheit galt, Wagen und Pferde. Die Geldmittel, mit welchen er jetzt reichlich versehen schien, machten es ihm möglich, Leute des verschiedensten Standes an sich zu ziehen, oder bei denselben, wenn es ihm gut dünkte, Zutritt zu erlangen.

Die namhafteste Persönlichkeit unter denjenigen, mit welchen Tedeschi in Verbindung trat, war der Graf von Nimptsch, weniger um seiner eigenen Individualität willen, als weil er mit der Schwester des Günstlings Althan verheirathet war und man die vertraulichsten Beziehungen zwischen ihm und seinem Schwager voraussetzte. Er selbst war ein noch junger Mann von leichtsinniger und verschwenderischer Lebensweise, welcher sich immer in Geldverlegenheiten befand. Ohne höhere Begabung zu besitzen, wohnte ihm doch jene Verschlagenheit bei, die gerade bei anscheinend unbedeutenden Menschen so oft angetroffen wird. Jeder Geltung am Hofe entbehrend, hatte er sich nur dadurch, daß er dort eine Art von Spaßmacher abgab, ein gewisses Vorrecht gewonnen, Männer von höchstem Range, ja den Kaiser selbst anzureden, ohne daß es als ungewöhnlich auffiel [25]). Dieses Umstandes bediente sich der Graf von Nimptsch, als er, von Tedeschi durch Geld gewonnen, es unternahm, den Prinzen Eugen zu stürzen, ja vielleicht mit dessen Entfernung auch diejenige der beiden Conferenzminister Sinzendorff und Gundacker Starhemberg herbeizuführen. Denn diese galten gleichfalls als Gegner des Planes, eine Tochter des Kaisers Joseph mit dem Prinzen von Piemont zu vermählen.

Vorerst waren jedoch wider Eugen allein die Verläumdungen gerichtet, welche Nimptsch dem Kaiser gegenüber vorzubringen wagte. Er versäumte nicht, alle die Anschuldigungen zu wiederholen, die schon vor ihm Althan gegen den Prinzen erhoben hatte. Und als er den Kaiser geneigt fand, seinen Behauptungen Glauben zu schenken, da beeilte er sich, in denselben noch weiter zu gehen. Die warme Verehrung, welche Eugen bei jedem Anlasse dem Andenken des verstorbenen Kaisers Joseph zollte, stellte Nimptsch also dar, als ob der Prinz den Töchtern Josephs anhänglicher gesinnt sei als dem gegenwärtigen Kaiser. Ja er wagte es die Behauptung auszusprechen, Eugen stimme nur aus dem Grunde gegen die Vermählung

einer Tochter des Kaisers Joseph mit dem Sohne des Königs von Sardinien und für ihre Verheirathung mit dem Kurprinzen von Baiern, weil ihm die Neigung des ganzen österreichischen Adels für dieses kurfürstliche Haus wohl bekannt sei und er mit Hülfe des letzteren dem Kaiser dereinst Gesetze vorzuschreiben gedenke [26]).

Daß Karl solche Anschuldigungen mit anhörte, daß er sie nicht alsbald als Verläumdungen erkannte und denjenigen, welcher sie vorbrachte, also abfertigte wie er es verdiente, das beweiset nur, wie gut Althan und die übrigen Gegner des Prinzen den Bemühungen des Grafen Nimptsch vorgearbeitet hatten. Des Kaisers Gemüth wurde vielmehr auf's höchste beunruhigt durch den Abgrund von Treulosigkeit, welchen die Aussagen des Grafen Nimptsch vor seinen erschreckten Blicken eröffneten. Einverstanden damit, daß für's erste nichts zu thun sei, als die ferneren Schritte Eugens und derjenigen zu beobachten, die als dessen Gesinnungsgenossen ausgegeben wurden, willigte der Kaiser ein, daß Nimptsch sich nächtlicher Weile und unerkannt zu ihm verfüge und ihm geheimen Bericht über dasjenige erstatte, was er noch zu entdecken vermöge.

Nimptsch benützte die ihm ertheilte Erlaubniß in reichlichem Maße. Zu wiederholten Malen sah er insgeheim den Kaiser. Immer wußte er ihm Neues über die verbrecherischen Plane zu berichten, mit welchen nach seiner Angabe Eugen sich beschäftigte. Auch Sinzendorff und Starhemberg suchte er zu verdächtigen, ja seinen eigenen Schwager, den Grafen Althan, soll er mit Anklagen nicht verschont haben. Diese letztere Behauptung scheint jedoch, obgleich sie sogar in dem richterlichen Urtheile über Nimptsch ausgesprochen wurde, durchaus unwahrscheinlich. Nicht nur sein Verwandschaftsverhältniß zu Althan, weit mehr noch ihre gleichartige Bestrebung zu Eugens Sturze spricht deutlich dagegen. Die ganze Angabe mag vielmehr nach der Hand erfunden worden sein, um den Grafen Althan von jeder Mitschuld an dem Vergehen seines Schwagers zu reinigen. Denn gar bald trat der Augenblick ein, in welchem ein Zufall dem Prinzen Eugen das ganze künstliche Truggebäude entdeckte und es vor seinem sicheren und kühnen Auftreten haltlos in sich zusammenbrach.

Es war eine eigene Fügung, daß die Verrätherei, welche gegen den Prinzen angesponnen wurde, auch durch eine Art von Verrath demselben kund ward. Dem Kammerdiener des Grafen Nimptsch konnte die unaufhörliche

Bewegung, in welcher sein Herr sich befand, nicht entgehen. Er sah denselben des Nachts mehrmals den Anzug wechseln, und sich immer in anderer Verkleidung an die verschiedensten Orte begeben. Drei und vier Stunden des Tages war er in eifriger Verhandlung mit Tedeschi eingeschlossen. Jeden Augenblick kamen unbekannte Menschen zu ihm, zu welchen er in geheimnißvollen Beziehungen stand. Alles dieses beunruhigte den Diener des Grafen im höchsten Maße, und er war überzeugt, daß etwas Verdächtiges, ja Gefährliches im Spiele sei. Das große Vertrauen, welches Jedermann in Wien zu Eugen hegte, zeigte sich auch hier. An niemand Anderen dachte der Kammerdiener des Grafen Nimptsch, um ihm sein Geheimniß zu entdecken, als an den Prinzen. Er begab sich zu ihm und erzählte ihm Alles. Eugen, der wohl schon Kunde davon haben mochte, daß etwas wider ihn im Werke sei, bemerkte dem Diener, daß seine bloße Angabe nicht genüge, um gegen einen Mann von der Geburt, der Stellung und den Familienverbindungen des Grafen Nimptsch etwas zu unternehmen. Wenn er jedoch Beweise der Richtigkeit seiner Aussagen beizubringen vermöge, so werde er ihn nicht nur zu belohnen, sondern auch gegen etwaige Verfolgungen zu schützen wissen.

Wie er es immer gewohnt war, so hielt Eugen auch jetzt sein Versprechen. Der Diener des Grafen Nimptsch überbrachte ihm Papiere seines Herrn, durch welche dessen Umtriebe wider den Prinzen klar bewiesen wurden. Eugen warf dem Manne, dem er diese Entdeckung verdankte, eine Pension aus und ließ ihn nach der Schweiz abreisen, weil er ihn zu Wien nicht mehr für sicher hielt. Er selbst aber sah mit staunendem Unwillen die empörenden Verläumdungen, welche man wider ihn vorzubringen sich erlaubt hatte. Dann berieth er mit seinen Freunden die Schritte, die er zu thun habe. Sein eigener Vorschlag fand allgemeine Zustimmung. Er begab sich sogleich zum Kaiser, um strenge Genugthuung zu verlangen. Sollte ihm eine solche nicht zu Theil werden, so lege er, erklärte der Prinz mit Festigkeit, hiemit alle seine Stellen zu den Füßen des Kaisers nieder. Ganz Europa jedoch werde er aufrufen zum Richter über die Kränkung, die ihm widerfahren würde, wenn eine solche Beleidigung, wie sie gegen ihn gewagt worden sei, straflos bliebe [27]).

Karl befand sich Eugen gegenüber in der peinlichsten Verlegenheit. Es wird mit großer Wahrscheinlichkeit behauptet, daß er die angeb-

lichen Enthüllungen des Grafen Nimptsch anfangs mehr aus Neugierde angehört habe, weil es ihm von jeher Vergnügen machte, von dem unterrichtet zu werden, was in den Privathäusern seiner Hauptstadt vorging [28]). Dann sei er von Nimptsch, oder vielmehr von demjenigen, der hinter ihm stand und nach dessen Anleitung der Andere handelte, von Tedeschi, Schritt vor Schritt weiter geführt worden. Nun aber hatte er sich dadurch, daß er auf die Erdichtungen des Grafen Nimptsch bereitwillig hörte, daß er ihn zu neuen Angaben aufforderte, gewissermaßen selbst zu seinem Mitschuldigen gemacht. Nicht ohne ein Gefühl der Beschämung empfing Karl den Prinzen. Er umarmte ihn und sagte, er hoffe sie würden die alten Freunde bleiben, welche sie von jeher gewesen seien.

Die Sache war jedoch schon allzuweit getrieben worden, als daß sich Eugen mit beschwichtigenden Worten hätte abfertigen lassen können. Er beharrte auf seinem Begehren um Genugthuung, und setzte es durch, daß man Tedeschi sogleich, und bald darauf auch Nimptsch verhaftete. Eine eigene Justizcommission wurde zusammenberufen, um die Untersuchung zu führen. Sie bestand aus dem Reichshofrathspräsidenten Grafen von Windischgrätz als Vorsitzendem, dem österreichischen Hofkanzler Grafen von Stürgkh und dem Reichshofrathe von Blümegen. Der Hofrath von Dolberg führte das Protokoll.

Es läßt sich denken, in welch ungewöhnliche Aufregung diese Ereignisse den Wiener Hof versetzten. Während die Untersuchung dauerte, wurde von den beiden großen Parteien, in die derselbe gespalten war, Alles versucht, was in ihren Kräften stand, um ihrer Sache den Sieg zu erfechten. Und da muß es denn zur Ehre der Deutschen am Kaiserhofe bemerkt werden, daß sie die Gefahr begriffen, mit welcher Eugens etwaige Entfernung sie selbst bedrohte. Denn sie konnten nicht daran zweifeln, Eugens Unterliegen werde nichts als der erste Schritt sein zu ihrer eigenen Verdrängung von der Person des Kaisers, und nach einem solchen Siege könne der unbedingten Herrschaft der spanischen Partei nichts mehr im Wege stehen. Sie verzichteten daher, für den Augenblick wenigstens, auf den kleinlichen Groll, der sie sonst wohl trennte, und die Mehrzahl aus ihnen schloß sich fest zusammen zu gemeinschaftlichem Widerstande gegen die fremden Günstlinge und diejenigen, welche es mit den letzteren hielten.

Der Reichshofrathspräsident Graf von Windischgrätz gab das erste Beispiel entschiedenen Auftretens für die Sache des Prinzen, obgleich

er sonst nichts weniger als zu dessen Anhängern gehörte. Unerschrockenen Muthes erklärte er dem Kaiser, daß es ein ewiger Schandfleck für seine Regierung sein würde, wenn derjenige, welchem das Haus Oesterreich zu unauslöschlichem Danke verpflichtet sei, einer niedrigen Cabale zum Opfer fiele. Er lag dem Kaiser an, strenges Gericht halten zu lassen über die Schuldigen, und das Urtheil, welches über sie gefällt werden würde, unnachsichtlich in Vollzug zu setzen.

Auch von Seite eines andern Mannes, von dem es am wenigsten hätte erwartet werden sollen, wurde dem Kaiser in gleichem Sinne gesprochen. Es war dieß Don Ramon de Vilana Perlas, Marquis von Rialp, welcher in dieser Sache seinen Landsleuten und sonstigen Parteigenossen offen entgegentrat. Er zeigte dadurch, daß ihm die Ehre des Kaisers wahrhaft am Herzen lag, und daß er, so sehr er auch sonst auf seinen eigenen Vortheil und denjenigen der Spanier am Hofe bedacht war, hierin doch nicht so weit ging, ihnen geradezu das Interesse seines kaiserlichen Herrn zum Opfer zu bringen.

Diese Bestrebungen wurden mit nicht geringerem Eifer von den Personen bekämpft, welche das Verfahren wider Nimptsch und Tedeschi eingestellt und die von Eugen angebotene Niederlegung seiner Aemter angenommen wissen wollten. Die einflußreichsten Männer, die in diesem Sinne arbeiteten, waren der Günstling Althan und der Erzbischof von Valencia, Präsident des spanischen Rathes. Sie stellten dem Kaiser vor, daß die Bestrafung der beiden Angeklagten und der Sieg, welchen Eugen hiedurch erfechten werde, nur dazu dienen müsse, die ohnehin schon allzu große Macht des Prinzen noch zu steigern. Man solle sich der günstigen Gelegenheit bedienen, dieselbe zu schmälern, nicht aber sie neuerdings vermehren. Eugen sei es nicht Ernst mit seinen Drohungen. Er werde nicht gleich zum Aeußersten schreiten, sondern sich auch mit einer bescheideneren Stellung als bisher, wenn ihm kein anderer Ausweg bliebe, gerne begnügen.

Aber der Kaiser kannte Eugen zu gut, um nicht zu wissen, daß derselbe das Wort, welches er eingesetzt hatte, auch lösen, und seine Stellen niederlegen werde, wenn er nicht die verlangte Genugthuung erhalte. Des Prinzen bestimmte Erklärungen beseitigten jeden Zweifel hierüber. Denn als es im Laufe der Untersuchung sich herausstellte, der Marquis von St. Thomas sei eigentlich der Anstifter der ganzen Intrigue, da verlangte

Eugen, daß ihm auch von dem sardinischen Botschafter Genugthuung gegeben werde. Verweigere man ihm dieselbe, so werde er sie sich als Fürst des Hauses Savoyen selbst zu nehmen wissen.

Eugens ganzes Benehmen in dieser Angelegenheit war dasjenige eines Mannes, der seinen Entschluß gefaßt hat und unerschütterlich an demselben festhält. Von dem Augenblicke an, in welchem er dem Kaiser seine Beschwerde vorgebracht hatte, enthielt er sich der Besorgung jedes Staatsgeschäftes. Der Conferenzrath hörte auf, sich zu versammeln, denn Eugen als dessen Präsident berief ihn nicht mehr zu den gewöhnlichen Sitzungen, und Niemand hätte es gewagt, dieß anstatt des Prinzen zu thun. Auch bei dem Hofkriegsrathe gerieth Alles in's Stocken, und täglich wurde die Nothwendigkeit dringender, eine Sache zu beenden, welche so tief eingriff in das Getriebe der Staatsmaschine.

Um dieß zu bewerkstelligen, war inzwischen die Untersuchung wider Nimptsch und Tedeschi mit Eifer fortgesetzt worden. Dem Ersteren hatte, noch während er im Gefängnisse saß, der Kaiser den Kammerherrnschlüssel abfordern lassen. Bei dem Letzteren, welcher sich in Gewahrsam des sogenannten Rumorhauptmanns am Peilerthore [29]) befand, wurden in einem Koffer mit doppeltem Boden viele Papiere entdeckt,, deren Durchsicht lange Zeit in Anspruch nahm, welche aber auch die Plane der beiden Gefangenen vollständig enthüllten [30]).

Gegen Ende des Monats September 1719 war dem Prinzen dasjenige bekannt geworden, was man wider ihn in's Werk gesetzt hatte. Am 21. November, also zwei Monate später, wurde ihm der Bericht eingehändigt, welchen die Commission über das Ergebniß der Untersuchung erstattete. Das Urtheil, das sie daran knüpfte, war keineswegs ein gelindes. Es wurde, was vorerst Tedeschi betraf, darin erklärt, er habe sich betrügerischer Weise für einen Grafen des heiligen römischen Reiches und mittelst der gefälschten Abschrift eines Diplomes als Reichshofrath ausgegeben. An eine fremde Regierung habe er die beleidigendsten Dinge über den Wiener Hof und das kaiserliche Ministerium geschrieben, und unwahre, von ihm selbst erfundene Reden dem Kaiser und den Ministern in den Mund gelegt, in der Absicht, einen Betrug zu verüben und sich dadurch eine beträchtliche Geldsumme zu erwerben. Anderen zur Abschreckung und ihm selbst zur gerechten Strafe werde er dafür verurtheilt, auf einem öffentlichen

Platze, dem Neuen Markte, durch zwei Stunden an den Pranger gestellt, dann mit dreißig Ruthenstreichen von der Hand des Henkers ausgepeitscht und hierauf aus allen Staaten des Kaisers für ewig verbannt zu werden [31]).

Ungleich milder als das Urtheil über Tedeschi lautete dasjenige, welches über den Grafen Nimptsch gefällt wurde. Auf die Beschwerde, so hieß es darin, welche der Prinz Eugen von Savoyen wider ihn beim Kaiser vorgebracht habe, sei eine Untersuchung angeordnet und er zur Entsetzung von seinen Stellen eines kaiserlichen Kämmerers und Hofrathes, zu zweijähriger Festungsstrafe und zu ewiger Verbannung von Wien und all den Orten, an welchen das kaiserliche Hoflager sich eben befinden könnte, verurtheilt worden. Außerdem habe er in eigenen Schreiben den Prinzen Eugen und den Grafen Althan wegen der wider sie vorgebrachten Verläumdungen um Verzeihung zu bitten.

Daß Althan nicht in der Wirklichkeit zu denjenigen gehörte, gegen welche die Umtriebe seines Schwagers gerichtet waren, zeigte er wohl am besten, indem er Alles in Bewegung setzte, um die Vollstreckung des wider Nimptsch gefällten Urtheiles zu hintertreiben. Aber so schwer es auch dem Kaiser wurde, den dringenden Bitten seines Günstlings zu widerstehen, so blieb er dennoch standhaft. Zwar that er Alles, um dem Grafen Althan die abschlägige Antwort, die er ihm ertheilen mußte, minder empfindlich zu machen. Ja er hatte sich sogar, noch während die Untersuchung dauerte, zu einem ganz außerordentlichen Schritte, einem Besuche des in einer Vorstadt von Wien gelegenen Gartens des Grafen Althan entschlossen, um die unveränderte Gunst, in welcher derselbe bei ihm stand, Jedermann deutlich zu zeigen. Aber in der Hauptsache willfahrte er ihm nicht. Die Urtheile, den 7. Dezember 1719 erlassen, wurden wenige Tage nachher in Vollzug gesetzt.

Am Morgen des 12. Dezember 1719 wurde vor dem damaligen Gerichtshause, der „Schranne,“ genannt, das Urtheil wider Tedeschi in lateinischer Sprache öffentlich verlesen. Ihn selbst setzte man auf einen Karren, führte ihn nach dem Neuen Markte, und stellte ihn dort an den Pranger. Dann vollzog man an ihm mit all der Grausamkeit, welche das damalige Gerichtsverfahren kennzeichnet, die Strafe der Auspeitschung. Nun ward er in einem wohlverwahrten Wagen durch das Kärntnerthor auf die Straße gebracht, welche nach Tirol führt. An der Grenze an-

gelangt, mußte er einen Eidschwur ablegen, dieselbe nie mehr zu überschreiten. Hierauf wurde Tedeschi auf piemontesisches Gebiet entlassen.

So streng auch nach heutigen Begriffen eine solche Bestrafung erscheinen mag, damals fanden sie nicht allein Eugens zahlreiche Anhänger, sondern selbst fremde, unbetheiligte Personen allzu gelind. So sagt der baierische Resident von Mörmann, daß Viele der Meinung gewesen seien, die Verurtheilung Tedeschi's zu lebenslänglichem Kerker oder zu den Galeeren würde weit passender gewesen sein. Denn jetzt werde derselbe wohl noch Gelegenheit finden, sich für die ihm widerfahrene Schmach zu rächen und neues Unheil anzustiften [31]).

Mit geringerem Aufsehen ward zwei Tage später das Urtheil an dem Grafen von Nimptsch vollzogen. Am frühesten Morgen des 14. Dezember 1719 fuhr eine wohlverwahrte Kutsche, von Dragonern des Regimentes Baireuth umgeben, gleichfalls durch das Kärntnerthor. Nimptsch wurde in derselben nach Gratz gebracht. In dem festen Schlosse dieser Stadt verbüßte er seine Strafe.

Was den dritten Mitschuldigen, den Marquis von St. Thomas betraf, so scheint Eugen von dem Verlangen, eine besondere Genugthuung von ihm zu erhalten, abgestanden zu sein. Er begnügte sich mit dem Entschuldigungsschreiben, das Victor Amadeus an ihn richtete, und in welchem er sich von jeglicher Theilnahme an demjenigen, was dem Prinzen widerfahren war, rein zu waschen suchte. Größere Befriedigung als dieses Schreiben, an dessen Inhalt er wohl nicht glaubte [32]), mag Eugen die allgemeine Theilnahme gewährt haben, welche sich in der Bevölkerung Wiens für ihn aussprach. So groß war der Unwille gegen den Marquis von St. Thomas, als man erfuhr, auch er habe seine Hand im Spiele gehabt, daß man für seine persönliche Sicherheit ernste Befürchtungen hegte [33]).

Aber nicht nur in Wien, in Oesterreich und ganz Deutschland, auch in fremden Ländern gab sich bei edeldenkenden Menschen ein lebhaftes Gefühl der Befriedigung kund, daß dem Prinzen Eugen in dem Kampfe gegen seine Widersacher der Sieg geblieben war. Die Worte, welche die Herzogin von Orleans, die Mutter des Regenten von Frankreich, an ihre vertraute Freundin, die Raugräfin Louise richtete, sind hiefür der beste Beweis [34]).

Freilich war andererseits in dem Kreise der Feinde Eugens die Mißstimmung über ihre Niederlage um so größer. Das Haupt derselben,

der Graf von Althan, zeigte sich tief verletzt durch die Verurtheilung seines Schwagers. Er ging so weit darin, daß er sich vermaß, den Kaiser selbst für dasjenige strafen zu wollen, was er ihm angethan habe. Wohl wissend wie schwer es Karl fiel, seine Gesellschaft zu entbehren, ließ er sich selten am Hofe sehen, und dachte jetzt auf diesem Wege die Erreichung des einmal gescheiterten, aber noch immer nicht aufgegebenen Planes zu versuchen. Laut erklärte er, daß Einer von ihnen, entweder er selbst oder der Prinz dem Anderen weichen müsse [35]).

Es begreift sich leicht, daß bei einer so feindseligen Haltung des erklärten Günstlings des Kaisers auch das Verhältniß des letzteren zu Eugen sich nur langsam und allmälig zu einem befriedigenderen gestaltete. Der Tod Althans, welcher im Jahre 1722 eintrat, räumte jedoch das wesentlichste Hinderniß hinweg, welches der Wiederherstellung der früheren freundschaftlichen Beziehungen zwischen dem Kaiser und Eugen entgegen stand. Schon aus dem folgenden Jahre 1723 finden sich wieder häufige Briefe Karls an den Prinzen, deren Ton und Inhalt sehr an die alte Herzlichkeit mahnt [36]). Freilich kam auch noch später, insbesondere aber in den politischen Verhältnissen, so manches vor, wodurch es klar wurde, daß Eugen noch immer nicht jenen Einfluß auf die Entschlüsse des Kaisers besaß, welcher für Beide so wünschenswerth gewesen wäre. Aber mit dem Tode des Erzbischofs von Valencia änderte sich auch dieß. Mit ihm verlor Eugen seinen heftigsten und rücksichtslosesten Gegner, die spanische Partei aber ihr eigentliches Haupt. Die scharf ausgeprägte, energische Persönlichkeit des Erzbischofs hatte ihr zumeist jene Sonderstellung gegeben, welche sie bisher den anderen Parteien am Hofe gegenüber einnahm. Mit seinem Tode verwischten sich die allzugrellen Gegensätze mehr und mehr. Denn Perlas, der von allen Spaniern, die sich zu Wien befanden, durch des Kaisers persönliches Wohlwollen nun die einflußreichste Stellung erhielt, hatte es immer vermieden, mit den Deutschen am Hofe, nur weil sie einer verschiedenen Nationalität angehörten, in ein gespanntes Verhältniß zu gerathen. Bald beschränkte sich der politische Einfluß der spanischen Partei als solcher fast nur mehr auf die italienischen Länder des Kaisers, und ihre Mitglieder schienen mit weit größerem Eifer darnach zu streben, von Karls freigebiger Hand reiche Geschenke zu erhalten und sie in heiterem Wohlleben zu vergeuden, als in den öffentlichen Geschäften eine hervorragende Stellung einzunehmen.

Auf Eugens Verhältniß zum Kaiser äußerte das allmälige Zurücktreten der spanischen Partei vom politischen Schauplatze die bedeutsamste Wirkung. Nicht nur seine persönlichen Beziehungen zu Karl wurden von Tag zu Tag vertraulicher; auch sein Einfluß auf die Staatsgeschäfte stieg so rasch, daß der Prinz bald in jeder Hinsicht die Stelle eines ersten Ministers einnahm. Während der Kaiser es sonst ungemein liebte, gewisse Staatssachen vor der Mehrzahl seiner Räthe geheim zu halten, während er darin so weit ging, daß er sogar Weisungen, die er seinen Gesandten ertheilte, und Mittheilungen an fremde Höfe dem Obersten Hofkanzler Grafen Sinzendorff verschwieg, welcher den Posten eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten versah, war Eugen in Alles eingeweiht, was nur von Wichtigkeit vorkam. Durch seine Hand ging die geheimste Correspondenz, an ihn wandten sich die auswärtigen Regierungen entweder selbst oder durch ihre Vertreter, wenn sie am Kaiserhofe Dinge vorzubringen hatten, auf welche sie besonderen Werth legten. Und auch in Eugens letzten Lebensjahren, als sein Alter es ihm nicht mehr erlaubte, sich mit der gleichen Thätigkeit wie früher der Geschäfte anzunehmen, that der Kaiser nichts, ohne dem Prinzen von Allem genaue Kenntniß zu geben und ihn um sein Urtheil, seinen Rath zu fragen.

Durch nichts aber zeigte Karl die warme Anhänglichkeit, die er von dem Zeitpunkte seiner völligen Aussöhnung mit Eugen bis zu dessen Lebensende für ihn empfand, in höherem Maße als durch die rege Sorgfalt, welche er fortwährend für die Gesundheit des Prinzen an den Tag legte[37]. So wie er damals, als Eugen noch im Felde stand, darauf gedrungen hatte, er möge sein Leben nicht in Gefahr bringen, so bat er ihn jetzt in den zärtlichsten Ausdrücken, sich zu schonen und eine Gesundheit nicht auf's Spiel zu setzen, an welcher ihm so außerordentlich viel gelegen sei.

Von den zahlreichen Schreiben, die der Kaiser in diesem Sinne an Eugen richtete, möge hier desjenigen Erwähnung geschehen, in welchem er dem Prinzen, als derselbe sich im Herbste des Jahres 1729 ein leichtes Fußübel zugezogen hatte, die größte Sorgfalt angelegentlich empfahl. „Ich „nehme es als ein neues Zeichen Ihrer Liebe zu meiner Person", schrieb er ihm, „daß Sie Ihren Fuß schonen, und meine Bitte und Warnung, „sich wohl zu halten, bei Euer Liebden gefruchtet hat. Obgleich ich nichts „mehr wünsche, als Sie umarmen zu können, so will ich doch lieber dieses

„Trostes für kurze Zeit beraubt sein, bis Euer Liebden von Ihrer Unpäß„lichkeit wieder geheilt sind, welches, wie ich hoffe, binnen wenig Tagen der „Fall sein wird, insbesondere wenn Euer Liebden sich ferner schonen und „recht halten wollen, bis der Fuß völlig gesund ist, damit ich dann nicht „mehr Ursache zu zanken habe. Die Zeit, nach Halbthurn zu gehen, ist „nicht mehr fern, und ich wünsche von Herzen Sie dort zu sehen, jedoch „nur mit der Erlaubniß des Arztes und wenn Alles völlig gut und keine „Gefahr ist, daß Sie sich wieder verderben könnten, indem ich Sie sonst „lieber um einen oder mehrere Tage später sehen will. Und darum, mein „theurer Prinz, haben Sie Acht auf sich, um bald völlig geheilt zu sein. „Dann wird es mir das doppelte Vergnügen machen, Sie umarmen und „Ihnen mit meinen Jagden eine kleine Unterhaltung bereiten zu können; „aber vor Allem nur ganz ohne Gefahr, daß das Uebel nicht schlechter „werde, und daß Sie vollkommen wieder hergestellt und gesund seien. Nach„her werde ich auch lustiger jagen und werden wir von Allem reden „können."

„Mit diesen Worten", so schloß der Kaiser sein Schreiben, nachdem er dem Prinzen noch verschiedene auf die Geschäfte bezügliche Mittheilungen gemacht hatte, „sage ich Ihnen guten Abend und gehe zu Bett, Ihnen „nochmals die Sorge für Ihre Gesundheit und Heilung anempfehlend, um „Sie bald und gänzlich wiederhergestellt umarmen zu können, worauf wir „uns in Halbthurn recht gut zusammen unterhalten wollen [38])."

Aber des Kaisers ängstliche Warnungen, der Prinz möge seine ohnehin nicht allzustarke Gesundheit pflegen, fruchteten bei Eugen nur wenig. Den Aerzten abgeneigt und der Arznei, wollte der Prinz niemals von medicinischer Behandlung etwas wissen. Eben so hielt er sich ungern zu Hause, und da geschah es denn, daß das Hauptübel, an dem er seit Jahren litt, ein heftiger, schmerzhafter Husten, fast gar nicht mehr von ihm wich. Das rief wieder neue, lebhafte Ermahnungen von Seite des Kaisers hervor. „Ich kann nicht unterlassen", schreibt er ihm am 21. November 1729, „mit diesen wenigen Zeilen meine Sorge für Euer Liebden Gesundheit zu „zeigen und auch ein wenig zu zanken, daß Sie auf sich selbst nicht besser „Acht haben. Denn Sie wissen ja, daß aus Dankbarkeit, Hochachtung und „Vertrauen, und nebstdem auch aus wahrer Liebe und Neigung mir an „Euer Liebden Gesundheit Alles liegt. Deßhalb müssen Sie nicht Ihret-

„wegen, sondern aus Liebe zu mir und aus Eifer zu meinem Dienste für eine „mir so schätzbare Gesundheit alle mögliche Sorgfalt tragen. Ich bitte Sie „also, aus Liebe gegen mich, und befehle Ihnen ernstlich, indem Euer Lieb= „den als Militär am besten wissen werden, Befehlen nachzukommen, auf „sich recht Acht zu haben, den einen oder den anderen Arzt, auf welchen „Sie am meisten vertrauen, zu rufen, ihm Alles, wie Sie sich befinden, „zu sagen, zu gehorchen und sich recht zu schonen, auch wenn es nöthig ist, „gar nicht auszugehen, und sich von Niemanden weder mit Besuchen noch „in Geschäften plagen zu lassen, bis es ihre Gesundheit zuläßt. Denn alle „Geschäfte und mein Dienst werden gut gehen, wenn Sie gesund sind. „Und denken Sie ja nicht zu mir hereinzukommen, ehe der Arzt es billigt, „und Sie selbst sich wohl befinden. Dieß ist Alles, was mich bewogen hat, „diese Zeilen zu schreiben, indem mir zu viel daran gelegen ist. Ich „beschwöre Sie, mein Prinz, tragen Sie Sorge für sich, denken Sie, daß „wir älter und nicht jünger werden, daß Sie sich daher mehr schonen „müssen und dieß aus Neigung zu mir, der Sie so liebt und von ganzem „Herzen umarmt [39])."

„Nehmen mir Euer Liebden nicht übel," so wiederholte der Kaiser acht Tage später, als er sah, daß seine Bitten nichts fruchteten, seine Vor= stellungen an Eugen, „wenn ich in einem Punkte, der mir so wichtig ist „wie Ihre Gesundheit,Sie aus Sorgfalt öfter beunruhige. Ich kenne mei= „nen Mann, der oft den Braven spielt, nicht denkt, daß man älter wird, „und was mir an ihm, daß er gesund sei, gelegen ist. Deßhalb habe ich „nicht weniger thun können, als mit diesen Zeilen auch den Garelli [40]) an „Euer Liebden zu schicken, um Sie ernstlich zu bitten und Ihnen zu befehlen, „daß Sie sich schonen und es nicht wagen, morgen zu der Funktion zu „kommen, nnd daß Sie den Garelli endlich brauchen (welches das beste wäre), „oder nicht brauchen, wie Sie wollen, aber daß er mich wenigstens genau „informiren könne, wie Euer Liebden sich befinden und worin Ihr Zustand „besteht. Mir zu Liebe werden Sie ihm dieß recht sagen, damit ich nicht „noch mehr in Zweifel, Unsicherheit und Sorge zu stehen komme. Euer „Liebden schonen sich doch und behandeln die Sache nicht so sehr als Ba= „gatelle. Mir zu Liebe, für den Sie allzeit so viel Neigung und Eifer bezeigt „haben, folgen Sie meinem Rathe und Ersuchen, nehmen Sie dieß als ein „Zeichen meiner wahren Liebe, und machen Sie, daß indem Sie sich scho=

„nen, ich bald wieder den Trost habe, Sie umarmen zu können. Leben „Sie wohl, mein theurer Prinz, geben Sie Garelli einiges Gehör, und „beichten Sie ihm. Haben Sie alle mögliche Sorgfalt für Ihre Gesund„heit und glauben Sie, daß ich immer ganz der Ihrige bin [41])".

Wer dieses Schreiben des Kaisers und die große Anzahl seiner übrigen Briefe an den Prinzen durchliest, welche alle den gleichen herzlichen Ton athmen, der wird wohl der Meinung beistimmen, die früher ausgesprochen wurde, daß ihr gegenseitiges Verhältniß während der längsten Zeit ihres fünf und zwanzigjährigen Zusammenlebens ein freundliches, ja ein inniges genannt werden konnte. Freilich bildete darin der Zeitraum, in welchem die Vorliebe des Kaisers für Althan auf's höchste gestiegen und es diesem Günstlinge so wie seiner Partei gelungen war, Karls Gemüth dem Prinzen fast ganz zu entfremden, eine arge Unterbrechung. Aber die bessere Ueberzeugung brach sich wieder Bahn in dem irre geleiteten Sinne des Kaisers, und man kann in Wahrheit sagen, daß er durch ehrende Auszeichnung, durch dankbare Erkenntlichkeit und treue Sorgfalt für Eugen, insbesondere während der letzten zehn Lebensjahre des Prinzen das wieder gut machte, was er früher, durch böswillige Einflüsterung verführt, an demselben gefehlt haben mochte.

Drittes Capitel.

Wohl war es zunächst die eigenthümliche Spannkraft der großen Seele Eugens, welche ihn immer denselben Gleichmuth bewahren ließ, er mochte durch herrliche Siegesthat auf den Gipfel des Ruhmes und des Glückes gehoben, oder durch feindselige Verfolgung mit herber Widerwärtigkeit bedroht sein. Obgleich einer der treuesten Diener, welche das Kaiserhaus jemals besaß, und seinen Herrschern mit einer unverbrüchlichen Anhänglichkeit ergeben, in der es ihm nur Wenige gleichgethan haben mögen und Keiner ihn je übertraf, war er doch weit entfernt von jener höfischen Unterwürfigkeit, welche in jedem gnädigen Lächeln des Monarchen die Sonne der Glückseligkeit aufgehen, durch eine Erkaltung desselben aber auch alle seine Hoffnungen zertrümmert sieht. Wurde sein Rath weniger gehört, und er selbst in geringerem Maße hervorgezogen als er es so sehr verdiente, so beschied Eugen sich leicht, in heiterer Ruhe demjenigen entgegensehend, was die Zukunft eben bringen werde. Und daß er dieß konnte, daran war gewiß außer dem stolzen Bewußtsein, Größeres für Oesterreich gethan zu haben, als jemals vor ihm geleistet worden war, der Umstand Schuld, daß der Prinz nicht einzig und allein seiner öffentlichen Stellung, nicht allein den Staatsgeschäften und seinen Pflichten als Leiter des österreichischen Heerwesens, sondern daß er zugleich auch den Wissenschaften und der Kunst lebte und in ihnen die edelsten Genüsse, die schönste Erholung fand.

In welch hohem Maße dieß der Fall war, und wie er eigentlich in seinen Büchern seinen größten Schatz sah, beweisen die Aeußerungen am besten, die Eugen selbst in dem Augenblicke, in dem sein Ansehen am Wiener Hofe am tiefsten gesunken war, Jedermann hören ließ. So sprach er gegen den englischen Residenten Saint-Saphorin sich über die Möglichkeit aus, daß die steten Anfeindungen seiner Gegner ihn leicht veranlassen könnten, sich ganz vom Hofe zurückzuziehen. Denn er sei durchaus nicht gesonnen, sich irgend eine Unbill von ihnen gefallen zu lassen. „Mit zehntau-

„send Gulden Einkünften", so schloß er seine Worte, „kann ich ruhig und „ohne in irgend eine Verlegenheit zu gerathen, meine Tage beenden, und „ich besitze einen ausreichenden Vorrath guter Bücher, um mich nicht zu „langweilen [1])."

Es läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben, um welche Zeit Eugen anfing, den Grund zu der prächtigen Bibliothek zu legen, die er bei seinem Tode hinterließ. Die früheste Kunde von einem größeren Ankaufe von Büchern, der von Seite des Prinzen geschah, fällt in die ersten Monate des Jahres 1712, die Zeit, in welcher er in London verweilte. Auch hier gab sich schon die Vorliebe kund, die sich später in immer höherem Maße entwickelte, nur Ausgaben der schönsten und seltensten Art, im größten Formate und mit den besten Lettern gedruckt, für seine Sammlung zu erwerben. Immer blieb er diesem Grundsatze treu, und so oft er nach irgend einer Seite hin den Auftrag zu einem Ankaufe von Büchern wiederholt, so wird die Bemerkung erneuert, daß nur die schönste und beste Ausgabe gewählt werden dürfe. Hiebei irgend eine Ersparung eintreten zu lassen und das weniger schöne aber auch minder theure Buch dem kostspieligeren vorzuziehen, kam ihm nicht in den Sinn.

Die Beendigung des spanischen Successionskrieges durch die Friedensschlüsse von Rastadt und Baden im Jahre 1714 mag als der Zeitpunkt angesehen werden, von welchem angefangen Eugen Muße erhielt, seine Vorliebe für die Beschäftigung mit Werken der Wissenschaft und der Kunst in großartigster Weise zu bethätigen. Um jene Zeit war es auch, daß er begann, sich noch weit mehr, als es der stete Aufenthalt in den Feldlagern bisher möglich gemacht hatte, mit Männern von reichem Wissen, ja von tiefer Gelehrsamkeit zu umgeben und im Umgange mit ihnen so wie in den Studien ihrer Werke sich selbst jene erstaunliche Vielseitigkeit der geistigen Bildung anzueignen, die wahrhaft bewunderungswürdig genannt werden muß, und bei einem Feldherrn von Eugens Bedeutung weder in früherer noch in späterer Zeit in gleichem Maße vorhanden war.

Wenn von den Männern der Wissenschaft die Rede ist, mit denen Eugen in Verkehr stand, so verdient ohne Zweifel Gottfried Wilhelm von Leibnitz an erster Stelle genannt zu werden. Wohl scheint es wahrscheinlich, doch ist es nicht erwiesen, daß Leibnitz schon zur Zeit seiner ersten Anwesenheit zu Wien, im Jahre 1688, mit Eugen in Berührung kam. Mit

Bestimmtheit läßt sich dieß erst von seinem letzten Aufenthalte in Wien sagen, wo er gegen Ende des Jahres 1712 eintraf und mit all der Auszeichnung aufgenommen wurde, welche dem Manne gebührte, der das Recht der Nachfolge des Hauses Habsburg auf dem spanischen Throne in so glänzender Weise vertheidigt hatte. Leicht mag es sein, daß durch diese Gemeinschaftlichkeit ihrer Bestrebungen Eugen sich noch mehr zu Leibnitz hingezogen fühlte. Gewiß ist es, daß der große Feldherr und der große Gelehrte in die innigsten Freundschaftsbeziehungen zu einander traten. Man weiß, daß die bekannteste Schrift, in welcher Leibnitz eine Darstellung seines philosophischen Systems entworfen hat, die Monadologie genannt, im Umgange mit Eugen ihren Ursprung genommen hat. In einem eigenen Kästchen bewahrte der Prinz das Manuscript, welches Leibnitz für ihn aufgesetzt hatte, als eine seiner größten Kostbarkeiten, und nur als Beweis besonderer Gunst gestattete er solchen, die er dessen für würdig hielt, Einsicht in dasselbe [2]).

Es ist eine irrthümliche Annahme, daß Leibnitz erst im Umgange mit Eugen den Gedanken gefaßt habe, die günstige Stimmung des Kaiserhofes zu benützen, um die Errichtung einer Akademie der Wissenschaften in Wien zu erwirken, und wenn er, wie nicht zu zweifeln war, an derselben eine passende Stellung erhielte, dorthin überzusiedeln. Neuere Forschungen haben dargethan, daß dieß um zehn Jahre früher, im Jahre 1704 der Fall war [3]), und Leibnitz schon damals den Plan entworfen hatte, den er später mit so großem Eifer verfolgte. Hiedurch wird jedoch das Verdienst des Prinzen, dem schönen Gedanken seines gelehrten Freundes beigepflichtet, und ihn bei seinen Bestrebungen zur Ausführung desselben auf's lebhafteste unterstützt zu haben, in keiner Weise geschmälert. In welchem Maße dieß der Fall war, und daß Leibnitz am Kaiserhofe keinen eifrigeren Vertreter seiner Sache als Eugen fand, beweiset wohl am besten der Umstand, daß eben an den Prinzen die Denkschrift lautet, in welcher er seinen Plan zur Errichtung der Akademie ausführlich entwickelte. Gleichzeitig erstattete Leibnitz Vorschläge, durch deren Annahme das Haupthinderniß beseitigt werden sollte, welches der Verwirklichung seiner Ideen im Wege stand. Und dieses war kein anderes, als der stete Hemmschuh, woran so vieles erlahmte, das zum Nutzen und zur Ehre Oesterreichs längst hätte in's Leben treten sollen und wozu zwar der beste Wille, keineswegs

aber das zur Ausführung nothwendigste Hülfsmittel, das Geld vorhanden war.

Um die erforderlichen Summen zur Errichtung und Erhaltung der Akademie herbeizuschaffen, schlug Leibnitz neben anderen Auskunftsmitteln vor, gestämpeltes Papier einzuführen und dessen Erträgniß der kaiserlichen Akademie zuzuwenden. „Diese Auflage", schrieb er an Eugen, „ist fast in ganz „Europa gebräuchlich. Sie war auch hier zweimal eingeführt und wurde „eben so oft wieder abgeschafft. Der verstorbene Fürst Adam Liechtenstein „arbeitete daran, sie neuerdings annehmen zu machen. Und ich zweifle nicht, „daß sie eines Tages in Oesterreich wieder aufleben wird, vielleicht aber „zu einem weniger lobenswürdigen Zwecke als derjenige ist, der jetzt in „Vorschlag kommt. Denn es kann wohl nichts natürlicheres geben, als „gerade des Papiers sich zu bedienen, um mittelst desselben den Wissen„schaften Unterstützung zu Theil werden zu lassen [4])".

Der Entwurf, welchen Leibnitz ausgearbeitet hatte und Eugen persönlich dem Kaiser überreichte, fand bei demselben beifällige Aufnahme. Als Leibnitz noch im Herbste des Jahres 1714 Wien verließ, nahm er die bündigsten Versicherungen mit sich fort, daß das Werk, welches ihm so sehr am Herzen lag, wirklich in Ausführung gebracht werden solle. Doch muß es der Geldnoth, in welcher die kaiserliche Regierung sich befand, und ihrer Abneigung, den ohnehin schon so sehr erschöpften österreichischen Ländern eine neue Steuer aufzulegen, zugeschrieben werden, daß der Plan sich nicht so schnell seiner Verwirklichung näherte, als Leibnitz gehofft haben mag. Und er gerieth ganz in's Stocken, als derjenige, der ihn ausgedacht und mit dem größten Eifer betrieben hatte, am 14. November 1716 starb. Fast anderthalb Jahrhunderte vergingen seit Leibnitzens Tode, bis sein Lieblingsgedanke, und zwar in überraschender Aehnlichkeit mit der Art und Weise in's Leben gerufen wurde, in welcher er selbst ihn so gern verwirklicht gesehen hätte.

Nicht viel später als mit Leibnitz, kam Eugen mit einem Manne in Berührung, dessen Name sich damals einer kaum geringeren Berühmtheit als derjenige des großen deutschen Philosophen erfreute. Es war dieß der erste französische Lyriker seiner Zeit, Jean Baptiste Rousseau, nicht weniger bekannt geworden durch seine hervorragenden Leistungen auf dem Felde der Dichtkunst, als durch das widrige Schicksal, welches ihn verfolgte. Daß

ihm jedoch die Hauptschuld des letzteren selbst zur Last fiel, und sein Los gerade kein unverdientes war, dafür spricht auch das Benehmen, welches er gegen Eugen beobachtete.

Mit der gefährlichen Gabe der Satyre ausgerüstet, bediente sich Rousseau derselben mit der rücksichtslosesten Schärfe. Das war nicht der Weg, die Menschen auf ihre Irrthümer aufmerksam zu machen und sie zu bessern, sondern er erbitterte sie und machte sie sich zu persönlichen Gegnern. So erging es ihm zu Paris, wo er Männer, welche der französischen Literatur zur Zierde gereichten, in einer Weise angriff, die ihm unversöhnliche Feinde schuf. Zwar suchte er später die Autorschaft der Epigramme, welche die allgemeine Aufregung wider ihn hervorbrachten, von sich ab und auf den Akademiker Joseph Saurin zu wälzen. Deßhalb der Verläumdung angeklagt, wurde er derselben auch schuldig erkannt, und im Mai 1712 auf ewig aus Frankreich verbannt.

Schon im Jahre 1711, ehe noch dieses Urtheil gefällt wurde, war Rousseau demselben durch eine freiwillige Entfernung nach der Schweiz zuvorgekommen. Hier fand er einen großmüthigen Beschützer an dem französischen Botschafter Grafen du Luc, welcher denn auch, so lange er lebte, seine Hand nicht abzog von Rousseau.

Als Vertreter seiner Regierung bei dem Congresse zu Baden anwesend, scheint der Graf du Luc seinen Schützling schon damals mit dem Prinzen Eugen in Berührung gebracht zu haben. Genauer wurde diese Bekanntschaft, als der Graf du Luc im Jahre 1715 als Botschafter Frankreichs am Kaiserhofe beglaubigt wurde, und Rousseau dorthin mitnahm.

Bald fühlte der französische Dichter in Wien sich heimischer als er es in seinem Vaterlande gewesen war. „Ich befinde mich an diesem Hofe", schreibt er selbst am 15. Juli 1715, „schon nach zwölf Tagen so, wie ich „mich in Frankreich nach der gleichen Anzahl von Jahren befunden habe, „mit dem Unterschiede, daß ich hier keine Feinde besitze. Alle Herren des „Hofes sprechen unsere Sprache, und die Mehrzahl aus ihnen kennt ihre „Vorzüge besser, als wir selbst. So war ich hier schon vor meiner Ankunft „in der Mode, und die ausgezeichnetsten Männer zeigen den lebhaftesten „Wunsch mich zu sehen. Der Prinz Eugen behandelt mich mit außerordent„licher Güte, und seine erste Unterredung mit dem Grafen du Luc drehte sich „fast nur um mich [5])".

Eugen fand wirklich an dem lebhaften und geistreichen Franzosen voll Talent und Kenntnissen, voll Witz und Feuer das größte Gefallen. „Der Prinz", bemerkt Rousseau selbst in einem zweiten Briefe, „fährt fort, mich mit Beweisen von Freundschaft und Liebe zu überhäufen. Ich speise oft bei ihm, „sowohl bei Festmalen als im vertraulichen Kreise, und finde ihn im „Privatleben noch bewunderungswürdiger, als an der Spitze der Heere. „Denn niemals habe ich in einem Manne so viel Größe mit so viel Einfachheit vereinigt gesehen [6])". „Er ist", so sagt Rousseau in einem späteren Schreiben von Eugen, „in Allem unterrichtet, aber er legt für „keinen Zweig des Wissens eine Vorliebe an den Tag. Er liest nur zu „seiner Erholung und so weiß er aus ihr gleichwie aus seiner amtlichen „Beschäftigung Nutzen zu ziehen. Sein Urtheil ist von einer wunderbaren „Richtigkeit, sein Betragen aber von einer höchst anziehenden Einfachheit. „Er ist ein kriegerischer Philosoph, der seine Würden und seinen Ruhm „mit Gleichgültigkeit betrachtet, und die Fehler die er gemacht hat, mit „derselben Offenheit erzählt, als ob von einem Anderen die Rede wäre; „kalt bei der ersten Begegnung, äußerst vertraulich bei längerem Umgange, ein weit größerer Bewunderer der Tugenden Anderer als seiner „eigenen [7])".

Das Lob, welches Rousseau dem Prinzen Eugen spendete, wenn er von ihm sprach, brachte er ihm in noch enthusiastischerer Weise in einer Ode dar, die er an den Prinzen richtete. In begeisterten Worten rühmt er die herrlichen Eigenschaften, die sich in nie gesehener Weise bei Eugen vereinigt fänden. Er nennt ihn das Musterbild aller Helden und einen Mann, der nicht für eitlen Ruhm, sondern im Dienste der Wahrheit und der Tugend das Größte vollbracht habe. Höher als die Siege, welche er auf dem Schlachtfelde errungen, ehre ihn, daß er die Herzen der Menschen zu gewinnen wisse. Groß durch Alles, was nur Bewunderung verdiene, sei er es noch mehr durch seine unerschöpfliche Güte und durch seine Anspruchslosigkeit des Benehmens, welche die anbetungswürdige Einfachheit der Urzeit des Menschengeschlechtes wieder in's Gedächtniß zurückrufe. Er schließt mit dem Wunsche, Eugens herrliches Beispiel möge für alle Zukunft zum Vorbilde dienen, und sein reiner Charakter von der Welt in eben dem Maße geliebt werden, wie sie dereinst durch seinen Arm in Schrecken versetzt worden sei [8]).

In der Ode, welche Rousseau auf die Schlacht von Peterwardein verfaßte, und in jener andern, die er nach dem Abschlusse des Friedens von Passarowitz neuerdings an den Prinzen selbst richtete, wiederholte er die begeisterten Lobpreisungen desselben. Und was er dort in zahlreichen Strophen über den Prinzen sagt, ist auf wenige Worte in der Inschrift zusammengedrängt, welche Rousseau zu Eugens Bildniß verfertigte. Im Frieden wie im Kriege, so heißt es darin, hätten die Tugend, die Weisheit und die Liebe zu den schönen Künsten den Grund gelegt zu Eugens Ruhme. Dadurch aber, daß er stets bemüht gewesen sei, sich selbst zu beherrschen, habe er gelernt auch die stolzesten seiner Feinde völlig zu überwinden [9]).

Zur Ehre Rousseau's soll nicht daran gezweifelt werden, daß die Huldigungen, welche er dem Prinzen Eugen darbrachte, ihm wirklich von Herzen kamen und er von demjenigen, was er in so überschwenglicher Weise aussprach, in der That durchdrungen war. Einigen Antheil hieran mag übrigens Rousseau's Dankgefühl für die Wohlthaten gehabt haben, welche ihm Eugen unablässig erwies. In so reichlichem Maße geschah dieß, daß man glaubte, ein Rest von feindseliger Gesinnung wider Frankreich habe den Prinzen vermocht, einen Mann, welchen trotz so glänzender Leistungen sein Vaterland von sich gestoßen habe, mit noch größerer Auszeichnung zu behandeln und noch freigebiger zu unterstützen, als er es sonst wohl gethan haben würde.

Wie sehr Eugen zu jeder Zeit darauf bedacht war, Rousseau reiche Geschenke zukommen zu lassen, zeigte er am besten dadurch, daß er ihm aus dem Feldlager bei Peterwardein, zwei Tage vor der Schlacht, einen Edelstein im Werthe von viertausend Livres übersandte [10]). Bald darauf ließ er ihm tausend Thaler auszahlen, und versprach ihm in den Niederlanden eine Stelle zu verleihen, welche Rousseau einen reichlichen Unterhalt sichern sollte [11]). Persönlich wollte ihn der Prinz in dieselbe einsetzen und ihn daher mit sich nehmen, wenn er selbst, wie er ernstlich beabsichtigte, sich nach den Niederlanden begeben würde. Gegen seinen Wunsch wurde jedoch Eugen durch immer neue Vorfälle von dieser Reise zurückgehalten, und so kam es, daß Rousseau dieselbe endlich im Jahre 1722 allein antreten mußte.

Der warmen Empfehlung des Prinzen verdankte es Rousseau, daß ihn dessen Stellvertreter in den Niederlanden, der Marquis von Prié, in der zuvorkommendsten Weise aufnahm [12]). Er zeigte den größten Eifer,

Rousseau wirklich die Stelle und die Einkünfte zu verschaffen, welche Eugen ihm bestimmt hatte. Es war dieß der Posten eines kaiserlichen Historiographen in den Niederlanden, mit dem ein Einkommen von zwei tausend achthundert Gulden verbunden werden sollte. Und um dieß letztere zusammen zu bringen, beabsichtigte man verschiedene kleinere Beträge, welche mit Stellen verknüpft waren, die man nicht mehr zu besetzen gedachte, in eine einzige größere Summe zu vereinigen. Ja sogar jene achthundert Gulden, sonst für den Unterhalt der Dammhirsche im Parke zu Brüssel bestimmt, sollten in Zukunft dazu dienen, das Einkommen des Historiographen zu vergrößern.

Verschiedene Hindernisse, unter denen der Geldmangel nicht das geringste war, verzögerten die Verwirklichung der wohlwollenden Absichten des Prinzen [13]). Während die Verhandlungen hierüber noch dauerten, stand Eugen mit Rousseau in lebhaftem Briefwechsel über die neuen Erscheinungen auf dem Felde der französischen Literatur, und über Rousseau's eigene Arbeiten. Was die ersteren betrifft, so ist es mit Interesse zu sehen, daß Eugen den Enthusiasmus keineswegs theilte, mit welchem die Schriften Voltaire's damals in Frankreich aufgenommen wurden. Als ihm auf sein Verlangen Rousseau die Henriade übersandte, die eben erschienen war, und sie mit begeistertem Lobe begleitete, da antwortete ihm der Prinz, er habe dasjenige darin nicht finden können, was er sich nach Rousseau's Anpreisungen erwartet habe. Er bat ihn, ihm die Stellen, welche er für die schönsten halte, so wie diejenigen besonders zu bezeichnen, die er als die mindest gelungenen ansehe [14]).

Weit größeren Beifall zollte Eugen Rousseau's eigenen Werken, insbesondere seinen Gedichten, über welche er, so oft ihm Rousseau eines mittheilte, sich immer in anerkennendster Weise aussprach. Er suchte ihn dadurch stets zu neuen Arbeiten auf dem Felde der Dichtkunst anzuspornen, und erhob warnend seine Stimme, als Rousseau ihm die Absicht ankündigte, historische Erläuterungen zu seinen Schriften herauszugeben. Er mißbillige es zwar nicht, schrieb ihm der Prinz, wenn er sich mit der Geschichte beschäftigen wolle. Aber Rousseau möge darum der Poesie nicht völlig entsagen, indem er irre, wenn er eine Abnahme seines Talentes für dieselbe zu bemerken glaube. Außerdem sei es weit gefährlicher, Geschichte zu schreiben, als Gedichte zu machen. Beschäftige man sich mit der Geschichte vergangener Zeiten, so vermöge man sich nicht leicht die Dokumente

zu verschaffen, auf welche sie sich gründen müsse. Schreibe man aber diejenige der Gegenwart, so sei es ungemein schwierig, es aller Welt recht zu thun, nicht zu viel oder zu wenig zu sagen und nicht die Menschen zu verletzen, welche sich noch am Leben befänden. Er widerrathe ihm daher, geschichtliche Aufklärungen zu seinen Werken zu verfassen. Die letzteren seien ohnedieß klar genug, um von Jedermann verstanden zu werden. Es könne ihm nicht an Gelegenheit mangeln, in einer andern Weise, die ihm nicht weniger Ehre machen werde, seine Talente anzuwenden [15].

Binnen kurzem kam Eugen noch einmal auf diesen Gegenstand zurück. „Die Geschichte lebender Personen zu schreiben", bemerkte er gegen Rousseau, „ist ein eben so schwieriges als gefährliches Unternehmen. Denn so fest ent„schlossen man auch immer sein mag, sich innerhalb der Grenzen der Wahrheit „zu halten, so gibt es doch stets Personen von hervorragender Stellung und „sogar ganze Völker, welche nicht gewinnen, wenn man selbst mit der „größten Schonung und ohne alle Leidenschaftlichkeit die Wahrheit von „ihnen sagt. Ich habe zu viele Freundschaft für Sie, um Ihnen nicht zu „rathen, diese Absicht aufzugeben und der Dichtkunst treu zu bleiben, in „welcher Sie bisher mit solchem Erfolge gewirkt haben [16]".

Aber nicht nur mit den wissenschaftlichen Bestrebungen Rousseau's beschäftigte sich Eugen. Auch dafür, daß derselbe endlich den ihm in Aussicht gestellten Posten und zugleich ein ausreichendes Einkommen erhalte, legte der Prinz ein lebhaftes Interesse an den Tag.

Unablässig drängte er den Marquis Prié, die Hindernisse zu beseitigen, welche sich der Verwirklichung der Wünsche Rousseau's noch immer in den Weg stellten. Und um auch seiner Seits so viel als möglich dazu beizutragen, übersandte er am 15. Februar 1724 das unterzeichnete Patent, wodurch Rousseau zum Hofhistoriographen ernannt wurde. Es sei dieß, schrieb der Prinz dem Marquis Prié, ein Amt, das für die Regierung eine weit größere Wichtigkeit habe, als diejenigen, welche aufgehoben worden seien, um aus ihren Einkünften Rousseau's Besoldung zu bilden [17]. Lebhaft nahm er des letzteren Partei, als man ihm nur ein weit geringeres Einkommen zugestehen wollte. Er begreife es vollkommen, bemerkte Eugen, daß Rousseau sich mit der schmalen Summe nicht begnügen könne [18], die man ihm anbiete. Ihn selbst aber versicherte er, daß, was auch immer geschehen möge, er ihn niemals verlassen werde [19].

Es konnte nur schmerzlich für Eugen sein, daß er von einem Manne, den er so hoch hielt, und für welchen er so Ungewöhnliches gethan hatte, empörende Undankbarkeit erfahren mußte. In demselben Augenblicke, als ihn der Prinz für alle Zeiten seines Schutzes versicherte, betheiligte sich Rousseau lebhaft an einer Intrigue, die auf nichts Geringeres abzielte, als den Marquis von Prié aus den Niederlanden zu entfernen, und das Generalgouvernement dieser Provinzen den Händen Eugens zu entziehen.

Die Art und Weise, in welcher er dieß aufnahm, zeigte wieder die Großartigkeit von Eugens Charakter in hellem Lichte. „Ich hätte niemals „geglaubt, daß Rousseau sich an solchen Umtrieben betheiligen werde [20])"; dieß waren die einzigen Worte, welche Eugen über dessen schmachvolles Benehmen laut werden ließ. Und obgleich Rousseau, für einige Zeit nach Wien zurückgekehrt, selbst hier noch fortfuhr, die Stellung Prié's und mit ihr diejenige Eugens zu untergraben, so wurde der Prinz auch dadurch nicht vermocht, denjenigen fallen zu lassen, der die Fortdauer seiner Gunst so wenig verdient hatte. Selbst daß Rousseau so weit ging, auf denselben Fürsten ein Schmähgedicht zu verfassen [21]), welchen zu preisen er früher nicht Worte genug gefunden hatte, ließ ihn Eugen, seine Großmuth fast allzuweit treibend, nicht entgelten. Er empfahl vielmehr, wie Rousseau selbst bezeugt, dessen Angelegenheiten Prié's Nachfolger, dem Feldmarschall Grafen Daun [22]). Er fuhr fort, Briefe von Rousseau anzunehmen und sie in seiner gewohnten Weise zu beantworten. Ja er versicherte ihn sogar seines Wohlwollens; dennoch konnte dasselbe unmöglich ein so lebhaftes sein, als es zuvor gewesen war. Und daß Rousseau nun begann, sich in gewagte Speculationen mit den Aktien der Ostendischen Compagnie einzulassen, vermochte die Achtung des Prinzen, der ein abgesagter Feind solchen Treibens war, für seinen früheren Schützling nicht zu vermehren. Nach und nach wurde der Verkehr zwischen ihnen immer seltener und gerieth in's Stocken, bis er endlich völlig versiegte.

Nicht von grellen Mißklängen getrübt, wie es bei Jean Baptiste Rousseau geschah, war das Verhältniß, in welches Eugen zu einem anderen Franzosen trat, der zwar erst später zu großer Berühmtheit gelangte, jedoch schon damals, obgleich noch kaum dem Jünglingsalter entwachsen, seiner außergewöhnlichen Fähigkeiten und Kenntnisse wegen von dem Prinzen bemerkt und hervorgezogen wurde. Pierre Jean Mariette, der Sohn eines bekannten Kupfer-

stechers zu Paris, der zugleich einen ausgedehnten Bilderhandel betrieb, hatte seit frühester Jugend eine Erziehung erhalten, welche in gleicher Weise seine enthusiastische Liebe zur Kunst, wie seine gründliche Kenntniß aller Zweige derselben zur Entfaltung brachte. Mit edler Wärme widmete er sich dem von ihm ergriffenen Berufe. Nichts glich der freudigen Erregung, in welche er bei dem Anblicke eines schönen Gemäldes, eines gelungenen Stiches zu gerathen vermochte. Diese Begeisterung für die Kunst gewann dem jungen Mariette, als er, wenig mehr als zwanzig Jahre alt, nach Wien gekommen war [23]), Eugens Neigung. Der Prinz übertrug ihm die wichtigsten Arbeiten in seiner Bibliothek, insbesondere in dem Theile derselben, welcher durch die ausgedehnte Sammlung von Handzeichnungen, Kupferstichen und Portraits gebildet wurde. Noch heutigen Tages muß der tiefe Kennerblick, welchen Mariette schon damals durch die scharfsinnige Lösung der schwierigsten und zweifelhaftesten Fälle an den Tag legte, ungetheilte Bewunderung erregen.

Auch Eugen war auf's höchste zufrieden mit der Art und Weise, in welcher Mariette die ihm übertragene Aufgabe vollführte. Er ließ sich daher gerne bereit finden, dessen Verlangen zu willfahren, als Mariette, nach Paris zurückgekehrt, dem Prinzen seinen sehnsüchtigen Wunsch zu erkennen gab, Italien zu bereisen und von ihm mit Empfehlungsbriefen an die einflußreichsten Personen in den bedeutendsten Städten dieses Landes versehen zu werden [24]).

Aber auch für sich selbst suchte Eugen die Reise Mariette's nach Italien nutzbringend zu machen. Er beauftragte ihn mit Einkäufen von Büchern und Kupferstichen, und als Mariette schon längst nach Paris zurückgekehrt war, bat ihn der Prinz seine Sendungen fortzusetzen und dahin zu wirken, daß insbesondere die Sammlung von Portraits, welcher Eugen ein ganz vorzügliches Interesse zuwandte, die größtmöglichste Vollständigkeit erreiche [25]).

Auch in anderen Dingen, welche zwar dem Gebiete der Kunst nicht völlig angehörten, doch demselben nahe verwandt waren, bediente sich Eugen zur Vollführung seiner Aufträge der Vermittlung Mariette's. So war er es, der die Anfertigung der prachtvollen Gegenstände aus vergoldetem Bronze besorgte, welche Eugen zu seinem Gebrauche und zur Ausschmückung seiner Gemächer von Paris nach Wien bringen ließ. Ebenso gingen die Unterstützungsbeträge, die der Prinz alten Dienern seiner Familie zu

Paris auszahlen ließ, durch Mariette's Hand. Die Briefe, welche hierüber noch vorhanden sind, zeugen nicht minder von der Wohlthätigkeit des Prinzen, als der tiefgefühlten und dankbaren Verehrung, mit welcher Mariette ihm anhing [26]).

Außer Rousseau und Mariette, deren specielle Aufgabe es war, Eugen mit jeder hervorragenden Erscheinung auf dem Gebiete der Wissenschaft und der Kunst bekannt zu machen, gab es noch eine lange Reihe ausgezeichneter Männer, mit welchen der Prinz zu gleichem Zwecke in lebhafter Verbindung stand. So mit dem bekannten und wahrhaft gelehrten Geschichtschreiber Jacques Basnage de Beauval, der nicht nur seine eigenen Werke, wie die Geschichte der Juden und die Annalen der vereinigten Staaten von Holland dem Prinzen übersandte [27]), sondern ihm auch sonst viele Mittheilungen über interessante Bücher zugehen ließ. So mit Nicolas Lenglet du Fresnoy, welcher Eugen bat, ihm eine neue Auflage seines vielverbreiteten Werkes über die beste Methode, Geschichte zu studiren, widmen zu dürfen [28]). Und es mag wohl auf Anregung des Prinzen geschehen sein, daß Lenglet im Jahre 1721 nach Wien kam und zwei Jahre daselbst verweilte, während welcher Zeit er auch in Eugens Bibliothek gearbeitet hat.

Gleichwie von Lenglet, so kamen auch von anderen Seiten vielfache Bitten, dem Prinzen Werke widmen zu dürfen. So dedicirt ihm, um nur Wenige zu nennen, ein zu Toulon lebender Schriftsteller, Namens Ferrand, ein Buch über Inschriften [29]), der Herzog von Castelvecchio in Florenz aber die Uebersetzung eines spanischen Werkes über die Philosophie Epiktets [30]). Eine unübersehbare Menge von Anträgen zu Ankäufen von Büchern ging ihm zu. Jeder Andere wäre dadurch ermüdet, ja wohl der ganzen Sache überdrüssig geworden. Eugen aber, weit entfernt davon, verfolgte unablässig die Bewegung der Literatur mit gespannter Aufmerksamkeit. Sobald eine interessantere Erscheinung unter den Büchern fehlte, die ihm übersendet wurden, suchte er sich dieselbe allsogleich zu verschaffen. Gern wandte er sich zu diesem Ende an den Verfasser selbst, wohl um ihm zugleich einen ehrenden Beweis seiner Anerkennung zu geben. So schrieb er am 1. Juni 1717 an Jean Baptiste Dubos, um ein Exemplar seines Werkes über die Malerei und die Dichtkunst zu erhalten, welches sich, wie er höre, erst unter der Presse befinde. Da es aus seiner Feder geflossen sei, so könne es nicht anders als höchst ansprechend sein. Und es ist dieß in der

That dasselbe Werk, von welchem Voltaire später sagte, daß es alle diejenigen weit übertreffe, die bis dahin über diesen Gegenstand erschienen seien.

So wie Basnage, so versorgte auch dessen Schwiegersohn La Sarraz im Haag den Prinzen Eugen mit Büchern. In Brüssel war es der kaiserliche Kriegssecretär Mac Neny, in London der Resident Hofmann, und nach ihm sein Nachfolger Palm, in Mailand Carlo Emanuele d'Este, Marchese di San Cristina, in Bologna der ehemalige Feldkriegssecretär Bastarobba, in Rom endlich der bekannte Abbate Biagio Garofalo, die für den Prinzen zu gleichem Zwecke thätig waren. Der letztere, ein Neapolitaner von Geburt, welcher sich hauptsächlich mit dem Verkaufe älterer Werke befaßte, besaß eine so außergewöhnliche Kenntniß der alten Sprachen, und zwar nicht nur des Griechischen und Lateinischen, sondern auch des Hebräischen, daß er in ganz Italien sich großer Berühmtheit erfreute. Eugen stand mit ihm in dem lebhaftesten Verkehre. Er ernannte ihn zu seinem Famigliare d'onore, und bewog ihn endlich, sich in Wien ansäßig zu machen, wo Garofalo auch bis zu seinem Lebensende blieb.

Wenn von den bedeutenden Männern Italiens die Rede ist, mit welchen Eugen in Verbindung stand, dürfen der berühmte neapolitanische Geschichtschreiber Pietro Giannone, welcher es dem Prinzen verdankte, wenn er in Wien ein Asyl und Unterstützung fand, dann die Cardinäle Alessandro Albani und Domenico Passionei nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Mit Albani, einem Neffen des Papstes Clemens XI., war Eugen bekannt geworden, als derselbe sich als Botschafter seines Oheims in Wien befand. Die gleiche Vorliebe für Kunst und Wissenschaft, welche beide beseelte, mag wohl zu dem freundschaftlichen Verhältnisse zwischen Eugen und Albani am meisten beigetragen haben. Nach Rom zurückgekehrt, schuf der Letztere aus der herrlichen Villa, die er daselbst besaß, durch Anhäufung von Sammlungen in ihren Räumen einen wahren Tempel der Kunst. Dadurch erklärt es sich leicht, daß Eugen in diesem Fache Niemanden mehr als Albani vertraute. Dem Abbate Silvio Valenti Gonzaga, später Cardinal und Staatssecretär Papst Benedikt des XIV., selbst einer der unterrichtetsten Männer seiner Zeit, welcher damals die Einkäufe von Kunstsachen für den Prinzen in Rom zu besorgen hatte, wurde angelegentlich empfohlen, nichts nach Wien zu senden, was nicht vor dem Kennerblicke Albani's die Probe bestanden hatte [31]).

Lebhafter noch als mit Albani war der Verkehr Eugens mit Domenico Passionei, jenem geistvollen und streitfertigen Vorkämpfer für die Rechte der Kirche, welcher in der ersten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts zu ihren kräftigsten Stützen gezählt wurde. Es scheint, daß der Prinz während seiner Feldzüge in den Niederlanden und seines oftmaligen Aufenthaltes im Haag, wo Passionei sich längere Zeit hindurch befand, zuerst mit ihm in Verbindung trat. Passionei's entschiedene Haltung während der Congresse von Utrecht und Baden, bei welchen er als Bevollmächtigter des heiligen Stuhles anwesend war, gewann ihm Eugens Hochachtung in vollstem Maße. Zu oft wiederholten Malen sprach der Prinz sich in diesem Sinne aus, und die Wärme, mit der er den hervorragendsten Staatsmännern Roms Passionei empfiehlt, zeugt am besten von der hohen Meinung, welche der Prinz von ihm hegte [32]). Ja es ist kaum zu bezweifeln, Eugens Vorwort habe dazu beigetragen, Passionei's Ernennung zum päpstlichen Nuntius in der Schweiz und zum Erzbischofe von Ephesus zu erwirken.

Auch daß Passionei im Jahre 1730 berufen wurde, seinen Posten in der Schweiz mit der Nunciatur in Wien zu vertauschen, war gewiß zum größten Theile Eugen's Werk. Wie früher in schriftlichem, so stand jetzt der Prinz in lebhaftem mündlichen Verkehre mit Passionei. Einer der ausgezeichnetsten Gelehrten seiner Zeit, und wie Alessandro Albani ein eifriger, wenn gleich mit Glücksgütern nicht in so reichem Maße gesegneter Sammler von Kunstwerken und Büchern, nahm Passionei auch auf die Ankäufe des Prinzen in allen Zweigen der Wissenschaft und der Kunst oft einen bestimmenden Einfluß.

Wo solche Männer wie diejenigen zusammenwirkten, von denen die bedeutendsten hier namhaft gemacht worden sind, wo über so beträchtliche Geldmittel verfügt werden konnte, wie sie dem Prinzen Eugen zu Gebote standen, da ist es wohl natürlich, daß auch das Ergebniß, welches erreicht wurde, in der That ein großartiges genannt werden muß.

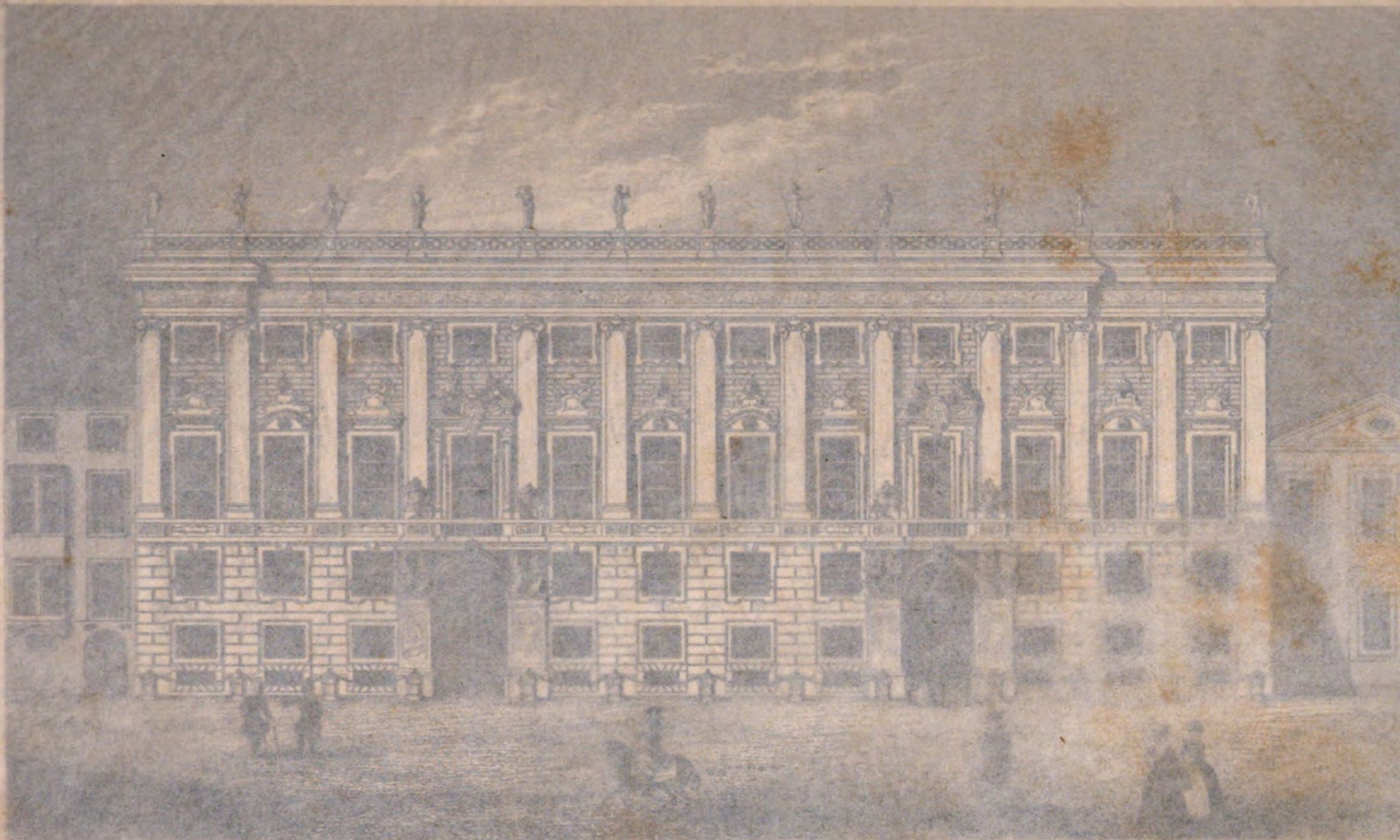
In einer verhältnißmäßig kurzen Zeit sammelte Eugen eine Bibliothek, welche für einen Privatmann wirklich prachtvoll erschien. „Die Bücher„sammlung des Prinzen", schrieb schon im Jahre 1716 Rousseau von ihr, „ist sehr ausgedehnt, und besteht aus lauter guten und schön gebundenen „Büchern. Das Merkwürdigste aber daran ist, daß sich fast kein einziges „Werk darin findet, welches der Prinz nicht gelesen oder wenigstens

„durchgegangen hat. Sollte man es wohl glauben, daß ein Mann, der „fast allein die Last der öffentlichen Angelegenheiten von ganz Europa trägt, „welcher Generallieutenant und erster Minister des Kaisers ist, daß ein „solcher Mann Zeit gewinnt, eben so viel zu lesen als Jemand der nichts „Anderes zu thun hat [33])".

Wie Rousseau von Eugen selbst sagt, daß er keinem Fache des Wissens einen besonderen Vorzug gab, so hielt es der Prinz auch in seiner Bibliothek. Jeder Zweig der Wissenschaft war darin vertreten, und es mag nur als eine Eigenthümlichkeit angeführt werden, daß die einzelnen Bücher den verschiedenen Fächern nach, denen sie angehörten, auch verschieden gebunden wurden. So ist alles, was Geschichte und die ihr verwandten Zweige betrifft, in rothem, Theologie und Rechtswissenschaft in dunkelblauem, die Naturgeschichte aber und die in ihr Bereich gehörenden Wissenschaften in gelbes Leder gebunden. Die prachtvollen Bände, auf Vor- und Rückseite mit dem Wappen des Prinzen versehen, durchaus mit goldenem Schnitt, bilden noch heute eine der schönsten Zierden der kaiserlichen Hofbibliothek [34]).

Zu besonderem Schmucke gereichte der Bibliothek des Prinzen eine kostbare Sammlung von Handzeichnungen der berühmtesten Meister, von Kupferstichen und Portraits [35]). Mit nie ermüdendem Fleiße und mit höchst beträchtlichen Kosten war Eugen unabläßig bedacht auf Vergrößerung dieser Sammlung. Sie befand sich damals, mit der Bibliothek selbst, in dem schönen Palaste, welchen der Prinz in der Himmelpfortgasse erbaut hatte. Zum Theile von dem Architekten Johann Lukas Hildebrand, zum Theile aber von dem berühmten Meister Fischer von Erlach aufgeführt, mit einer prachtvollen Treppe, schönen Prunksälen und bequemen Wohnräumen, mit einem flachen, von Statuen gezierten Dache versehen, zählt dieser Palast zu den schönsten Wiens, und es ist nur zu bedauern, daß die enge Straße, in welcher er steht, die Ansicht desselben verkümmert.

Das Gegentheil kann von dem Belvedere gesagt werden, welches nach allen Seiten frei, überallhin, besonders aber nach der Stadt zu, die herrlichste Aussicht gewährt und zugleich einen ungemein schönen Anblick darbietet. Hier war der Lieblingsaufenthalt des Prinzen, hieher ließ er Alles bringen, was dem Gebäude zum Schmucke und den Wohnräumen zur Zier dienen konnte. Auch jetzt noch mahnt jeder Schritt an den erlauchten Erbauer. Man mag die kunstvoll gearbeiteten charakteristischen Figuren



EUGENS PALAST

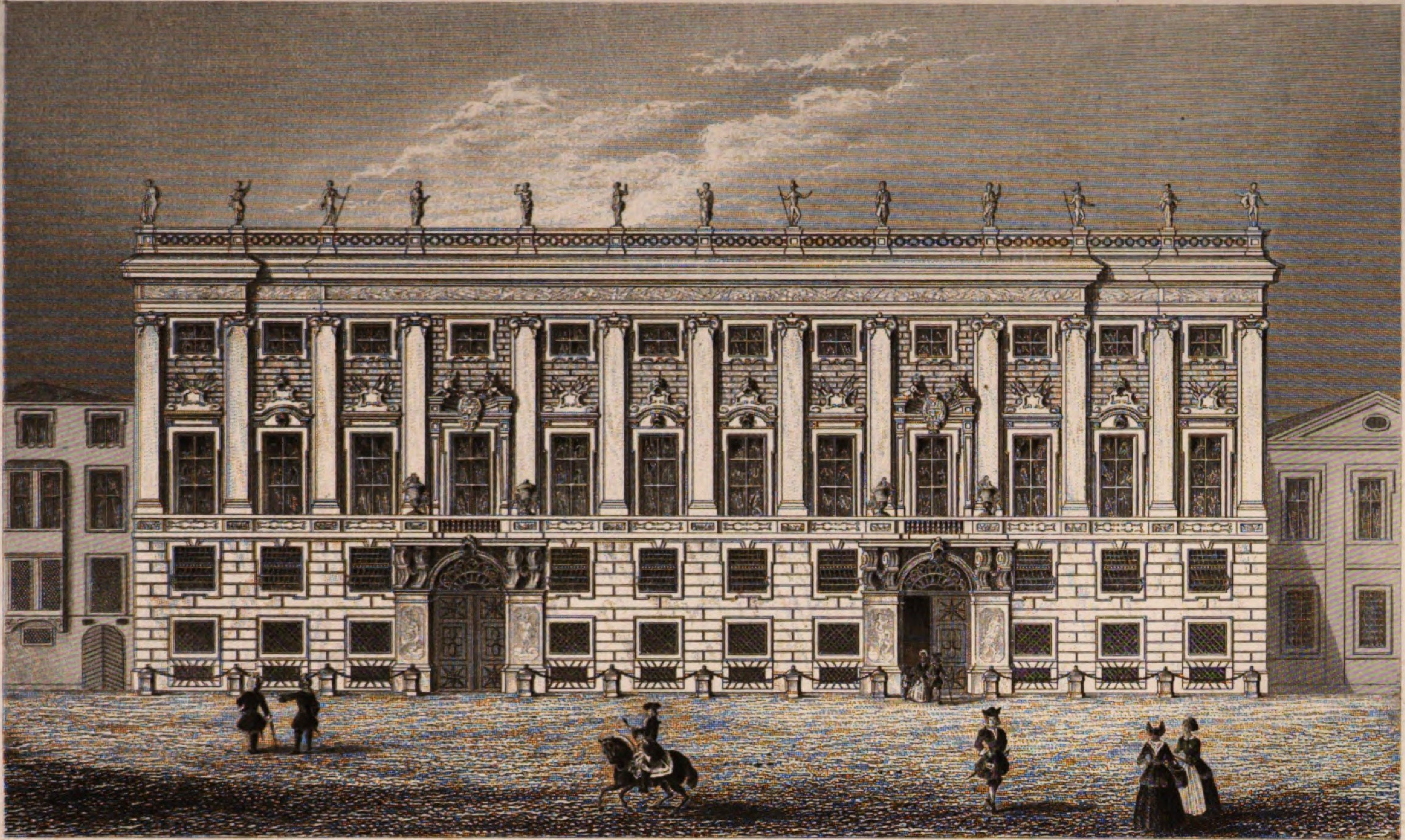
in der Himmelpfortgasse

„[illegible], der
„[illegible] Europa trägt,
„[illegible] daß ein
„[illegible] der nichts
„[illegible]".

[illegible] daß er seinem Fache des [illegible] der Prinz auch in seiner [illegible] war darin vertreten, und es [illegible] werden, daß die einzelnen Bücher [illegible] denen sie angehörten, auch verschieden [illegible] was Geschichte und die ihr verwandten [illegible] und Rechtswissenschaft in dunkelblauem, [illegible] in ihr Bereich gehörenden Wissenschaften [illegible] Die prachtvollen Bände, auf Vor- und Rückseite [illegible] versehen, durchaus mit goldenem Schnitt, [illegible] der schönsten Zierden der kaiserlichen Hofbibliothek [34].

[illegible] Schmucke gereichte der Bibliothek des Prinzen eine [illegible] Sammlung von Handzeichnungen der berühmtesten Meister, von [illegible] und Portraits [35]. Mit [illegible] Fleiße und mit [illegible] Kosten war Eugen [illegible] bedacht auf Vergrößerung dieser Sammlung. Sie bekam [illegible] der Bibliothek selbst, in dem schönen Palaste, welchen [illegible] in der Himmelpfortgasse erbaut hatte. Zum Theile von dem [illegible] Hildebrand, zum Theile aber von dem berühmten [illegible] Erlach aufgeführt, mit einer prachtvollen Treppe, [illegible] bequemen Wohnräumen, mit einem flachen, [illegible], zählt dieser Palast zu den schönsten [illegible] daß die enge Straße in welcher er steht, [illegible].

Das [illegible] werden, welches nach allen Seiten frei, [illegible] nach der Stadt zu, die herrlichste Aussicht [illegible] ungemein schönen Anblick darbietet. Hier war [illegible] des Prinzen, hieher ließ er Alles bringen, was [illegible] Schmucke und den Wohnräumen zur Zier dienen [illegible] jeder Schritt an den erlauchten Erbauer. Man [illegible] gearbeiteten charakteristischen Figuren



EUGENS PALAST
in der Himmelpfortgasse.

der Träger des Gebäudes an der nach Südost gekehrten Façade, oder die Decken des schönen Saales betrachten, an welcher insbesondere der architektonische Theil, von Vandi gemalt, großes Lob verdient; man mag die Deckengemälde des Neapolitaners Del Po oder dasjenige seines ungleich berühmteren Landsmannes Solimena, welches die Entführung des Cephalus durch die Aurora vorstellt, man mag endlich die prachtvollen Marmortische in's Auge fassen, zu denen Eugen die Platten durch den Cardinal Alessandro Albani in Rom mit höchster Sorgfalt auswählen ließ: überall wird man unwillkührlich an denjenigen erinnert, welchem diese herrlichen Räume ihr Entstehen verdanken [36]). Charakteristisch ist insbesondere die von dem deutschen Bildhauer Balthasar Permoser in weißem Marmor verfertigte, jetzt im Erdgeschosse des Palastes aufgestellte Statue des Helden selbst. Trotz des geschmacklosen Beiwerks und der allzugroßen Ueberladung immerhin ein Kunstwerk von nicht gewöhnlichem Werthe, verdient hauptsächlich die Art und Weise bemerkt zu werden, in welcher Eugen dargestellt ist. Von Genien getragen und den Neid mit dem Fuße zertretend [37]), sucht der Prinz mit der linken Hand die Mündung der Tuba zu schließen, mit welcher Fama aller Welt seinen Ruhm zu verkünden strebt. Diese Anspielung auf Eugens bekannte Bescheidenheit ist um so bezeichnender, als sie, wohl ohne daß der Künstler darum wußte, nur einen Vorfall verewigt, der sich wirklich zutrug. Als der Neapolitaner Biagio Curini ein von ihm verfaßtes Heldengedicht, worin er Eugens ruhmreiche Thaten schilderte, dem Prinzen übersandte, da dankte ihm dieser für die gelungene Arbeit, bat ihn jedoch angelegentlich, dieselbe nicht in Druck legen zu lassen. Denn es könnte ihm nicht anders als unangenehm sein, Lobpreisungen veröffentlicht zu sehen, die er als übertrieben betrachten müsse [38]).

Außer dieser Statue besaß Eugen noch zahlreiche andere, welche längst in fremde Hände übergegangen, ja meist von Wien weggebracht worden sind. So geschah es mit jenen schönen Bildwerken, insgemein die pompejanischen Gewandstatuen genannt, die ersten, die in Herculanum ausgegraben, und Eugen von dem Prinzen von Elboeuf zum Geschenke gemacht wurden [39]). In der Marmorgallerie des näher nach der Stadt hin gelegenen Gartengebäudes aufbewahrt, nach Eugens Tode aber von seiner Erbin nach Dresden verkauft, bilden sie noch jetzt einen hervorragenden Theil der dortigen Kunstschätze. Nach Preußen wanderte, jedoch noch bei

Lebzeiten des Prinzen, jener betende Knabe, der in der Tiber gefunden und von Papst Clemens XI. dem Prinzen Eugen geschenkt worden sein soll. Von ihm ging diese schöne Erzstatue an den Fürsten von Liechtenstein über. Durch Kauf an König Friedrich II. von Preußen gelangt, der sie in seinem Lustschlosse Sanssouci aufstellen ließ, dient sie jetzt zu einer der schönsten Zierden des königlichen Museums in Berlin [40]).

Gleich den Statuen, welche Eugen besaß, sind auch die Gemälde, die sich in seiner Gallerie befinden, an verschiedene Orte zerstreut worden. Eine Eigenthümlichkeit seiner Sammlung bildeten die zahlreichen Schlachtenbilder, meist seine eigenen Erlebnisse darstellend. Unter denjenigen, welche der Franzose Ignaz Parrocel aus Avignon angefertigt hatte, wurde insbesondere der Entsatz von Turin gerühmt. Eines weit größeren Rufes erfreuten sich jedoch die Schlachtbilder des Holländers Johann van Hugtenburg, an deren Entstehen Eugen selbst lebhaften Antheil genommen haben soll. Er habe, so wird behauptet, während seines Aufenthaltes im Haag den Künstler oftmals besucht, ihm die Plane der darzustellenden Schlachten und Belagerungen mitgetheilt, und ihn hiedurch, so wie durch vielfache aufklärende Bemerkungen in den Stand gesetzt, Vorzügliches zu leisten. Daher kam es auch, daß diese Bilder in zahlreichen Vervielfältigungen außerordentlichen Absatz fanden, und den Ruf wie den Wohlstand des Meisters begründeten, der sie schuf.

So wie auf die Ausschmückung des Belvedere, dessen prachtvoller Bau erst im Jahre 1724 ganz vollendet wurde, verwendete Eugen auch die größte Sorgfalt auf die weitausgedehnten Gärten, welche dasselbe umgaben. Schon bei ihrer Anlage hatte er die Männer, denen er den besten Geschmack zutraute, die Grafen Sinzendorff und Althan, dann den Reichsvicekanzler Schönborn häufig zu Rathe gezogen. Im Jahre 1717 ließ er den Gartendirektor des Kurfürsten von Baiern, Namens Girard, nach Wien kommen, und benützte seine erprobte Erfahrung zur Verschönerung der Gärten des Belvedere und zur Anlegung der zahlreichen Wasserwerke, mit denen er sie zierte [41]). Einen seiner geschicktesten Arbeiter sandte der Prinz nach Harlem, um sich dort in der Kunst, Blumen und Bäume jeder Art zu ziehen, vollkommen auszubilden [42]). Nach allen Weltgegenden hin, ja sogar bis nach Persien ertheilte er Aufträge zur Uebersendung seltener Pflanzen und Gewächse [43]). Und daß er nicht allein den Zweck im Auge hatte, seine



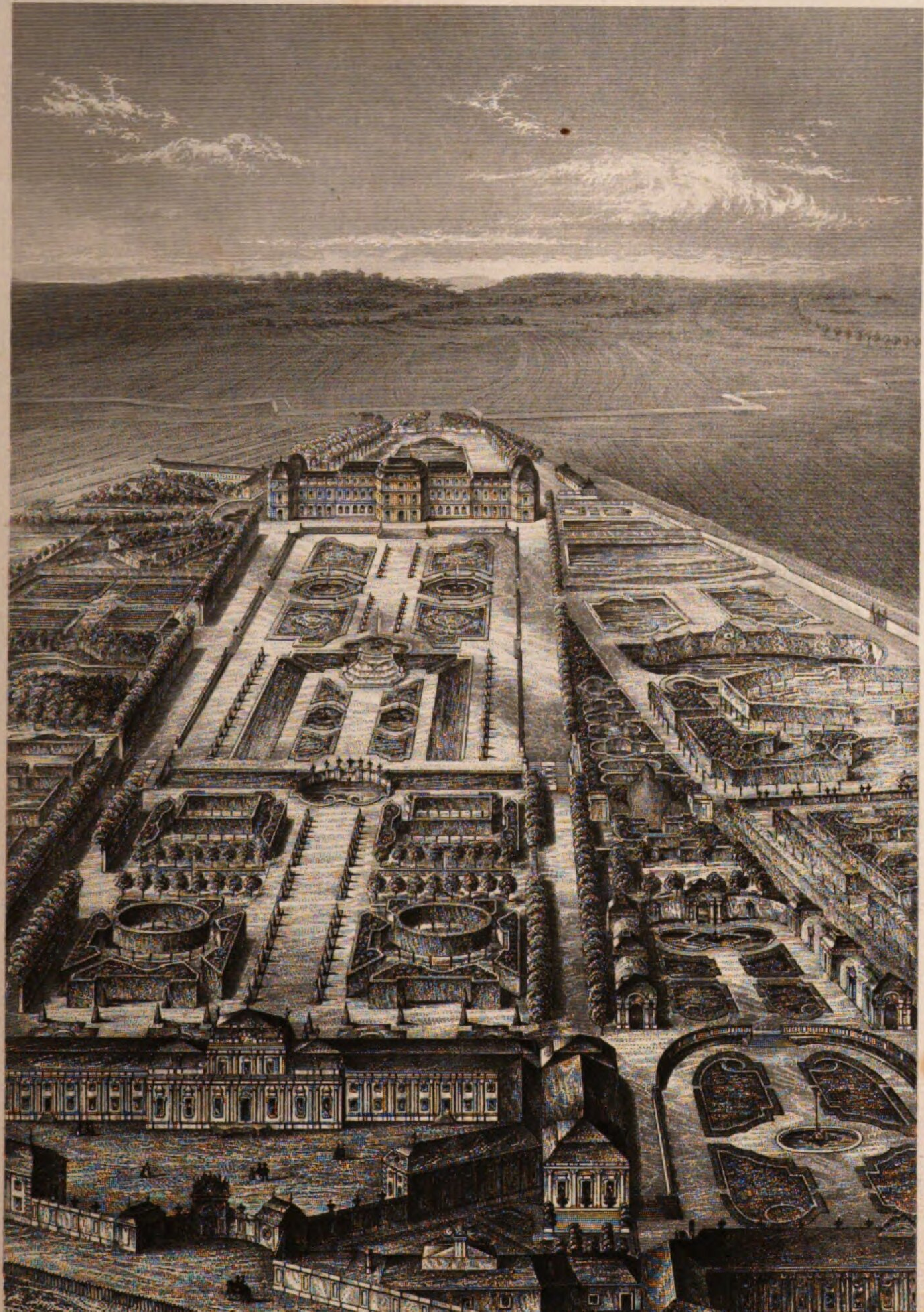
BELVEDERE

Stich u. Druck der Typogr. lit. art. Anstalt in Wien

Lebzeiten des Prinzen, jener berühmte Knabe, der in der Tiber gefunden und von Papst Clemens XI. dem Prinzen Eugen geschenkt worden sein soll. Von ihm ging diese schöne Erzstatue an den Fürsten von Liechtenstein über. Durch Kauf an König Friedrich II. von Preußen gelangt, der sie in seinem Lustschlosse Sanssouci aufstellen ließ, dient sie jetzt zu einer der schönsten Zierden des königlichen Museums in Berlin [40]).

Gleich den Statuen, welche Eugen besaß, sind auch die Gemälde, die sich in seiner Gallerie befanden, an verschiedene Orte zerstreut worden. [illegible] jener Sammlung [illegible] zahlreichen Schlachten [illegible] Unter denjenigen, welche [illegible] hatte, wurde [illegible] Eines weit größeren Rufes [illegible] Johann van Hug- [illegible] Antheil genommen [illegible] seines Aufenthaltes im [illegible] der darzustellenden [illegible] hiedurch, so wie durch [illegible] Vorzügliches zu [illegible]

[illegible] den Grafen Sinzendorf [illegible] häufig zu Rathe [illegible] des Kurfürsten [illegible] und benützte seine [illegible] Belvedere und [illegible] zierte [41]). Einen seiner [illegible] lem, um sich dort in der [illegible], Blumen und [illegible] vollkommen auszubilden [42]). Nach allen [illegible] nach Persien ertheilte er Aufträge zur Ue[illegible] Gewächse [43]). [illegible] daß er nicht [illegible]



BELVEDERE

Stich u. Druck der Typogr. litr. art. Anstalt in Wien.

Gärten auszuschmücken und Seltenheiten zu besitzen, sondern daß es ihm auch darum zu thun war, die Botanik als Wissenschaft zu fördern, wird am besten dadurch bewiesen, daß in Micheli's bekanntem botanischem Werke die letzte Tafel dem Prinzen Eugen gewidmet ist und somit wahrscheinlich auf seine Kosten herausgegeben wurde. Der Abbildung einer Myrthengattung, welche nach dem Prinzen Eugenia hieß, wird die Bemerkung beigefügt, derselbe habe ein Herbarium, welches fast alle in Deutschland wachsenden Pflanzen enthalte, an Micheli geschenkt, der es im Museum zu Florenz aufbewahrte [44]).

Nicht geringeres Interesse als für den Besitz seltener Pflanzen legte Eugen auch für denjenigen ausländischer Thiere an den Tag. Eine eigene Abtheilung des Gartens, gegen Osten gelegen, war zur Menagerie eingerichtet, welche unter den wenigen, die damals bestanden, zu den größten und vorzüglichsten gehörte. Gegen fünfzig verschiedene Arten Säugethiere befanden sich darin, unter denen ein gezähmter Löwe, einige Tiger, dann ein Paar Auerochsen, ein Geschenk des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen, Erwähnung verdienen.

Eine besondere Vorliebe hatte Eugen für seltene Vögel, und es langte kein Schiff aus Indien in Ostende an, ohne daß der Prinz sich erkundigt hätte, ob es nicht derlei Thiere mitgebracht habe, welche er sodann anzukaufen befahl. Auch aus Cadix bezog er deren durch den dortigen kaiserlichen Generalconsul Jakob Vermolen, und sie wurden ihm durch Tiroler aus dem Oberinnthale überbracht, welche der Handel mit Canarienvögeln bis nach Spanien geführt hatte [45]). Von Raubvögeln liebte Eugen insbesondere das prachtvolle Exemplar eines Steinadlers, welchen er, so oft er im Belvedere verweilte, täglich eigenhändig gefüttert haben soll. Ein weißköpfiger Geier, der schon seit dem Jahre 1706 im Belvedere gehalten wurde, starb daselbst erst 1824, nachdem er dort durch hundert siebzehn Jahre in der Gefangenschaft gelebt hatte [46]).

Hier mag auch der Ort sein, mit wenigen Worten des reichen Güterbesitzes zu gedenken, der dem Prinzen Eugen innerhalb des Ländergebietes des Hauses Oesterreich eigen war. Zu den Herrschaften Bellye und Raczkeve in Ungarn, von welchen Eugen die erstere als Geschenk vom Kaiser Leopold I. erhielt, und die zweite von der Gräfin Heißler kaufte, kamen später noch Schloßhof mit Engelhartstetten und Siebenbrunn, alle drei in Niederösterreich auf der Nordseite der Donau gelegen.

Was vorerst Bellye und Raczkeve betraf, so waren die weiten Landstrecken, welche zu diesen Gütern gehörten, in dem Augenblicke, als sie in Eugens Hände übergingen, furchtbar verheert. Die Ortschaften lagen in Trümmern, die Felder waren unangebaut, einer Wüstenei vergleichbar. Dichte Wälder bedeckten einen großen Theil des zu Bellye gehörigen Gebietes; einen anderen wieder schwer zugängliche Sümpfe, welche die Drau und die Donau bildeten. Das letztere war auch bei der Insel Csepel oder Raczkeve der Fall. Diese unwirthlichen Gegenden in wohl angebaute und fruchtbringende zu verwandeln, darauf richtete nun Eugen seine emsigste Sorgfalt. Und wie bedachtsam und wohlüberlegt er hiebei zu Werke ging, zeigt der an sich geringfügige Umstand, daß während der Prinz zu Bellye die Wälder ausroden ließ, er auf der Insel Csepel deren sorgfältigste Schonung anbefahl, weil er in ihrer Erhaltung ein wirksames Mittel gegen das Ueberhandnehmen der Ueberschwemmungen und das Wegspülen des Erdreiches durch die Fluthen der Donau erblickte.

Während der Jahre 1707 bis 1712 baute Eugen zu Bellye ein festes Schloß, durch Vorwerke, Wälle und Gräben geschützt und von einem Thurme überragt, welcher als Warte zu dienen hatte. Denn solche Vorsicht war nöthig, um eine sichere Schutzwehr gegen die zu besorgenden Angriffe der Türken sowohl, als gegen die Ueberfälle der Räuberbanden zu bieten, welche, eine unvermeidliche Folge des langen Krieges, damals jene Gegenden durchstreiften.

Was die Urbarmachung des Landes und dessen Wiederbevölkerung betraf, so griff auch Eugen zu jenem Mittel, welches zu allen Zeiten segensreiche Früchte getragen hat. Gleich den übrigen Gutsbesitzern in jener Gegend, dem Feldmarschall Grafen Mercy, dem Grafen Adam Batthyany, den Bischöfen Emmerich Csaky und Franz Nesselrode zog auch Eugen deutsche Einwanderer in's Land. Kostenfrei gab er ihnen so viel Grundbesitz als sie zu bebauen vermochten, und befreite sie für drei, ja nach Umständen selbst für sieben Jahre von jedweder Abgabe. Auch mag es erwähnt werden, daß er keinerlei Frohndienst von diesen neuen Unterthanen forderte, sondern nichts von ihnen verlangte, als die Entrichtung eines mäßig berechneten Erbzinses von jedem Hause. So wurde das Dorf Eugeniusfalva, zwischen Bellye und Esseck gelegen, ganz von deutschen Einwanderern katholischen Glaubensbekenntnisses erbaut und führt noch heute den Namen desjenigen, welchem es seine Gründung verdankt [47].

Auch die Insel Csepel und den Landstrich am rechten Donauufer, welcher von dem gegen den Strom vorspringenden Ofner Gebirge den Namen Promontor führt, suchte der Prinz in gleicher Weise mit fleißigen Ansiedlern zu bevölkern. Noch vor einem halben Jahrhunderte verwahrte einer der Nachkommen jener deutschen Einwanderer in dem Dorfe Csepel die Urkunde, durch welche Claudius Berlet, Hauptmann im Dragoner-Regimente des Prinzen und Oberverwalter seiner Güter in Ungarn, in Eugens Namen und auf dessen Befehl sich im Jahre 1712 gegen die Abgeordneten der schwäbischen Colonisten verbindlich machte, ihnen so viel Land einzuräumen, als sie urbar zu machen im Stande wären. Für Aecker und Wiesen sollten sie durch drei, für Weingärten aber durch sieben Jahre nicht die mindeste Abgabe zu entrichten haben [48]). Ja sie erhielten sogar Jeder zwei Metzen Getreide zum Anbau als Geschenk, und verpflichteten sich das in Trümmern liegende Dorf Csepel wieder aufzubauen.

Auch zu Promontor und Raczkeve errichtete Eugen ansehnliche Schloßgebäude. In dem ersteren befand sich eine Anzahl Angora-Ziegen, die er aus ihrer Heimath hatte kommen lassen. Das Schloß zu Raczkeve, geräumiger als das zu Promontor, umgab er mit prächtigen Gärten, in welchen er einen zahlreichen Wildstand, insbesondere an Hirschen und Rehen unterhielt. Und es wird als eine große Seltenheit erwähnt, daß sich dort auch Steinböcke befanden, die ihm aus Savoyen zugeschickt worden waren.

Noch weit beträchtlichere Summen als auf Bellye und Raczkeve verwendete Eugen auf seinen Lieblingsaufenthalt Schloßhof, welches Gut er wahrscheinlich noch während der Dauer des spanischen Erbfolgekrieges von der freiherrlichen Familie von Gienger kaufte und im Jahre 1727 durch die Herrschaft Engelhartstetten vergrößerte, die er von der Gräfin Maria Josepha von Starhemberg, gebornen Gräfin Jörger, gleichfalls durch Kauf erwarb [49]).

Nahe dem Einflusse der March in die Donau gelegen, war Schloßhof nicht allzuweit von Wien entfernt, und konnte eben so leicht zu Wasser als zu Lande erreicht werden. Diesem Umstande verdankte es Schloßhof, daß es von Eugen, der zu längeren Reisen weder Muße noch Lust gehabt zu haben scheint, in jedem Jahre zu wiederholten Malen besucht wurde, während er seine ungarischen Güter nur aus Anlaß der letzten Feldzüge gegen die Türken, und seitdem nicht wieder sah.

Mancherlei Anzeichen deuten darauf hin, daß die ausgedehnten Gebäude zu Schloßhof wenigstens theilweise aus der Zeit der Familie Gienger herrühren, deren Wappen noch jetzt an einem Pfeiler des Erdgeschosses sichtbar ist. Aber seine ansehnliche Erweiterung, wodurch Schloßhof damals zu einem der großartigsten Herrensitze in Oesterreich wurde, verdankt es allerdings nur dem Prinzen. Geräumige Säle, nahezu zweihundert Wohnzimmer, in denen noch manches altehrwürdige Einrichtungsstück an den früheren erlauchten Besitzer erinnert, weitläufige Nebengebäude waren im Stande, nicht nur den Prinzen sammt seinem gewöhnlichen nicht geringen Gefolge, sondern auch zahlreiche Gäste zu beherbergen, die sich insbesondere zur Herbstzeit in Schloßhof einfanden. Denn in den ausgedehnten Wildgärten, welche zu dieser Besitzung gehörten, bot sich reichliche Gelegenheit zur Befriedigung der Jagdlust. Und auch Eugen verschmähte es nicht, an diesem Vergnügen manchmal Theil zu nehmen, obwohl er gleich so vielen hervorragenden Männern die thörichte Uebertreibung mißbilligte, mit der man damals dem Waidwerke oblag und die ernstesten Dinge darüber versäumte.

Die oft wiederholten Ausflüge Eugens nach Schloßhof und das Vergnügen, welches er daran fand, brachten den Kaiser Karl VI. auf den Gedanken, dem Prinzen in der Nähe Wiens noch einen anderen Zielpunkt zu kurzen Reisen und einen Wohnort zum Landaufenthalte zuzuwenden. In den ersten Tagen des Jahres 1725, kurz nachdem Eugen das Generalgouvernement der belgischen Provinzen niedergelegt hatte, und wohl auch um ihn dafür zu entschädigen, kaufte der Kaiser von dem Wiener Erzbischofe Grafen Sigmund Kollonics die Herrschaft Siebenbrunn sammt den Dörfern Lassee und Oberweiden im Marchfelde um zweimalhunderttausend Gulden, und machte sie dem Prinzen Eugen als freies Eigenthum zum Geschenke, auf daß sie ihm „zu einer beliebigen Excursion und Landts-„distraction" dienen möge. Denn es sei ihm selbst, erklärte der Kaiser, und dem Staate an Eugens „langer Conservation" besonders gelegen [50]).

Von diesem Zeitpunkte an wurde denn auch Siebenbrunn oft, wenn gleich minder häufig als Schloßhof, von Eugen besucht. Daß er auf die Baulichkeiten des Schlosses oder auf dessen innere Ausschmückung besondere Sorgfalt verwendet habe, darüber ist nichts bekannt geworden.

Viertes Capitel.

Schon früher ist das Zeugniß eines Zeitgenossen angeführt worden, daß es eine arge Täuschung wäre zu glauben, über dem Verkehre mit geistvollen und gelehrten Männern, und über lebhafter Beschäftigung mit seinen Büchern, seinen Sammlungen, seinen Bauten und Gärten, seinen Gütern endlich habe Eugen die Pflichten vernachlässigt, welche die verschiedenartigen und wichtigen Aemter ihm auferlegten, die er bekleidete. Von dem Zeitpunkte seiner Rückkehr aus dem letzten Kriege wider die Türken angefangen, war er nach dreifacher Richtung hin angestrengt thätig. Als Leiter des kaiserlichen Militärwesens war dieß der Fall, als General-Gouverneur der österreichischen Niederlande und als Vorsitzender der geheimen Conferenz, als welcher er gewissermaßen die Stelle eines ersten Ministers bekleidete.

Was vorerst die Wirksamkeit Eugens als Präsident des Hofkriegsrathes betrifft, so war, wie es wohl in der Natur der Verhältnisse lag, die lange Dauer der Kriege hindurch seine Sorgfalt mehr darauf gerichtet, die Uebelstände zu beseitigen, welche unter den vorhergegangenen Verwaltungen des Markgrafen Hermann von Baden wie der Feldmarschälle Rüdiger Starhemberg und Heinrich Mannsfeld sich eingeschlichen hatten, als eine durchgreifende Umgestaltung des kaiserlichen Militärwesens herbeizuführen. In letzterer Beziehung war ja in einem verhältnißmäßig kurzen Zeitraume vor Eugens Amtsantritte Montecuccoli als Reformator aufgetreten, und sein Wirken hatte so tiefe Furchen gezogen, daß es Eugen mehr darum zu thun sein mußte, in seinem Geiste fortzuarbeiten als völlig neue Bahnen einzuschlagen.

Eugen sah daher zunächst seine Aufgabe darin, dasjenige hinwegzuräumen, was ihm als Hemmniß des ferneren Aufschwunges des kaiserlichen Kriegswesens erschien. Und da war denn, wie sich aus allen seinen Handlungen klar ergibt, jede seiner Maßregeln darauf gerichtet, den militärischen Geist, diese Seele des vielgegliederten Körpers, welchen man das Heer

nennt, zu hegen und zu fördern, und Alles zu verbannen, was dessen ungehinderter Entfaltung schädlich sein konnte.

Als das wirksamste Mittel zur Erreichung dieses großen Zieles erschien dem Prinzen die unverrückte Befolgung des Grundsatzes, einzig und allein das Verdienst hervorzuziehen, nur ihm Auszeichnung und Beförderung zuzuwenden, und jeden anderen Weg, um zu den höheren Stufen im Heere zu gelangen, nach und nach völlig abzuschneiden.

Zwei Faktoren waren bisher vorzugsweise in Anwendung gekommen, um eine glänzende Laufbahn zurückzulegen. Gunst und Geld, so hießen diese Hülfsmittel, denen beiden der Prinz in gleicher Weise entgegen zu treten beschloß. Doch begriff er vollkommen, daß dieß keine Arbeit von Tagen, sondern nur von Jahren sein könne, und daß er auch dann noch das vorgesteckte Ziel nur unvollkommen zu erreichen im Stande sein werde. Denn es war nicht leicht zu bestimmen, gegen welchen dieser beiden mächtigen Hebel den Kampf zu führen mit größeren Schwierigkeiten verbunden war.

Zur Ausrottung der seit langer Zeit eingewurzelten Gewohnheit, gegen Erlag gewisser Geldsummen militärische Würden zu vergeben, hatte Eugen nach zwei Seiten hin anzukämpfen. Gegen diejenigen mußte er zu Felde ziehen, welche die Stellen zu kaufen suchten, und was noch weit schwieriger war, auch gegen die Verkäufer derselben. Denn die letzteren sahen darin, insbesondere die Inhaber der Regimenter, nicht nur eine bedeutende Einnahmsquelle, sondern auch eine solche, die durch alte Gewohnheit zu einer berechtigten geworden war.

Es ist bei früherer Gelegenheit gesagt worden, daß der Verkauf der Offiziersstellen in den Regimentern den Chefs derselben die damals sehr beträchtliche Summe von zehn bis zwölftausend Gulden jährlich abwarf. Diejenigen, welchen dieses Ergebniß zu Gute kam, besaßen die ersten Würden im Heere, waren die verdientesten Generale, und hielten jede Schmälerung dieses Einkommens für eine Art von Beraubung an ihrem wohlerworbenen Eigenthume. Es gehörte also kein geringer Muth, keine geringe Standhaftigkeit dazu, wenn Eugen, kaum zum Präsidenten des Hofkriegsrathes ernannt, von Kaiser Leopold ein strenges Dekret erwirkte, durch welches der Verkauf der Offiziersstellen ein für allemal untersagt wurde [1]). Und fünf Jahre später, im Jahre 1708, rief der Prinz eine

Erneuerung dieser Anordnung hervor, welche auch Karl VI. bei seinem Regierungsantritte bestätigte [2]).

Wie es von Eugen zu erwarten war, so begnügte er sich nicht damit, daß ein solcher Befehl gegeben wurde; er drang auch auf dessen pünktliche Ausführung. Durch nichts ließ er sich hievon abschrecken, es mochte derjenige, den es traf, in noch so mächtigen Familienverbindungen stehen, noch so hohe Würden bekleiden, er mußte sich der Anordnung fügen oder der strengsten Ahndung gewärtig sein. Denn die Energie des Gedankens, wenn man so sagen darf, war eben eine der schönsten Eigenschaften Eugens. In der humansten, durchaus nicht verletzenden Weise wurde Alles was er beschlossen hatte, zur Ausführung gebracht. Nicht die mindeste Rauheit oder Härte kam dabei vor. Aber an der Vollziehung seiner Beschlüsse hielt er nichts destoweniger unbeugsam fest und jeder Widerstand wich vor dem gewaltigen Nachdrucke, mit welchem er das, was er für Recht hielt, durchzuführen wußte.

Wie sehr dieß in Bezug auf das Verbot des Verkaufes der Offiziersstellen der Fall war, zeigte sich bald, nachdem es erlassen worden, an dem General der Cavallerie Grafen Sigmund Joachim Trauttmansdorff.

Trauttmansdorff war zu der Zeit, von welcher jetzt die Rede ist, im Anfange des Jahres 1704, einer der ältesten Generale des kaiserlichen Heeres. In einer langen Reihe von Schlachten, zuletzt noch bei Luzzara, hatte Trauttmansdorff mit Auszeichnung gekämpft, und sich um das Kaiserhaus verdient gemacht. Zudem zählte seine Familie zu den vornehmsten am Wiener Hofe. Dennoch scheute Eugen sich nicht, als Trauttmansdorff sich eine offene Richtachtung des erlassenen Gebotes schuldig machte, strenge Ahndung eintreten zu lassen. Je höher derjenige stehe, so dachte der Prinz, welcher das Gesetz verletzt habe, desto gewisser müsse auch seine Bestrafung sein, weil sie des Beispiels wegen tausendmal mächtiger wirke, als wenn sie nur wenig Gekannte treffe.

Daß dieß wirklich Eugens Ueberzeugung war, trat bei dem Falle mit Trauttmansdorff klar an den Tag. Kaum hatte der Prinz davon Kenntniß erlangt, daß Trauttmansdorff eine Oberstlieutenantsstelle bei seinem Regimente um eine beträchtliche Summe verkauft habe, als derselbe aus dem aktiven Militärdienste entfernt wurde [3]). Er zog sich nach Venedig und dann nach Wien zurück, wo er im Jahre 1706 starb.

Wo möglich noch härter war der Kampf, welchen Eugen zu bestehen hatte, um zu bewirken, daß die Stellen im Heere den Würdigsten zufielen, und es zu hindern, daß sie nach der Gunst des Hofes oder einflußreicher Personen vergeben wurden. Um so beschwerlicher war dieser Streit, weil er sich nicht mit einer einzigen allgemeinen Verordnung abthun ließ, auf deren pünktliche Ausführung man mit Strenge hätte halten können. Sondern er wiederholte sich immer wieder, und bei jedem der tausend einzelnen Fälle, in denen es versucht wurde, aus dieser oder jener Rücksicht für irgend Jemand eine Beförderung zu erlangen, mußte der gleiche Widerstand von neuem eintreten.

Was die Verwirklichung der Absicht des Prinzen am schwierigsten machte, war der Umstand, daß die Verleihung der Stellen vom Obersten abwärts in den Händen der Regimentsinhaber lag. Waren sie auch äußerlich wenigstens durch das Verbot des Stellenverkaufes gebunden, so hielt es doch ungemein schwer, eine hie und da insgeheim gepflogene Verabredung aufzudecken und zu bestrafen. Noch schwieriger war es, sie in all jenen Fällen, in welchen nicht nach Verdienst und Recht, sondern nach Gunst entschieden wurde, dessen zu überweisen, und zu derjenigen Vergebung der Stellen anzuhalten, welche dem Dienste des Kaisers am meisten entsprach. Doch konnten sie gewiß sein, daß wo irgend ein nur einigermaßen in die Augen fallendes Ereigniß dieser Art vorkam, es Eugens allzeit wachendem Blicke nicht entging, strenger Tadel die Schuldigen traf und ihnen die gemessene Aufforderung wurde, ihrer Pflicht treulich nachzukommen.

Nach jeder Seite hin suchte der Prinz, freilich nicht immer mit glücklichem Erfolge diesen Grundsätzen Geltung zu verschaffen, es mochte die Begünstigung, die er für eine unverdiente hielt, vom Hofe selbst, von mächtiger Familienverbindung [4]) oder von sonst Jemanden ausgehen, welchem Eugen solchen Einfluß zuzugestehen für schädlich ansah. Auch gegen die am höchsten gestellten Personen im Staate mußte dieser Widerstand manchmal eintreten, denn es kann nicht geläugnet werden, daß es die beispiellose Herzensgüte der Kaiser Leopold und Joseph war, welche in dieser Beziehung gar Manches verschuldete. Die Fähigkeit, abschlägige Antworten zu ertheilen, schien ihnen fast versagt zu sein, und da geschah es denn nicht selten, daß auch von dort her Ernennungen an den Präsidenten

des Hofkriegsrathes gelangten, welchen er seinen Beifall nicht zu ertheilen vermochte.

Durch den Umstand, daß solches von einer Seite geschah, wo ein Widerspruch für ein Wagniß gelten konnte, ließ sich jedoch Eugen nicht abhalten, dasjenige zu thun, was er als seine Pflicht ansah. Mit jenem ehrerbietigen Freimuthe, der nicht leicht seine Wirkung verfehlte, weil er eben so sehr aus seiner treuen Anhänglichkeit an das Kaiserhaus wie aus seinem lebendigen Rechtsgefühle entsprang, erlaubte der Prinz sich Gegenvorstellungen wider das, was er nicht zu billigen vermochte. Selten geschah es, daß Eugens Worte nicht bereitwilliges Gehör und schnelle Gewährung fanden.

„Es wäre zwar von mir eine Vermessenheit", so schrieb er einmal in einem solchen Falle an Kaiser Joseph [5]), „wenn ich mich unterfangen „wollte, Eurer Majestät Maß und Ordnung vorzuschreiben, ob Sie diesem „oder jenem mehr oder weniger Ihre kaiserlichen Gnadenbezeigungen zuzu„wenden hätten. Allein meinem Amte liegt es ob, daß ich Ihnen „nichts verhehle, was zu Dero Dienste ersprießlich oder schädlich sein „könnte. Ich bitte daher unterthänigst, Euer Majestät geruhen in „Zukunft in den Beförderungssachen und übrigen Kriegsangelegenheiten „das Gutachten des Hofkriegsrathes der allergnädigsten Beherzigung „nicht für gänzlich unwürdig zu halten, noch zu gestatten, daß die Win„kelrecommandationen, wie man solche zu nennen pflegt, sich einschleichen, „insbesondere von Seite derjenigen, deren Sphäre es nicht ist, und „die nicht zu erkennen vermögen, von welcher Qualität und Capacität „die Leute sind".

„Ich hege hiebei keine andere Absicht als meinen pflichtschul„digsten Eifer zu Euer Majestät Dienst zu bezeigen, folglich Ihre „Armeen und den ganzen Kriegsstaat theils in Flor zu erhalten und „theils in noch höheren zu bringen, dort wo seither etwas in Miß„brauch und Abnahme gerathen ist. Im widrigen Falle aber, wenn „Euer Majestät selbst nicht dazu die Hand bieten wollten, so würden „weder ich noch der Hofkriegsrath etwas Nützliches fruchten können, „ich mich hingegen meiner kummer- und sorgenvollen Charge viel lieber „begeben als erwarten wollen, daß unter meinem Präsidium Ihr Kriegs„staat schlimmer statt besser werden sollte, ja wohl die meisten der

„besten Offiziere auf einmal davongehen dürften, wenn sie zur Be„lohnung ihrer lang geleisteten guten Dienste gleichwohl andere von „schlechtem oder gar keinem Verdienste sich vorgezogen sehen müßten".

Wer solche Vorstellungen an seinen Monarchen zu richten wagte, der scheute sich auch nicht, mit gleichem Nachdrucke aufzutreten, wenn Mitglieder der ersten Adelsfamilien oder hochgestellte Generale der Versuchung nicht widerstehen konnten, die besten Stellen bei ihren Regimentern ihren Söhnen oder sonstigen Anverwandten zuzuwenden. Traf die Begünstigung einen Tauglichen, so ließ sie Eugen nicht selten hingehen, denn er sah es nicht ungern, daß das Verdienst des Vaters auch in dem Sohne noch belohnt würde. War der Bewerber aber untauglich oder das Unrecht zu groß, welches durch solche Bevorzugung einem verdienteren Offiziere angethan wurde, so versäumte der Prinz es nie dem Schuldigen, er mochte sein wer es wollte, die schärfsten Zurechtweisungen zu ertheilen. „So lang ich die „Ehre habe", schrieb er am 22. August 1728 dem Grafen Reichenstein, „das Haupt des kaiserlichen Militärwesens zu sein, so lang soll wenigstens „mit meinem Wissen eben so wenig in Zukunft wie es bisher geschehen ist, „irgend Einem, wer er auch sei, das mindeste Unrecht widerfahren."

Wie sehr es ihm damit Ernst war, auch nach dieser Seite hin dem Grundsatze, daß es des Kaisers höchstes Interesse fordere, wichtige Stellen nicht in die Hände von Personen gelangen zu lassen, welche zu deren Ausfüllung nicht fähig erschienen, Geltung zu verschaffen, mag aus vielen Beispielen nur dasjenige mit dem Grafen Albrecht Heister zeigen.

Als Graf Rudolph Heister, des Feldmarschalls älterer Sohn, vor Belgrad gefallen war, da hegte der Vater die größte Lust, dessen jüngerem Bruder Albrecht das erledigte Regiment zuzuwenden. So gern auch der Prinz dem alten und verdienten Feldherrn, welcher durch den Verlust seines Sohnes tiefgebeugt war, diesen Trost hätte zu Theil werden lassen, so vermochte ihn doch die Rücksicht auf des Kaisers Dienst, diese Regung des Mitgefühls zu unterdrücken und sich mit Nachdruck gegen das Verlangen des Feldmarschalls Heister zu erklären. Denn schon unter dessen älterem Sohne war das Regiment in üblen Stand gerathen und es bedurfte einer sicheren und erfahrenen Hand, um dasselbe wieder in Ordnung zu bringen. Eine solche war aber diejenige Albrecht Heisters noch weniger [6]). Eugen setzte es durch, daß das Regiment einem Würdigeren verliehen wurde.

Am schärfsten waren die Vorstellungen des Prinzen, wenn bei der Wahl zwischen zwei Bewerbern um eine Stelle derjenige, welcher sich größere Verdienste erworben hatte, eine Zurücksetzung erfahren sollte. Um nur eines einzigen unter den zahlreichen Fällen zu gedenken, welche vorkamen, mag hier desjenigen Erwähnung geschehen, in dem der Feldmarschallieutenant Graf Wilczek Eugens lebhaften Unwillen auf sich zog. Denn aus Gründen, welche der Prinz mit den Worten „Consideration und Eigennutz" bezeichnet, hatte Wilczek mit Zurücksetzung eines der besten Stabsoffiziere im Heere, des Majors Herlenval, welcher sich noch überdieß vor Kurzem durch die Vertheidigung von Mehadia gegen die Türken besonders hervorgethan, die Stelle eines Oberstlieutenants in seinem Regimente einem jungen Offiziere Namens Lindemann verliehen, der erst seit einem Jahre Kriegsdienste leistete und daher im Militärwesen völlig unerfahren war. Solche Vorgänge müßten, so schrieb der Prinz dem Hofkriegsrathe, dem kaiserlichen Heere zur Schande gereichen. Er forderte ihn auf, von Amtswegen einzuschreiten und so tadelnswerthem Vorgange zu steuern [7]). Trotz der damals so hoch gehaltenen Inhabersrechte brachte es Eugen dahin, daß Herlenval die erste, Lindemann aber nur die zweite Oberstlieutenantsstelle im Regimente Wilczek erhielt.

Es kann leider nicht in Abrede gestellt werden, daß Eugen bei diesen Bemühungen, so ersprießlich sie auch waren, von Kaiser Karl VI. nur höchst ungenügend unterstützt wurde. Gleich seinem Vater und seinem Bruder war auch Karl nur allzusehr geneigt, denjenigen, die seine Umgebung bildeten und deren Verkehr ihm angenehm war, für sie selbst und die ihrigen Gunstbezeigungen zu Theil werden zu lassen, durch welche nicht selten ein anderer, weit mehr berechtigter Anspruch empfindlich verletzt wurde. Erst die traurigen Kriegsereignisse des Jahres 1734 brachten hierin, jedoch allzuspät, eine Umstimmung des Kaisers hervor. Nun befahl er selbst dem Prinzen, was Eugen so oft fruchtlos beantragt hatte, die Regimenter nur mehr „an altverdiente Offiziere" zu verleihen, indem dieß, setzte Karl hinzu, „mehr als niemals die Noth erheischt. Das Beispiel des „Wutgenau", fuhr der Kaiser fort, indem er auf den Vertheidiger von Philippsburg hinwies, „dessen Verdienste mir vorhin nicht so bekannt waren, „läßt mich billig hoffen, daß sich auch sonst noch wackere Offiziere aus„zeichnen werden, welche mit Beiseitesetzung aller anderen Betrachtungen

„hervorzuziehen sowohl mein Dienst als die Gerechtigkeit fordert. Und „wenn Gott mir die Gnade verleiht, das Verlorene wieder zu erlangen, „so werde ich gewiß mit allem Ernste auf die Abstellung der Gebrechen „und Mißbräuche halten, welche jetzt mehr als ich gedacht hätte sich zeigen. „Denn ohne deren Beseitigung würde man die nämlichen traurigen Bege„benheiten allzeit zu befahren haben [8])."

Eines der zweckmäßigsten Mittel, welches Eugen anwandte, um unberechtigte Begünstigung auszuschließen, bestand darin, daß er den Kaiser bestimmte, die sogenannten „Expectanzen" für alle Zukunft aufzuheben und streng zu untersagen [9]). So nannte man den Gebrauch, der übrigens in Frankreich und Spanien noch weit häufiger als in Deutschland beobachtet wurde, Kindern aus vornehmen Häusern, oft kurze Zeit nach ihrer Geburt, Lieutenantsstellen oder gar schon Compagnien zu verleihen, ihren Dienst oft gar nicht, oft durch einen Stellvertreter verrichten und sie dann, kaum in die Jünglingsjahre gelangt, in einer verhältnißmäßig schon bedeutenden Stellung ihren Posten in dem betreffenden Regimente einnehmen zu lassen.

Die Nachtheile eines solchen Verfahrens lagen auf der Hand. Eugen beharrte daher auch mit Festigkeit auf dessen vollständiger Unterdrückung, und kehrte sich an die Klagen derjenigen nicht, welche sich dadurch in einem erworbenen Rechte beeinträchtigt glaubten [10]). Keine „Expectanz" wurde mehr anerkannt und so diesem Mißbrauche bald ganz ein Ende gemacht.

Gleiche Beharrlichkeit, ja unerbittliche Strenge zeigte der Prinz, wenn es galt, den früher nicht selten unbeachtet gelassenen Befehlen der Vorgesetzten den pünktlichsten Gehorsam von Seite der Untergebenen zu verschaffen. Es ist erwähnt worden, wie der Markgraf Ludwig von Baden, als er noch kaiserlicher Feldmarschall-Lieutenant war, einem Angriffsbefehle des Oberfeldherrn, Herzogs Karl von Lothringen, Folge zu leisten sich weigerte, weil er als Reichsfürst von dem Herzoge keine Aufträge anzunehmen gehalten sei. Solche Fälle kamen unter Eugen nicht mehr vor. Offene Weigerung, einem Befehle nachzukommen, wurde unter keiner Bedingung, ebensowenig aber eine Zögerung in Befolgung derselben geduldet. Da fand keine Rücksicht auf einflußreiche Verbindungen oder mächtige Verwandtschaften statt. Als Graf Gundacker Althan, damals Oberstlieutenant im Dragonerregimente Vaubonne, eigenmächtig seinen Urlaub verlängernd, sich auf wiederholte Aufforderung bei seinem Regimente nicht stellte, wurde

ihm ein Termin von vierzehn Tagen gesetzt, nach dessen Ablauf die Cassation wider ihn verhängt werden würde. Den Kaiser aber bat der Prinz um seine mächtige Beihülfe zur Wiedereinführung des pünktlichsten Gehorsams unter den Offizieren, indem derselbe ja das einzige Mittel sei, um die Aufgaben, welche dem Heere gestellt würden, auch wirklich vollführen zu können [11]).

So wie von den Offizieren, so forderte Eugen auch von den Soldaten unverbrüchliche Folgsamkeit gegen ihre Oberen. So wurde der Obercapitän Troyer höchlich belobt, als er einen Soldaten, welcher sich seinen Anordnungen mit Gewalt zu widersetzen gewagt hatte, mit einem Schusse zu Boden streckte [12]).

In der jetzigen Zeit, bei dem geregelten Heerwesen der Gegenwart, mag dieß Alles als etwas Gewöhnliches, sich von selbst Verstehendes angesehen werden. Wenn man aber bedenkt, daß in dem Augenblicke, in welchem Eugen die Leitung des Hofkriegsrathes übernahm, erst ein halbes Jahrhundert seit der Beendigung des dreißigjährigen Krieges, jener Periode furchtbarster soldatischer Willkür und Zügellosigkeit verflossen war, so begreift man leicht, daß damals als etwas Außergewöhnliches angesehen werden mußte, was jetzt als Regel gelten würde.

Nach keiner Richtung hin sprach sich jedoch Eugens Bestreben, Zucht und Ordnung im Heere einzuführen und zu erhalten, schärfer aus als in der Strenge, mit welcher er darauf hielt, im Kriege wie im Frieden jede Bedrückung der Bewohner des Landes, in welchem seine Streitkräfte sich befanden, entfernt zu halten. Eugen würde es sich zur Schande gerechnet haben, in dieser Beziehung irgend eine Nachsicht eintreten zu lassen. Es war sein Stolz, wenn er mitten im italienischen Feldzuge dem Kaiser schreiben konnte, daß der Landmann unbeirrt den Feldarbeiten obliege, daß von keiner Klage desselben gegen die Soldaten etwas zu hören sei und daß, wenn ja eine solche vorkäme, dieselbe mit Strenge untersucht und an dem Schuldtragenden geahndet werde. Die Behauptung, daß solche Conflicte unvermeidlich, daß sie etwas gewöhnliches seien und ihnen keine Bedeutung beigelegt werden solle, durfte sich vor Eugen nicht hören lassen. Jeglicher Rohheit ein abgesagter Feind, wollte er sie auch in seinem Heere nicht dulden, und da galt weder hoher Rang noch persönliche Bravour oder sonstige Auszeichnung des Schuldtragenden als Grund zur Nachsicht. Er durfte der schärfsten Zurechtweisung gewiß

sein. Nach jeder Seite hin ward sie gleichmäßig gehandhabt und die Feldmarschälle Gronsfeld und Herbeville wurden nicht minder strenge bedroht, wenn sie sich in Baiern Gelderpressungen zu Schulden kommen ließen, als ein Oberst oder Hauptmann zur Verantwortung gezogen ward, dessen Soldaten sich Excesse erlaubten[13]).

Ein wirksames Mittel, um derlei Ausschweifungen hintan zu halten, hatte Eugen darin gefunden, daß, so oft eine begründete Klage über verübte Excesse vorkam, das Regiment, bei welchem der Schuldtragende diente, den Verlust ersetzen mußte. Dem Regimente war wieder der Regreß an denjenigen vorbehalten, der den Schaden angerichtet hatte. So oft es sich nun ereignete, daß der letztere die Vergütung nicht leisten konnte, wurde das Regiment von dem Verluste allein getroffen. Die natürliche Folge davon war, daß dieses selbst mit Sorgfalt darüber wachte, daß keine Excesse vorfielen, und in der That wurde, wie der englische Bevollmächtigte Saint-Saphorin bezeugt, so lang Eugen das Kriegswesen leitete, von Ausschweifungen der Soldaten fast gar nichts gehört[14]).

In den Regimentern selbst hielt Eugen darauf, daß die Soldaten von ihren Offizieren zwar zur Zucht und Ordnung angehalten, daß sie jedoch mit Güte behandelt würden, und die Strenge erst dann eintrete, wenn die Milde durchaus nichts mehr fruchte. Die Ansichten, welche hierüber der Generalfeldwachtmeister Graf Traun, der spätere berühmte Feldmarschall, gegen den Prinzen aussprach[15]), erhielten dessen volle Billigung[16]), und er that was ihm möglich war, um deren pünktliche Befolgung von Seite der Regimentscommandanten zu erwirken.

In dieser Beziehung, so wie in jeder andern, verlangte Eugen nicht nur für seine eigenen Befehle, sondern auch für diejenigen des Hofkriegsrathes unbedingten Gehorsam. Er sah es für einen der größten Fehler eines Feldherrn an, wenn er sich den Anordnungen der obersten Militärbehörde nicht fügen wollte[17]). Hierin lag der Hauptgrund seiner fast ununterbrochenen Unzufriedenheit mit dem Feldmarschall Heister. War derselbe beauftragt, in Ungarn strenge Mannszucht zu halten, das Landvolk nicht zu bedrücken, den Adel aber auf die Seite des Kaisers zu bringen, so zog Heister im Lande umher, Alles mit Feuer und Schwert verheerend und die Einwohner zur Verzweiflung treibend. Hatte der Feldmarschall den Befehl empfangen, in den an Niederösterreich angrenzenden Comitaten zu

bleiben, nur schrittweise die Herrschaft der kaiserlichen Waffen auszudehnen, sein Hauptaugenmerk aber auf Verhinderung der Einfälle der Rebellen in Oesterreich zu richten, so folgte Heister gewiß irgend einem Insurgentenführer tief in das Innere des Landes und gab die Grenze schutzlos Preis.

Seit langer Zeit ist es zur Gewohnheit geworden, den kaiserlichen Hofkriegsrath zu schmähen, ihn als eine seiner Aufgabe nicht gewachsene Behörde darzustellen, ja sein Wirken in den bedeutsamsten Phasen der österreichischen Geschichte fast lächerlich zu machen. Was dagegen auch Vernünftiges gesagt werden mag, es bleibt wirkungslos gegen die tief eingewurzelte Meinung, obwohl dieselbe auf wenig stichhaltigem Grunde beruht. Daß die Generale über den Hofkriegsrath klagten, wenn ihnen irgend etwas mißlang, liegt in der Natur der menschlichen Dinge. Jeder sucht das eigene Verschulden auf fremde Schultern zu laden und sich selbst der Verantwortung zu entziehen. Auch Heister schmähte den Hofkriegsrath, so oft ihn ein Mißgeschick traf, welches er vielleicht vermieden hätte, wenn er dessen Befehlen nachgekommen wäre. Und nur allzu Viele von Heisters Nachfolgern thaten desgleichen.

Zweifach sind die Klagen, welche man am häufigsten gegen den Hofkriegsrath vorbringen hört. Entweder er hätte es versäumt, so sagt man, das Heer mit den Erfordernissen zu versehen, welche demselben zur Erfüllung seiner Aufgabe dringend nöthig waren, oder was noch häufiger vorkommt, er hätte die Feldherrn zu streng an seine Instruktion gebunden, ihrem eigenen Urtheile keinen Spielraum eingeräumt und verlangt, daß sie, bevor sie sich auf irgend eine entscheidende Unternehmung einließen, darum erst in Wien anfragen sollten. Hierüber wäre der günstige Augenblick und mit demselben oft Schlacht und Feldzug verloren gegangen.

Was die erstere Beschuldigung betrifft, so muß sie leider als begründet anerkannt werden. Aber sie fällt nicht dem Hofkriegsrathe, sondern wie es ja in der Natur der Sache liegt, nur der Finanzverwaltung zur Last. Die Erschöpfung der Geldkräfte war Ursache an all den Uebeln, welche man dem Hofkriegsrathe zuschreiben zu sollen glaubte. Wäre er nur mit Geldmitteln gehörig versehen gewesen, er hätte es an Soldaten, an Pferden, an Kleidung, an Sattel und Zaum, an Geschütz, an Proviant nicht fehlen lassen. Aber wo das Geld mangelte, konnten auch die Erfordernisse nicht

herbeigeschafft werden, welche man nur mittelst desselben aufzutreiben vermag.

Die zweite Beschuldigung ist, wenigstens was den Zeitraum angeht, in welchem Eugen dem Hofkriegsrathe vorstand, vollkommen irrig. Fast jedes Schreiben des Prinzen an die Generale, welche fern von ihm auf anderen Kriegsschauplätzen commandirten, an Guido Starhemberg, an Wirich Daun, an Palffy, Rabutin und Mercy enthält die Worte, daß er dasjenige, was zu thun sei, einzig und allein ihrem eigenen Ermessen anheimstelle. Das schloß natürlich nicht aus, daß man über den Feldzugsplan im Allgemeinen zu Wien sich berieth und dessen Durchführung dem betreffenden Heerführer auftrug. Dieß war aber von jeher bei allen Nationen, bei welchen das Kriegswesen auf einer höhern Stufe der Entwicklung stand, der Fall, und ist besonders dann unvermeidlich, wenn mehrere Armeen in's Feld ziehen und es sich um ihr Zusammenwirken nach einem einzigen großen Ziele handelt.

Daß bei diesen Berathungen diejenigen das große Wort geführt hätten, welche Civilbeamte waren und nichts vom Kriege verstanden, ist nicht minder ein Irrthum. Die letzteren hatten nur mit den Zweigen der Militärverwaltung zu thun, welche das Geldwesen, die Proviantsachen, oder die politischen Beziehungen betrafen, von denen zum Beispiele die mit der Pforte damals zum Geschäftskreise des Hofkriegsrathes gehörten. Auf dasjenige, was die vorzunehmenden Operationen anging, wurde nur wirklichen Militärs Einfluß gestattet. Ein Blick auf die Zusammensetzung des Hofkriegsrathes macht dieß deutlich, wie denn im Jahre 1719 außer Eugen und dem Vicepräsidenten Feldmarschall Grafen Leopold Herberstein nicht weniger als vier Feldmarschälle, zwei Feldzeugmeister, vier Feldmarschalllieutenants und ein Generalfeldwachtmeister, sämmtlich in Wien anwesend, dem Hofkriegsrathe angehörten [18]).

Weit größere Bevormundung, als der kaiserliche Hofkriegsrath sie übte, fand in Frankreich statt, der größten Militärmacht, welche es damals gab. Wer die seither bekannt gewordene Correspondenz König Ludwigs XIV. und seines Kriegsministers Chamillart mit den französischen Marschällen durchblickt, und sie mit den Weisungen vergleicht, welche die Kaiser und deren oberste Militärbehörde an ihre Feldherrn erließen, wird diese Behauptung unbedingt bestätigt sehen.

So unerbittlich der Prinz, dort wo es nothwendig war, die erforderliche Strenge walten ließ, so weit entfernt war er davon, auch in dieser Beziehung irgendwie das Maß zu überschreiten. Wie fast alle wahrhaft großen Feldherrn, so war auch Eugen gegen seine Untergebenen mild und zuvorkommend, und von den gewinnendsten Umgangsformen. Männer seines Schlages bedürfen es nicht, durch rauhes Auftreten, welches die Einschüchterung derer bezweckt, mit denen man zu thun hat, dasjenige zu ersetzen, was ihnen an wahrer Autorität mangelt. Daher glich auch nichts der Verehrung, welche man in der Armee dem Prinzen zollte, und es ist seiner Zeit dargethan worden, daß er in dieser Beziehung sogar Marlborough weit überstrahlte.

Eugens Sorgfalt für das Wohl seiner Offiziere und Soldaten zeigte sich am deutlichsten durch den Eifer, mit welchem er darauf drang, daß der Staat sich derjenigen annehme, die in seinem Dienste erwerbsunfähig oder gar zu Krüppeln geworden waren. Er schlug vor, bei jedem der als Besatzung in den Festungen befindlichen Bataillone eine Compagnie Invaliden zu errichten, wie dieß schon in Frankreich und in andern Ländern eingeführt sei. Es könnte, so meinte Eugen, hiedurch ein doppelter Vortheil erreicht werden. Einerseits würden die zum Felddienste untauglich gewordenen Offiziere und Soldaten in anständiger Weise versorgt, und nicht mehr wie bisher, ihrer eigenen Regierung zur Schmach, dem Elende preisgegeben. Andererseits aber könnten die alten und versuchten Krieger, welche während ihrer langen Dienstzeit jedes Ungemach zu ertragen gelernt hätten, in den Festungen, welche so oft sich in ungesunder Lage befänden, weit länger ausharren und bessere Dienste thun, als neu geworbene Soldaten [19]).

Was die Armee selbst betraf, so war Eugens Bestreben, freilich mit höchst unvollständigem Erfolge, doch stets darauf gerichtet, sie in streitfähigem Zustande zu erhalten und ihre innere Einrichtung immer mehr zu vervollkommnen. Was die Generale anging, so erklärte der Prinz zu oft wiederholten Malen, daß er es als eine seiner ersten Pflichten ansehe, für einen tüchtigen Nachwuchs zu sorgen, aus dem einst ausgezeichnete Feldherrn hervorgehen sollten [20]).

Hinsichtlich der Ergänzung der Mannschaft war der Prinz ein Gegner des Systems, welches damals fast durchgängig befolgt wurde, Jeden

der sich anbot, Landstreicher, ja sogar Uebelthäter den Regimentern einzureihen. Es sei dieß, meinte Eugen, das beste Mittel, die Desertion im Heere einreißen zu machen, weil derlei Leute nur Gelegenheit suchten, ihrer Fahne zu entweichen und anderswo wieder Werbegeld zu erlangen [21]). Außerdem widersprach ein solches Verfahren der Idee, daß es wirklich eine Ehre sei, in der Armee des Kaisers, wenn auch in den niedersten Graden zu dienen. Diesen Gedanken zu wecken und zu befestigen, war aber das Ziel der eifrigen Bemühungen des Prinzen.

Besonderes Augenmerk widmete er in solcher wie in jeder anderen Richtung seinem eigenen Dragoner-Regimente. Nicht daß er es irgendwie vor den übrigen bevorzugt oder mit größerer Nachsicht behandelt hätte. Die Auszeichnung, welche er ihm widerfahren ließ, bestand im Gegentheile darin, daß er die höchsten Anforderungen an dasselbe richtete. Nirgends mußte die Mannszucht schärfer gehalten, nirgends jeder Exceß sorgfältiger verhütet, und wenn er begangen worden, strenger bestraft werden. Denn sein Regiment sollte, so war es Eugens Wille, den übrigen in jeder Beziehung das beste Beispiel geben [22]).

Ein Hauptgebrechen in der Armee schien dem Prinzen die geringe Ausbildung derjenigen Zweige des Kriegswesens zu sein, welche mehr als die übrigen eine wissenschaftliche Bildung derer erfordern, die sich ihnen widmen. Als solche mußten insbesondere die Artillerie und das Geniewesen gelten.

Was die Artillerie betraf, so hatte sie Eugen noch im Feldzuge des Jahres 1701 dem Kaiser als vorzüglich gepriesen. Seither war sie mehr und mehr in Verfall gerathen, und Eugen schrieb dieß dem Umstande zu, daß der Chef derselben, der Marchese degli Obizzi diesem Posten nicht gewachsen war. Schon im Jahre 1705 drang der Prinz darauf, daß Obizzi durch den Feldzeugmeister von Rappach ersetzt werde, welchen er zu würdiger Bekleidung einer so wichtigen Stelle für weit tauglicher hielt. Rappach wurde auch in der That der Nachfolger des Marchese Obizzi und diente als Land- und Haus-Zeugmeister bis zu seinem Tode. Dann erhielt der Feldmarschall Graf Daun den Posten eines Chefs der kaiserlichen Artillerie.

Den Mangel an geschickten Genie-Offizieren hatte Eugen immer, insbesondere aber während der großen Belagerungen beklagt, welche er im

Vereine mit Marlborough in den Niederlanden vornahm. Schon vor Lille begann diese Beschwerde, und so oft man an eine neue Belagerung schritt, wurde sie dringend wiederholt. Man besitze nicht einen einzigen Ingenieur, schrieb Eugen dem Kaiser im Jahre 1710, welcher eine Festung zu erbauen im Stande wäre. Da man die Ingenieurs nicht bezahle, so seien sie entweder aus Mangel wirklich zu Grunde gegangen, oder sie hätten, um sich dem Verderben zu entziehen, sich freiwillig entfernt. Aus diesem Grunde habe man auch noch immer nicht vermocht, das beantragte Geniecorps und die Schule der Kriegsbaukunst zu errichten, auf welche doch alle übrigen Mächte so bedeutende Summen verwendeten [23]).

Durch lange Zeit arbeitete Eugen daran diesen Zweck zu erreichen. Endlich, im Jahre 1717, nach Besiegung der vielfältigsten Schwierigkeiten, brachte er die Gründung jener Schule zu Stande. Freilich waren ihre Anfänge der bescheidensten Art. Der Feldmarschall Graf Wirich Daun wurde zum Oberdirektor, Feldmarschall von Rappach zu dessen Stellvertreter, der kaiserliche Oberingenieur Conte Anguisola aber zum Lokaldirektor ernannt. Unter ihm stand der Hofmathematikus und niederösterreichische Landingenieur Marinoni als Subdirektor der neuen Akademie. Anguisola und Marinoni scheinen vorerst die Lehrstunden allein besorgt zu haben. Der Erstere bezog neunhundert, der Zweite sechshundert Gulden als Gehalt. Hundert Gulden wurden ihnen zur Anschaffung der nöthigen Instrumente bewilligt, so daß der ganze Aufwand für die Akademie, da die Schüler nur die Vorlesungen besucht zu haben scheinen, ohne in einem gemeinsamen Hause zu wohnen und verpflegt zu werden, sich nicht höher als auf die Summe von sechzehnhundert Gulden jährlich belief [24]).

So geringfügig ein solcher Geldaufwand auch war, so hatte er doch bei diesem wie bei allen übrigen Planen Eugens das bedeutendste Hinderniß der Verwirklichung gebildet. Dasselbe war kein anderes als dasjenige, an welchem überhaupt das ganze österreichische Staatswesen krankte. Wodurch der alles hemmende Geldmangel eigentlich verursacht wurde, ist schwer zu sagen. Augenscheinlich war er das Ergebniß verschiedener, die gleiche Wirkung hervorbringender Ursachen. Das Mißverhältniß zwischen Einnahmen und Ausgaben mag zunächst darin seinen Grund gehabt haben, daß das gesammte österreichische Ländergebiet wohl an Ausdehnung den übrigen großen Staaten Europa's gleichkam, ja die meisten

derselben noch übertraf, daß aber die Culturstufe, auf welcher diese einzelnen Provinzen standen, großentheils eine ziemlich niedrige war. Die langdauernden Kriege hatten ihren Zustand noch mehr verschlimmert, der Handel lag ganz darnieder, und fast die Hälfte des Reiches, Ungarn und Siebenbürgen, trug gar nichts ein, sondern kostete die bedeutendsten Summen.

So kam es daß dasjenige, was in die kaiserlichen Kassen einging, ein Gesammterträgniß bildete, wie es nur einem Staate zweiten Ranges zukommen mochte. Der gerechte Wunsch, ja das Bedürfniß, Oesterreich als einen Großstaat hinzustellen, die Kaiserwürde seiner Herrscher, die erste der Christenheit, an äußerem Glanze von Europa's Königen nicht übertreffen zu lassen, die stete Rivalität mit Frankreich erforderten einen Aufwand, der die spärlich zugemessenen Einkünfte weit übertraf. Alle die Ausgaben, welche die französische Regierung machte, sie mochten auf die diplomatische Vertretung, auf die Regierung des Landes, insbesondere aber auf das Heerwesen sich beziehen, sie fielen in gleicher Weise auch dem Kaiser zur Last. Die einzige Marine kann hievon eine Ausnahme bilden. Nun betrugen aber die ordentlichen Einnahmen Frankreichs im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts hundert vierzig Millionen Livres, ja sie wurden durch außergewöhnliche Hülfsmittel bis auf hundert sieben und achtzig Millionen gesteigert [25]).

Um dieselbe Zeit wurden die Einkünfte des Kaiser Leopold I. auf höchstens zwölf Millionen Gulden geschätzt. Sie betrugen also nicht den fünften Theil derjenigen Frankreichs, und dennoch wollte man ungefähr dieselben Ausgaben damit bestreiten. Wären jedoch wenigstens die zwölf Millionen regelmäßig eingegangen, so hätte man sich noch glücklich gepriesen. Dieß war aber durchaus nicht der Fall. „Man schlägt", so berichtet acht Jahre später der venetianische Bothschafter Dolfin, „die gewöhnlichen „Einkünfte des Kaisers auf vierzehn Millionen Gulden an. In Wahrheit „vermag man jedoch nicht auf vier Millionen zu rechnen, und die Bedrängnisse des Hofes und der obersten Finanzbehörde sind ganz unbeschreiblich [26])".

Es ist leicht begreiflich, daß solcher Noth gegenüber die kaiserliche Regierung Alles that, um derselben zu steuern. Die verschiedensten Mittel wurden angewendet, aber eines nach dem andern erwies sich als unzu-

länglich. Zu achtzehn, zwanzig, ja vier und zwanzig vom Hundert suchte man Anlehen aufzunehmen, um nur die dringendsten Bedürfnisse zu bestreiten. Als solche wurden der Unterhalt des Hofes und derjenigen Minister angesehen, welche sich an den fremden Höfen befanden. Was jedoch die Erfordernisse für das Heer betraf, es mochte die Kriegsbedürfnisse oder die Lebensmittel angehen, die Kleidung der Soldaten oder den Ankauf der Pferde, so war man gezwungen, hierüber mit israelitischen Lieferanten zu unterhandeln. Diese aber, Nutzen ziehend von der Nothwendigkeit, in der man sich befand, sich ihrer zu bedienen, schlossen selten Contracte ab, ohne dabei wenigstens dreißig vom Hundert zu gewinnen.

Sie thaten dieß um so gewisser, weil auch sie nicht mit barem Gelde, sondern nur mit Anweisungen auf die Provinzen bezahlt wurden. Diese letzteren waren jedoch nur schwer zu deren Einlösung zu bewegen, und sie mußte meistens mit nicht unbeträchtlichen Geschenken an diejenigen erkauft werden, welche in den Provinzen dem Geldwesen vorstanden. Da aber Jedermann einsah, daß es in solcher Weise nicht fortgehen könne, so fand sich zuletzt Niemand mehr, der auch auf die günstigsten Bedingungen hin sich entschließen konnte, dem Staate Geld zu leihen. Gundacker Starhemberg war es, der in dieser Bedrängniß auf ein Auskunftsmittel verfiel, welches Anfangs nur geringes Vertrauen in der Bevölkerung genoß, im Laufe der Zeit aber sich als ungemein nutzbringend erwies.

Man trennte die liquide Schuld in zwei Theile, deren einem alle jene Summen zugeschrieben wurden, welche die Gläubiger entweder in Folge gemachter Darlehen oder auf Grundlage gültiger Lieferungsverträge zu fordern hatten. Den zweiten Theil bildeten die großen Rückstände an Geschenken und Pensionen, welche denjenigen Personen zu Gute kamen, die dem Hofe oder dem Staate gedient hatten.

In die Hände einer von der Stadt Wien aufgestellten Commission wurden nun genügende Fonds gelegt, um die ersten Kategorien der Staatsschuld, Kapital und Interessen, binnen fünfzehn Jahren zu bezahlen. Die Berechnung machte man derart, daß um in dem angegebenen Zeitraume die Tilgung von hunderttausend Gulden sammt den sechsprocentigen Zinsen zu bewerkstelligen, ein Fond angewiesen wurde, der jährlich neuntausend Gulden abwarf. Die Fonds selbst bestanden in den Zöllen und den Abgaben auf den Verbrauch von Lebensmitteln in Wien und den öster-

reichischen Erbländern überhaupt. Der Stadt Wien wurde die Verwaltung dieser Fonds eingeräumt; sie verbürgte sich dagegen mit ihren eigenen Einkünften für die pünktliche Erfüllung der übernommenen Verpflichtungen. Diese Einrichtung wurde die Wiener Stadtbank, oder nach dem damaligen Ausdrucke das Banco genannt.

Was die Schulden der zweiten Kategorie, die rückständigen Gehalte, Pensionen oder Schenkungen betraf, so wurden in Beziehung auf sie der Stadt Wien gleichfalls Fonds, aber nur solche angewiesen, mit deren Erträgniß sie die fünfprocentigen Zinsen jener Summen zu bezahlen vermochte. Denn man räumte den Gläubigern solcher Art nicht das Recht ein, das Kapital selbst in Anspruch zu nehmen [27]).

Es kann nicht gesagt werden, daß man dieser neuen Einrichtung schon von Anfang an mit Vertrauen entgegen kam. Die Actien der ersteren Abtheilung der Bank standen lange Zeit auf fünfzig, die der letzteren auf siebzig Procent. Auch Eugen versprach sich nicht viel davon, wie er denn überhaupt vor gekünstelt aussehenden Finanzspeculationen große Scheu an den Tag legte. Die Einkünfte mehren und die Ausgaben verringern, das war wohl dem Prinzen der eigentliche Kern aller Finanzweisheit. Und er lieh dieser Ansicht auch bei den Conferenzen Ausdruck, welche im Jahre 1721 unter seinem Vorsitze gehalten wurden, und in denen man über die Mittel berieth, den Finanzverlegenheiten zu steuern. Als leitenden Grundsatz nahm man an, keine Schulden mehr zu machen, insbesondere nicht in Friedenszeit, gleichzeitig aber auch den erschöpften Erbländern nicht noch größere Lasten aufzubürden. Da blieb denn freilich kein anderer Ausweg übrig als derjenige der Ersparung, und es ist eben nicht erbaulich zu sehen, wie jedes der Häupter der verschiedenen Stellen die verlangte Einschränkung von sich ab und auf die anderen Verwaltungszweige zu wälzen trachtete.

Eugen selbst behauptete, es sei kaum ausführbar, das Kriegswesen der kaiserlichen Erbländer in ihrer ungeheuren Ausdehnung von den österreichischen Niederlanden bis an die Südspitze Siciliens, von den Grenzfestungen Tortona und Novara bis in die kleine Walachei mit acht Millionen, die man ihm bewilligen wollte, zu bestreiten. Die Chefs der Civilverwaltung, denen im Ganzen genommen etwa vierthalb Millionen zugestanden werden sollten, erklärten gleichfalls, damit nicht auslangen zu können. Und als man endlich meinte, am Hofstaate, der nahezu zwei Millionen

erforderte, sei noch am leichtesten etwas zu ersparen, wurde der Kaiser selbst empfindlich und bemerkte, seiner Ansicht nach müsse bei den größeren, und nicht den kleineren Posten mit der Einschränkung begonnen werden [28]).

Die Gereiztheit, mit welcher die Geldfrage in dem obersten Rathe des Kaisers verhandelt wurde, mag wohl auch die Ursache gewesen sein, warum Eugen in den Angelegenheiten der Wiener Stadtbank mit dem Grafen Gundacker Starhemberg in Conflict gerieth. Letzterem, dem Schöpfer der Bank, hatte noch Kaiser Joseph I. deren Leitung anvertraut. Mit einem Eifer, einer Umsicht und einer Uneigennützigkeit, welche wahrhaft bewunderungswürdig genannt werden müssen, widmete sich Graf Starhemberg dieser Aufgabe. Das Vertrauen, das er persönlich überall genoß, wurde auch auf das Institut übertragen, welchem er vorstand. Es gelang ihm, so beträchtliche Summen verfügbar zu machen, daß er die Anweisungen auf die Bank einzulösen und diejenigen, welche ihres Geldes bedurften, baar zu bezahlen vermochte. Dadurch stieg das Zutrauen sichtlich, von allen Seiten strömte Geld in die Bank, und da noch überdieß die ihm zur Verfügung gestellten Fonds mit weit größerer Sparsamkeit und Umsicht verwaltet wurden, als dieß bei ihrer Rivalin, der Hofkammer, der Fall war, so konnte es nicht fehlen, daß die letztere es versuchte, die Stadtbank zu ihrem Nutzen auszubeuten.

Denn die Hofkammer, deren Einkünfte in dem Erträgnisse der Staatsgüter und Bergwerke, denjenigen Abgaben, welche die Bank nicht zu verwalten hatte, dann verschiedener Staatsmonopole, wie der Post und des Tabaksgefälles bestand, hatte in jeder Beziehung weit übler gewirthschaftet, als dieß von Seite der Stadtbank geschehen war. Ihr Präsident Graf Johann Karl Dietrichstein war eben viel weniger als Starhemberg der ihm übertragenen Aufgabe gewachsen. Da somit die Hofkammer in keiner Weise die Staatsbedürfnisse zu bestreiten vermochte, so war es wohl nicht unnatürlich, daß alle Augen sich nach demjenigen Institute wandten, welches mitten in dem allgemeinen Geldmangel sich allein in blühendem Zustande befand.

Im Jahre 1723 sehen wir die Hofkammer mit dem offenen Verlangen hervortreten, die Wiener Stadtbank habe sich ihr gegenüber zur regelmäßigen Auszahlung eines Betrages von zwölfmalhunderttausend

Gulden zu verpflichten. Zu gleicher Zeit legt ein Graf Brassi der Hofkammer ein Projekt vor, demzufolge die Bank ihre Obliegenheit, die Zinsen auszubezahlen und die Capitalien zurückzuerstatten, sich dadurch erleichtern solle, daß sie ihren Gläubigern statt der auf bestimmte Summen und Termine lautenden Zahlungsanweisungen Lose hinausgebe, welche erst nach erfolgter Ziehung einzulösen wären.

Beide Vorschläge, von denen der eine zur Ergänzung des andern diente, indem die der Bank einzuräumende Erleichterung sie zu regelmäßiger Auszahlung der geforderten Summe an die Hofkammer erst recht befähigen sollte, fanden beim Kaiser günstige Aufnahme. Denn ihm war natürlich zunächst daran gelegen, die Mittel zur Bestreitung der Staatsausgaben, welche die Hofkammer nicht zu decken vermochte, zu vermehren. Um so entschiedener war aber der Widerspruch, welchen Gundacker Starhemberg gegen die gemachten Vorschläge erhob.

Was zunächst das Projekt des Grafen Brassi betraf, so gab Starhemberg zu, daß bei der Annahme desselben die Bank in der That auf eine Reihe von Jahren hinaus geringere Zahlungen zu leisten hätte, als nach ihren ursprünglich eingegangenen Verpflichtungen. Allein eben diese letzteren würden durch eine solche Maßregel gänzlich umgestoßen und der Credit der Bank auf's empfindlichste beeinträchtigt werden. Ebensowenig als auf diesen Vorschlag sei jedoch auf das Verlangen der Hofkammer überhaupt einzugehen. Denn die Uebernahme einer so schwer drückenden Aufgabe, wie die Auszahlung dieser beträchtlichen Summe an den Staatsschatz wäre, müßte die Bank in die Nothwendigkeit versetzen, ihre übrigen Verbindlichkeiten zu verletzen. Dadurch würde aber das Vertrauen zu der Bank, mit demselben ihr jetziger befriedigender Zustand und damit auch die Möglichkeit verschwinden, wenn gleich nicht alljährlich mit einer so bedeutenden Summe wie die geforderte sei, doch wie bisher mit den beträchtlichen Beträgen, die den Ueberschuß ihres Geschäftes bildeten, dem Staatsschatze zu Hülfe zu kommen.

Bei so verschiedenen Ansichten der beiden Parteien setzte der Kaiser drei Commissionen nieder, welche über diesen wichtigen Gegenstand abgesondert berathen und ihm ihr Gutachten erstatten sollten. Der ersten dieser Commissionen saß der Prinz Eugen, der zweiten Fürst Trautson, der dritten aber Graf Alois Thomas von Harrach vor.

In der Commission, welcher Eugen präsidirte, bekleidete der Hofkammerrath Hilleprand die Stelle eines Berichterstatters. Auf seinen Antrag sprach sich die Commission, und mit ihr der Prinz, für das Verlangen der Hofkammer aus. Denn der Ueberschuß des Bankgeschäftes habe in den letzten zwei Jahren ungefähr 2.700.000 Gulden betragen. Da dieß seit langer Zeit her gleichmäßig geschehen sei, so dürfe man es für kein zufälliges Erträgniß ansehen. Es sei daher auch für die Zukunft auf ein solches zu rechnen und die Erfüllung des an die Bank gestellten Begehrens lege derselben keineswegs ein unerschwingliches Opfer auf.

Die Gutachten des Fürsten Trautson und des Grafen Harrach stimmten im wesentlichen mit demjenigen Eugens überein. Die Richtigkeit ihrer Beweisführung wurde jedoch von dem Grafen Starhemberg mit Entschiedenheit bestritten. Niemals hätten, so erklärte er, die Ueberschüsse der Bank mehr als siebenmalhunderttausend Gulden betragen. Dieselben reichten kaum zur Befriedigung der Gläubiger hin, welche sich schon im Anfange des Jahres 1723 um Auszahlung der ihnen gebührenden Gelder bei der Bank gemeldet hätten. Schon das bloße Gerücht von einer im Werke befindlichen Maßregel, wie die von der Hofkammer vorgeschlagene sei, habe eine solche Bestürmung der Bank um Zurückgabe der bei ihr niedergelegten Gelder hervorgerufen, daß die Hinauszahlungen den Kassarest um dreizehnmalhunderttausend Gulden überstiegen hätten. Die Gefahr eines Bankbruches werde in drohende Nähe gerückt, und nichts spreche lauter für deren Vorhandensein als das Benehmen der kaiserlichen Minister selbst, welche in der Sache ihr Gutachten abzugeben hätten. Denn Niemand sei eiliger gewesen, als Fürst Trautson, Graf Harrach und Graf Schlik, in demselben Augenblicke, in welchem ihr Votum zu Gunsten der Hofkammer lautete, ihre Gelder aus der Bank zurückzuziehen.

Nach dieser scharfen Bemerkung wandte sich Starhemberg, dessen Vorstellung überhaupt als ein Muster edlen Freimuthes gerühmt werden muß, an die Gerechtigkeitsliebe des Kaisers und an dessen überall anerkanntes Bestreben, gegebene Zusagen mit unverbrüchlicher Treue zu halten. Er erinnerte den Monarchen an sein Versprechen, der Bank keine Leistung zumuthen zu wollen, die ihr zum Nachtheil gereichen könnte. Er beschwor ihn, hieran auch in Zukunft festzuhalten. Er gab ihm zu bedenken, welches Elend viele Tausende treffen würde, die vertrauensvoll ihre Spar-

pfennige, oft das Einzige, wovon sie Unterhalt fänden, in die Bank gelegt hätten, und nun diese Beträge nicht in jedem Augenblicke zurücknehmen könnten, sondern sich damit auf eine völlig ungewisse Verlosung vertröstet sehen müßten.

An dem Widerstande Starhembergs scheiterte das Projekt des Grafen Brassi. Aber die Hofkammer gab damit ihre Versuche noch nicht auf, die Bank zu regelmäßiger Bezahlung der schon früher geforderten Summe von zwölfmalhunderttausend Gulden verhalten zu lassen. Der Prinz unterstützte auch jetzt noch das Begehren der Hofkammer. Denn er hielt, trotz Starhembergs Versicherung des Gegentheils, die Bank für stark genug, um eine solche Verpflichtung zu übernehmen. Und an eine Zurückziehung der angelegten Gelder aus der Bank sei, so meinte Eugen, nicht zu denken, indem es ja nirgends in den kaiserlichen Erbländern größere Sicherheit und Leichtigkeit zur Anlage von Geldern als eben bei der Wiener Stadtbank gebe.

Da jedoch die Möglichkeit, jährlich einen so bedeutenden Betrag zu missen, von Gundacker Starhemberg im Namen der Stadtbank standhaft geläugnet wurde, da Starhemberg bewies, wie die Bank ja ohnedieß jeden nur irgend entbehrlichen Ueberschuß an die Hofkammer abgeliefert habe und auch in Zukunft abliefern werde, so fiel damit der Antrag der letzteren, und von einer Betheiligung Eugens an Sachen der Wiener Stadtbank ist fortan nicht mehr die Rede [29]).

Erfolgreicher als in dieser Angelegenheit war das Bestreben des Prinzen in der anderen, gleichfalls die Geldsachen betreffenden Frage, die ihm noch in höherem Maße am Herzen lag. Es war die Trennung der Fonds, aus denen das Kriegswesen bezahlt wurde, von denjenigen, welche zur Deckung aller übrigen Staatsbedürfnisse dienten. Denn der Prinz war am Ende auf das Begehren, sich mit acht Millionen zur Bestreitung der Kosten des ganzen Kriegswesens zu begnügen, unter der Bedingung eingegangen, daß diese Beträge pünktlich und abgesondert von den übrigen Staatsbedürfnissen erhoben und in die Militärkassen eingezahlt würden. Man schloß zu diesem Behufe mit den einzelnen Erbländern so wie mit Ungarn Uebereinkünfte, denen zufolge diese Provinzen im Frieden mehr zahlten als bisher, wofür sie auch im Kriege nicht höher belastet werden sollten. Sie gaben zusammengenommen acht Millionen, wovon die siebzig-

tausend Mann Fußvolk und neunzehntausend Pferde, welche im Frieden die Streitmacht des Kaisers bildeten, zu erhalten waren [30]). Die geringe Bezahlung der Truppen machte dieß möglich. Uebrigens betrug sie, nach dem Zeugnisse des englischen Bevollmächtigten Saint-Saphorin, bei den Offizieren schon damals nicht viel weniger, als dieß heute der Fall ist [31]).

Alle die Fragen, welche hinsichtlich der Regierung der deutschen Erbländer des Kaisers auftauchten und Eugens Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch nahmen, sehen wir in ähnlichem Maße in den österreichischen Niederlanden an den Tag treten, mit deren Generalgouvernement der Prinz seit dem Jahre 1716 bekleidet war.

Fünftes Capitel.

Die Verträge von Utrecht, Rastadt und Baden sicherten dem Hause Oesterreich den Besitz der ehemals spanischen Niederlande. Gleichzeitig wurde jedoch bestimmt, daß diese Länder erst dann dem Kaiser einzuräumen seien, wenn er sich mit den Generalstaaten über die Barriere geeinigt haben würde, welche den letzteren zugestanden werden sollte. Denn die Republik der vereinigten Staaten der Niederlande hatte nicht sobald durch die Tractate, welche um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts geschlossen worden waren, ihre neu gewonnene Freiheit befestigt, als sie es für nothwendig anzusehen begann, zwischen ihren eigenen und den französischen Landen eine Grenzmauer aufzurichten, welche sie gegen die ehrgeizigen Absichten der Krone Frankreich schützen sollte. Diese Maxime wurde nach und nach zu einer der Hauptgrundlagen der holländischen Politik. Niemals trat sie jedoch schärfer hervor als seit dem Tode des Königs Karl II. von Spanien und dem Kampfe, der sich um dessen Nachfolge entspann. Das Begehren, eine starke Barriere gegen Frankreich zu erlangen, bestimmte den Beitritt Hollands zur großen Allianz, und wurde von den Generalstaaten unverrückt als Hauptzweck ihrer Theilnahme am Kriege angesehen. Um nun diese Frage in's Reine zu bringen und in den vertragsmäßigen Besitz der Niederlande zu gelangen, hatte der Kaiser den Feldmarschallieutenant Grafen Lothar von Königsegg schon im Jahre 1714 nach Antwerpen geschickt, um daselbst mit dem englischen Bevollmächtigten Generallieutenant Cadogan und den holländischen Deputirten die Verhandlungen zu eröffnen.

Nicht früher als am 15. November 1715 kam der Vertrag zu Stande, durch welchen die Generalstaaten sich verbindlich machten, alle Provinzen und festen Plätze der Niederlande, sowohl diejenigen, welche Spanien besessen, als die, welche Frankreich im Utrechter Frieden abgetreten hatte, dem Kaiser zu übergeben, um in Zukunft nur mehr ein einziges und

untrennbares Besitzthum des Hauses Oesterreich zu bilden. In den österreichischen Niederlanden sollten von nun an dreißig bis fünf und dreißig tausend Mann unterhalten werden, drei Fünftheile vom Kaiser, zwei Fünftheile aber von den Generalstaaten. Den letzteren allein wurde das Recht zugesprochen, in Namur, Tournay, Menin, Furnes, Warneton, Ypern und dem Fort de Knoque Besatzungen zu halten, während die Garnison von Dendermonde zwischen beiden Mächten gleichmäßig getheilt werden sollte. Den holländischen Truppen ward, jedoch unter gewissen Beschränkungen, freie Ausübung ihres Religionsbekenntnisses zugestanden. Der Kaiser räumte den Generalstaaten zu besserer Deckung ihrer Grenzen eine Gebietsausdehnung in Flandern ein, welche sich von der Schelde bis zum Meere erstreckte. Dort sollten sie Befestigungen anlegen dürfen und in Kriegszeiten das Recht haben, zu ihrer Vertheidigung das Land unter Wasser zu setzen.

Zum Unterhalte ihrer Truppen hatten die Generalstaaten fünfmalhunderttausend Thaler jährlich aus den Einkünften der österreichischen Niederlande zu empfangen. Der Kaiser übernahm die Zahlung der Summen, die König Karl II. bei den vereinigten Staaten geborgt hatte, und derjenigen, welche von den Seemächten während ihrer Verwaltung der Niederlande aufgenommen worden waren. Sie betrugen zusammen nicht weniger als vierzehn Millionen. Endlich erneuerte man die Bestimmungen des westphälischen Friedens in Bezug auf die Rechte und Freiheiten des Handels und einigte sich über den Grundsatz, daß keiner, auch nicht der kleinste Theil der österreichischen Niederlande an Frankreich oder an ein Mitglied des Hauses Bourbon abgetreten werden dürfe. Durch einen abgesonderten Artikel wurde die Entrichtung der jährlichen Subsidien den verschiedenen Provinzen und Distrikten in der Art auferlegt, daß wenn die Zahlung zur bestimmten Zeit nicht stattfinde, dieselbe von den Generalstaaten durch Zwang bewirkt werden könnte. England übernahm die Gewährleistung des Tractates und versprach, wenn die Niederlande angegriffen würden, eine Hülfeleistung von zehntausend Mann und zwanzig Linienschiffen.

Dieß war der Vertrag, in Folge dessen am 4. Februar 1716 die österreichischen Niederlande dem kaiserlichen Bevollmächtigten Grafen Königsegg übergeben wurden. Derselbe übernahm einstweilen die Ver-

waltung des Landes und führte sie fort, bis die neue Statthalterschaft, welche der Kaiser in den Niederlanden einzusetzen beabsichtigte, ihre Wirksamkeit beginnen konnte. Denn schon vor dem Abschlusse des Barrieretractates war Eugen vom Kaiser, wie der Prinz in der geheimen Conferenz erklärte, zum Generalstatthalter der Niederlande bestimmt worden. Da er jedoch unter den gegenwärtigen Umständen, insbesondere bei der Wahrscheinlichkeit, daß er im künftigen Jahre gegen die Türken in's Feld ziehen müsse, an eine Reise nach den Niederlanden nicht denken könne, so werde er, bemerkte der Prinz, seinen dortigen Posten einstweilen durch einen Stellvertreter ausfüllen lassen [1]). Nach reiflicher Berathung wurde hiezu Hercules Turinetti Marquis von Prié bestimmt.

Nachdem Prié aus den Diensten des Herzogs Victor Amadeus von Savoyen in diejenigen des Hauses Oesterreich übergetreten und während der Feldzüge der Jahre 1705 und 1706 dem Prinzen Eugen als Civilcommissär zur Seite gestanden war, wurde er vom Kaiser Joseph I. als sein Botschafter nach Rom entsandt. In der Zeit des heftigsten Zwiespaltes des Wiener Hofes mit dem heiligen Stuhle bekleidete Prié diese Stelle, in welcher er auch von Karl VI. bestätigt wurde. Später in Rom durch Gallas ersetzt, erhielt Prié nicht ohne Eugens persönliche Einwirkung die Bestimmung, als Stellvertreter des Prinzen nach den Niederlanden zu gehen.

Es ist wohl kein Zweifel, daß Prié diesen wichtigen Posten der hohen Meinung verdankte, welche man am Wiener Hofe von seiner langjährigen Erfahrung in Staatsgeschäften, von seiner außergewöhnlichen Geschicklichkeit hegte. Denn eine Stellung, schwieriger als diejenige, welche Prié jetzt überkam, konnte in der That nicht leicht gedacht werden. Ein neugewonnenes Land sollte er regieren, das Jahrhunderte hindurch unter der vermorschten spanischen Herrschaft gestanden hatte, durch das letzte Jahrzehnt aber der Schauplatz eines blutigen Krieges, der Gegenstand fast unerträglicher Bedrückung von Freund und Feind gewesen, welches eingekeilt war zwischen einem offenen Gegner und einem eigensüchtigen, kaum weniger zu scheuenden Nachbar. Weit entfernt von dem Aufenthaltsorte des eigentlichen Herrschers, hatte er einem zu Neuerungen, zur eigenmächtigen Selbsthülfe gar leicht geneigten Volke, einem stolzen, mächtigen Adel gegenüber zu stehen, welcher ihm seine Stellung mißgönnte, dem Fremd-

linge mißtraute und sich nur ungern herbeiließ, ihm die Ehren zu erweisen, die er als die erste Person im Lande fordern durfte. Alle diese Gegensätze sollte er vereinigen, die Neigung der Regierten gewinnen, die Scheelsucht der Nachbarn, ja ihre offene Feindseligkeit entkräften, mit den Einkünften aus einem Lande, welches noch langer Jahre bedurfte, um sich von den furchtbaren Bedrängnissen zu erholen, die es ausgestanden hatte, die Regierungsbedürfnisse bestreiten, die eigenen Truppen bezahlen, und die Summen, welche durch den Barrieretractat festgesetzt worden waren, an Holland entrichten. Das war es, was man von Prié verlangte, hierin bestand die schwierige Aufgabe, deren Lösung man von ihm erwartete.

Doch nicht allein in Eugens und Prié's Hände wurde die Verwaltung der Niederlande gelegt. Noch eine Behörde glaubte der Kaiser einsetzen zu müssen, um sich hiebei ihrer Mitwirkung zu bedienen. Es war dieß der niederländische Rath oder der Rath von Flandern, im Gegensatze zum spanischen Rathe, dem die Verwaltung der italienischen Länder des Kaisers anheimgefallen war.

Wohl hauptsächlich aus dem Grunde, weil er mit dem spanischen Rathe nichts zu thun haben wollte, hatte Eugen selbst auf die Errichtung einer eigenen Behörde angetragen, welche dem Kaiser bei der Regierung der Niederlande zur Seite stehen sollte. Aus einem Präsidenten und vier oder fünf Männern von Eifer, Unbestechlichkeit und von genauer Kenntniß der Provinzen, um die es sich handelte, hatte nach Eugens Meinung der flandrische Rath zu bestehen [2]). Doch konnte der Prinz, obgleich der Kaiser im Allgemeinen seinen Antrag genehmigte und von dem früheren Gedanken abging, auch die Niederlande dem spanischen Rathe unterzuordnen, es nicht hindern, daß selbst im flandrischen Rathe Spanier die ersten Posten erhielten. Aber es schien wenigstens ein Gewinn zu sein, daß zwei Stellen in demselben Belgiern vorbehalten wurden.

Der Fürst von Cardona, gleichzeitig Obersthofmeister der Kaiserin, mit einem Gehalte von vierundzwanzigtausend Gulden zum Präsidenten des Rathes von Flandern ernannt, war ein gutmüthiger aber wenig beliebter Mann, und obgleich er unter dem Einflusse des Günstlings Althan stand, doch von zu geringer Bedeutung, um Eugen im wahren Sinne des Wortes ein politischer Gegner sein zu können. Auch von Seite des ersten Rathes, des Grafen Oropesa, welcher den Titel eines Großsiegelbewahrers führte,

brauchte man dieß nicht zu befürchten. Denn er war einer der wenigen Spanier, welche dem Prinzen aufrichtig zugethan waren. Was die Geschäfte betraf, so kümmerte sich Oropesa nicht um dieselben, und sie fielen den beiden belgischen Mitgliedern, Jean Remacle de Thisquen und Goswin de Wynants, dem Secretär Andreas von Kurz, der schon in Spanien bei Karl mit Auszeichnung gedient hatte, hauptsächlich aber dem Marquis von Rialp zu, welcher, obgleich ohne offizielle Stellung bei dem flandrischen Rathe, doch durch das Vertrauen des Kaisers die meisten Arbeiten erhielt, die auf die Niederlande Bezug hatten [3]).

Am 25. Juni 1716 war Eugens feierliche Erklärung zum Generalgouverneur der Niederlande erfolgt; wenige Tage bevor der Prinz nach Futak abging, um den Feldzug wider die Türken zu eröffnen. Auch Prié's Abreise nach Brüssel sollte um dieselbe Zeit stattfinden; sie verzögerte sich jedoch bis zum 9. September, an welchem Tage Prié Wien verließ, um sich vorerst nach dem Haag zu begeben. Denn er war beauftragt, mit den Generalstaaten Unterhandlungen über die Abänderung verschiedener Bestimmungen des Barrieretractates zu eröffnen.

Dieser Vertrag hatte in den österreichischen Niederlanden selbst große Bestürzung und allgemeinen Widerspruch erregt. Man sah sich in allzu drückende Abhängigkeit von den Holländern gebracht, welche von jeher eifersüchtig gewesen waren auf das Emporblühen der belgischen Provinzen, und ihnen insbesondere während der jüngsten Zeit, in der sich die Administration des Landes in ihren Händen befand, so geringe Beweise von Wohlwollen gegeben hatten. Die Gebietsabtretung in Flandern, die Einräumung des Rechtes, das Land unter Wasser zu setzen, endlich das Zugeständniß, selbst durch Zwangsmittel die Bezahlung der Subsidien zu erwirken, erbitterten die Bevölkerung der österreichischen Niederlande. Durch eigene Deputationen stellten die Stände von Brabant und Flandern dem Wiener Hofe vor, wie die Würde des Kaisers und das Wohl seiner Unterthanen durch jenen Vertrag beinträchtigt werde. Es sei nicht möglich denselben auszuführen, ohne den Privilegien der Provinzen zu nahe zu treten. Durch die zugestandenen Subsidien würde den Generalstaaten ein im Voraus bestimmtes Einkommen aus den österreichischen Niederlanden eröffnet, während diese Zahlung ja doch nur von der freien Zustimmung der Stände abhängig sei.

Es schien für Prié ein günstiger Umstand zu sein, daß er gleich Anfangs Gelegenheit fand, von seinem Eifer und seiner Geschicklichkeit überzeugende Proben zu geben. Diesen Eigenschaften schrieb wenigstens Eugen es zu, daß es dem Marquis Prié noch zu Ende des Jahres 1716 gelang, die Generalstaaten zum Nachgeben zu bewegen [4]).

Freilich kam erst nach langdauernder Verhandlung am 22. Dezember 1718 im Haag der neue Vertrag zu Stande, durch welchen die Gebiets-abtretung in Flandern auf ein Fünftheil gemindert, und das Recht, Ueber-schwemmungen vorzunehmen, zurückgezogen wurde. Andere Bestimmungen in Bezug auf die Subsidienzahlung, von welcher ein Theil auf die von Frankreich abgetretenen Landstriche, ein anderer auf die Zölle gelegt ward, machten diese Verabredung minder verhaßt.

Durch die eifrige Verwendung, welche sie den Wünschen der belgischen Provinzen im Haag angedeihen ließ, bewies die kaiserliche Regierung deutlich, wie sehr ihr deren Zufriedenheit am Herzen lag. „Ich hoffe es „allgemein anerkennen zu machen", schrieb Eugen an Prié, „daß alle „meine Absichten nur dahin zielen, meine Würde in einer Weise auszu-„üben, welche dem öffentlichen Wohle völlig entspricht [5])".

Daß dieß die wahre Triebfeder von Eugens Handlungen war, zeigt jedes einzelne der zahlreichen Rescripte, welche er an Prié erließ. Da es sich Anfangs um nichts so sehr als um die Einsetzung der neuen Regierungs-behörden handelte, bedauerte er aufrichtig, sich zur Erfüllung dieser wichtigen Aufgabe nicht selbst nach den Niederlanden begeben zu können. Daß er sich hievon durch eine Empfindlichkeit über das Verlangen der Niederländer um Ernennung einer Erzherzogin zur Statthalterin habe abhalten lassen, ist ein vollständiger Irrthum. Anfangs war es der Türkenkrieg, in welchem Eugen den Oberbefehl führte, später aber die offene Gefährdung seiner Stellung in Wien durch die spanische Partei und deren Anhänger, wodurch er verhindert wurde, selbst nach den Niederlanden zu gehen. Wie sehr eine solche Reise in seinem Wunsche und seiner Absicht lag, ist zu wiederholten Malen in seinen Schreiben deutlich ausgesprochen. Oft kündigt sie der Prinz als nahe, ja als unmittelbar bevorstehend an, und einmal sendet er bereits sein Gepäck von Wien ab, fest entschlossen, demselben binnen wenig Tagen zu folgen. Immer wird er wieder, sei es durch seine überhäuften Geschäfte, sei es, daß er seinen Gegnern in Wien das Feld nicht räumen

wollte, oder durch andere unbekannte Einflüsse abgehalten, diesen Vorsatz in Ausführung zu bringen.

Da er es nicht persönlich zu thun vermochte, so drang Eugen unablässig in seinen Stellvertreter, zur Besetzung der Aemter nur die Würdigsten auszuwählen, und sich durch keinerlei Rücksicht von strengster Befolgung dieses Grundsatzes abwendig machen zu lassen. Redlichkeit, Fähigkeit und Eifer seien, schrieb Eugen an Prié, diejenigen Eigenschaften, welche hiebei am schwersten in die Wagschale zu fallen hätten [6]). Man müsse dem Lande zeigen, daß man Jeden in seinem Rechte erhalten [7]) und diejenigen nach ihrem Verdienste belohnen wolle, welche sich vor den übrigen auszeichneten. Dieß zu thun, sei die Sache jeder guten Regierung [8]). Mit Sorgfalt solle man sich enthalten, Aemter und Besoldungen auf Wenige zu häufen, sondern man müsse sie gleichmäßig vertheilen, um Viele inniger an die Regierung zu fesseln und Niemanden Grund zur Eifersucht oder zu berechtigter Klage über Zurücksetzung zu geben. Der Verkauf der Civilstellen könne zwar nicht völlig abgeschafft werden, weil man bei dem betrübenden Zustande der Finanzen — das Erträgniß wurde von den Ausgaben um zwei Millionen überschritten — eine solche Einnahmsquelle noch nicht zu missen im Stande sei. Doch dürfe Niemand der Meinung werden, man habe eher das Interesse des Staatsschatzes als die Sache selbst im Auge. Niemals dürfe eine Stelle, und würde auch der höchste Preis für sie gezahlt, in die Hände von Leuten kommen, die sie nicht mit Ehren zu bekleiden vermöchten [9]). Denn wenn auch einerseits die Finanzen durch den erlangten Betrag etwas gewännen, so würden doch andererseits auf solchem Wege der Staatsschatz selbst und die Unterthanen das doppelte verlieren [10]). Insbesondere sei von dem Chargenverkaufe bei Richterstellen abzugehen, weil die Befürchtung zu nahe liege, daß derjenige, welcher seine Stelle gekauft habe, den im Großen verausgabten Betrag im Kleinen wieder hereinzubringen suche [11]).

Ueberhaupt sind die Weisungen, welche Eugen seinem Stellvertreter in den Niederlanden ertheilt, die schönsten Zeugen der wahrhaft edlen und erleuchteten Gesinnung, welche den Prinzen beseelte. Seine Bescheidenheit, seine Uneigennützigkeit zeigen sich darin in glänzendstem Lichte. Als man mit dem Gedanken umging, zu seiner Ehre eine Statue zu errichten, fand dieser Vorschlag an Niemanden einen so lebhaften Gegner als an Eugen

selbst. Er verdiene diese Auszeichnung so wenig als er sie wünsche, erklärte er denjenigen, welche ihn um seine Einwilligung hiezu angingen [12]). Und als der Marquis Prié in einem Uebermaße von Diensteifer die Stände von Brabant und Flandern vermocht hatte, dem Prinzen aus Anlaß der Huldigung ein Geschenk von je sechstausend Dukaten in Gold anzubieten, da ergingen an die Stände verbindliche Danksagungen, durch welche das Geschenk zurückgewiesen wurde, an Prié aber und Eugens Secretär Mandacher, welcher hiezu gleichfalls die Hand geboten hatte, scharfe Verweise. Er hätte geglaubt, schrieb ihnen der Prinz, genug von ihnen gekannt zu sein, daß sie wüßten, er nehme niemals das mindeste an, was ihm nicht von Rechtswegen gebühre [13]).

Gleiche Gesinnungen wie hinsichtlich seiner Privatangelegenheiten legte Eugen auch in Bezug auf die öffentlichen Geschäfte an den Tag. Doppelt zu bewundern sind sie in einer Zeit, in welcher das entschiedene Gegentheil einer solcher Anschauungsweise sich überall geltend machte. In einem Augenblicke, in dem man die eigentliche Staatskunst hauptsächlich darin suchte, den zu überlisten, ja zu betrügen, mit welchem man es zu thun hatte, befiehlt Eugen dem Marquis Prié, er möge die Gerechtigkeit und die Billigkeit denjenigen Personen als Richtschnur ihres Verhaltens vorzeichnen, welche er damit betraue, mit fremden Staaten Verhandlungen zu führen. „Auf geradem Wege", fügte er hinzu, „kommt „man in den öffentlichen Angelegenheiten immer schneller vorwärts als „wenn man schlecht begründete Schwierigkeiten erhebt. Durch diese wird „nur Mißtrauen hervorgerufen, welches dann auch in der unschuldigsten „Sache einen Fallstrick sieht [14])".

Auf's schärfste tadelte der Prinz, wenn man die eines Verbrechens Beschuldigten längere Zeit im Gefängnisse hielt, ohne daß die Gerichtsverhandlung über sie begonnen wurde [15]). Nichts gereiche einer Regierung, bemerkte er in einem späteren Briefe an Prié, zu größerem Nachtheile, als wenn von ihr gesagt werde, sie sei saumselig in Handhabung der Gerechtigkeit [16]).

Auf die Klage Prié's, daß er von mancher Seite Anfeindungen erfahren müsse, antwortete Eugen: „Wer seine Pflicht erfüllt, erhebt sich „dadurch über die Folgen des Tadels, welchem Jedermann ausgesetzt ist [17])". Und als Prié dem Prinzen die Schwierigkeit seiner Stellung auseinandersetzte, bemerkte ihm Eugen, daß er dieß vollständig anerkenne. „Denn

„gewiß begegnet," so fährt der Prinz fort, „eine Statthalterschaft über „Provinzen, von denen Jede verschiedene Gesetze und Gewohnheiten „befolgt, wesentlichen Schwierigkeiten in der Ausübung der Machtvoll„kommenheit, welche dem Monarchen zusteht, die jedoch der Unterthan „durch das Entgegensetzen seiner Privilegien und Freiheiten stets zu „beschränken sucht. Schon der Name dieser letzteren allein und ihr einge„bildeter Besitz sind ihm theuer und bewegen ihn, das was er wirklich „hat, aufzugeben um das, was er doch nicht sein nennt".

„Die Subsidien," bemerkt Eugen weiter, „erregen ihre laute Be„schwerde, und dennoch könnten sie in dem, was ihnen über Alles werth „ist, in dem Genusse einer wahrhaften Freiheit und ihrer Privilegien nicht „erhalten werden, ohne jenen Truppen den nöthigen Unterhalt zu gewähren, „welche ihre einzige Vertheidigung bilden. Ja man kann in Wahrheit „sagen, sie feinden die Freiheit an, welche sie besitzen [18])".

Lebhafte Ausbrüche der Mißstimmung auf einzelnen Punkten der Niederlande waren es, welche den Prinzen zu den letzteren Bemerkungen veranlaßten. Denn trotz der befriedigenden Abänderungen, denen man die Bestimmungen des Barrierevertrages vom Jahre 1715 unterzogen hatte, war doch die durch denselben geweckte Unzufriedenheit nicht beschwichtigt worden. Der beständige Anblick der Besatzungen, aus fremden und andersgläubigen Soldaten gebildet, erbitterte die Bevölkerung. Stets hörte man wieder von neuem darüber klagen, daß man diese Truppen ernähren müsse, während das Land durch den langen Krieg ohnedieß furchtbar gelitten habe.

Wie fast immer die Hauptstädte der vorzüglichste Herd der Unzufriedenheit sind, so war dieß auch hier der Fall. Die Stadt Brüssel ging mit ihrem Beispiele voran. Schon im Jahre 1717 begann sie sich widerspänstig zu zeigen, als der Marquis von Prié zur Herbeischaffung der Fonds, um die vertragsmäßigen Subsidien an Holland zu bezahlen, die Aeltesten der Zünfte um ihre Zustimmung zu einer Erhöhung der Abgaben anging. Die Zunftältesten verweigerten es sich hierauf einzulassen, bevor man ihnen nicht ihre frühere, vor mehreren Jahren abgeschaffte Verfassung zurückgegeben habe. Antwerpen und andere Städte thaten deßgleichen.

Eugen war der Ansicht, daß für den Anfang alle Mittel der Güte zu versuchen seien, um die widerspänstigen Städte zu ihrer Pflicht zurück-

zuführen. Dann aber, wenn auf diesem Wege nichts erreicht worden wäre, müsse zu ernsteren Mitteln geschritten werden. Denn es sei dringend nöthig, nicht gleich im Beginne der neuen Regierung Hindernisse emporkeimen zu lassen, welche mit der Zeit die schädlichsten Folgen nach sich ziehen könnten [19]). Zwar erscheine es nicht ohne Bedenken, an die Bestrafung der Urheber des Widerstandes zu schreiten; man werde sich jedoch zu diesem Mittel entschließen müssen, wenn durch Güte nichts zu erlangen sei [20]). Dann erfordere es die Ehre der Regierung, daß ein Beispiel statuirt werde, welches von ähnlichen Versuchen für die Zukunft abschrecke [21]).

So wie Eugen befürchtet hatte, kam es auch in der That. Im Anfange des Jahres 1718 brachen zu Antwerpen Unruhen aus. Der Verkauf von Stoffen, welche aus Indien nach Ostende gebracht worden waren, lieferte den Vorwand hiezu. Da jedoch die Bürgerschaft mit wenigen Ausnahmen für die Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung zu den Waffen griff, wurde die Bewegung mit Leichtigkeit unterdrückt. Eugen befahl dem Marquis Prié, die Urheber der Unruhen ausforschen und sie nach der Strenge der Gesetze bestrafen zu lassen. Das Regiment Westerloo, welches zur Hülfeleistung nach Antwerpen berufen worden war, sei jedoch, nachdem die Gefahr vorüber, von dort wieder hinwegzuziehen. Denn es wäre ungerecht, die Bevölkerung dieser Stadt in einem Augenblicke durch größere Belastung zu bestrafen, in welchem sie vielmehr durch ihre gute Haltung eine Belohnung verdient habe [22]).

Während dieß zu Antwerpen geschah, bereiteten ähnliche Ereignisse sich in Brüssel vor. Auch hier verweigerten die Aeltesten der Zünfte die Bewilligung der Subsidien, welche die beiden anderen Stände genehmigt hatten. Und da man, in Folge ausdrücklicher Befehle von Wien, mit Langmuth gegen sie vorging, so wurden sie hiedurch, wie dieß meistens der Fall ist, nur noch dreister gemacht. Geradezu schlugen sie es ab, den durch das Gesetz geforderten Eid auf die Zusatzverordnungen vom Jahre 1700 zu schwören, wodurch für die Stadt Brüssel eine Art neuer Verfassung gegeben worden war. Trotz des Befehles, welchen der Rath von Brabant, der oberste Gerichtshof der Provinz, ihnen ertheilte, trotz der Ermahnungen des Erzbischofs von Mecheln, trotz der wiederholten Verwendung angesehener Männer der Stadt verharren

sie in ihrem Starrsinn. Die Feierlichkeit, durch welche dem Kaiser als Herzog von Brabant gehuldigt wird, geht ohne ihre Mitwirkung, ohne ihre Zustimmung vor sich. In das Stadthaus berufen, um auch ihrerseits den Eid zu leisten, weigern sie sich dessen, und durcheilen im Tumulte die Straßen. Das Volk rottet sich zusammen; einer der Aeltesten, welcher den Eid abgelegt hat, wird nach seiner Wohnung verfolgt und vermag sich nur mit Mühe zu retten. Das Haus des Bürgermeisters wird geplündert und zerstört. Die Truppen, von dem Volke mit Steinwürfen angegriffen, werden gezwungen sich nach dem oberen Theile der Stadt zurückzuziehen. Die Bürger greifen zu den Waffen, und der Marquis von Prié sieht sich genöthigt, eine Urkunde auszustellen, welche die Aeltesten der Zünfte ermächtigt, die Verfassung von 1619 zu beschwören. Hiemit war nun das ursprüngliche Begehren der Aeltesten erfüllt und man erwartete, daß sie sich beruhigen würden. Aber bald sah man sich in dieser Hoffnung getäuscht. Kühn gemacht durch die Nachgiebigkeit, die man ihnen bewiesen, verlangten sie die Vernichtung aller Dekrete, welche der Rath von Brabant wider sie erlassen hatte. Auch hierin wich Prié ihrem Drängen. Nun aber glaubte er genug gethan zu haben und forderte sie auf, auseinander zu gehen. Die Aufständischen, weit entfernt diesem Begehren Folge zu leisten, beharrten auf ihren Anforderungen. Sie verlangten, daß alle Dekrete des Rathes von Brabant, von welcher Zeit dieselben auch herrühren mochten, wenn sie ihren Privilegien widersprächen, widerrufen werden sollten. Jede Vorstellung hiegegen erwies sich als fruchtlos, und der Marquis von Prié fügte sich neuerdings in ihren Willen.

Hiemit schien doch endlich das Maß ungestümen Begehrens auf der einen, geduldigen Willfahrens auf der anderen Seite erschöpft zu sein. Da jeder Grund zu erneuerten Anforderungen beseitigt war, so hielt man die öffentliche Ruhe für befestigt. Sie war es jedoch weniger als je. Ohne sich um einen Vorwand für ihr Treiben zu kümmern, stiften die Rädelsführer wiederholte Unordnungen an. Der Pöbel erzwingt den Eingang in das Hotel des Rathes von Brabant und zerstört dasselbe. Umsonst ruft der Marquis von Prié die Hülfe der Stadtbehörde, umsonst den Beistand der Bürgerwehr an. Dieselben verhalten sich unthätig, während der Pöbel noch andere Häuser angreift und plündert. Erst spät gelingt es

dem Marquis Prié, den tollen Ausschweifungen zu steuern und die Ruhe einigermaßen wieder herzustellen.

Der Abschluß des Passarowitzer Friedens und das Eintreffen kaiserlicher Regimenter in den Niederlanden setzte endlich den Marquis Prié in den Stand, mit größerer Entschiedenheit aufzutreten. Sobald er die Macht in Händen hatte, wußte er sie auch in einer Weise zu gebrauchen, welche besser als sein bisheriges Verfahren dem Ansehen des Kaisers entsprach. Als im Jänner des Jahres 1719 neuerdings aufrührerische Rufe die Straßen von Brüssel durchtönten, schritt Prié mit Schärfe ein. Er ließ die Urheber verhaften und sie den Gerichten übergeben. Alle Leute ohne genügenden Unterhalt und ohne Beschäftigung wurden aus Brüssel gewiesen, in der Stadt selbst aber zur Unterdrückung fernerer Unruhen an verschiedenen Punkten starke Wachen aufgestellt.

Es war der persönliche Wille des Kaisers, welchen Eugen befolgte, wenn er seinem Stellvertreter befahl, mit der höchsten Schonung gegen die Aufständischen in Brüssel vorzugehen, die Anforderungen fallen zu lassen, welche sie in Aufregung gebracht hatten, und Alles zu thun, um sie durch Güte zu beschwichtigen[23]). Daß dieses nicht seine eigene Meinung war, hatte der Prinz, obgleich sonst gern zur Milde geneigt, doch durchblicken lassen, indem er kurz zuvor dem Marquis Prié bedeutete, man werde sich zur Strenge entschließen müssen, wenn die Nachsicht fruchtlos bleibe. Längst wäre es in seinem Sinne gewesen, mit Entschiedenheit vorzugehen und die Dinge nicht so weit kommen zu lassen. Er bewies dieß durch den Beifall, welchen er aussprach, als Prié, nachdem jedes gütliche Mittel fruchtlos geblieben war und das Uebel nur noch ärger gemacht hatte, sich endlich entschließen mußte, doch zum Einschreiten der bewaffneten Macht seine Zuflucht zu nehmen.

„Die Festigkeit, die man gezeigt hat", schrieb Eugen dem Marquis, „einige der Plünderer niedersäbeln zu lassen, hat ganz die Wirkung her„vorgebracht, welche ich längst vorhergesehen und vorausgesagt habe. „Hätte man schon früher so gehandelt, so wären die letzten Tumulte gewiß „vermieden worden. Man muß sich der Truppen mit noch größerem „Nachdrucke bedienen, wenn der Dienst des Kaisers und die Ehre seiner „Regierung es erheischen. Unsere Meinung ist nicht, die wohlgesinnten „Unterthanen zu unterdrücken oder ihnen Unrecht zu thun, sondern sie zu

„vertheidigen und sicher zu stellen gegen die Frechheit Uebelwollender, deren „Kühnheit im Zaume zu halten und sie in die Schranken ihrer Pflicht „zurückzuweisen. Daher sollten Alle diejenigen, denen die öffentliche Ruhe „am Herzen liegt, mitwirken zur Erreichung so gerechter Absichten [24])".

Um auch seinerseits hiezu beizutragen, ertheilte der Prinz dem Obercommandanten der kaiserlichen Streitkräfte in den Niederlanden, Feldmarschall Grafen Vehlen, einen scharfen Verweis über die Schwäche, die er den Aufständischen gegenüber an den Tag gelegt, und die Lauigkeit, mit welcher er den Marquis Prié unterstützt hatte. Feldzeugmeister Graf Wrangel wurde zum Stadtcommandanten von Brüssel ernannt, und Eugen erklärte ihm, daß es seine erste Pflicht sei, nichts außer Acht zu lassen, auf daß die Ruhe in der Hauptstadt bald wieder vollkommen hergestellt werde [25]).

Bei diesen Ansichten des Prinzen war es natürlich, daß er die strengen Maßregeln, welche Prié bei dem Wiederausbruche der Unruhen traf, vollkommen billigte. Ja er fand, daß man noch mit zu geringer Entschiedenheit aufgetreten sei. Ungenügend wäre es gewesen, diejenigen festnehmen zu lassen, welche sich in das Haus des Grafen Wrangel drängten und dort mit Ungestüm die Freigebung ihrer verhafteten Spießgesellen verlangten. Dasselbe hätte auch mit jenem alten Manne geschehen sollen, welcher kurze Zeit nachher ein gleiches Verlangen gestellt und dann durch den Generalmarsch das Volk zum Aufstande gerufen habe. Er hoffe, fuhr der Prinz fort, daß derselbe ausgeforscht und der verdienten Strafe unterzogen werde. Ueberhaupt habe man in Zukunft nicht mehr mit so großer Schonung vorzugehen, wie es früher gewünscht worden sei. Wenn erst einige der Uebelthäter während ihres Versuches zur Flucht oder zum Widerstande niedergemacht worden wären, so würde ein heilsamer Schrecken jenen frechen Pöbel einschüchtern, der sich der früheren Milde völlig unwürdig gezeigt habe. Prié solle nach strengem Rechte wider die Schuldigen vorgehen, ohne für irgend Jemand Rücksichten zu beobachten. Hauptsächlich möge er es sich jedoch angelegen sein lassen, die Anstifter ausfindig zu machen [26]).

Es ist kein Zweifel, daß erst durch diese entschiedene Sprache Eugens der Marquis Prié ermuthigt wurde, den Weg der Strenge mit Entschlossenheit zu verfolgen. Fünf aus den Aeltesten der Zünfte, unter ihnen der Haupträdelsführer Franz Agneessens, wahrscheinlich derselbe, welchen

Eugen besonders bezeichnet hatte, wurden gefangen genommen. Der Rath von Brabant erhielt den Auftrag ihnen den Prozeß zu machen.

Auch jetzt ließ der Pöbel von Brüssel noch nicht ab von seinen feindseligen Kundgebungen. Das Schaffot, welches auf dem großen Marktplatze aufgerichtet worden war, wurde in Flammen gesteckt. Ein Schuß, aus einem Hause wider eine Abtheilung Dragoner abgefeuert, vermehrte die Erbitterung der Truppen. Als daher einer aus dem Volke die Leiter zu dem Galgen umzuwerfen versuchte, welcher nun die Stelle des verbrannten Schaffotes einnahm, wurde er von den Soldaten niedergemacht. Furcht erfaßte die Aufständischen und eine große Zahl aus den Aeltesten der Zünfte verließ heimlich die Stadt.

Nach langer Verhandlung wurde das Urtheil gefällt und am 19. September 1719 wirklich vollzogen. Agneessens büßte seine Schuld mit dem Tode, fünf der Plünderer wurden gleichfalls hingerichtet. Die vier anderen Aeltesten traf ewige Verbannung und Verlust ihrer Güter.

So streng die Strafe erschien, so heilsam war sie auch. Das Ansehen der Regierung wurde hergestellt, die Zuversicht der Aufständischen gebrochen, und mit Ausnahme einiger Unordnungen, welche sich bei dem Begräbnisse des enthaupteten Führers der Unzufriedenen ereigneten, kamen keine Unruhen mehr in Brüssel vor.

Eugen billigte ohne Zweifel die Strafe, welche wider Agneessens verhängt worden war. Solches erhellt schon aus der Ermächtigung, die er dem Marquis Prié ertheilte, auch wider die übrigen Schuldigen nach der Strenge der Gesetze zu verfahren [27]). Habe er dieß jedoch gethan, erklärte der Prinz, so sei dem Rechte genug geschehen. Nach den Handlungen der Strenge müsse daran gedacht werden, die beunruhigten Gemüther zu beschwichtigen. Durch Milde sei die Liebe des Volkes zu gewinnen, und durch kräftige Unterstützung dem öffentlichen Credite, dem Handel wieder emporzuhelfen, welchen Furcht und Besorgniß niedergehalten hätten. Die überflüssigen Truppen müßten aus der Stadt zurückgezogen, der freundschaftliche Verkehr zwischen den Einwohnern und den Soldaten wieder hergestellt werden. Durch diese und andere Mittel die Regierung des Kaisers in den Niederlanden beliebt zu machen, das solle von nun an, erklärte Eugen dem Marquis Prié, das vorzüglichste Ziel seines Bestrebens sein [28]).

Nicht ohne Vorbedacht nannte Eugen den öffentlichen Credit als einen derjenigen Punkte, auf welche Prié sein Augenmerk hauptsächlich zu richten habe. Denn es war die Zeit eingetreten, in der man sich mehr als jemals im westlichen Europa mit Fragen beschäftigte, die auf das Creditwesen Bezug nahmen.

Der Krieg, welcher dreizehn Jahre hindurch mit Erbitterung geführt wurde und viele Tausende von Menschenleben, so wie ungeheure Geldsummen verschlang, hatte dem Wohlstande der Nationen sowohl als der einzelnen Individuen tiefe Wunden geschlagen. Alles beschäftigte sich mit Planen, dieselben so schnell als möglich zu heilen und einen glücklicheren Zustand herbeizuführen, als er vor dem Kriege gewesen war. In England, dem Vaterlande kühngedachter Projekte, wurde auch jetzt mit einem solchen der Anfang gemacht. Schon im Jahre 1711 stiftete Harley die Südseecompagnie, welcher der Handel mit den spanischen Besitzungen in Südamerika als Monopol überlassen werden sollte. Kein Mittel wurde versäumt, um die Actien der neuen Gesellschaft in die Höhe zu treiben. Auf hundertfache Weise suchte man die Phantasie, die Begehrlichkeit der Menge aufzuregen, außerordentliche Erwartungen in ihr wachzurufen. Wer am wenigsten von Amerika wußte, glaubte um so sicherer, daß es mit Gold und Edelsteinen vollgepfropft sei.

Auch der Umstand, daß im Utrechter Frieden der Handel nach Südamerika den Engländern nicht freigegeben wurde, sondern sie im Jahre nur ein einziges Schiff dorthin absenden durften, brachte keinen Umschwung in den überspannten Erwartungen hervor, die man von der Südseecompagnie hegte. Die Einkünfte, welche ihr die englische Regierung für die derselben vorgestreckten bedeutenden Geldsummen zur Verfügung gestellt hatte, und die in den Zöllen auf Wein, Essig und Tabak, so wie auf einige andere Handelsartikel bestanden, hielten die Compagnie aufrecht und machten ihre Actien gesucht.

Ein solches Beispiel konnte nicht ohne die tiefste Einwirkung auf Frankreich bleiben. Ludwig XIV. hatte bei seinem Tode das Land in wahrhaft verzweifelter Lage hinterlassen. Der Schatz war leer und mit ungeheuren Schulden belastet. Unerschwingliche Abgaben bedrückten die Unterthanen in furchtbarster Weise. Die Felder wurden nicht mehr bebaut, die Landleute entwichen scharenweise in die Fremde, und wer Geld besaß,

verbarg es sorgfältig, weil er mit Recht befürchtete, daß es ihm in einer oder der andern Art abgepreßt werden würde.

Groß war die Verlegenheit, in welcher der Herzog von Orleans, der Regent des Königreiches sich befand, wie er die unabweislichen Regierungsbedürfnisse zu decken vermöge. Sie wuchs noch mehr, als seine eigenen Plane und die seines vornehmsten Rathgebers in Finanzsachen, des Herzogs von Noailles, eines unruhigen Projektmachers, sich völlig unzulänglich erwiesen. In solcher Lage und in solcher Stimmung war es leicht begreiflich, daß er begierig auf die Vorschläge horchte, welche ihm John Law, ein Schotte von Geburt, der schon in England durch seine Finanzprojekte Aufsehen erregt hatte, zur Wiederherstellung des französischen Staatshaushaltes machte. Die öffentliche Schuld zu tilgen, dem Hofe aber und der Regierung überströmende Einnahmsquellen zu bereiten, so lauteten Laws hochtönende Versprechungen.

Im Jahre 1716 erhielt Law die Ermächtigung, eine Bank auf Actien zu errichten, mit der er bald die Gründung einer Gesellschaft verband. Sie sollte die weiten Landstriche ausbeuten, welche heute das Gebiet des nordamerikanischen Staates Louisiana bilden. Von dem mächtigen Strome, der dieses Land bespült, wurden die Actien der Compagnie diejenigen der Mississippi-Gesellschaft genannt.

Längere Zeit hindurch war die Theilnahme an den neuen Gründungen Laws eine flaue, und die Actien vermochten nicht, ihren Nennwerth zu erreichen. Als aber Law begann, seine Gesellschaft an der Pacht der öffentlichen Einkünfte zu betheiligen, als er die Privilegien der ostindischen Compagnie ankaufte, als er auch nach Afrika Schiffe entsandte, da nahmen seine Geschäfte und der Zudrang zur Theilnahme an denselben den unerhörtesten Aufschwung.

So Absonderliches man auch in solcher Hinsicht selbst erlebt haben mag, so erscheint die Thorheit, welche damals alle Menschen in Frankreich ergriff, doch geradezu unbegreiflich. In einer engen und dunklen Straße von Paris, der Rue Quincampoix [29]) entwickelte sich nun das tollste Treiben. Alles drängte sich, die Actien der Compagnie zu einem steigenden Preise zu kaufen. Es genügt zu sagen, daß diese Papiere, die Mississippi's, wie man sie gewöhnlich nannte, welche zu einem Nennwerthe von fünfhundert Livres ausgegeben waren, zu Ende des Monats

Oktober 1719 schon um zwölftausend Livres gekauft wurden. Am 21. November dieses Jahres erreichten sie ihren höchsten Stand, den von zwanzigtausend Livres, welcher somit das Vierzigfache des ursprünglichen Werthes betrug.

Es war begreiflich, daß ein solches Ereigniß in ganz Europa das außerordentlichste Aufsehen erregte. Jedermann, welcher an Laws Speculationen Antheil nahm, hatte sich bereichert, in unerhörtem, nie geahntem Maße bereichert, denn die Actien waren ja fortwährend gestiegen und Niemand dachte an den Rückschlag. Reich zu werden, ohne Mühe, ohne Arbeit, nur durch den Ankauf eines Papiers, dazu hatten aber auch in den übrigen europäischen Staaten unzählige Menschen Lust und Sehnsucht. Was war natürlicher, als daß man überall, insbesondere aber in den Nachbarländern, den belgischen und holländischen Provinzen, den gleichen Weg zu betreten sich drängte, um der gleichen Resultate theilhaft zu werden. Zu Rotterdam, zu Middelburg, in allen bedeutenden Städten Hollands wurden Compagnien gegründet oder doch Vorbereitungen zu deren Errichtung getroffen.

Es ist ein erhebender Anblick, inmitten dieses Treibens, in welchem Begehrlichkeit der niedrigsten Art die einzige Triebfeder zu sein schien, welche die Menschen regierte, einen Mann zu sehen, dessen ruhiger, klarer Blick nicht einen Augenblick beirrt wurde von den tollen Ideen, die alle übrigen erfüllten. Denn auch die belgischen Provinzen, welche Eugens Leitung anvertraut waren, hatte der allgemeine Taumel ergriffen. Zahlreiche Finanzprojekte wurden dem Prinzen vorgelegt; Jeder behauptete, daß von der Annahme des seinigen das Heil des Landes und der Regierung abhänge [30]). Insbesondere war es ein Franzose Namens Marseau, welcher den Beruf in sich fühlte, den österreichischen Niederlanden das zu sein, was Law für Frankreich war. Er wollte nach dem Muster der Mississippi-Compagnie eine Gesellschaft bilden, welche den Handel nach Ostindien betreiben sollte. So lockend vermochte er seine Plane darzustellen, daß viele der höchstgestellten Personen sich lebhaft für ihn interessirten. Wie weit es damit kam, zeigt ein Schreiben des Feldmarschalls Grafen Vehlen, Obercommandanten der kaiserlichen Truppen in den Niederlanden, an Eugen. Er spricht seinen sehnsüchtigen Wunsch aus, daß auch Belgien seinen Law finden möge, welcher diese Provinzen in ähnlichen Flor zu

bringen im Stande sei, wie es von Seite des berühmten Schottländers in Frankreich geschehe [31]). Dringend bevorwortet er die Plane Marseau's zu schleunigster Annahme.

Bald aber hatte ein anderer Projektmacher, Namens du Peray, das Vertrauen des Grafen Behlen in noch höherem Maße gewonnen. Der Feldmarschall bat den Prinzen, sich mit du Peray nach Wien verfügen zu dürfen, um dessen Vorschläge daselbst durchsetzen zu helfen.

Mit so heftigem Drängen bildet Eugens nüchterne Anschauungsweise den grellsten Contrast. In Fällen, in welchen es sich um großartige Versprechungen handelte, von denen man nur schwer begriff, wie sie in der That erfüllt werden sollten, war es Eugens Maxime, sich diejenigen etwas näher zu betrachten, von welchen so glänzende Zusagen ausgingen. Und da vermochten sie denn nur gar selten diese Probe zu bestehen. So war es auch mit Marseau der Fall. „Ich habe diesen Menschen", antwortete der Prinz dem Grafen Behlen, „schon durch mehrere Monate mit aller„hand Gedanken hier umgehen gesehen und von vielen Millionen reden „gehört, während er doch bei seiner Abreise nicht einmal das Nöthigste „besaß, und mit harter Mühe sieben bis acht hundert Gulden Credit fand, „die auch dem Vernehmen nach mit Gefahr des Gläubigers bis jetzt unbezahlt „ausstehen. Es ist also leicht zu erachten, daß von einem solchen Manne „keineswegs so große Dinge, als man vermuthen will, zu erwarten sind, „und dieß um so mehr, als das von ihm übergebene Projekt ein ganz „gewöhnliches Machwerk ist, und andere weit bessere Vorschläge vorhan„den sind [32])".

Diese ablehnende Antwort des Prinzen war aber noch nicht genug, um die Sehnsucht des Grafen Behlen nach Verwirklichung der Finanzplane, an denen er so lebhaften Antheil nahm, zu verringern. „Der „Projekte sind vielerlei", schrieb ihm daher Eugen in einem zweiten Briefe, „man vermag sie aber nicht an allen Orten gleichmäßig in Ausführung zu „bringen. Was in Frankreich geschehen ist, lasse ich dahin gestellt sein. Das „Ende muß das meiste und das verläßlichste zeigen [33])".

Die Maßregeln, welche Eugen in dieser Sache ergriff, waren gewiß die zweckmäßigsten, die getroffen werden konnten. Er beauftragte den Marquis Prié, in Brüssel eine Zusammentretung der erfahrensten Kaufleute zu veranlassen, verschiedene Beamte der Berathung beizuziehen,

die Vorschläge Marseau's und du Peray's einer reiflichen Prüfung zu unterwerfen und das Ergebniß derselben dem Kaiser vorzulegen [34]).

Daß einer der beiden Projektanten, du Peray, sich über die angeordnete Prüfung seiner Vorschläge beschwerte, war nur geeignet, Eugens Mißtrauen in noch höherem Grade rege zu machen. Er begreife nicht, schrieb der Prinz dem Feldmarschall Vehlen, wie du Peray sich über eine so natürliche Sache beklagen könne. „Derselbe müßte denn", fuhr Eugen fort, „der besonderen Meinung sein, daß man die Ideen jedes ganz unbe„kannten und in keiner Weise beglaubigten Fremdlings in den Niederlanden „blindlings annehmen und nicht nur die Ehre der Regierung, sondern auch „den Dienst des Kaisers und die Wohlfahrt der Unterthanen der Unge„wißheit preisgeben wolle. In solchen Dingen kann nicht genug Vorsicht „gebraucht werden, indem, wenn sie einmal vollzogen sind, eine Aenderung „gefährlich, ja oft gar nicht mehr zu bewerkstelligen ist [35])".

Bald zeigte es sich deutlich, wie sehr die Zurückhaltung, welche Eugen in dieser Sache beobachtet, und der strenge Befehl, den er an Prié erlassen hatte, den Actien der französischen Mississippi-Gesellschaft den Eingang in die Niederlande zu wehren [36]), den belgischen Provinzen zum Heile gedieh. Denn schon begannen in Frankreich die ersten Anzeichen hervorzutreten, daß der Schwindel seinen Höhepunkt erreicht habe, und der Rückschlag, mit ihm aber das Verderben von Tausenden bevorstehe.

Wie es Spieler von Profession gewöhnlich thun, wenn sie genug gewonnen zu haben glauben, so geschah es auch in Frankreich. Einer nach dem Andern begann daran zu denken, wie er dasjenige, was er so leichten Kaufes erworben hatte, auch für alle Zukunft in Sicherheit zu bringen vermöge. Einer nach dem Andern zog sich vom Spiele zurück, setzte seine Actien in Papiergeld, dieses aber in Gold um und wartete nun der Dinge, die da kommen sollten. Es gab Viele, die so klug waren, wie Bonneval, der voll Freude dem Prinzen meldete, daß er fünfmalhunderttausend Livres gewonnen habe, und diese Summe wohlgezählt in seinem Koffer verwahre [37]). Daß Law nur eine Dividende von sechzig Livres vertheilen konnte, immer noch zwölf Procent vom Nennwerthe der Actien, aber freilich ein Nichts für den Kurswerth derselben, mehrte die Zahl der Enttäuschten. Die betrügerischen Mittel, welche angewendet wurden, den Kurs zu halten, vermochten gleich den Gewaltmaßregeln, die ihnen folgten, den Sturz

kaum zu verzögern, nicht ihn aufzuhalten. Bald sah man mit Erstaunen ganze Wagenladungen von Gold, durch Leute des Regenten begleitet, aus Frankreich durch die belgischen Provinzen nach Holland schleppen. Derselbe Graf Vehlen, welcher nichts sehnlicher als einen zweiten Law herbeigewünscht hatte, konnte jetzt nicht Worte genug finden um dem Prinzen das Elend zu beschreiben, welches in Frankreich herrschte [38]).

Noch war das Jahr 1720 nicht zu Ende, und Law selbst erschien, ein Flüchtling, in Brüssel, verfolgt von den Verwünschungen derjenigen, welche ihn noch wenige Monate zuvor mit begeisterten Lobpreisungen in den Himmel erhoben hatten. Er starb im Mai 1729 zu Venedig in mißlichen Verhältnissen [39]).

Man sollte glauben, durch Laws Sturz und das offenkundige Unheil, welches er über Frankreich gebracht hatte, wären auch in den benachbarten Ländern denjenigen die Augen geöffnet worden, die sich darnach sehnten, daß man in ihrer Heimath den gleichen Weg einschlagen möge. Wie schwer es jedoch ist, Hoffnungen und Planen auf glänzenden Gewinn zu entsagen, wenn man sich lange mit ihnen beschäftigt hat, zeigt Vehlens Beispiel in deutlicher Weise. Er selbst hatte dem Prinzen den unglückseligen Zustand geschildert, welcher in Folge des Law'schen Systems über Frankreich hereinbrach. Dennoch war noch kein Jahr verflossen, und wir sehen den Feldmarschall schon wieder seine früheren Lieblingsgedanken mit blindem Eifer verfolgen. Nun sind es die Vorschläge eines anderen Planmachers, der von Weyden hieß, welche Vehlen dem Prinzen mit Lebhaftigkeit zur Annahme empfiehlt.

Eugen zeigte sich unwillig darüber, daß Vehlen durch die traurigen Ereignisse in Frankreich noch immer nicht aus seinen Träumen von plötzlichen und unversiegbaren Goldquellen, aus denen er gleichfalls schöpfen zu dürfen sich schmeichelte, geweckt worden war. Der Prinz übernahm es selbst, den Feldmarschall hieraus etwas unsanft aufzurütteln. „Die betrü-„benden Beispiele in Frankreich und England", schrieb er ihm, „lassen „mehr als zuviel erkennen, daß nicht jedem unbekannten Fremdling oder „Projectanten, wie auch du Peray es war, zu trauen ist, indem sie unter „dem glänzenden Vorwande, ganze Völker zu bereichern, während sie selbst „keinen Kreuzer im Vermögen haben und etwa gar entlaufene Banque-„routiers sind, nichts als Befriedigung ihres Eigennutzes suchen. Wenn

„man nach Ihrem Rathe", fuhr der Prinz in einem zweiten Schreiben an Vehlen fort, „den damals so hochgerühmten Planen du Peray's und seiner „Genossen gefolgt wäre, so würden die kaiserlichen Unterthanen von dem„selben Unglücke wie England und Frankreich betroffen worden sein. Es „soll also Jeder nach der allgemeinen Regel billig in seiner Sphäre bleiben „und diese wohl besorgen, sonst aber seinen Vorgesetzten ungefragt nicht „vorgreifen, oder doch wenigstens, wenn etwas für den kaiserlichen Dienst „nützlich erscheinen sollte, es bei derjenigen Behörde anbringen, welche die „Sache wirklich angeht [40])".

Eugens Worte schienen den Feldmarschall Grafen Vehlen von seiner Sucht, sich mit Finanzspeculationen zu beschäftigen, gründlich geheilt zu haben. Wenigstens findet sich kein Schreiben mehr vor, welches er hinsichtlich dieses Gegenstandes an den Prinzen gerichtet hätte.

So abgeneigt sich Eugen chimärischen Projekten zeigte, bei denen Außerordentliches versprochen und nichts Wirkliches geleistet wurde, so lebhaft war er dafür, die Hülfsquellen des Landes, den Wohlstand seiner Bewohner und dadurch auch das Einkommen, welches in die öffentlichen Kassen floß, zu heben und zu mehren. „Die Absicht des Kaisers und seiner Regierung „ist", erklärte der Prinz dem Grafen Vehlen, als er ihm jene Zurechtweisung ertheilte, „einen der eigenen Würde nicht nachtheiligen, den gesamm„ten Unterthanen aber nützlichen Handelsverkehr einzuführen, durch welchen „jedoch die benachbarten Länder nicht zu noch größerer Eifersucht, als sie „ohnehin schon an den Tag legen, aufgestachelt werden dürfen". Diesen Zweck zu erreichen, dem Handel der Niederlande Entfaltung und Blüthe zu verleihen, ohne jedoch die Mißgunst der Nachbarn, insbesondere der in Handelssachen so scheelsüchtigen Engländer und Holländer zu erregen, hielt Eugen für eine seiner wichtigsten Aufgaben. Daß sie unerfüllt blieb, lag nicht an ihm, sondern zumeist wohl an Jenen, welche seinen Rath zu gering achteten und den Andeutungen nicht folgten, die er ihnen ertheilte.

Kaum waren die österreichischen Niederlande von dem drückenden Joche befreit, das ihnen fast ein Jahrzehnt hindurch von England und Holland auferlegt war, so begann sich nach allen Seiten hin eine lebhafte Thätigkeit zu entwickeln. Sie faßte insbesondere den Handel zur See in's Auge, um gleichfalls Antheil zu erlangen an den Vortheilen, die England und Holland daraus zogen.

Jakobitische Kaufleute aus England, welche sich in Ostende niedergelassen hatten, waren es zuerst, die sich mit dem Gedanken befaßten, in dieser Seestadt eine Gesellschaft für den Handel nach Ostindien zu gründen, wie eine solche in England bereits bestand. Der hervorragendste unter ihnen an Reichthum und Intelligenz, Johann Kerr von Kersland, begab sich nach Wien, seine Plane dem Kaiser vorzulegen. Kerrs Vorschläge fielen bei dem Kaiser auf fruchtbares Erdreich. Es ist schon früher gezeigt worden, wie es von jeher einer der Gedanken war, welchen Karl am liebsten nachhing, durch die Entwicklung einer großartigen Handelsthätigkeit sich selbst und seine Länder zu bereichern, und dadurch jenem ewigen Hemmnisse, welches der Ausführung seiner schönsten Plane hindernd im Wege stand, dem steten Geldmangel ein Ende zu machen. Auf die langgestreckten Küsten, die er nun sein Eigenthum nannte, war des Kaisers Augenmerk gerichtet. Triest und Fiume, dann die neapolitanischen Seehäfen, endlich diejenigen an dem belgischen Gestade wurden im Geiste durchgemustert, um die geeignetste Stätte zur Gründung eines großen Handelsetablissements zu wählen. Ostende schien aus vielfachen Gründen, der Güte seines Hafens, der Stärke seiner Befestigungen, insbesondere aber des Reichthums, der Industrie und der Fruchtbarkeit der Provinzen wegen, welche dessen Hinterland bildeten, den Vorzug zu verdienen. Aber noch scheute man die bekannte Eifersucht der benachbarten Seemächte. Die kaiserliche Regierung entschloß sich daher vorerst noch nicht zur Bildung einer Handelsgesellschaft. Doch gab sie ihren Willen kund, diejenigen, welche Schiffe zu weiter Seefahrt auszurüsten beabsichtigten, in ihrem Vorhaben aus allen Kräften zu schützen.

Diese Erklärung des Kaisers genügte, um den Speculationsgeist der Kaufleute zu ermuntern. Es trat eine Anzahl aus ihnen zusammen, welche im Wege der Unterzeichnung einen Betrag von 2.400.000 Gulden aufbrachten. Zwei Schiffe, heimlich in England gekauft, wurden nach Ostindien abgesandt. Im November des Jahres 1716 kehrten sie mit reicher Ladung nach dem Hafen von Ostende zurück.

Dieses glückliche Resultat spornte zu neuen Unternehmungen an. Alles jubelte, alles gab sich hochfliegenden Hoffnungen hin, und schon sah man im Geiste den Wohlstand vergangener Jahrhunderte wieder einkehren in dem damals so reich gesegneten Flandern. Zwei andere Schiffe gingen

nach Surate und Canton ab. Ihnen folgten im Laufe der Jahre 1718 und 1719 noch neun Schiffe, sämmtlich von Belgiern geführt, welche nach dem südlichen und westlichen Asien sich begaben. Thomas Ray und Peter de Potter, Kaufleute aus Ostende, erneuerten zu Wien in angelegentlichster Weise die Bitte, eine Gesellschaft auf zwanzig Jahre errichten zu dürfen, um dem Handel nach Ostindien noch größere Ausdehnung zu geben [41]).

Noch immer war man in Wien zu keinem Entschlusse über die Frage gekommen, ob ein solches Ansuchen zu gewähren sei oder nicht. Der Kaiser selbst und sein Hauptrathgeber in Handelssachen, der Marquis von Rialp, waren lebhaft dafür, und auch Eugen erklärte sich nicht geradezu gegen die Errichtung einer Compagnie. Doch hielt er, obwohl im Allgemeinen sehr geneigt, die Entfaltung des niederländischen Handels zu fördern [42]), es für höchst nothwendig, jeden Conflict mit den Nachbarstaaten sorgfältig zu vermeiden. Denn daß den Holländern hiedurch großer Nachtheil erwachsen werde und man sich auf den hartnäckigsten Widerstand ihrerseits gefaßt machen müsse, schien dem Prinzen ausgemacht zu sein. Die Bildung einer Handelsgesellschaft werde ihre Eifersucht aufs höchste steigern, sie vielleicht zu Thätlichkeiten reizen und die Unterstützung Englands ihnen hiebei nicht fehlen. Dem Kaiser mangle eine Seemacht, um das was er beabsichtige, auch jeder Anfechtung zum Trotze durchzuführen. Es sei besser einen Angriff auf die Schiffe einer von ihm autorisirten Handelsgesellschaft nicht hervorzurufen, als ihn, wenn es einmal geschehen sei, ungerächt über sich ergehen lassen zu müssen. Und daß ein solcher Angriff nur allzusehr in der Absicht der Holländer liege, hielt Eugen durchaus nicht für unwahrscheinlich. Ja selbst im Hafen von Ostende, welchen der Prinz die Pforte des niederländischen Handels nennt [43]), schienen ihm die belgischen Schiffe nicht allzu sicher, und er drang auf die Verstärkung der dortigen Befestigungswerke und auf die Reinigung des Hafens als eine Sache von der höchsten Wichtigkeit [44]).

Eugens Vorhersagung traf eher ein, als er es selbst erwartet haben mochte. Von den aus Indien zurückkehrenden Schiffen wurde das eine, welches der Capitän de la Merveille befehligte, von dem Gouverneur der Capstadt feindselig behandelt, ein zweites aber, das dem Kaufmann Schonamille zu Ostende gehörte, an der Westküste von Afrika von Holländern weggenommen. Gleiches Schicksal widerfuhr einem dritten

Schiffe, das ein Eigenthum des Kaufmannes Wollaert zu Ostende war und von dem Capitän Dewinter geführt wurde. An der Küste Guinea's von den Holländern aufgebracht, ward es als gute Prise nach der Colonie Delmina geschleppt.

An Bord eines holländischen Schiffes kehrten Capitän Dewinter und seine Mannschaft nach Europa zurück. Durch widrige Winde im Canal la Manche aufgehalten, erlangte es Dewinter, an der englischen Küste ausgesetzt zu werden. Ueber Calais eilte er nach Ostende, dort sein Mißgeschick bekannt zu machen. Unverzüglich ging ein Kurier nach Brüssel ab und kehrte mit gleicher Schnelligkeit zurück, den Befehl zur Ergreifung von Repressalien überbringend. Eilig wurde ein Schiff ausgerüstet, über welches Dewinter das Commando übernahm. Von Ostende auslaufend, bemächtigte er sich desselben holländischen Schiffes, welches ihn nach Europa gebracht hatte und noch im Canal kreuzte. Am 25. Oktober 1719 ward es als Prise nach Ostende geführt.

Dieser entschiedene Schritt wurde in Wien vollständig gebilligt. Der Genuß der Handelsfreiheit werde durch das Naturrecht, erklärte Eugen, allen Völkern in gleicher Weise eingeräumt. Nur positive Verträge könnten hieran irgend etwas ändern [45]). Man sah sich daher für vollkommen berechtigt an, von der holländisch-ostindischen Handelsgesellschaft, deren Schiffe die Beleidigung der kaiserlichen Flagge verübt hatten, volle Genugthuung zu verlangen. Werde sie binnen einer kurzen Zeit nicht gegeben, so falle das weggenommene Schiff dem Kaufmann Wollaert als Eigenthum zu. Dem andern Beschädigten aber, dem Kaufmann Schonamille werde man, lautete die Drohung, derer man sich gegen Holland bediente, das Recht einräumen, sich den Ersatz für den erlittenen Verlust selbst zu verschaffen [46]).

Wie es in derlei Dingen immer der Fall ist, so wurde durch diese Conflicte beiderseits eine höchst erbitterte Stimmung geweckt, in welcher jeder der streitenden Theile weiter ging, als er es Anfangs selbst beabsichtigt haben mochte. Bei Eugens Denkungsart mußte die Beleidigung der kaiserlichen Flagge gerade die entgegengesetzte Wirkung von derjenigen hervorbringen, welche man in Holland erwartet zu haben scheint. Der Prinz war keiner von denen, welche sich leicht einschüchtern ließen, sondern er besaß eine so hohe Meinung von dem Ansehen

des Kaisers und der Hoheit seiner Würde [47]), daß er jede Verletzung derselben als strafbar ansah. Und er war davon überzeugt, daß nichts dem Kaiser mehr in den Augen der Menschen schadete, als wenn er in irgend einer Sache auf halbem Wege stehen bliebe, oder sich gar bei dem ersten beträchtlicheren Hindernisse zur Umkehr entschließen würde. Daher stimmte auch jetzt der Prinz für die Vollführung von Dingen, von denen er sonst lieber gesehen hätte, wenn sie niemals unternommen worden wären.

Aus diesem Grunde trat Eugen nun mit weit größerer Festigkeit als zuvor in demjenigen auf, was den Seehandel der Niederlande und die Einführung einer Compagnie daselbst anging. „Es ist nicht zu zweifeln", schrieb er an den Marquis Prié, „daß unsere Nachbarn in ihrer Eifersucht „über unsern aufblühenden Handel nichts unterlassen werden, um dessen „Entfaltung zu hintertreiben. Denn der Gewinn, welchen wir daraus „ziehen, und der Nachtheil, den sie dadurch erleiden, wird sie zu äußerster „Kraftanstrengung anspornen. Aber die gleichen Rücksichten müssen uns „ermuntern, die errungenen Vortheile festzuhalten und auszudehnen. So „beträchtlich die Hindernisse auch sein mögen, die Gerechtigkeit unserer „Sache, mit Festigkeit vertheidigt, vermag Großes zu bewirken [48])".

Die Errichtung einer Handelsgesellschaft wurde nun von Eugen gleichfalls mit Wärme unterstützt. Er ordnete auch hierin seine eigene Ansicht derjenigen des Kaisers vollständig unter, und drang nun auf dasjenige, was in dem Willen des Monarchen lag, mit eben so großem Eifer, als ob er es selbst für das Zweckmäßigste angesehen hätte. „Ich muß „Ihnen mit meiner gewöhnlichen Aufrichtigkeit erklären", schreibt er an seinen Stellvertreter in den Niederlanden, „daß der Kaiser, der Hof, ja „die ganze Welt hier und überall der Meinung sind, die baldige Ein„führung einer wohlbegründeten Compagnie zum Betriebe des Handels „nach entfernten Ländern sei eine unerläßliche Nothwendigkeit. Denn die „Mächte, welche sich jetzt eifersüchtig gegen uns zeigen, werden es gegen „einen gut geordneten Handel weniger sein, als wenn er wie bisher betrie„ben wird. Und wenn sie schon den jetzigen zu beeinträchtigen nicht „berechtigt sind, so werden sie dieß noch weniger zu thun vermögen, wenn er „unter dem Schutze des Kaisers und mit einer gewissen Regelmäßigkeit „stattfindet. Ist eine solche Compagnie einmal in's Leben gerufen, so

„wird Jedermann sein Geld bei derselben vortheilhaft anlegen können, und der „Gewinn sich auf das ganze Land vertheilen. Die Manufakturen werden einen „höheren Aufschwung nehmen als bisher, der Einkauf der Waaren sowohl „als deren Veräußerung wird besorgt werden, ohne daß Einer den Andern zu „übervortheilen sucht, der Schutz der zu gründenden Colonien wird der „Compagnie anheimfallen, durch die Vereinigung der Kräfte die Sicherheit „vermehrt und endlich auch der Vortheil vergrößert werden, welchen der „Kaiser und die Regierung davon ziehen".

„Was jedoch überzeugender wirkt als die beste Erörterung", so schloß der Prinz sein Schreiben, „das ist das Beispiel unserer Nachbarn, und die „Erfahrung, welche sie gemacht haben. Niemals würde ihr Handel „sich dermaßen ausgedehnt haben, ohne die Beihülfe und die Unter„stützung einer Compagnie". Prié wurde beauftragt, die Ausarbeitung des Entwurfes der Handelsgesellschaft zu beschleunigen und ihn baldigst nach Wien zu senden, um vom Kaiser genehmigt zu werden. Des letzteren Sache werde es dann sein, die Compagnie in der Ausübung alles dessen zu schützen, was keinem Volke verwehrt werden könne [49]).

Zugleich mit dem Plane über die Errichtung einer Handelscompagnie wurde dem Marquis Prié sein Gutachten über den Vorschlag der Brüder Malcamp abgefordert, welche auf dem Gebiete des Großmoguls Faktoreien zu gründen beabsichtigten. Denn derselbe hatte sich nicht nur zu ihrer Zulassung bereit erklärt, sondern einer Ansiedlung, welche dem Capitän de la Merveille ihre Entstehung verdankte, Duldung und Schutz gewährt.

Es war dieß der Hafen von Coblon oder Sadatpatnam an der Küste von Coromandel, fünf Meilen von Madras, dem Hauptorte der englischen Colonien in Ostindien, und drei Meilen von der holländischen Faktorei Sadraspatnam entfernt. Am 23. August 1719 hatte ihn der Capitän de la Merveille für den Kaiser in Besitz genommen, nachdem die Abtretung des Hafens durch den Nabob oder Vicekönig des Großmoguls erfolgt war. La Merveille, derselbe französische Reisende, von welchem zuerst in der Sprache seiner Heimath eine Beschreibung Arabiens erschien, hatte dieses Land im Jahre 1709 mit zwei Schiffen besucht, die einer Handelsgesellschaft zu St. Malo gehörten. Später war er nach Ostindien gegangen, und nun schilderte er die Reichthümer der Küste von Coromandel, insbesondere aber der von ihm gewählten Niederlassung mit den glänzendsten Farben. Coblon

sei aus dem Grunde so günstig gelegen, behauptete la Merveille, weil die Colonisten aller anderen Nationen daselbst Steine und Salz zu holen gezwungen seien. Der dortige Hafen gelte als der beste an der ganzen Küste und werde für so sicher angesehen, daß alsbald mehrere reiche Kaufleute sich dort ansiedelten. Seit den drei Jahren ihres Bestehens zähle die Niederlassung schon sechs Straßen, von schöngebauten Häusern gebildet. Ihr Handel nehme den lebhaftesten Aufschwung; er errege aber auch die höchste Mißgunst der benachbarten Europäer, unter welchen sich insbesondere die Engländer zu Madras durch Feindseligkeit bemerkbar machten. Sie untersagten den Ihrigen auf's strengste jeden Verkehr mit la Merveille und seinen Leuten. Der dänische Gouverneur von Tranquebar, von Brunck, wurde heftig bedroht, weil er la Merveille ein Asyl gewährt hatte, und man verlangte von ihm, die Niederländer aus seinem Hafen zu verjagen. Den Landesbewohnern aber, insbesondere dem Stellvertreter des Großmoguls wurde der Kaiser, der Beherrscher des Reiches, welchem die Fremdlinge angehörten, als der erbittertste Feind des mohamedanischen Glaubens geschildert. Er werde denselben, so sagten sie von ihm, auch in jenen entlegenen Ländern bekämpfen, wenn er nur einmal dort festen Fuß gefaßt habe. Die Erzählung der Schlachten von Peterwardein und Belgrad, die Schilderung all des Unheils, welches durch diese Siege über die Sache des Islams gebracht worden sei, sollte ihren Behauptungen Glaubwürdigkeit verleihen [50]).

Eben so hartnäckigen Widerstand, wie an der asiatischen Küste, fand der Seehandel der österreichischen Niederlande und die Errichtung der Compagnie in Europa selbst. Wie gewöhnlich in derlei Conflicten, so entspann sich auch jetzt ein heftiger Federkrieg, welcher von beiden Seiten durch wohlbezahlte Kämpen unterhalten, durch den jedoch Niemand zu der einen oder der andern Ansicht bekehrt wurde. Denn Jeder vertheidigte dasjenige, was eben sein Vortheil verlangte, als wenn es auch seine innigste Ueberzeugung wäre. Die Holländer richteten die lebhaftesten Vorstellungen an ihre Regierung, um durch deren Dazwischenkunft das Zustandekommen der gefährlichen Nebenbuhlerin zu verhindern. Sie stellten den Satz auf, daß der Kaiser ohne offenbare Verletzung des Vertrages von Münster dem Handel der Niederlande die beabsichtigte Ausdehnung nicht geben dürfe. Denn nach dem Inhalte dieses Tractates sollten die Spanier ihre Schifffahrt in Ostindien nicht weiter nach dem

Westen als bis zu ihren eigenen Colonien erstrecken. Der Kaiser aber habe die Niederlande nur unter den Bedingungen erhalten können, unter welchen seine Vorgänger sie besaßen.

Es war nicht schwer, die Blöße zu zeigen, welche diese Beweisführung darbot. Niemals seien die Niederlande, wurde hiegegen erwidert, als eine spanische Provinz im eigentlichen Sinne des Wortes angesehen worden, ein Grundsatz, den gerade die Holländer im Unabhängigkeitskriege mit Blut und Leben vertheidigt hätten. Dieß zugegeben, erscheine es als thöricht, die Niederländer auch jetzt noch an Bedingungen binden zu wollen, welche nur für die Spanier festgesetzt worden wären. Der König von Spanien möge seinen Unterthanen die Beschiffung der ostindischen Küsten untersagen; denjenigen des Kaisers müsse sie freistehen, und die Holländer besäßen auch nicht einen Schein von Recht, zu Häfen, die ihnen nicht gehörten, den Belgiern den Zutritt wehren zu wollen [51]).

Wenn die Gründung einer Gesellschaft zur Betreibung des Handels nach Ostindien einmal eine festbeschlossene Sache war, so hielt Eugen den damaligen Zeitpunkt für den geeignetsten, sie wirklich in's Leben treten zu lassen. Es sei dieß, so meinte er, hauptsächlich darum der Fall, weil England fast nur mit seinen inneren Unruhen beschäftigt scheine. Denn noch waren erst wenige Jahre verflossen, seit König Georg I. den Kaiser und den Prinzen Eugen dringend gebeten hatte, für den Fall der Nothwendigkeit eine Anzahl kaiserlicher Bataillone zu seiner Unterstützung aus den Niederlanden nach England einschiffen zu lassen [52]). Gern war diese Zusage ertheilt worden, und Eugen hatte dem Marquis Prié befohlen, außer acht deutschen Bataillonen und eben so viel Grenadiercompagnien sein eigenes Dragonerregiment zur Absendung nach England bereit zu halten [53]). Feldmarschall-Lieutenant Graf Vehlen, ein Bruder des Feldmarschalls, ein besonders tapferer Cavalleriegeneral, wurde zur Führung dieser Truppen bestimmt.

Es war zwar niemals zu wirklicher Einschiffung des kaiserlichen Hülfscorps gekommen. Aber noch immer hatten sich die Verhältnisse in England nicht anders gestaltet, so daß man an eine Erneuerung des früheren Begehrens glaubte und demselben sogar mit bereitwilligem Anerbieten entgegen kam. Daher meinte man für jetzt von England keine Feindseligkeit besorgen zu dürfen. Um so mehr wünschte Eugen, daß kein Augenblick versäumt werde, die entscheidenden Schritte zur Errichtung der beabsichtigten Handels-

gesellschaft zu thun. Und um so tiefer verletzte es ihn, daß Prié trotz wiederholter und dringender Aufforderung noch immer zögerte, den Plan einzusenden, welchen der Prinz ihm hierüber abgefordert hatte. Eugens Unmuth wurde durch die Betrachtung vermehrt, daß wenn man sich schon zur Errichtung der Compagnie entschließen wolle, die Regierung in einer Angelegenheit von so außerordentlicher Wichtigkeit die Initiative ergreifen und das Verdienst so wie die Ausführung derselben nicht an Private überlassen solle. Und es gab deren genug, welche den Kaiserhof mit Projekten förmlich überschwemmten. Ein Engländer Namens Colebrooke erbot sich hunderttausend Pistolen zu erlegen, wenn seine Vorschläge angenommen würden, bei denen freilich sein eigener Vortheil nicht außer Acht gelassen war. Er hatte den Günstling des Kaisers, Michael Althan, für sich einzunehmen verstanden, und somit schon halb gewonnenes Spiel. Eugen lag aber außerordentlich daran, daß nicht dieser Plan eines Fremden, sondern derjenige angenommen werde, mit dessen Ausarbeitung er seinen Stellvertreter Prié beauftragt hatte. Mit scharfen Worten verwies denn auch der Prinz dem Marquis Prié, daß derselbe den ihm ertheilten Befehlen noch immer nicht nachgekommen sei. Er verhehlte ihm nicht, daß ihn die allgemeine Stimme beschuldige, diese Zögerung werde durch ein eigennütziges Motiv verursacht. Denn die Ertheilung der Seepässe habe dem Statthalter bisher ein beträchtliches Einkommen abgeworfen, welches durch die Errichtung der Compagnie hinwegfallen würde [54]). Zuletzt befahl er ihm, den verlangten Plan binnen sechs Wochen einzusenden, widrigenfalls Prié sich die Folgen seiner Saumseligkeit selbst zuschreiben müßte [55]).

Eugens energische Aufforderung brachte endlich die gewünschte Wirkung hervor. Der Marquis von Prié, welcher gleich dem Prinzen nicht für die Errichtung einer Compagnie gestimmt war, sondern es für zweckmäßiger gehalten hätte, den Betrieb des Seehandels nach wie vor den Privaten anheimzugeben, ließ von dem Widerstande ab, den er bisher erhoben hatte. Er legte die verlangte Ausarbeitung vor, welche, wie alles was aus seiner Feder kam, die Erwartungen völlig befriedigte, die Eugen davon hegte. Es war für den Prinzen eine große Genugthuung, daß nicht Colebrooke's Projekt, sondern die Vorschläge des Marquis Prié zur Grundlage des kaiserlichen Patentes dienten, mit welchem die Ostendische Handelsgesellschaft endlich in's Leben gerufen wurde [56]).

Vom 16. Juni 1722 war der Beschluß des Kaisers datirt; jedoch erst ein halbes Jahr später, am 22. Dezember wurde er kundgemacht. Durch ihn ward die ausschließende Berechtignng, nach Ost- und Westindien so wie nach den afrikanischen Küsten Handel zu treiben, der zu errichtenden Gesellschaft auf dreißig Jahre eingeräumt. Sie erhielt das Recht, des Kaisers Wappen und Flagge zu führen. Ihr Stammkapital wurde auf sechs Millionen Gulden festgesetzt, und in sechstausend Actien, jede zu tausend Gulden getheilt. Den Fremden ward die Erlaubniß gegeben, Actien zu kaufen; doch konnten sie, auch wenn sie die nöthige Anzahl davon besaßen, an den Versammlungen der Actionäre nicht Theil nehmen. Die Gesellschaft erhielt völlige Unabhängigkeit ihrer Verwaltung, und die Ermächtigung, mit den Fürsten der Länder, wohin sie Handel zu treiben beabsichtigte, Verträge abzuschließen. Der Kaiser versprach der Gesellschaft seinen kräftigen Schutz gegen jedwede Beeinträchtigung, woher dieselbe auch kommen möge. Für alle diese Zugeständnisse verlangte er eine sechsprocentige Abgabe von dem Ergebnisse der Waarenverkäufe, und was wahrhaft eigenthümlich klingt, für die Ertheilung des Privilegiums selbst das Geschenk eines goldenen gekrönten Löwen, zwanzig Mark schwer, welcher das Wappen der Compagnie in seinen Klauen hält. Jedem der Nachfolger Karls VI. sollte die Gesellschaft ein gleiches Zeichen der Huldigung darbringen [57]).

Ungemein groß war der Aufschwung, welchen nach dem Erscheinen dieses Patentes der Handel Belgiens nahm. Mit Raschheit schritt man an die Bildung der Compagnie, und am 11. August 1723 vereinigten sich die neu ernannten Direktoren derselben, um die Einzeichnung auf die Actien entgegen zu nehmen. Schon am nächsten Tage waren die sechs Millionen voll, und vier Tage später konnten die Actien nur mehr um zwölf Procent über ihren Nennwerth gekauft werden.

Nicht allein die Handelsleute, sondern auch der Adel betheiligte sich an dem Unternehmen. Hatte doch der sechste Artikel des kaiserlichen Patentes ausdrücklich bestimmt, daß durch den Beitritt zur Compagnie dem Range und den Vorrechten des Adels kein Eintrag geschehen solle. Der Marquis von Prié stand mit hundertfünfzig, der Herzog von Arenberg mit achtzigtausend Gulden auf der Liste der Unterzeichner. Eugen selbst nahm für sechzigtausend Gulden Actien, nicht um, wie er ausdrücklich

erklärte, irgend einen Gewinn zu machen [58]), sondern nur um als Statthalter des Landes sich nicht von einer Sache entfernt zu halten, welche dasselbe so nahe anging. Er tadelte es vielmehr lebhaft, daß der Graf Leopold von Windischgrätz, welcher hundert Actien gezeichnet hatte, dieselben ohne eine Einzahlung zu leisten, gegen einen Gewinn von acht Procent den Direktoren zurückstellen zu wollen erklärte und dadurch deutlich bewies, daß es ihm nicht um das Gedeihen der Gesellschaft, sondern nur darum zu thun war, einen augenblicklichen Vortheil zu ziehen [59]).

Schon die ersten Beschlüsse, welche die Handelsgesellschaft faßte, legten die Großartigkeit ihrer Entwürfe an den Tag. Zwei Schiffe beabsichtigte sie nach Bengalen, zwei nach China, eines nach Surate oder Mokka zu entsenden. Die Colonie an der Küste von Coromandel, welche Merveille errichtet hatte, wollte man in noch größeren Flor bringen, eine andere an der Küste von Bengalen, die von den Eingebornen zerstört worden war, erneuern, dort und in Canton Faktoreien gründen und den Seehandel der österreichischen Niederlande auch nach Westindien ausdehnen.

Nur wenige Männer waren es, welche inmitten der allgemeinen Erregung, und den glänzenden Verheißungen gegenüber, denen Niemand zu widersprechen wagte, die Ruhe des Urtheils und den klaren, weitschauenden Blick sich bewahrten, welcher eine trübe statt einer lachenden Zukunft vorhersah. Eugen und Prié standen an ihrer Spitze. „Noch immer bin ich", schrieb der Prinz in eben dem Augenblicke, als von den glücklichen Erfolgen der Actienzeichnung alles erfüllt war, „Ihrer Ansicht, daß es in jeder Hinsicht „zweckmäßiger gewesen wäre, den Handel durch die Privaten fortführen zu „lassen, als eine Compagnie zu errichten, welche die Wirkungen hervor„bringen wird, die ich im voraus zu schildern nicht ermangelt habe. „Meinerseits ist das geschehen, was ich für den Dienst des Kaisers ansehen „mußte. Da derselbe jedoch einer andern Meinung war und auf seinen „Befehl die Compagnie in's Leben gerufen wurde, so ist nichts anderes zu „thun als dasjenige, worauf der Kaiser sich eingelassen, mit allen nur „möglichen Mitteln zu unterstützen [60])".

Hierauf war denn auch Eugens regste Sorgfalt gerichtet. Fern lag ihm die Rechthaberei derjenigen, die sich freuen über die Beeinträchtigung, welche eine wider ihren Willen in's Werk gesetzte Maßregel erleidet. Nichts glich dem Eifer, mit dem er den Kaiser auf die Umtriebe aufmerk-

sam machte, welche von Holland und England gegen das Gedeihen der Compagnie schon ausgegangen und noch zu erwarten waren. Der glückliche Erfolg der Actienzeichnung werde ihre Eifersucht um so mehr zu höchster Erbitterung steigern, behauptete Eugen, als ihre eigenen Actien gleichzeitig um mehr als fünfzehn Procent gefallen seien. Schon hätten sich die Seemächte an Frankreich und Spanien gewendet, um mit ihnen gegen die neue Schöpfung des Kaisers gemeinsame Sache zu machen. Zurück könne man jedoch nicht mehr, und es sei daher, um die Dinge nicht zu völligem Bruche kommen zu lassen, höchst nöthig, einen Bevollmächtigten nach dem Haag zu entsenden, welcher die Wenigen, die es mit dem Kaiser hielten, in dieser Gesinnung zu bestärken, ihm neue Anhänger zu gewinnen und gleichzeitig dasjenige zu entdecken im Stande wäre, was die Feinde der Compagnie zum Verderben derselben im Schilde führten. Den belgischen Fiscalrath Mac Neny schlug Eugen zu dieser Sendung vor [61]).

Gleichzeitig bewies der Prinz dem Kaiser, wie nöthig es sei, die öffentliche Meinung von der Falschheit der Behauptung zu überzeugen, welche die Holländer aufstellten, daß der Seehandel der belgischen Provinzen sich im Widerspruche mit den in Kraft bestehenden Verträgen befinde. Wieder war es Mac Neny, welchen Eugen zur Ausarbeitung dieser Schrift in Antrag brachte, und den er zugleich seines Eifers, seiner Thätigkeit, seiner Kenntniß der äußeren und inneren Verhältnisse des Landes wegen zur Verleihung des wichtigen Postens eines Staats- und Kriegssecretärs vorschlug. Es sei dieß eine Gnade, fügte Eugen hinzu, die er sich vom Kaiser für seine eigene Person und als ein neues Merkmal seines Wohlwollens erbitte [62]).

Eugens Anträge wurden genehmigt; die von Neny verfaßte Schrift aber ließ man aus der französischen auch in die lateinische und vlämische Sprache übersetzen, um ihr überall die größte Verbreitung zu geben [63]).

Während diese Streitigkeiten fortdauerten und von Tag zu Tag eine drohendere Gestalt annahmen, besorgte die Compagnie ihre Geschäfte mit Eifer und Glück. Mit so reichen Ladungen kehrten ihre Schiffe von den asiatischen Küsten zurück, daß der Verlust des einen derselben, der Kaiserin Elisabeth, welches auf der Fahrt von Mokka nach Ostende von Algierischen Seeräubern aufgebracht wurde, leicht verschmerzt werden konnte. Doch gab dieß Ereigniß den Anlaß, durch

Vermittlung der Pforte mit den Barbaresкenstaaten eine Verhandlung zu eröffnen, um derlei räuberische Anfälle auf die Schiffe, welche unter kaiserlicher Flagge segelten, in Zukunft hintanzuhalten. Würde auch noch dieses Hemmniß beseitigt, so werde dann, schmeichelte man sich, ohne auf die Drohungen der Holländer zu achten, die Schifffahrt der belgischen Provinzen sich zu nie geahntem Flor entwickeln. Die Actien der Compagnie waren in stetem Steigen begriffen, und bald hatten sie einen Kurs, welcher nahezu das Doppelte ihres ursprünglichen Nennwerthes betrug. Und als nun die Direktoren der Compagnie, Proli und van Kessel, in feierlicher Audienz den goldenen Löwen überreichten, welcher vom Kaiser mit Wohlgefallen entgegengenommen wurde, da mag es außer Eugen nur noch Wenige gegeben haben, die es ahnten, daß die neue, glänzende Schöpfung nur zu bald der Vernichtung anheimfallen sollte.

Sechstes Capitel.

Gewiß ist es eigenthümlich, daß so wie die finanziellen Verwirrungen, in welche Frankreich gestürzt worden war, sich nach den österreichischen Niederlanden zu verbreiten drohten, und hauptsächlich durch Eugens weise Vorsicht von dort zurückgehalten wurden, Aehnliches auch auf einem ganz anderen Felde, dem der religiösen Streitfragen sich wiederholen zu wollen schien. Hierin liegt nur ein neuer Beweis für den außerordentlich großen Einfluß, welchen Frankreich schon damals in jeder Beziehung auf die benachbarten belgischen Provinzen übte.

Es war in den letzten Jahren der Regierung Ludwigs XIV., daß die jansenistischen Streitigkeiten wieder in den Vordergrund traten. Dieselben nahmen, wie dieß in Frankreich bei derlei Dingen immer der Fall ist, allsogleich eine persönliche Färbung an. Der Erzbischof von Paris, Cardinal Noailles, war die hervorragendste Person der einen, des Königs Beichtvater, der Jesuit le Tellier, der Wortführer der andern Partei. Um das Buch Pascal Quesnels, moralische Betrachtungen über das neue Testament, drehte sich der Streit. Schon als Bischof von Chalons hatte Noailles dasselbe gebilligt und behauptet, daß es eine günstige Wirkung auf Moralität und Religion hervorbringe. Durch die Bulle Unigenitus wurde es jedoch von der römischen Curie verdammt.

König Ludwig ging mit Eifer daran, die Annahme der Bulle in seinem Reiche zu bewerkstelligen. Es schien dieß die letzte Aufgabe seiner Regierungszeit bilden zu sollen. Aber er begegnete hiebei entschlossenem Widerstande. Neun Bischöfe, den Cardinal Noailles an ihrer Spitze, wollten sich nur hiezu verstehen, wenn die ihnen anstößigen Punkte der Bulle in einer ihrer Meinung entsprechenden Weise näher erklärt würden. Sie behaupteten, dasjenige, was sie bekämpften, sei nichts als die Wirkung des zu weit getriebenen Einflusses der Jesuiten, und hiemit gewannen sie sich in den verschiedensten Kreisen der Bevölkerung zahlreiche Anhänger. Durch

des Königs Tod erhielten sie Raum zu freierer Bewegung, und bald riefen sie das Urtheil einer allgemeinen Kirchenversammlung an, welche ja den obersten Gerichtshof für geistliche Streitsachen zu bilden habe. Schon erhoben sich Stimmen, die für eine nationale Unabhängigkeit, für die völlige Losreißung der französischen Kirche von Rom sprachen.

Es ist schwer sich eine bestimmte Meinung über die Ansicht zu bilden, welche Eugen über den Gegenstand der Streitfrage selbst hegte. Daß er den Jesuiten nicht freundlich gesinnt war, zeigt manche scharfe Aeußerung über sie, welche sich in seinem Briefwechsel vorfindet. Aber darum nahm er noch nicht für ihre Gegner Partei, und so wie er schon vor Jahren, als Kaiser Joseph I. mit der römischen Curie in Zwiespalt gerathen war, immer zu friedlicher Beilegung des Zwistes gerathen hatte, so vermied er auch jetzt mit größter Sorgfalt jegliche Verfeindung mit dem heiligen Stuhle. Vor nichts hatte er größeren Widerwillen als vor einem Streite in confessionellen Dingen. Denn es war damals noch nicht so lange her, daß derselbe zu den schrecklichsten Folgen geführt hatte. Bei dem Congresse zu Baden war diese Gesinnung Eugens in klares Licht getreten, als der französische Gesandte du Luc dazu aufgefordert hatte, mit den Waffen in der Hand gegen die protestantischen Cantone der Schweiz vorzugehen. Den gleichen Grundsätzen getreu handelte Eugen auch in dem Augenblicke, in welchem er besorgen mußte, daß der religiöse Streit, welcher Frankreich in zwei große Parteien theilte, auch die österreichischen Niederlande ergreifen könnte.

Schon in der zweiten Hälfte des Jahres 1718 wandten sich zwei den österreichischen Niederlanden angehörige Priester an Eugen mit der Klage, daß sie von dem Erzbischofe von Mecheln und dem päpstlichen Internuntius des Jansenismus verdächtigt würden. Der Prinz befahl dem Marquis Prié, die Sache mit Strenge zu untersuchen. „Ich bin der Ansicht", so schrieb er ihm, „daß man diesem Irrglauben durchaus keinen Eingang in „die Niederlande verstatten und ihn so viel als nur immer möglich unter„drücken soll. Aber man muß auch mit Sorgfalt darüber wachen, daß „nicht im Widerspruche mit den Gesetzen der Kirche und des Kaisers schon „auf wenig gegründeten Verdacht, ja oft nur in Folge einer Aufreizung „von Seite Neidischer oder Uebelwollender eingeschritten werde". Und was die Bulle Unigenitus betraf, so verlangte Eugen, dem Willen des

Kaisers gemäß, welcher den darüber entstandenen Streit um jeden Preis von den Niederlanden fernhalten wollte, daß dieselbe dort gar nicht veröffentlicht werde [1]).

Es verletzte den Prinzen, daß diesem ausdrücklichen Verlangen zuwider der Erzbischof von Mecheln von seinem Capitel die Annahme der Bulle unter Androhung der kirchlichen Strafen begehrte. Es sei dieß um so bedauerlicher, meinte Eugen, als der Ausbruch eines ähnlichen Kampfes, wie er Frankreich entzweie, in den belgischen Provinzen wegen der größeren Nähe protestantischer Länder noch gefahrdrohender erscheine. „Warum „Partei nehmen in einem Streite", ruft der Prinz aus, „und sich den „schädlichen Folgen aussetzen, die er nach dem, was man in Frankreich „sieht, ohne allen Zweifel nach sich ziehen muß, während man so leicht „einen ruhigen Zuschauer abgeben kann [2])".

In gleichem Sinne sprach Eugen sich auch gegen den Erzbischof von Mecheln aus, als ihm derselbe den Hirtenbrief übersandte, welchen er wider des Kaisers Willen über die Bulle Unigenitus in den Niederlanden veröffentlicht hatte. „Es scheint mir", bemerkte ihm Eugen, „daß man, ohne „Partei zu nehmen, dasjenige auf sich hätte beruhen lassen können, was „nicht an uns gerichtet war. Durch dieses weise Auskunftsmittel wür„den die Länder des Kaiser am besten vor demjenigen bewahrt, was deren „Nachbarn zu erdulden haben und dessen Folgen noch völlig unge„wiß sind [3])."

Es lassen sich ohne Zweifel gegen die Anschauungsweise des Prinzen, insbesondere aus dem Standpunkte der Kirche, gewichtige Einwendungen erheben. Nicht minder gewiß ist es aber, daß der Beweggrund seiner Handlungen ein durchaus edler und einzig und allein derjenige war, das Land vor der Entzweiung zu schützen, mit welcher ein Religionsstreit es bedrohte. Denn Eugen wußte nur zu gut, daß in einem solchen die Parteien gar bald nicht Maß noch Ziel mehr kennen. Und es erfüllte ihn mit Besorgniß und Unwillen zugleich, als man in Mecheln so weit ging, den Sterbenden die Sacramente zu verweigern, wenn sie nicht früher erklärten, die Bulle Unigenitus als bindende Vorschrift anzuerkennen. „Wie können „Menschen", fragt der Prinz, „welche oft während ihres ganzen Lebens „nichts hievon gehört haben, einige Augenblicke vor dem Tode darüber eine „Entscheidung abgeben [4])".

Es war großentheils eine Wirkung der rastlosen Bemühungen des Prinzen, daß die religiöse Aufregung in Belgien wenigstens nicht in solcher Weise um sich griff, wie dieß in Frankreich der Fall war. Dennoch geschieht in Eugens Briefen an den Marquis Prié auch noch später Erwähnung von einzelnen Handlungen, insbesondere des Erzbischofs von Mecheln, welche der Prinz als bedauerliche Uebergriffe ansah und beklagte [5]). So ergeht er sich zu wiederholten Malen in dem schärfsten Tadel wider die Bischöfe, welche dem Beispiele des Erzbischofs von Mecheln folgend, diejenigen als Ketzer erklärten, denen die Bulle Unigenitus nicht als Kirchengesetz erschien. Nur wer sich öffentlich und mit Erregung eines Aergernisses wider die Bulle auflehne, könne, so meinte Eugen, um dieses Grundes willen verfolgt werden. Das entgegengesetzte Verfahren ziele nur darauf ab, die geistliche Macht zu völliger Unabhängigkeit von derjenigen des Landesherrn zu erheben, ein Bestreben, welches seiner muthmaßlichen Folgen wegen die höchste Aufmerksamkeit verdiene und als äußerst gefahrdrohend anzusehen sei [6]).

Daß es nicht etwa Gleichgültigkeit in Glaubenssachen war, welche den Prinzen zu seinem Verfahren bewog, daß er vielmehr in diesen Dingen, hauptsächlich aber in dem, was die Aufrechthaltung der Kirchenzucht anging, ziemlich strenge Begriffe hegte, zeigt sein ganzes sonstiges Benehmen. Immer drang er, vorzüglich bei der Besetzung höherer geistlicher Stellen, mit Nachdruck darauf, daß nur die Würdigsten und diejenigen erwählt würden, welche die Unterordnung unter die kirchlichen Vorschriften und die Regeln ihrer klösterlichen Gemeinschaft dort, wo sich dieselben gelockert haben mochten, neuerdings einzuführen, gleichzeitig aber auch ihren Untergebenen persönlich mit dem besten Beispiele voranzugehen vermöchten. Insbesondere aber sei es, so erklärte er oft, die vollkommenste Einigkeit unter einander, so wie die Ausübung von Werken der Barmherzigkeit, auf welche bei derlei Genossenschaften hauptsächlich hinzuwirken wäre [7]).

Ueberhaupt war es so recht das Bestreben des Prinzen, alles in den Schranken zu erhalten, deren Beobachtung ihm durch die Rücksichten des allgemeinen Wohles dringend geboten schien. So gern er Jedem die freie Bewegung gönnte, welche zur Entfaltung einer nutzbringenden Thätigkeit dienlich war, so streng hielt er darauf, daß Zucht und Ordnung nach jeder Richtung hin gehandhabt würden. Nichts war ihm widerwärtiger als ein Auflehnen wider die Autorität der Vorgesetzten. Der Gehorsam gegen die

Oberen, um welchen Stand es sich auch handeln mochte, galt ihm als die erste Pflicht nicht nur jedes Staatsbürgers im Allgemeinen, sondern insbesondere desjenigen, welcher sich in öffentlicher Stellung befand.

Es berührte den Prinzen in unangenehmer Weise, daß dieses nothwendigste Erforderniß gerade von denjenigen außer Acht gelassen wurde, welche den übrigen mit gutem Beispiele hätten vorangehen sollen. Vorzugsweise war es der höhere Adel der Niederlande, gegen dessen Unbotmäßigkeit, ja offene Widerspänstigkeit der Marquis von Prié, und daher mittelbar auch Eugen am meisten anzukämpfen hatten.

Bekannt ist es, daß die ehemals spanischen Niederlande die Heimath einer verhältnißmäßig großen Anzahl von Familien waren, welche durch ihren alten Adel, durch die bedeutende Rolle, die sie von jeher in den öffentlichen Angelegenheiten ihres Landes gespielt hatten, durch ihren Reichthum und die Größe ihrer Besitzungen zu den erlauchtesten Europa's zählten. Die Namen de Ligne, Arenberg, Berghes, Gavre, Merode-Westerloo, Valsassines, Rubempré, Lannoy, Horne, Chimay gehörten zu den glänzendsten die man kannte, und standen auch außerhalb ihres Vaterlandes in großem Ansehen. Um so bedauerlicher war es, daß gerade von einigen aus ihnen das Losungswort zur Nichtbeachtung der Anordnungen des Kaisers und seines Statthalters Eugen, sowie zur Geringschätzung des Stellvertreters des letzteren, des Marquis von Prié ausging.

Verschiedene Mitglieder dieser Familien mögen sich ohne Zweifel für wohlberechtigt zur Klage über Zurücksetzung angesehen haben, weil nicht in die Hände eines von ihnen die Zügel der Regierung gelegt worden waren. Aus zwei Gründen zollten sie der Wahl des Marquis von Prié zu der wichtigen Stelle, die er bekleidete, ihren Beifall nicht. Seine im Verhältniß zu der ihrigen wenig hervorragende Geburt, und der Umstand, daß er ein Ausländer war, wurden ihm von ihnen zum Hauptvorwurfe gemacht. Sie zählten ihn somit weder in der einen noch in der anderen Beziehung zu den Ihrigen. Prié's unbestreitbare Befähigung, sein bedeutendes Administrationstalent vermochten in ihren Augen jene Gebrechen nicht auszugleichen, und so kam es, daß Eugens Stellvertreter schon im Beginne seiner Amtsthätigkeit bei den Mitgliedern der ersten Familien des Landes nicht nur keine Unterstützung fand, sondern auf Uebelwollen, auf Mißachtung, ja auf sichtliches Widerstreben stieß.

Diese Haltung, welche der hohe Adel der österreichischen Niederlande gegen Prié annahm, gab sich in vielfacher und für denselben höchst verletzender Weise kund. Prié aber besaß weder ausreichende Kraft und Energie, um diesen Widerstand zu brechen, noch dachte er groß genug, um ihn zu übersehen und für nichts zu achten. Er zeigte sich im höchsten Grade empfindlich darüber und reizte seine Gegner dadurch noch mehr. Nichts konnte ihn tiefer verletzen, als wenn seiner Gemahlin von den Frauen aus jenen Familien nicht die Ehrerbietung bezeigt wurde, auf welche sie als die erste Dame des Landes Anspruch machen durfte. Nichts brachte ihn mehr auf, als wenn er von einem der Träger jener erlauchten Namen Geringschätzung erfahren zu müssen glaubte. Und leider war dieß oft genug der Fall. Mit dem Herzoge von Ursel, dem Fürsten Rubempré, dem Grafen Maldeghem gerieth Prié, obgleich ihm Eugen dringend empfohlen hatte, in Eintracht mit ihnen zu leben[8]), dennoch in Streitigkeiten, welche sämmtlich vor den Kaiserhof gebracht wurden. Besondere Feindseligkeit hatte er jedoch von einem Manne zu erfahren, von dem es seiner Stellung nach am wenigsten hätte erwartet werden sollen. Es war dieß der kaiserliche Feldmarschall Marquis von Merode-Westerloo.

Im Laufe dieser Darstellung hat sich oft genug die Gelegenheit ergeben, die Wirksamkeit von Männern vornehmster Geburt zu schildern, welche den Glanz ihres Hauses, so hellstrahlend derselbe auch sein mochte, doch durch ihr eigenes ruhmvolles Wirken noch erhöhten. So wie in ihren Personen die Eigenthümlichkeiten des Grand Seigneur des verflossenen Jahrhunderts in ihrer edelsten Weise sich zeigten, so traten sie in derjenigen des Marquis von Westerloo, wie er damals allgemein genannt wurde, in einer nur wenig vortheilhaften Gestalt an's Licht.

Es ist um so leichter eine Charakteristik dieses Mannes zu entwerfen, als in den Memoiren, welche er hinterlassen hat, seine scharf ausgeprägte Persönlichkeit sich von selbst kennzeichnet. Durch seine Geburt einer der ersten Familien des Landes angehörend, wurde das Bewußtsein dieser bevorzugten Stellung noch durch den Umstand verstärkt, daß seine Mutter in zweiter Ehe sich mit einem Prinzen von Holstein vermählte. Dieß brachte den Marquis von Westerloo in verwandtschaftliche Verbindung mit vielen europäischen Regentenfamilien, und mag für die ganze Richtung, welche er einschlug, entscheidend gewesen sein. Denn das bereitwillige Entgegen-

kommen, welches ausgezeichnete Geburt damals noch in weit größerem Maße als jetzt an den Höfen der Monarchen fand, die Verehrung, der sie im Volke begegnete, flößte demjenigen, welchem sie eigen war, nur gar zu leicht eine übertriebene Meinung von seinem persönlichen Werthe ein. Dieß war auch bei dem Marquis von Westerloo im höchsten Maße der Fall. Kaum hatte er das zwanzigste Jahr zurückgelegt, als er schon von dem Könige Karl II. den Orden des goldenen Vließes erhielt. Obgleich er nur als Freiwilliger einigen Feldzügen beigewohnt hatte, wurde er doch von König Philipp V., als er den spanischen Thron bestieg und Westerloo seiner Partei sich zuwandte, zum Brigadegeneral ernannt, und machte als solcher die ersten Feldzüge des Successionskrieges in Italien unter dem Commando der französischen Marschälle mit.

Die bisherige Bevorzugung, deren sich der Marquis von Westerloo erst durch hervorragende Thaten würdig zu zeigen gehabt hätte, erweckte jedoch bei ihm, wie es meistens geschieht, erst recht die Begehrlichkeit nach neuer Begünstigung. Was ihm auch für Auszeichnungen zugewendet werden mögen, niemals hält er sich für genugsam belohnt und immer sieht er sich als tief verletzt an, wenn einem Andern irgend etwas zu Theil wird, worauf er in seinem ungemessenen Ehrgeize gleichfalls Anspruch machen zu können glaubt. Im Dienste der Bourbonen wie in demjenigen des Hauses Oesterreich zeigt er dieß in gleicher Weise. Dem Ersteren wird er abtrünnig, weil ein Anderer, der Graf von Egmont, die Stelle eines Cavalleriegenerals der Niederlande erhält. Er müßte, so lautete die Erklärung des Marquis von Westerloo, wenn ihm Graf Egmont einen Befehl ertheilen wollte, demselben mit einem Pistolenschusse antworten [9]). Und als ihn der Kaiser, gewiß eine der seltensten Begünstigungen, als General der Cavallerie in seinen Dienst aufnimmt, sieht Westerloo dieß nur als die Verleihung dessen an, was ihm gebührt. Er ist weit davon entfernt, sich dankbar zu bezeigen, und die erwiesene Gnade dient nur dazu, ihn noch eitler, noch hochmüthiger und noch weniger geneigt zu machen, irgend einen Höheren über sich anzuerkennen, irgend einer Autorität, welche dieselbe auch sein mochte, sich unterzuordnen.

Eine ununterbrochene Kette von Streitigkeiten mit Personen, welche ihrer Stellung nach ihm zu befehlen hatten, zeigt dieß in unwiderleglicher Weise. Zuerst mit Marlborough in lebhaftem Zerwürfnisse, dann ein

Tadler, und bald darauf ein offener Widersacher des Prinzen Eugen, macht es Westerloo dadurch selbst unmöglich, im Felde verwendet zu werden. Dennoch wird er der Belohnungen theilhaft, welche sonst nur dem höchsten Verdienste zufallen. Er wird zum kaiserlichen Feldmarschall und zum Hauptmann der Trabanten-Leibgarde ernannt. Aber auch hiemit ist er nur kurze Zeit zufrieden, und er verlangt, daß ihm das Gouvernement von Luxemburg verliehen werde.

Die Gründe sind nicht schwer zu errathen, welche Eugen bewogen, sich gegen die Verleihung dieser Stelle an den Marquis von Westerloo zu erklären. Das Commando von Luxemburg, der weitaus bedeutendsten Festung, welche der Kaiser in den Niederlanden besaß, und darum besonders wichtig, weil nur durch sie die Verbindung dieser Provinzen mit dem deutschen Reiche aufrecht erhalten werden konnte, durfte nicht in die Hände eines Mannes von so wenig verläßlicher Gesinnung gelegt werden. War gleich von dem Marquis von Westerloo kein offener Treubruch zu besorgen, so wußte man doch zur Genüge, daß ihm die erste Eigenschaft eines Soldaten, der unverbrüchliche Gehorsam, völlig mangle, daß seine Widerspänstigkeit keine Grenzen kenne, und daß wenn er sich einmal als verletzt oder zurückgesetzt ansehen sollte, was bei seinem unglaublichen Hochmuthe nicht ausbleiben konnte, er von der ihm eingeräumten Stellung leicht den äußersten Mißbrauch machen könnte. Bei einem Manne von seiner Art, welchen erwiesene Gunst nur zu immer höherer Steigerung seiner Ansprüche führte, war ohnedieß nicht zu erwarten, daß er, was auch immer für ihn geschehen möge, der Regierung des Kaisers eine wirkliche Stütze sein werde. Es schien also gerathener, ihn wenigstens nicht in eine Wirksamkeit treten zu lassen, in welcher er großen Schaden anrichten könnte.

Als der Marquis von Westerloo sich überzeugte, daß er seinen Wunsch nicht zu erreichen vermöge, zog er sich unter einem leicht zu durchschauenden Vorwande vom Hofe zurück und begab sich wieder nach den Niederlanden. Von Feindschaft erfüllt wider denjenigen, welchen er als den Hemmschuh seiner geträumten Größe ansah, flossen seine Lippen über und zeugten seine Handlungen von dem Hasse gegen Eugen, der ihn beseelte. Und da er dem Prinzen selbst nichts anzuhaben vermochte, so wandte er sich wider denjenigen, welcher dessen Stelle in den Niederlanden vertrat.

Wie thöricht des Marquis von Westerloo blinder Haß gegen Eugen war, und wie wenig er eigentlich Ursache zu demselben hatte, wird durch die hinterlassenen Schriften des Prinzen deutlich bewiesen. Denn es ist darin anfänglich, was Westerloo persönlich betrifft, nicht nur nichts feindseliges gegen ihn enthalten, sondern es spiegelt sich auch in ihnen die bekannte Gerechtigkeitsliebe des Prinzen in klarer Weise. Dort wo Westerloo in seinem Rechte erscheint, wird angelegentlich darauf gedrungen, daß ihm dasselbe zu Theil werde [10]). Freilich wird dadurch nicht ausgeschlossen, daß der Prinz andererseits dessen bekannten Ungehorsam, der sich bald in Streitigkeiten mit seinem Vorgesetzten, dem Feldmarschall Grafen Vehlen neuerdings zeigte, mit scharfen Worten tadelte, daß er ihm die rohe Willkürlichkeit verweisen ließ, mit welcher er allen bestehenden Vorschriften zuwider bei seinem Regimente verfuhr, und daß er erklärte, er sei fest entschlossen, so lange sich die Leitung der kaiserlichen Armee in seinen Händen befinde, die Subordination aufrecht zu erhalten, wer immer als Verletzer derselben erscheinen möge [11]).

Aber ein Mann von der Denkungsart des Marquis von Westerloo war weit davon entfernt einzusehen, daß ihm nur dann von Eugen Unrecht gegeben werde, wenn er es wirklich verdiene. Er konnte sich überhaupt in den Gedanken gar nicht finden, Unrecht zu haben. Daher ging er immer weiter in den unbesonnensten Angriffen wider Eugen und Prié. Als sich der letztere darüber bei dem Prinzen beklagte, rieth ihm dieser, so wie er selbst es thue, solches Treiben zu verachten, denn es verdiene die Ehre einer besonderen Aufmerksamkeit nicht [12]).

Statt durch diese Nichtbeachtung nach und nach beruhigt zu werden, fühlte sich Westerloo durch sie zu Schritten ermuthigt, bei welchen die kaiserliche Regierung nicht mehr einen ruhigen Zuschauer abgeben konnte. Bald erkühnte er sich, den Anordnungen derselben offenen Widerstand entgegen zu setzen, und als in einer der ihm gehörigen Ortschaften irgend ein richterlicher Befehl vollzogen werden sollte, hinderte dieß Westerloo mit Hülfe der Soldaten seines Regimentes, durch welche er einen Mann, der in die Sache verwickelt war, verhaften und auf sein Schloß in's Gefängniß bringen ließ.

Eugen war durchaus nicht gesonnen, diese Widersetzlichkeit von Seite des Feldmarschalls zu dulden. „Wenn ein Unterthan", so schrieb

er dem Marquis Prié, „sich durch eine Anordnung seiner Regierung ver„letzt glaubt, so hat er derselben die Gründe dieser Anschauungsweise vor„zustellen. Erlangt er keine Genugthuung, so bleibt es ihm freigestellt, „sich an seinen Monarchen zu wenden. Niemals aber darf er sich offenen „Ungehorsam erlauben, und noch weniger sich thatsächlich der Ausführung „dessen widersetzen, was die Regierung zu beschließen für gut befunden „hat [13])". Er beauftragte den Marquis Prié, an Westerloo „ein Exempel zu „statuiren." Er möge sich nicht daran kehren, daß so mancher Böswillige behaupten werde, es sei dieß nur aus persönlicher Feindschaft geschehen. „Man wird solches auch von mir sagen", so schloß der Prinz sein Schreiben, „ich bekümmere mich jedoch eben so wenig darum, als es Sie besorgt „machen darf, wenn Sie sich nur nach den Anforderungen des strengen „Rechtes benehmen und Niemand Ihnen eine Verletzung desselben nach„zuweisen vermag [14])".

Der Mißbrauch, welchen Westerloo bei dieser Gelegenheit von dem ihm zustehenden Commando über sein Regiment gemacht hatte, war jedoch eben so wenig der erste gewesen, als er es jetzt dabei bewenden ließ. So unglaublich waren die Bedrückungen, welche er durch seine Soldaten gegen seine eigenen Unterthanen übte, daß der Rath von Brabant sich derselben annahm, und so weit war es schon gekommen, daß er ihnen ausdrücklich erlauben mußte, bei einem Ueberfalle durch Westerloo's Kriegsleute die Sturmglocke zu ziehen und sich wider sie zusammen zu rotten zu bewaffneter Gegenwehr [15]).

Nicht viel weniger tadelnswerth schien dem Prinzen das von Tag zu Tag unverhüllter hervortretende Bestreben Westerloo's, demjenigen, welcher in den Niederlanden an Kaisers Statt regierte, seine Mißachtung zu bezeigen. Nach den damaligen strengen Regeln der Etikette wurde es als ein Hauptvergehen betrachtet, daß Westerloo sich in Brüssel aufhielt, ohne dem Marquis Prié sich vorzustellen. Eugen billigte es vollkommen, als der letztere den Widerspänstigen auffordern ließ, entweder allsogleich dieser Verpflichtung nachzukommen oder Brüssel binnen vier und zwanzig Stunden zu verlassen. Den Kaiser aber bat der Prinz, das tadelnswerthe Benehmen eines Mannes zu ahnden, welcher sich niemals durch etwas anderes als durch beispiellose Sonderbarkeiten und durch Excesse hervorgethan habe, welche eine Art Geistesabwesenheit besorgen ließen. „Ich bitte Eure „Majestät zu gleicher Zeit", fuhr Eugen fort, „überzeugt zu sein, daß ich

„auf die üblen Reden, die er wider mich gehalten hat, zu wenig Gewicht „lege, um dafür irgend eine Genugthuung zu verlangen. Denn ich ver„achte ihn zu sehr und glaube ihn zu genau von aller Welt gekannt, als „daß er meiner Ehre im mindesten Eintrag zu thun vermöchte [16]. Aber „mit Eurer Majestät Dienste ist nicht Gleiches der Fall. Denn dieser „gestattet es nicht länger, ein so ärgerliches und verwegenes Betragen zu „dulden, ohne ihm die öffentliche Ahndung widerfahren zu lassen, welche der „Größe seiner Vergehen entspricht und gleichzeitig denen als Warnung zu „dienen vermag, die gleich Westerloo in Folge eines höchst schädlichen „Geistes der Widerspänstigkeit demjenigen die gebührende Ehrenbezeugung „vorenthalten wollen, welcher das Glück genießt, Eurer Majestät geheiligte „Person zu vertreten [17]".

Nachdem Westerloo sich offen, ja mit gewaffneter Hand gegen die Anordnungen seiner Regierung aufgelehnt, nachdem er seine Standesgenossen zu gleichem Verfahren aufgefordert hatte und so weit gegangen war, sich sogar an die Vertreter fremder Mächte zu wenden, um ihre Unterstützung für sein Vorhaben zu erlangen [18], da war es natürlich und in jeder Weise gerechtfertigt, daß die Gerichte des Landes wider ihn einschritten, um seine Vergehungen zu untersuchen und zu bestrafen. Der große Rath, als die oberste Justizbehörde des Landes, mußte als sein natürlicher Richter erscheinen. Westerloo erklärte jedoch sich dessen Urtheilsspruche nicht unterwerfen zu wollen, indem er als Ritter des goldenen Vließes nur von einem Capitel dieses Ordens gerichtet werden könne.

Der Marquis von Prié, der ihm beigegebene Staatsrath und der große Rath selbst verwarfen diese Einrede des Feldmarschalls. Sie wiesen die Gesetze nach, durch welche dem großen Rathe das Recht, auch über die Ritter des goldenen Vließes ein Urtheil zu sprechen, eingeräumt wurde. Nur geringfügige Sachen, oder diejenigen, welche eine Ausstoßung aus dem Orden beträfen, gehörten vor dessen Capitel. Wenn nur das letztere über die Ritter ein Urtheil zu fällen das Recht hätte, so wäre sehr zu befürchten, daß deren etwaige Verbrechen völlig unbestraft blieben. Denn mehr als hundert siebzig Jahre wären verflossen, seit das Ordenscapitel als solches versammelt gewesen sei.

Eugen schloß sich unbedingt dem Gutachten an, daß der große Rath als das Tribunal gelten müsse, welches in jeder persönlichen, bürgerlichen

oder strafrechtlichen Angelegenheit über den Marquis von Westerloo Urtheil zu sprechen habe. Jede Strafe dürfe er über ihn erkennen, mit Ausnahme der Ausstoßung aus dem Orden, welche zu verhängen dem Kaiser als dem Oberhaupte, und den Rittern als den Mitgliedern des Ordens vorbehalten sei. „Die Gründe, welche Prié und der große Rath dafür anführen, „scheinen mir", so berichtet Eugen dem Kaiser, „entscheidend zu sein. Nichts „aber bestimmt mich mehr, ihrem Gutachten beizupflichten, als die Rücksicht „auf die öffentliche Ruhe und die nothwendige Ordnung im Lande, welche „gebieterisch verlangen, daß Jedem, wer er auch sei, ein Richter bestellt „werde, welchem er Rede und Antwort zu geben und von seinen Hand„lungen Rechenschaft abzulegen gehalten ist". Obzwar selbst ein Ritter des Ordens vom goldenen Vließe, bat doch Eugen den Kaiser dringend, bei dieser Gelegenheit ihre Unterordnung unter die ordentlichen Gerichte deutlich auszusprechen. Denn es müsse ihnen jeder Vorwand genommen werden, sich, wenn es ihnen beifiele, der strafenden Hand der Gerechtigkeit, welcher Niemand zu hoch stehen dürfe, zu entziehen.

Was den Marquis von Westerloo betraf, so beantragte Eugen, daß der Spruch des großen Rathes in Vollzug gesetzt werde. Dieser verordnete, Westerloo selbst zur Haft zu bringen, seine Güter aber mit Beschlag zu belegen. Der Besitz der letzteren könnte ihm, so meinte Eugen, nach der Hand ja immer wieder eingeräumt werden. Außerdem sei ihm sein Dragonerregiment zu nehmen, welches zu verlieren er durch den davon gemachten Mißbrauch verdient habe. Endlich wären die Offiziere und Soldaten streng zu bestrafen, welche als Werkzeug der Widersetzlichkeit ihres Commandanten gegen die Anordnungen der Regierung gedient hätten [19]).

Um sich dem Spruche des großen Rathes zu entziehen und seine Sache am Kaiserhofe selbst zu vertreten, war Westerloo in Person nach Wien geeilt. Nach Linz sowohl als nach Neuhaus, welches an der damaligen Straße nach Böhmen liegt, hatte der Kaiser den Befehl abgesandt, Westerloo dürfe Wien nicht betreten. Der Feldmarschall aber, der wohl etwas dergleichen geahnt haben mochte, war zu Wasser an Linz vorübergefahren, ohne sich zu erkennen zu geben. So gelangte er eigentlich wider den Willen des Kaisers nach Wien. Hier wurde ihm allsogleich angekündigt, daß er bis auf Weiteres seine Wohnung nicht verlassen dürfe [20]).

Monate lang dauerte die Untersuchung wider ihn, und es scheint, daß die Entscheidung günstiger ausfiel, als es Anfangs das Ansehen haben mochte. Vielfacher Einfluß mag zu seinen Gunsten thätig gewesen sein. Er wurde im Besitze seiner Würden und Güter gelassen, und erhielt die Erlaubniß, sich nach den Niederlanden zurückzuziehen. Dort endigte im Jahre 1732 ein Schlagfluß sein Leben.

Es war ein bedauerlicher Umstand, daß der für Eugen und dessen Stellvertreter Prié so lästige Conflict mit Westerloo zu derselben Zeit mit einem ähnlichen Ereignisse eintrat, welches auf's deutlichste zeigt, wie weit der Geist der Widersetzlichkeit damals bei Männern ging, die sich aus zwei Gründen, als Mitglieder des hohen Adels und als Inhaber der ersten Stellen im Heere, über jede Schranke hinwegsetzen zu dürfen glaubten. Derjenige, der sich ein gleiches, ja noch größeres Vergehen als Westerloo zu Schulden kommen ließ, war der kaiserliche Feldzeugmeister Graf von Bonneval, freilich ein Mann, welcher von seiner Jugend an bis in das späte Greisenalter aus der Verhöhnung jeglicher Schranke, mit welcher Religion, Sitte, Recht, Gesetz und Herkommen den Menschen zu seinem Heile umgeben, die Aufgabe seines Lebens gemacht zu haben schien.

Kaum war Bonneval im Sommer des Jahres 1720 seinen Streitigkeiten mit dem Feldmarschall Grafen Mercy dadurch entrückt worden, daß er Sicilien verließ und sein Armeecorps nach der Lombardie zurückführte, so verfiel er daselbst in neuen Zwist mit dem kaiserlichen Statthalter Grafen Colloredo [21]). Wohl zunächst, um ihn von dort wegzuziehen, ertheilte Eugen, welcher immer die größte Nachsicht für Bonneval zeigte, demselben die Erlaubniß, sich nach Wien zu begeben. Hier nahm ihn der Prinz mit gewohnter Güte wieder in den engeren Kreis auf, den er um sich zu versammeln pflegte, und in welchem Bonneval, der lebhafte und geistreiche Franzose, ein gern gesehener Gesellschafter war.

Bald sollte Eugen Gelegenheit werden, die Zuvorkommenheit zu bereuen, welche er gegen Bonneval an den Tag legte. Wie bei Westerloo, so war auch bei Bonneval der abschlägige Bescheid, den er auf eines seiner Begehren von Eugen erhielt, Schuld an dem tadelnswerthen Benehmen, das er von nun an gegen den Prinzen beobachtete und durch welches er so viele empfangene Wohlthaten mit Undankbarkeit vergalt.

Vielleicht schon deßhalb gereizt, weil ihm das Commando von Messina nicht zu Theil geworden war, mag Bonneval sich doppelt verletzt gefühlt haben, als er trotz seiner Bitte auch das von Esseck nicht erhielt. Eugen aber handelte nur mit größter Gewissenhaftigkeit, indem er nicht in Bonnevals Hände, sondern in diejenigen des Freiherrn Maximilian Petrasch dieses wichtige Commando legte. Denn der letztere war einer der ausgezeichnetsten Grenzoffiziere, welche der Kaiser besaß, geliebt von den Soldaten und den Einwohnern, auf's Genaueste das Land kennend, in dem er befehligte, mit der Sprache desselben, seinen Sitten und Gebräuchen innigst vertraut. Alles das war nicht bei Bonneval der Fall, während Petrasch ihm auch an sonstigem kriegerischem Verdienste wenigstens nicht nachstand.

Daß sich der Prinz unter solchen Umständen nicht für denjenigen, welcher seine persönliche Gunst besaß, sondern für den entschied, der den Platz, um welchen es sich handelte, am würdigsten auszufüllen verstand, kann ihm nur zur Ehre gereichen. Anders aber sah Bonneval diese vermeintliche Zurücksetzung an, und er rächte sich dafür in einer Art, in welcher die Schmach, die er einem Anderen anzuthun trachtete, nur auf ihn selbst zurückfiel. Doppelt strafbar erschien sie aber bei einem Manne, der die zweifache Würde eines kaiserlichen Generals und eines Hofkriegsrathes bekleidete.

Mit einigen seiner Genossen zog Bonneval in den öffentlichen Speisehäusern Wiens umher, und sang mit ihnen rohe Spottlieder auf Eugen, in denen sogar des Kaisers in verletzender Weise Erwähnung geschah [22]).

Daß so tadelnswerthes Benehmen, obwohl allgemein bekannt, doch in keiner Weise bestraft wurde, zeugt nur von des Kaisers und Eugens Großmuth, ja von ihrer allzu weit getriebenen Nachsicht. Denn es ist vollkommen irrig, was bisher allgemein behauptet wurde, Bonneval sei, um sein Vergehen zu ahnden, nach den Niederlanden versetzt worden. Er erbat sich nur die Erlaubniß zu einer Reise dorthin, die ihm denn Eugen auch, obwohl nur mit Widerstreben ertheilte. Offen erklärte der Prinz, daß er, obgleich weit entfernt, Bonneval einen Treubruch zuzutrauen, ihm doch als einem Franzosen in einem an Frankreich anstoßenden Lande niemals einen Posten verleihen werde [23]).

War es Unzufriedenheit über diese Eröffnung, war es noch Erbitterung über die abschlägige Antwort wegen des Commando's von Esseck, gewiß ist nur, daß Bonneval in den Niederlanden nicht in der Weise, wie

es einem General des Kaisers geziemte, sondern als erbitterter Gegner seiner Regierung auftrat. Insbesondere gegen Eugen richtete sich sein Haß, und auch er suchte gleich Westerloo, da er dem Prinzen selbst nichts anhaben konnte, denselben in seinem Stellvertreter, dem Marquis von Prié zu verletzen.

Hiezu kam noch, daß Bonneval trotz der entmuthigenden Erklärung Eugens dennoch darauf hinarbeitete, einen Posten in den Niederlanden zu erhalten. Prié scheint ihm dazu Anfangs einige Hoffnung gegeben zu haben. Später aber, wohl als er Eugens widersprechende Ansicht erfahren haben mochte, weigerte er sich, die Sache weiter zu verfolgen und sich für Bonneval in Wien zu verwenden. Der letztere, tief erbittert hierüber, beschloß, Eugen und Prié sollten ihm die erlittene Kränkung theuer bezahlen.

Der Zwiespalt, in welchem Prié mit mehreren Großen des Landes lebte, kam Bonneval eben recht zur Erreichung seiner Absicht. Denn er hoffte auf ihre Unterstützung dabei zählen zu können. Und da hieß er denn jeden Vorwand willkommen, wenn er nur geeignet schien, das größte Aufsehen zu erregen und die schädlichsten Folgen herbei zu führen.

Es war am 17. August 1724, daß Bonneval in einer Gesellschaft von Freunden erzählte, die Marquise von Prié und ihre Tochter, die Gräfin Aspremont, hätten sich gegen verschiedene Personen in ehrenrühriger Weise über die Königin Elisabeth von Spanien, Gemahlin des Königs Ludwig geäußert, welcher eben damals in Folge der Resignation seines Vaters Philipp V. zur Krone jenes Landes gelangt war. Diese Fürstin jedoch, dem Hause Orleans entstammt, sei durch dasselbe auch ihm verwandt. Er halte es für seine Pflicht, ihre Ehre gegen Jedermann zu vertheidigen, und er sei daher fest entschlossen, am folgenden Morgen durch ganz Brüssel in einer Unzahl von Exemplaren ein Flugblatt auszustreuen, durch welches er die Worte der beiden Damen in den stärksten Ausdrücken als eine Verläumdung bezeichnen und sie auffordern werde, sich hierüber zu rechtfertigen.

Bonneval führte seinen Vorsatz auch wirklich aus. Es begreift sich leicht, daß alle Welt erst durch dieses Flugblatt Kunde davon bekam, daß die Marquise von Prié und ihre Tochter eine Behauptung ausgesprochen haben sollten, welche übrigens allgemein verbreitet und durch den üblen Ruf der Königin auch vollkommen gerechtfertigt war [24]).

Bonneval ließ es jedoch hiebei nicht bewenden. Auch an seinen Schwiegervater, den Herzog von Biron, der sich zu Paris befand, sandte er sein Flugblatt, und ließ es durch ihn am dortigen Hofe, ja sogar bis nach Spanien verbreiten, um die Wirkung davon noch unfehlbarer zu machen [25].

Eugen hatte wohl Recht, wenn er den Plan Bonnevals und sein Benehmen in dieser Sache eine „nichtswürdige Intrigue" nannte. Es war klar, daß sie auf nichts abziele, als den Marquis Prié in den Niederlanden unmöglich zu machen. Ja man hegte noch weiter gehende Absichten. Denn man wußte wohl, daß Eugen selbst, eines Postens müde, der ihm so viel Sorge bereitete und so wenig Freude gewährte, sich mit der Einsetzung eines neuen Statthalters nicht leicht befreunden, und daß die Abberufung des Marquis von Prié der Anlaß zu seinem eigenen Rücktritte sein werde.

So wie es mit Westerloo der Fall gewesen, so sah Eugen jetzt auch Bonnevals Angriffe auf seine Person mit Verachtung an. Anders war es jedoch mit Prié, welcher sich durch diesen plötzlichen Schlag in seiner ganzen Existenz schwer bedroht sah.

Es mag leicht sein, daß etwas von der Erbitterung, welche Prié gegen Bonneval empfinden mußte, sich in dem Verfahren kundgab, das er nun gegen ihn beobachtete. Er stellte die Sache, und wohl nicht mit Unrecht, also dar, daß in seiner Person diejenige des Kaisers, dessen Stelle er vertrete, beleidigt worden sei. Jedenfalls war das Ansehen der kaiserlichen Regierung schwer gekränkt. Ja es mußte sogar ein ernstes Zerwürfniß mit dem mächtigen Nachbar, mit Frankreich besorgt werden.

Prié konnte nicht anders als die Behauptungen Bonnevals abläugnen und als niedrige Verläumdungen bezeichnen. Da Bonneval jede Erklärung, durch welche die Sache sich vielleicht noch hätte in's Geleise bringen lassen, hartnäckig verweigerte, so schritt Prié endlich zu ernsten Maßregeln. In dem Hause des Fürsten de Ligne, welches Bonneval bewohnte, wurde derselbe verhaftet und am 3. September 1724 durch eine Escorte von fünfzig Dragonern nach der Citadelle von Antwerpen gebracht. Gleichzeitig berichtete Prié nach Wien und legte den Fall dem Kaiser und Eugen zur Entscheidung vor.

Es sind die Beweise zur Hand, daß der Prinz noch bis auf den letzten Augenblick Bonneval mit Nachsicht beurtheilte. „Er hat in der That nicht

„völlig Unrecht“, schrieb Eugen dem Staatssecretär Mac Neny, „verletzt „zu sein, wenn es wahr ist, daß Prié die ihm gemachten Versprechungen „nicht erfüllt hat, obgleich dieser Umstand einen derartigen Exceß nicht zu „entschuldigen vermag [26])“. Und wie sehr der Prinz dem Grafen Bonneval noch eine gewisse Ehrenhaftigkeit zutraute, geht aus dem Befehle hervor, welcher an den Gouverneur von Antwerpen, den Marquis Rubi erging, Bonneval unter der Bedingung aus der Citadelle zu entlassen, daß er sein Ehrenwort gebe, sich freiwillig und auf dem kürzesten Wege nach der Festung Spielberg zu verfügen. Dort habe er sich der Untersuchung zu stellen, welche über ihn verhängt werden müsse.

Der Marquis von Rubi sandte die von Bonneval unterzeichnete Erklärung dem Prinzen ein. Wie tief jedoch Bonneval schon gesunken war, zeigt der Umstand, daß er mit offener Verletzung seines Ehrenwortes, statt den Weg nach Mähren, denjenigen nach dem Haag einschlug [27]). Offenbar wollte er den Eindruck abwarten, welchen der Schritt, den er gethan, in Frankreich hervorbringen würde. Er hoffte vielleicht durch denselben die bleibende Rückkehr nach seinem Vaterlande zu ermöglichen, und wonach hauptsächlich sein Streben gerichtet schien, einen bedeutenden und einträglichen Posten daselbst zu erlangen.

Aber Bonneval irrte sich vollkommen in seiner Berechnung. In Frankreich sah man sein Verfahren ganz so an wie er es verdiente, als eine verächtliche Handlung, an welcher in irgend einer Weise Antheil zu nehmen Niemanden zur Ehre gereichen konnte. So blieb denn Bonneval, nachdem er sich längere Zeit in Holland aufgehalten, auch dort nur sträfliche Intriguen gegen die kaiserliche Regierung angesponnen und sich fruchtlos nach einem Auswege umgesehen hatte, welcher ihn aus dem Labyrinthe führen sollte, in das er durch eigene Schuld gerathen war, nichts anderes übrig als sich in das Unvermeidliche zu fügen, und zögernden Schrittes den sauren Weg nach dem Spielberge wirklich anzutreten.

Aber auch jetzt konnte er es noch nicht über sich gewinnen, die Anordnung des Kaisers so zu befolgen, wie sie an ihn ergangen war. Nachdem er an Eugen selbst einen höchst beleidigenden Brief gerichtet, und an den Kaiser in gleichem Sinne über den Prinzen geschrieben hatte [28]), wagte er es, statt sich nach dem Orte seiner Haft zu begeben, in die nächste Nähe von Wien, nach Nußdorf zu gehen, um durch seine Freunde in der Haupt-

stadt eine Aenderung des wider ihn eingeleiteten Verfahrens zu erwirken. Aber er wurde auf Befehl des Kaisers verhaftet und nach dem Spielberge gebracht [29]).

Ein Jahr hindurch büßte Bonneval im dortigen Gefängnisse die Beleidigung, welche er dem Marquis Prié angethan hatte. Dann wurde er vom Spielberge entlassen, um sich in Wien über seinen Ungehorsam gegen die Befehle des Hofkriegsrathes zu verantworten. Statt sich jedoch in der Hauptstadt zu stellen, entwich Bonneval nach Venedig. Von hier ging er nach der Türkei, wurde seinem Glauben abtrünnig, wie er es schon zweimal seinem Fahneneide geworden war, und mühte sich noch zwei Jahrzehnte hindurch ab, dem Hause Oesterreich, das ihn mit Wohlthaten überhäuft hatte, Feinde zu erregen. Von den Christen gehaßt, von den Moslims verachtet, endigte im Jahre 1747 der Tod Bonnevals abenteuerliche Laufbahn.

Die Anfeindungen, welche Eugen von Seite des Marquis von Mérode-Westerloo und des Grafen Bonneval erfahren mußte, sind aus verschiedenen Gesichtspunkten höchst bemerkenswerth. Deutlich beweisen sie, daß der schmähliche Ausgang der Unternehmung des Grafen Nimptsch Andere nicht abschreckte, ähnliche Wege zu betreten. Sogar von solchen geschah dieß, welche in den höchsten Würden des kaiserlichen Heeres stehend, Eugens unmittelbare Untergebene waren, und in diesem Verhältnisse noch weit mehr als Andere zur Ehrerbietung und zum Gehorsam gegen ihren ruhmreichen Feldherrn verpflichtet gewesen wären. Aber der falsche Ehrgeiz, welcher sich selbst zum Größten berufen wähnt, der unbezähmbare Hochmuth, der sie, pochend auf das Vorrecht einer untadeligen Geburt, jeder Unterordnung Hohn sprechen ließ, verleiteten sie zu Schritten, welche hauptsächlich für sie selbst verderblich wurden. Einige Genugthuung mag ihnen jedoch immerhin dadurch zu Theil geworden sein, daß auch diejenigen, wider welche ihre Umtriebe zumeist gerichtet waren, daß auch Eugen und Prié darunter litten. Und in der That wurde der Hauptzweck, welchen Westerloo und Bonneval verfolgten, wirklich erreicht. Prié verlor den Posten eines Statthalters der Niederlande, und Eugen legte die Stelle eines Generalgouverneurs dieser Provinzen freiwillig nieder.

Nur Mißgunst und Neid konnten es bestreiten, daß Prié viele Eigenschaften besaß, welche ihn mehr als Andere zur Ausfüllung des schwierigen

Postens befähigten, den er bekleidete. Es gab damals nur Wenige, die eine gleiche Erfahrung in Staatsgeschäften besaßen, sie mochten innere oder äußere Angelegenheiten betreffen. In demselben Grade verstand er sich auf die Einrichtung der Behörden eines Landes, dessen Verwaltung und das Justizwesen, die Finanzen und die damals so sehr in Vordergrund tretenden Handelssachen, als er die Verhältnisse der fremden Höfe kannte, und die Personen, welche dort von Einfluß waren, mit Klugheit zu behandeln, die Stärke nnd die Schwäche jener Länder und ihre Interessen zu beurtheilen wußte. Es war durchaus nicht blinde Vorliebe für Prié, welche Eugen vermochte, ihn trotz des Widerstrebens seiner zahlreichen Feinde in dem dortigen Posten so lange zu halten. Der Prinz wußte, was die kaiserliche Regierung an Prié besaß, und daß ein anderer es nicht leicht ihm gleich zu thun vermochte. „Wenn Prié uns im Voraus gesagt hätte", äußerte Eugen gegen den englischen Bevollmächtigten Saint-Saphorin, „er werde achtzehntausend Mann kaiserlicher Truppen in den Niederlanden „erhalten, die Subsidien an Holland und die Zinsen der ungeheuren Schuld, „mit welcher das Land belastet ist, regelmäßig bezahlen, ja selbst einen „Theil des Capitals abtragen, so würden wir ihn für einen Prahler ange„sehen haben, welcher weit mehr verspricht, als er zu erfüllen vermag. „Er hat uns nichts von alledem zugesagt, aber er hat es in der Wirklich„keit gethan [30])".

Auch Graf Gundacker Starhemberg bestätigte diese Worte des Prinzen ihrer vollen Ausdehnung nach. Und in der That war es Prié in den wenigen Jahren, während deren er sich am Ruder befand, gelungen, das Defizit in den Staatseinkünften, welches zur Zeit seines Eintreffens in den Niederlanden jährlich fast zwei Millionen Gulden betragen hatte, auf weniger als die Hälfte herabzubringen [31]).

Aber eine Eigenschaft besaß Prié, welche alle die Gaben, die ihm so sehr zur Ehre gereichten, wieder verdunkelte, die seine glänzenden Verdienste in Schatten stellte, und welche, von seinen Feinden mit Geschicklichkeit benützt, in ihren Händen zum Hebel ward, um ihn aus der Stellung zu entfernen, in der er dem Kaiserhause und dem Lande, das er regierte, so nützliche Dienste leistete. Es war dieß eine ganz unglaubliche Trägheit in Erstattung von Berichten an den Wiener Hof, in Beantwortung der Aufträge und Befolgung der Befehle, die ihm von dort zukamen, in

Erledigung der Eingaben, welche in Brüssel selbst an ihn oder seine Kanzlei gelangten.

Es begreift sich, daß es nicht leicht eine Eigenschaft geben konnte, welche den Kaiser selbst unangenehmer berührte, als diese. Denn Karl VI. war persönlich einer der emsigsten Arbeiter, und der Fleiß, mit dem er den Geschäften oblag, kann bewunderungswürdig genannt werden. Damals war es Sitte, daß der Kaiser den schriftlichen Berichten der geheimen Conferenz wie der einzelnen Minister eigenhändig die Beschlüsse beifügte, welche er über dieselben zu fassen für gut fand. Nichts glich der Aufmerksamkeit, mit welcher Karl VI. diese Berichte durchging. Die oft seitenlangen Randglossen, mit denen er sie versah, beweisen die Genaugkeit, mit der er ihren Inhalt prüfte und nach allen Seiten hin erwog. Sein Gedächtniß sowohl, welches ihm alle verschiedenen Phasen der oft so verwickelten Verhandlungen gegenwärtig hielt, wie seine Urtheilskraft und seine Arbeitslust zeigen sich hierin in gleich günstigem Maße.

Wer selbst solchen Eifer bei der Arbeit besaß, der forderte, und mit Recht, gleich emsige Pflichterfüllung von seinen Untergebenen. Und da war es denn der Marquis von Prié, welcher dem Kaiser den größten Anlaß zur Unzufriedenheit gab. Zwar kann nicht gesagt werden, daß er die ihm übertragenen Pflichten lässig betrieb, denn sonst wäre es ihm ja nicht möglich gewesen, die Resultate zu erzielen, welchen er Eugens Belobungen verdankte. Aber zu schriftlichen Arbeiten war er, insbesondere während der späteren Jahre seines Aufenthaltes in den Niederlanden, nur schwer zu bringen. Sein zunehmendes Alter, seine geschwächte Gesundheit, die Bitterkeit, mit welcher die ihm widerfahrenden Anfeindungen sein Gemüth erfüllten, vor Allem aber die übertriebene Aengstlichkeit, derzufolge er Niemanden mit einer wichtigeren Arbeit betrauen und Alles selbst machen wollte, hierüber aber zu gar nichts kam, dieß Alles trug gleichmäßig Schuld an der hartnäckigen Schweigsamkeit, der sich Prié dem Kaiserhofe gegenüber schuldig machte.

Es verletzte und erbitterte den Prinzen, daß jede Vorstellung umsonst war, den Marquis Prié zu einer Aenderung seines Benehmens zu vermögen. Eugen kannte den Kaiser genau, und er wußte, daß in seinen Augen dem Marquis Prié nichts verderblicher war, als diese allerdings an das Unglaubliche gränzende Nachlässigkeit in Besorgung seiner amtlichen Correspondenz.

Monatelang befand sich der Kaiser ohne eine einzige Zeile von seinem Statthalter in den Niederlanden, und Jahre verflossen, drei und viermalige Aufforderungen, ja Drohungen ergingen, bis man auf den einen oder den anderen Punkt, der oftmals von höchster Wichtigkeit war, eine Antwort zu erzwingen vermochte.

Es kann in der That kein Mittel gedacht werden, welches Eugen unversucht gelassen hätte, um den Marquis Prié auf einen andern Weg zu leiten. Von der liebreichsten Vorstellung bis zur schärfsten Zurechtweisung wurde Alles angewendet, aber Alles blieb fruchtlos. Fast jeden Posttag ergingen die drängendsten Vorstellungen an ihn [32]). Eugen bewies ihm, wie unzweckmäßig es sei, den Hof monatelang ohne alle Nachricht von sich zu lassen und dann mit einem Male eine solche Menge von Depeschen zu senden, daß man Wochen brauchte, um sie nur durchzulesen. Er wisse wohl, schrieb ihm der Prinz, daß die mit seiner Stelle verbundenen Geschäfte sehr gehäuft seien. Aber es gebe kein besseres Mittel, dieselben zu bewältigen, als eine gewisse Regelmäßigkeit in ihrer Besorgung einzuführen, jeder Angelegenheit die nothwendige Zeit zu widmen, jedoch auf keine mehr zu verwenden, als sie eben verdiene. Es sei unumgänglich nöthig, nur die wichtigeren Geschäfte sich selbst vorzubehalten, die geringeren aber, wenngleich unter gehöriger Aufsicht, den Unterbeamten zu überlassen. Denn es müsse ganz unmöglich erscheinen, einzig und allein Alles zu thun. Wer dieß unternehmen wolle, werde bald hie und da in Rückstand gerathen, sich selbst aufreiben und doch seinen Dienst nur unvollkommen erfüllen. Die Besorgung der Correspondenz sei nicht die Pflicht des Ministers selbst. Er habe den Sinn der zu erlassenden Schreiben den Secretären vorzuzeichnen, jeden nach seiner Befähigung hiebei zu verwenden, und diejenigen Ausfertigungen, die er billige, allsogleich abgehen zu lassen. Nur wenige Briefe seien so wichtig, daß der Minister sie persönlich aufzusetzen oder in die Feder zu dictiren habe. Prié solle nur seinen Leuten Vertrauen schenken, denn es gebe überall brave Männer, welche ihre Pflicht vor Augen hätten und den Eid, den sie abgelegt haben [33]).

Nicht nur an Prié selbst schrieb Eugen in diesem Sinne. Auch an dessen Gemahlin, eine Frau von vielem Verstande, welche großen Einfluß auf Prié übte, wandte sich der Prinz. Er beschwor sie, ihren Gatten zur Aenderung eines Betragens zu vermögen, welches von den schädlichsten

Folgen für ihn sein müsse [34]). In gleicher Weise wurde der Staatssecretär Neny angewiesen, bei Prié darauf zu dringen, daß er den Gegenstand der allgemeinen und erbitterten Klage wider ihn endlich ein für allemal beseitige [35]). Nichts half mehr, und es schien, daß es Unmögliches versuchen heiße, einen Mann von seinem Alter und Eigensinne umstimmen zu wollen [36]).

Auch daß der Prinz dem Marquis Prié zu Gemüth führen ließ, nicht nur dessen eigene Ehre leide unter den heftigen Beschwerden, die man wider ihn vorbringe, sondern Eugen selbst, sein anerkannter Beschützer, werde dadurch angegriffen, indem man ihm die Schuld gebe, daß er seinen Stellvertreter nicht zu fleißigerer Correspondenz anzuhalten vermöge [37]), blieb völlig fruchtlos. So weit war es gekommen, daß, als die Anfeindungen gegen Prié mit immer größerer Erbitterung losbrachen, als die Ereignisse mit Westerloo und Bonneval vorgingen und ihre Freunde, um sie zu entschuldigen, die ehrenrührigsten Anklagen gegen Prié erhoben, Eugen kaum im Stande war, einen aufklärenden Bericht von demselben zu erlangen, um dessen Sache beim Kaiser vertreten zu können.

„Niemand kennt besser als ich", so schrieb ihm der Prinz, „die „Dienste, welche Sie geleistet haben. Niemand läßt Ihnen hinsichtlich „derselben größere Gerechtigkeit widerfahren. Aber es ist auch weniger „das was Sie thun, worüber ihre Feinde Sie angreifen, sondern weit „mehr das, was Sie unterlassen. Und leider vermag ich Ihren Gegnern „nicht so sehr Unrecht zu geben, als ich es zu thun wünschte. Denn es ist „wohl nichts billiger, als daß ein Fürst Nachrichten aus dem Lande zu „erhalten verlangt, welches ihm gehört, und daß er wissen will, in welcher „Weise dasselbe von seinem Minister regiert wird".

Durch die persönliche Mißstimmung des Kaisers fanden die Gegner des Marquis von Prié den Boden in Wien so geebnet für ihre Schritte, daß sie sich bald nicht mehr darauf beschränkten, denselben in seinen Unterlassungsfehlern anzugreifen. Die schwersten Anschuldigungen erhoben sie wider ihn, und es war der niederländische Rath in Wien, welcher sich zum Dolmetsch dieser Klagen bei dem Kaiser machte.

Lange Zeit hindurch hatte der niederländische Rath durchaus keinen maßgebenden Einfluß auf die Geschäfte des Landes geübt. Die Berichte des Marquis Prié wurden von Eugen dem Kaiser vorgelegt, oder der

Prinz erstattete wohl auch aus eigenem Antriebe seine Vorschläge, worüber die Beschlüsse des Kaisers fast immer genehmigend lauteten. Die ersten Personen im niederländischen Rathe, der Fürst von Cardona und der Graf Oropesa, waren eben nicht lüstern nach politischer Macht, und mieden eher die Geschäfte als sie sie suchten. Die übrigen Räthe besaßen eine zu wenig hervorragende Stellung, als daß sie auf den Kaiser von Einfluß gewesen wären. Eugen selbst ließ der Mäßigung, mit welcher der Rath von Flandern sich in seinen Schranken hielt, zu wiederholten Malen Gerechtigkeit widerfahren [38]). Nach und nach schien aber auch hierin eine Aenderung eintreten zu sollen. Es mag sein, daß die gewaltige Macht, welche der spanische Rath über die italienischen Länder des Kaisers übte, auch den Rath von Flandern mit gleichem Gelüste erfüllte [39]). Insbesondere mag der von Tag zu Tag sich steigernde Einfluß des Marquis von Rialp hiemit in Verbindung gestanden haben. „Wenn es nur von ihm abhinge", schrieb Eugen an den Staatssecretär Mac Neny, „so würden „Sie nicht lange mehr in dem Amte sein, welches Sie bekleiden. Denn „er und alle übrigen Spanier wollen einzig und allein ihre Landsleute in „den Geschäften sehen [40])."

So mächtiger Unterstützung gewiß, trat der niederländische Rath immer kühner gegen Prié auf, und Eugens Vorhersagung, daß er nicht länger mehr im Stande sei, denselben zu schützen [41]), sollte nur allzu schnell in Erfüllung gehen. Bald mußte der Prinz seinem Stellvertreter ankündigen, es werde im niederländischen Rathe stark an einer umfassenden Vorstellung gearbeitet, welche derselbe wieder Prié's Verwaltungsweise dem Kaiser vorzulegen beabsichtige. Noch sei es an der Zeit, meinte der Prinz, das Versäumte wieder gut zu machen. Und wenn Prié alle Hülfsquellen seiner unbestreitbaren Befähigung und großen Erfahrung aufbiete, wenn er die rückständigen Angelegenheiten rasch erledige und dadurch zeige, daß die Anschuldigung, die wider ihn vorgebracht werde, übertrieben, und es sein Ernst sei, die Pflichten seines Amtes in Zukunft pünktlich zu erfüllen, so könne vielleicht doch der Streich noch abgewendet werden, der ihn bedrohe [42]).

Eugens Vorstellungen blieben jedoch völlig fruchtlos. Prié vermochte sich selbst nicht mehr aus der Apathie zu erheben, in welche er so tief versunken war. Er ließ seinen Feinden freies Feld, gegen ihn zu unternehmen, was sie wollten; ja es schien oft als ob er durch seine Handlungsweise

ihren Absichten Vorschub zu leisten im Sinne habe. Diese Umstände wurden von ihnen thätigst ausgebeutet. Der niederländische Rath legte dem Kaiser eine Denkschrift vor, in welcher eine Unzahl von Anschuldigungen, theilweise der gewichtigsten Art, gegen Prié erhoben wurde. Eugen theilte dem Marquis den Inhalt der wider ihn vorgebrachten Beschwerden mit, um ihn in den Stand zu setzen, sich vor dem Kaiser zu verantworten. Als aber Prié auch jetzt wieder die alte Zögerung eintreten ließ, da erkannte der Prinz, daß er unverbesserlich und es unmöglich sei, ihn länger in seiner Stellung zu halten.

So tief war jedoch der verstimmende Eindruck, ja der Abscheu, mit welchem all die verächtlichen Intriguen, die in dieser Sache zum Vorschein kamen, Eugens großdenkende Seele erfüllten, daß er beschloß, sich selbst, auf den sie ja doch großentheils und oft mehr noch als auf Prié gemünzt waren, nicht länger zu ihrer Zielscheibe dienen zu lassen. In der zweiten Hälfte des Monats November 1724 legte Eugen aus freiem Antriebe die Stelle eines General-Gouverneurs der Niederlande in die Hände des Kaisers zurück [43]).

Die Resignation des Prinzen wurde angenommen und zugleich beschlossen, den Marquis Prié aus den Niederlanden abzurufen. Der Feldmarschall Graf Daun sollte einstweilen dessen Stelle übernehmen, bis über das General-Gouvernement selbst Beschluß gefaßt worden sein würde.

„Ich zweifle nicht", schrieb Eugen dem Marquis Prié, als er ihm diese Ereignisse ankündigte, „daß Sie den Schlag, der Sie trifft, mit jener „Seelengröße und zugleich mit jener Ergebung ertragen werden, welche „eines Mannes von Ihrer Begabung und von Ihren Verdiensten würdig „sind. Ohne Ihren Feinden die Freude zu gönnen, den Schmerz offen zu „zeigen, welchen Sie fühlen mögen, müssen Sie denselben vielmehr männlich „zurückdrängen, und mich durch einen erschöpfenden Bericht über Ihr „Wirken in den Niederlanden in den Stand setzen, den Kaiser von der „Falschheit der wider Sie vorgebrachten Beschuldigungen, und von der „Größe der Dienste zu überzeugen, welche sie ihm daselbst geleistet haben [44])".

Auch den Staatssecretär Mac Neny beauftragte der Prinz, auf den Marquis Prié in gleichem Sinne einzuwirken. Im Unglücke sei es, wo ein Mann von Verstand und Herz seinen Werth am besten zu zeigen vermöge. Geistesgröße und Seelenstärke seien nie mehr am Platze, als wenn man sich von den Schlägen des Schicksals hart getroffen fühle. Er möge

Prié dazu bereden, seinen Dienst bis auf den letzten Augenblick mit Pünktlichkeit zu versehen und dem Grafen Daun die Geschäfte in so gutem Zustande zu übergeben, als es nur immer möglich sei. Und um Prié etwas aufzurichten, möge ihn Neny versichern, daß Eugen sich seiner gern und mit Nachdruck annehmen werde, wenn er ihn nur in den Stand setze, seine völlige Schuldlosigkeit an den Tag zu legen.

Eugens wohlwollende Zusage war jedoch nicht im Stande, den Marquis Prié dem Kummer zu entreißen, welchem er sich ohne Rückhalt überließ. Nachdem er die Leitung der Geschäfte dem Grafen Daun übergeben hatte, kehrte er im Mai 1725 nach Wien zurück, an Körper und Geist ein gebrochener Mann. Erst im Jänner 1726 kam er dazu, seine Rechtfertigungsschrift, in welcher er die wider ihn vorgebrachten Beschuldigungen zu widerlegen suchte, beim Kaiser einzureichen [46]). Er stehe schon, sagt er darin, mit einem Fuße im Grabe. Niemals hat sich ein bildlich gewählter Ausdruck richtiger bewährt. Schon fünf Tage nach der Ausfertigung seiner Denkschrift, am 13. Jänner 1726, starb Prié, an demselben Tage, an welchem sein erbitterter Gegner Bonneval vom Spielberge entlassen wurde. Der Kaiser verlieh seiner Witwe, wohl zumeist auf Eugens Antrieb, eine jährliche Pension von neuntausend Gulden [47]).

Launs Entsendung nach den Niederlanden sollte von Anfang an nur eine vorübergehende Maßregel sein. Der Zweck, der ihr zu Grunde lag, war der, die Vorbereitungen zu treffen, welche man für nöthig hielt, um die Würde einer Generalstatthalterin an die Erzherzogin Elisabeth, die älteste Schwester des Kaisers übergehen zu lassen, welche seit dem Jahre 1719 sich in gleicher Stellung in Tirol befand. Durch die Entsendung der Erzherzogin nach den Niederlanden wurde ein Wunsch verwirklicht, den ihre verstorbene Mutter, die Kaiserin Eleonore, immer mit Vorliebe gehegt hatte [48]). Dessen Erfüllung war jedoch, um Eugen nicht aus seinem Posten zu verdrängen, bisher immer abgelehnt worden. Nun bot des Prinzen freiwilliger Rücktritt den besten Anlaß hiezu dar. Im Oktober 1725 traf die Erzherzogin zu Brüssel ein, von ihrem Obersthofmeister, dem Grafen Giulio Visconti, früherem Generalkriegskommissär zu Mailand begleitet. In seinen Händen lagen, wenn er gleich nicht den Namen davon führte, doch die Geschäfte eines ersten Ministers.

Es hatte Eugens Herzen wohlgethan, daß die Kunde von seiner Ab-

dankung, obgleich mancher seiner Gegner unermüdlich darauf hingearbeitet hatte, doch im Allgemeinen nur Bestürzung in den Niederlanden erregte. Eine Unzahl Briefe, welche dem Prinzen von dort zukamen, bestätigen dieß. Besondere Befriedigung aber gewährte es ihm, daß die Generalstaaten ein Schreiben an den Kaiser richteten, in welchem sie ihr lebhaftes Bedauern über den Rücktritt Eugens und Prié's aussprachen, und ihrer Verwaltung der Niederlande vollste Gerechtigkeit widerfahren ließen. Er werde auch in Zukunft, bemerkte Eugen, emsig besorgt sein, so viel als an ihm liege, zur Aufrechthaltung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen den österreichischen Niederlanden und Holland beizutragen [49]).

Denn obgleich der Prinz von dem Posten eines Generalgouverneurs der Niederlande zurückgetreten war, so übte er doch nach wie vor einen mächtigen Einfluß auf die Geschicke dieses Landes. Ja er selbst meinte, daß er gerade durch seine Abdankung sich in den Stand gesetzt habe, demselben mit noch größerem Nutzen als vorher zu dienen [50]). Denn abgesehen davon, daß in der geheimen Conferenz, welcher er präsidirte, gar vieles vorkam, was auf die Niederlande Bezug hatte, so unterhielt Eugen mit Giulio Visconti und später mit dessen Nachfolger Friedrich Harrach, außerdem aber mit noch anderen Männern von Rang und Einfluß und insbesondere dem Staatssecretär Mac Neny einen lebhaften Briefwechsel, in welchem die wichtigsten Fragen, die das Land betrafen, zur Sprache kamen und zumeist nach Eugens Andeutungen entschieden wurden.

Dem Kaiser aber war viel daran gelegen, daß die Abdankung Eugens von der Welt nicht etwa als ein Zeichen angesehen werde, der Prinz sei am Wiener Hofe in Ungnade gefallen. Um eine solche Vermuthung zu widerlegen und ihm gleichzeitig einen Ersatz für dasjenige zu gewähren, was ihm durch das Aufgeben des Postens eines Statthalters der Niederlande entging, wurde Eugen zu des Kaisers Generalvicar in Italien ernannt. Dennoch vermochte man hiedurch schärfer sehende Augen über die Bedeutung seines Rücktrittes von der Statthalterschaft der Niederlande in keiner Weise zu täuschen. Dieses Ereigniß bewies es vielmehr klar, daß, so rücksichtsvoll auch der Kaiser für Eugen in seinen persönlichen Beziehungen zu ihm war, der Prinz noch immer nicht die politische Macht am Wiener Hofe besaß, welche Oesterreichs wärmste Anhänger so gern in seinen Händen gesehen hätten.

Siebentes Capitel.

Nach Spaniens Beitritte zur Quadrupelallianz war der Beschluß gefaßt worden, die verschiedenen Streitpunkte, welche zwischen diesem Lande und dem Kaiser noch ungelöst bestanden, auf einem Congresse zu schlichten, der nach Cambray zusammenberufen werden sollte. Vom Kaiser wurde verlangt, er solle den Titel eines Königs von Spanien ablegen, und der Würde eines Großmeisters des Ordens vom goldenen Vließe entsagen. Er möge Mantua herausgeben und die Streitigkeiten, welche über die Erbfolge in Toscana, Parma und Piacenza noch obwalteten, zu völliger Entscheidung bringen lassen.

Karl VI. behauptete hingegen, und gewiß mit Recht, daß König Philipp auch nicht den Schatten eines Anspruches besitze, den Titel eines Erzherzogs von Oesterreich zu führen, welchen er sich angemaßt habe. Es könne Niemand in gleicher Weise wie ihm als dem direkten Nachkommen des Ordensstifters zustehen, das Großmeisterthum des goldenen Vließes auszuüben. Und was die italienischen Länder betreffe, über welche gleichfalls Verhandlungen gepflogen werden sollten, so seien sie kein Gegenstand eines Einverständnisses mit fremden Mächten, sondern die Entscheidung über Dinge, welche Reichslehen angingen, könne nur der Regensburger Versammlung oder dem Reichshofrathe anheimfallen.

Es zeigt sich deutlich, daß die beiden Herrscher, obgleich nun äußerlich im Frieden lebend, doch den alten Groll tief im Herzen trugen, und keiner die Hand dazu bieten wollte, ein wahrhaft freundschaftliches Einvernehmen mit dem andern herbeizuführen. Aber die Schuld, daß der Congreß trotz langer Zögerung noch immer nicht eröffnet wurde, lag dennoch weniger an ihnen, als an England und Frankreich. Insbesondere war es das Erstere, welches seiner alten Politik treu bleibend, sich auch jetzt wieder zum Vermittler aufdrang, nicht in der Absicht, dem Kaiser und Spanien wirkliche Dienste zu leisten, sondern nur um für sich selbst Vor-

theile zu erhaschen. Daher kam es, wie wenigstens Eugen die Sache ansah, daß England die Eröffnung des Congresses so lang zu hintertreiben suchte, bis seine Mittlerrolle allseitig anerkannt war.

Der Prinz zweifelte nicht, England und Frankreich befänden sich in geheimer Verhandlung mit Spanien, und er nannte es eine handgreifliche Finte, als die beiden Mächte in Wien ihre Besorgniß vorschützten, bei einer Entzweiung mit Spanien von demselben mit Krieg überzogen zu werden. Er fragte, was denn England und Frankreich von Spanien eigentlich zu fürchten hätten, und schloß mit der Erklärung, man könne dem Kaiser nicht zumuthen, dasjenige abwarten zu sollen, was in Dingen, die hauptsächlich ihn beträfen, den anderen Mächten zu beschließen beliebe. Und wenn es auch wieder zum Kampfe kommen müßte, so sei die Gewißheit des Krieges der Ungewißheit des Friedens immer noch vorzuziehen [1]).

Der Hauptgrund, warum die Seemächte und Frankreich sich dem Kaiser so feindselig bezeigten, lag in dem Emporblühen der Ostendischen Compagnie. Wie Eugen es längst vorhergesagt hatte, so trat es auch wirklich ein. Die Streitigkeiten, in welche die Erbitterung der übrigen seefahrenden Nationen über die Stiftung der Compagnie und ihre glücklichen Erfolge den Kaiser verwickelte, wogen bei weitem die Vortheile auf, die sie zu gewähren vermochte. Aber jetzt war sie einmal vorhanden, jetzt forderte es, wie auch Eugen zugab, die Ehre des Kaisers, seine Schöpfung so lang als möglich aufrecht zu erhalten [2]).

Ein außergewöhnliches Ereigniß, welches in Spanien eintrat, scheint endlich die Eröffnung des Congresses zu Cambray erleichtert zu haben. Noch war kaum ein Jahrzehnt verflossen, seit König Philipp die spanische Krone unbestritten trug, und schon fühlte er sich müde einer Last, die er für sich zu gewinnen durch dreizehn Jahre unablässig gekämpft hatte. Er beschloß der Krone zu entsagen, und nachdem er ein feierliches Gelübde abgelegt hatte, sie sich niemals wieder auf's Haupt zu setzen, zog er sich nach San Ildefonso zurück. Sein ältester Sohn Don Luis wurde am 9. Februar 1724 als König von Spanien ausgerufen.

König Ludwig stand erst im siebzehnten Jahre seines Alters, als er den Thron bestieg. Acht Monate waren noch nicht verflossen, und er mußte ihn, von den Blattern ergriffen, mit dem Grabe vertauschen. König Philipp, uneingedenk seines Eidschwurs, hatte den Ehrgeiz, zugleich der

Vorgänger und der Nachfolger seines Sohnes sein zu wollen. Zum zweiten Male setzte er sich Spaniens Krone auf's Haupt.

Ludwigs kurze Regierung war kaum durch ein anderes Ereigniß bezeichnet worden, als daß während derselben die Verhandlungen des Congresses zu Cambray wirklich begannen. Aber sie schritten so langsam vorwärts, daß man bald die Ueberzeugung faßte, es werde nichts durch sie erreicht werden. Statt eine Einigung über die Streitpunkte anzustreben, zu deren Schlichtung die Berufung des Congresses verabredet worden war, verlor man sich in endlose Wortkämpfe über das Recht des Kaisers zur Gründung der Ostendischen Compagnie, über den Fortbestand derselben und die Ausdehnung ihrer Geschäfte. Außerdem wurde noch ein zweiter Punkt den Mächten Europa's gegenüber zum ersten Male zur Sprache gebracht, welcher bald den wichtigsten, ja fast den einzigen Gegenstand aller Verhandlungen des Kaisers mit den fremden Staaten bilden sollte. Es war dieß die pragmatische Sanction, deren Gewährleistung Karl VI. von denselben verlangte.

Am 19. April 1713 war dieses so berühmt gewordene Grundgesetz des Hauses Oesterreich von dem Kaiser den vornehmsten Würdenträgern seines Reiches zuerst bekannt gemacht worden. Der Hofkanzler Seilern soll in Karl VI. den Gedanken dazu angeregt und das Gesetz selbst ausgearbeitet haben. Es bestimmte, daß alle österreichischen Länder stets ungetheilt vereinigt bleiben, und zunächst auf die männlichen Nachkommen des regierenden Kaisers, in Ermanglung derselben auf dessen Töchter, und erst wenn keine vorhanden wären, auf die Töchter des Kaisers Joseph I. und deren männliche und weibliche Nachkommenschaft, jederzeit nach dem Rechte der Erstgeburt fallen sollten.

Als Karl VI. die pragmatische Sanction erließ, besaß er noch keine Kinder. Erst drei Jahre später, am 13. April 1716, gebar ihm die Kaiserin einen Sohn. Da derselbe aber nach wenig Monaten starb und dem Kaiser hierauf nur noch Töchter geboren wurden, so trat die pragmatische Sanction in Widerspruch mit der Erbfolgeordnung des Kaisers Leopold I., welcher verordnet hatte, daß die Töchter seines älteren Sohnes Joseph denjenigen Karls in dem Besitze der österreichischen Erbländer vorangehen sollten. Karl nahm jedoch das Recht jedes Nachfolgers auf dem Throne in Anspruch, die Gesetze zu ändern, welche seine

Vorfahren erlassen hatten. Mit nie erkaltendem Eifer arbeitete der Kaiser während der ganzen langen Dauer seiner Regierung daran, seiner ältesten Tochter die unbestrittene Erbfolge in allen österreichischen Ländern zu sichern. Wie in der ersten Zeit seines Lebens auf die Erwerbung der spanischen Krone, so war in seinen späteren Jahren all sein Sinnen und Trachten nach jenem einzigen Zwecke und nach Verwirklichung der Absicht gerichtet, Oesterreich vor den Gräueln und der Zerstückelung zu bewahren, welche, wie er es selbst erlebt, eine bestrittene Erbfolge über Spanien gebracht hatte.

Diese Bestrebungen des Kaisers sind oft und in herber Weise getadelt worden. Er hätte die pragmatische Sanction, so wird geurtheilt, wohl erlassen und für seine Staaten als Gesetz verkündigen sollen, aber es sei ein Fehler gewesen, so viele Mühe zu verwenden und so große Opfer zu bringen, um die Zustimmung fremder Staaten und ihr feierliches Versprechen zu erhalten, für die wirkliche Durchführung seiner Erbfolgeordnung einzustehen. Und zur Erhärtung der Richtigkeit dieser Behauptung wird angeführt, Eugen habe dem Kaiser gerathen, seiner Tochter einen gefüllten Schatz und ein wohl gerüstetes Heer zu hinterlassen, und sich nicht um Versprechungen zu bemühen, welche ohnedieß nicht gehalten würden.

Es bedurfte wohl keines so erleuchteten Staatsmannes, keines so großen Feldherrn, wie Eugen es war, um die Vortheile, welche ein reicher Schatz und ein starkes Heer einer Regierung zu allen Zeiten und in jeder Lage gewähren, ermessen zu können. Und daß es möglich war beide sich anscheinend widersprechende Zwecke zu erreichen, ein zahlreiches Heer zu halten und doch den Staatsschatz nicht zu leeren, sondern ihn im Gegentheile immer mehr zu füllen, dafür wurde eben damals in Preußen durch die That ein unwiderleglicher Beweis geliefert. Daß also Eugen ein Gleiches für Oesterreich wünschte, ist wohl mit Bestimmtheit anzunehmen. Daß er aber ein Gegner der Bestrebungen des Kaisers gewesen wäre, in seinen Staaten wie außerhalb derselben die Annahme der pragmatischen Sanction zu bewirken, ist nirgends dargethan.

So sehr es auch Angesichts der Ereignisse bestritten werden mag, welche nach dem Tode des Kaisers eintraten, so ist es doch nicht minder gewiß, daß seine unablässigen Bemühungen zur Befestigung der pragmatischen Sanction wesentlichen Nutzen gestiftet haben. Durch einen Zeitraum von fast dreißig Jahren gewöhnten sich die österreichischen Erbländer daran,

dasjenige Gesetz, welches ihnen fortwährend als die Grundlage ihres öffentlichen Rechtszustandes hingestellt wurde, auch als solche anzuerkennen. Es war nur eine Folge davon, wenn dagegen die Versuche, in welchen Frankreich und Baiern besonders thätig waren, die pragmatische Sanction als gesetzwidrig zu bezeichnen, in Oesterreich fast ganz ohne Wirkung blieben. Wie sehr dieß in der That der Fall war, zeigte sich in dem Augenblicke, in welchem dieses Grundgesetz des Reiches in Kraft zu treten hatte. Die Völker Oesterreichs, die sonst vielleicht schwankend geworden wären, erhoben sich einmüthig zur Vertheidigung derselben und machten sie in der That auch zur Wirklichkeit.

Eben so ist es, was das Bestreben des Kaisers betrifft, die Gewährleistung der pragmatischen Sanction durch die fremden Staaten zu erreichen, mindestens ungerecht, es demjenigen, welcher seine höchste Ehre darin sah, Treue und Glauben zu halten, und der daher Gleiches auch von Andern voraussetzte, zum Vorwurfe anzurechnen, wenn er sich hierin täuschte. Die Schande des Bruches geheiligter Zusagen, unter welchen Verhältnissen er auch geschehen mag, trifft doch nur immer denjenigen, der sich desselben schuldig macht. Mag eine solche That von dem Munde der Welt, die so gern nur nach dem Erfolge urtheilt, auch nachher als eine vernünftige, ja vielleicht sogar als eine ruhmreiche gepriesen werden, an ihrem moralischen Werthe wird nicht das mindeste dadurch geändert, daß sie gelang.

Wie dem aber auch sein mag, eben so wie in Bezug auf die österreichischen Erbländer, so blieben auch hinsichtlich der fremden Staaten die zahlreichen Opfer des Kaisers, die Anerkennung der pragmatischen Sanction zu erwirken, trotz des fast allgemeinen Treubruches, in welchem nach seinem Tode die Mehrzahl dieser Mächte sich vereinigte, nicht ohne alle günstige Wirkung. Mit welch anderem Nachdrucke hätten die Prätendenten aufzutreten vermocht, wenn sie nicht feierliche Zusagen gebrochen, wenn sie selbst, wenn Andere an ihr vorgebliches Recht geglaubt hätten. Jedem Unparteiischen war es klar, daß sie zu ihrer Handlungsweise durch nichts als durch die Habsucht und die Begierde nach Ländergewinn getrieben wurden. Und daher neigten sich denn auch die Sympathien aller derjenigen, die noch einen Funken der Achtung bewahrten für Recht und Gesetz, lebhaft zu der erlauchten Fürstin, welche sie in ungerechter Weise angegriffen sahen. Dieses

Gefühl aber war ein mächtiger Verbündeter Maria Theresia's, und daß es allgemein vorherrschte in Europa, daran hatten die vorsorglichen Bemühungen Karls VI. wohl den wesentlichsten Antheil.

Damit soll jedoch keineswegs bestritten werden, daß der Kaiser in diesen Bestrebungen nicht selten zu weit ging. Er zeigte zu sichtlich den ängstlichen Wunsch, die Anerkennung seiner Erbfolgeordnung zu erlangen, von wem es auch immer sein mochte, und er brachte dafür in jener schmachvollen Zeit fast allgemeiner Bestechlichkeit so ungeheure Geldopfer, daß diese Summen gar oft besser im Staatschatze zurückgeblieben oder für die Ausrüstung des Herres verwendet worden wären. Da Jedermann wußte, wie sehr die Gewährleistung der pragmatischen Sanction dem Kaiser am Herzen lag, so suchten diejenigen, mit denen er eben unterhandelte, die Zusage, welche er von ihnen verlangte, sich so theuer als möglich bezahlen zu lassen. Gleiches war auch jetzt auf dem Congresse zu Cambray der Fall. Gerade das Opfer wurde vom Kaiser begehrt, welches ihm das empfindlichste war, das Aufgeben des niederländischen Seehandels und die Aufhebung der Ostendischen Compagnie. Und da sich Karl, wenigstens für jetzt noch, zu einem solchen Schritte nicht zu entschließen vermochte, so nahm sein Verhältniß zu England und Holland von Tag zu Tag eine drohendere Gestalt an.

Es erschien als ein günstiger Umstand für den Kaiser, daß ein Gleiches auch zwischen den Seemächten und Spanien der Fall war. Insbesondere wurde England durch die Behauptung der spanischen Regierung verletzt, sie sei der Quadrupelallianz nur in der Erwartung beigetreten, daß man ihr Gibraltar und Port Mahon zurückgeben werde.

Ein solches Begehren hieß England bei seiner empfindlichsten Seite fassen. Es war kein Wunder, daß es sich hiedurch nicht besonders ermuthigt fühlte, dem ferneren Verlangen Spaniens, dem Infanten Don Carlos solle jetzt schon, und zwar mit gewaffneter Hand, zu den ihm in Aussicht gestellten Besitzthümern in Italien verholfen werden, seine Zustimmung zu ertheilen. Frankreich und Holland widersprachen gleichfalls solcher Absicht, und bald nahm die Erbitterung auch nach dieser Seite hin dermaßen überhand, daß man sich immer mehr davon überzeugte, die Verhandlungen des Congresses würden eher zu allem Andern, als wozu es beabsichtigt worden, zur Befestigung des Friedens führen.

Die Königin von Spanien, Elisabeth Farnese, suchte zuerst aus dem Labyrinthe, in das man gerathen war, den Ausweg zu finden. Wie es oft geschieht, daß man ehemalige Freunde, in welchen man sich getäuscht zu haben glaubt, bitterer haßt als den offenen Gegner, so war dieß auch bei der Königin von Spanien der Fall. Mit den Seemächten, mit Frankreich wollte sie nichts mehr zu schaffen haben, aber an denjenigen wandte sie sich, den sie bisher auf's heftigste angefeindet hatte, an den Kaiser selbst. Von ihm hoffte sie größere Vortheile für ihre Kinder zu erlangen als von der lauen, ja mißgünstigen Vermittlung Frankreichs und der Seemächte. Und dieser Endzweck war ja das einzige Ziel ihrer rastlosen Bemühung: auch ihren Kindern ein Los zu bereiten, das nicht zu weit zurückstehen sollte hinter demjenigen, welches Don Fernando erwartete, König Philipps jüngeren Sohn aus der ersten Ehe. Ihm stand jetzt, nach dem Tode seines älteren Bruders Ludwig, die Nachfolge auf dem spanischen Throne gesetzlich zu.

Die wahre Absicht der Königin wurde von den einsichtsvollsten Ministern des Kaisers gar bald durchschaut. Eugen und Gundacker Starhemberg deuteten darauf hin [3]), daß die Königin von Spanien nichts suche als Ländergewinn für ihren Sohn Don Carlos, und daß sie dieses Verlangen am Ende doch nur auf Kosten des Kaisers befriedigen werde. Daher solle man sich mit höchster Vorsicht gegen sie benehmen, und sich vor Allem reiflich bedenken, bevor man den alten Verbündeten den Rücken kehre um eines neuen und so wenig verläßlichen Alliirten willen, wie Spanien sei.

Aber diese Rathschläge vermochten damals am Wiener Hofe nicht durchzudringen. Noch war die Zeit der Entfremdung zwischen Eugen und seinem kaiserlichen Herrn nicht völlig vorüber. Althan war zwar im Jahre 1722 gestorben, aber die Wirkung der Bemühungen, die er während der letzten Zeit seines Lebens so rastlos verfolgte, hatte sich noch immer nicht ganz verwischt. Perlas, welcher nun in der Gunst und im Vertrauen des Kaisers am höchsten stand, war den Planen der Königin von Spanien günstig gesinnt.

Sinzendorff stimmte ihm gleichfalls bei, und Beide lenkten den Anfangs widerstrebenden Sinn des Kaisers, der nur schwer der alten Feindschaft wider den frühern Nebenbuhler vergaß, dahin, daß er den Eröffnungen Spaniens geneigtes Gehör lieh. Die päpstliche Regierung, welcher daran gelegen war, die zwei großen katholischen Höfe einander zu nähern, ver-

mittelte die ersten Schritte. Bald entschloß sich die Königin von Spanien mit Entschiedenheit aufzutreten, um desto rascher an's Ziel zu gelangen.

Der Mann, dessen sie sich hiezu bediente, kann als ein Seitenstück zu Alberoni betrachtet werden, wenn auch seine staatsmännische Befähigung an diejenige des Cardinals nicht von ferne hinanreichte. Ihre schnelle Erhebung und ihr rascher Sturz bieten jedoch um so größere Aehnlichkeit dar.

Johann Wilhelm, Freiherr und später Herzog von Ripperda, stammte von einer adeligen Familie ab, welche eigentlich spanischen Ursprunges, zu der Zeit, als die Niederlande noch unter dieser Krone standen, sich daselbst angesiedelt hatte. Anfangs in holländischem Kriegsdienste, und in demselben auch Eugen bekannt geworden, beschäftigte er sich jedoch nicht allein mit Dingen, die seinen Stand betrafen, sondern er lernte mit Eifer fremde Sprachen, studirte politische Fragen und suchte insbesondere im Handelswesen Kenntnisse zu erwerben, weil dasselbe nach Beendigung des Krieges überall in den Vordergrund trat.

In Aufträgen der holländischen Regierung nach Spanien gesendet, wurde Ripperda dort mit Alberoni bekannt, der seinen Uebertritt in spanische Dienste vermittelte. Mit Geschicklichkeit wußte Ripperda es zu vermeiden, in Alberoni's Sturz verwickelt zu werden. Ja er trug vielmehr das Seinige dazu bei, wohl schon in der geheimen Hoffnung, dereinst an dessen Stelle zu treten.

Durch Vorschläge über die Art und Weise, in welcher die Handelsverbindungen gehoben und die Einkünfte der Krone vermehrt werden könnten, gewann Ripperda das Vertrauen der Königin. Ihren Lieblingsplanen schmeichelnd, suchte er ihr zu beweisen, daß Niemand zu glänzender Versorgung ihrer Familie mehr beitragen könnte als der Kaiser. Und das Mittel hiezu sei die Vermählung ihres Sohnes Don Carlos mit einer der Erzherzoginnen, Töchter des Kaisers.

Mit der raschen und heftigen Weise, welche ihr eigen war, griff die Königin von Spanien Ripperda's Vorschläge auf. Nichts schien ihr lockender als die Aussicht, die er ihr eröffnete, und derjenige, von welchem der Gedanke kam, der ihr so sehr behagte, sollte auch zu dessen Ausführung dienen. Ripperda erhielt den Auftrag, sich insgeheim nach Wien zu verfügen und in unmittelbarer Verhandlung mit dem kaiserlichen Hofe die Verwirklichung seiner Plane anzubahnen.

Er wurde von König Philipp mit Vollmacht und Auftrag versehen, mit dem Kaiser Frieden zu schließen und über eine Heirath zwischen dem Infanten Don Fernando und der jüngsten Erzherzogin zu verhandeln, wenn sie die Niederlande und die italienischen Länder des Kaisers als Mitgift bekäme. Außerdem sollte er sich die Anwartschaft Toscana's und Parma's für Don Carlos neuerdings zusichern lassen. Die Königin aber beauftragte ihn, Alles anzuwenden, um für ihren Sohn Don Carlos die Hand der ältesten Erzherzogin Maria Theresia zu gewinnen [4]).

Im Monate November 1724 traf Ripperda zu Wien ein. Er nahm die Miene an, als ob er sich mit wichtigen Aufträgen der spanischen Regierung nach Rußland zu begeben habe. Unter diesem Vorwande suchte er den Grafen Sinzendorff zu sprechen, und wies ihm sogleich seine Vollmacht vor, mit dem Kaiser in abgesonderte Verhandlung zu treten.

Es ist ein Irrthum, wenn bis jetzt behauptet wurde, Ripperda habe den Namen eines Freiherrn von Pfaffenberg geführt, um jede Entdeckung seiner Person und seines Reisezweckes zu verhüten. Er trat vielmehr ungescheut unter seinem wahren Namen auf, so daß man besorgte, es würden seine Ankunft und der Beginn der Verhandlungen allgemein ruchbar werden. Mit ängstlicher Sorgfalt suchte der Kaiserhof wieder gut zu machen, was Ripperda aus Unachtsamkeit oder vielleicht sogar mit Absicht gethan hatte. Nächtlicher Weile, Anfangs mit Sinzendorff allein, und dann auch in der Gegenwart des Hofrathes von Buol, entweder in Sinzendorffs oder in Buols Wohnung, und später in dem Landhause, welches der letztere zu Herrnals bei Wien besaß, fanden die Verhandlungen statt. In diesen Zusammenkünften wurden die beiderseitigen Begehren mit nicht geringerer Heftigkeit erörtert, als dieß auf dem Congresse zu Cambray geschah. Oft war die Verhandlung auf dem Punkte abgebrochen zu werden. Nur der sehnliche Wunsch des Kaisers, die beiden Zweige des Hauses Bourbon von einander zu trennen, und das nicht minder lebhafte Verlangen der Königin von Spanien, durch eine Verbindung mit dem Hause Oesterreich für ihre Kinder glänzende Vortheile zu erreichen, ließ es nicht zu diesem Aeußersten kommen.

Durch ein plötzlich eintretendes Ereigniß wurde die Verhandlung endlich doch zum Abschlusse gebracht. Es war dieß die rasche Lösung des freundschaftlichen Verhältnisses, welches der Herzog von Orleans während

der letzten Jahre seiner Regentschaft zwischen Frankreich und Spanien zu Stande gebracht hatte. Die Infantin, Tochter Philipps V. und der Königin Elisabeth, welche dem jungen Könige Ludwig XV. zur Gemahlin bestimmt war, wurde in Frankreich erzogen. Nach dem Tode Philipps von Orleans suchte jedoch sein Nachfolger, der Herzog von Bourbon, diese Verbindung zu hintertreiben. Von dem lebhaften Wunsche durchdrungen, der französischen Krone einen Erben zu geben, sandte er die Infantin nach Spanien zurück, in der Absicht, Ludwig XV. mit Maria Leszczynska, der Tochter des entthronten Königs Stanislaus von Polen zu vermählen.

Diese empörende Beleidigung brachte den tiefsten Eindruck auf den Hof von Madrid hervor. Nichts glich den Wuthausbrüchen der Königin Elisabeth. Auch ihr Gemahl überbot sich in den erbittertsten Aeußerungen gegen Frankreich. Er erklärte den Bruch zwischen den beiden Staaten für unheilbar, rief seine Gesandten von Cambray zurück, und beauftragte Ripperda, auf jede Bedingung hin mit dem Kaiser abzuschließen.

In Wien hatte inzwischen die Unterhandlung mit Spanien den Anlaß zu großer Aufregung geboten. Es ist vollkommen irrig, zu glauben, dem Prinzen Eugen sei aus derselben ein Geheimniß gemacht worden. Gleich nach der ersten Unterredung Sinzendorffs mit dem spanischen Abgesandten gab der Kaiser von demjenigen, was vorging, in einem eigenhändigen Schreiben dem Prinzen Kenntniß und fragte ihn um seinen Rath [5]). Derselbe lautete denn freilich ganz anders, als Sinzendorff und Perlas ihn ertheilten. In angelegentlicher Weise warnte Eugen, und mit ihm Gundacker Starhemberg vor zu naher Verbindung mit Spanien und vor der Gewährung dessen, was die Königin Elisabeth durch Ripperda's Mund von dem Kaiser verlangte.

Es waren nicht bloß Rücksichten auswärtiger Politik, welche Eugen und Starhemberg zu solcher Erklärung bestimmten. In nicht geringerem Maße wurden sie hiezu durch die Befürchtung vermocht, eine so innige Verbindung mit der spanischen Regierung werde auch die Macht und den Einfluß der Spanier am Kaiserhofe noch mehr befestigen. Unumwunden erklärte Starhemberg, der Marquis von Rialp werde mit seinen Hirngespinnsten den Kaiser noch zu Grunde richten, und er sprach gegen Sinzendorff sein Erstaunen aus, daß er, welcher doch von Geburt ein Oesterreicher sei, die Hand dazu biete, aus Oesterreich eine spanische Provinz zu machen.

Nicht nur die Anhänger Eugens und Starhembergs, auch diejenigen deutschen Minister, welche ihnen sonst abgeneigt gesinnt waren, erkannten die gemeinsame Gefahr, und vereinigten sich mit ihren früheren Gegnern zu übereinstimmendem Handeln. Wieder war es der Reichshofraths-präsident Graf Windischgrätz, welchem die Ehre gebührt, es anzuerkennen, daß er, wie schon einmal in ähnlicher Lage, seinen persönlichen Groll verstummen ließ in einem Augenblicke, in welchem seiner Ueberzeugung nach die heiligsten Interessen des Staates auf dem Spiele standen. Mit der Unerschrockenheit, welche ihm eigen war, sprach er gegen den Abschluß eines Vertrages mit Spanien, und er nannte diejenigen geradezu Verräther, welche an einem so verwerflichen Plane Schuld seien.

Und nicht nur die Minister des Kaisers, sogar die Mitglieder seiner eigenen Familie wurden in den Zwiespalt verwickelt, den jene Verhandlung in allen Kreisen des Wiener Hofes hervorrief. Die Kaiserin hegte ernste Befürchtungen, daß es der Königin von Spanien gelingen werde, die Hand der ältesten Erzherzogin Maria Theresia für den Infanten Don Carlos zu erhalten. Elisabeth zitterte vor dem Gedanken, daß hieran ihr Lieblings-project, ihre Tochter dem Prinzen Franz von Lothringen zu vermählen, scheitern werde. Sie überhäufte den Grafen Sinzendorff mit Vorwürfen, daß er zu Gunsten eines fremden, ja feindlich gesinnten Herrscherhauses ihre schönsten Hoffnungen zum Opfer bringen wolle [6]).

Aber all der Sturm, der sich rings um ihn erhob, vermochte nicht den Kaiser von der Verfolgung des Planes abzubringen, welchem er sich einmal mit Vorliebe zugewendet hatte. Heftiges Widerstreben war der Weg nicht, auf dem man den Kaiser zu einer Aenderung seiner Beschlüsse vermögen konnte. Eifersüchtig darüber wachend, daß es Niemand sich beikommen lassen möge, über ihn herrschen zu wollen, war er einer gerade an ihn gerichteten, entschieden auftretenden Vorstellung nur schwer zugänglich. Um so leichter verfiel Karl, freilich ohne daß er selbst es merkte, der Einwirkung derjenigen, welche leise einherschreitend und unter dem Anscheine tiefster Unterwürfigkeit ihm ihre Gedanken und Wünsche gleichsam als seine eigenen Ideen beizubringen wußten. So kam es, daß er sich nur allzusehr unter dem Einflusse derer befand, welche ihn mit Schlauheit behandelten.

Aller Gegenvorstellungen ungeachtet zeigte der Kaiser sich geneigt, den Vertrag mit Spanien zu Stande zu bringen. Doch beunruhigte

es ihn, von denjenigen, welche ihm am nächsten standen, Widerspruch dagegen zu erfahren. Der Kaiserin suchte er das glänzende Los auszumalen, welches einer oder der anderen ihrer Töchter aus solcher Verbindung erwachsen könne. Eugen und Starhemberg strebte er durch mündliche Ueberredung von den Vortheilen seines Planes zu überzeugen, dem Grafen Windischgrätz aber schilderte er mit beredten Worten, wie sehr die Macht des Hauses Oesterreich in Deutschland zunehmen werde, wenn es durch die spanischen Subsidien in die Lage gesetzt würde, die Begehrlichkeit der immer nach Geld verlangenden Reichsfürsten zu befriedigen.

Zu Anfang des Monats März 1725 waren Sinzendorff und Ripperda mit den Entwürfen der Verträge zu Stande gekommen, welche zwischen dem Kaiser und dem Könige von Spanien abgeschlossen werden sollten. Ripperda's Privatsecretär eilte mit denselben nach Madrid, um sie seinem Könige zur Annahme vorzulegen. Ripperda selbst zog sich, um das Geheimniß zu bewahren, unter dem Namen eines Freiherrn von Münsterfeld nach Prag zurück und erwartete dort seinen Boten, welcher denn auch, genau nachdem ein Monat verflossen war, wieder bei ihm eintraf. Allsogleich kehrte Ripperda nach Wien zurück, und am 16. April fand in dem Landhause des Hofraths von Buol in Herrnals unter den früheren Vorsichten eine neue Zusammenkunft mit Sinzendorff statt, in welcher ihm Ripperda von den Entschlüssen des Königs Kenntniß gab.

Dieselben bestanden im Wesentlichen darin, daß Philipp in Folge des Schimpfes, der ihm von Seite Frankreichs widerfahren sei, jeden Vertrag mit diesem Lande als gelöst ansehe, daß er den Franzosen alle in Spanien eingeräumten Vortheile entziehen und sie selbst von dort vertreiben wolle. Mit dem Kaiser hingegen wünsche er in das engste Bündniß zu treten, welches noch jemals zwischen Staaten bestanden habe. Ripperda sei zu diesem Ende mit Vollmacht versehen und ihm die Würde eines Botschafters verliehen worden, als welcher er binnen kurzem seinen feierlichen Einzug in Wien halten wolle.

In der emphatischen Weise, welche eine Eigenthümlichkeit Ripperda's bildete, schilderte er dem Grafen Sinzendorff mit verführerischen Farben die glänzenden Vortheile, welche dem Kaiser aus dem Bunde mit Spanien erwachsen müßten. Er sprach von der Macht des Königs, der achzigtausend Mann auf den Beinen habe, und fünfzig Millionen Einkünfte beziehe.

Diese ganze Streitkraft und all seine Schätze sei er bereit, dem Wohle des Kaisers zu widmen. Und da das Haus Oesterreich selbst genug Soldaten besitze, so wolle er ihm die reichsten Summen zur Verfügung stellen, um gemeinschaftlich Krieg wider Frankreich zu führen und dieser Krone dasjenige zu entreißen, was sie ungerechter Weise ihren Nachbarn abgenommen habe. Nicht nur Straßburg sammt dem Elsasse sei darunter zu verstehen, auch die drei Bisthümer Metz, Toul und Verdun müßten wieder an Deutschland zurückfallen. Und selbst mit England, wenn es sich den Absichten der neuen Alliirten zu widersetzen wage, würde man, fügte Ripperda hinzu, gar bald fertig werden.

Alle diese Zugeständnisse, so schloß der spanische Abgesandte seinen Vortrag, alle diese Opfer knüpfe der König an die Bedingung, daß nicht nur eine oder zwei Töchter des Kaisers, wie man früher wohl beantragt habe, sondern daß alle drei Erzherzoginnen an seine drei Söhne, den Kronprinzen Fernando und die beiden Infanten aus zweiter Ehe, Carlos und Philipp vermählt würden [7]).

Am 18. April 1725 wurde über diese Vorschläge Ripperda's zwischen Eugen, Starhemberg und Sinzendorff Conferenz gehalten und deren Ergebniß dem Kaiser vorgelegt. Noch einmal erhoben die beiden Ersteren ihre warnende Stimme und erklärten, daß nach ihrer Ueberzeugung der Kaiser sich an dem Entschlusse des Königs von Spanien, wegen einer ihm widerfahrenen persönlichen Beleidigung alle Verträge mit Frankreich für null und nichtig zu erklären, nicht betheiligen könne. Es wäre dieß geradezu im Widerspruche mit dem Grundsatze, welchem Karl stets unerschütterlich treu geblieben sei, seine Versprechungen mit Pünktlichkeit zu erfüllen. Mit Spanien in ein freundschaftliches Verhältniß zu treten, sei an und für sich gewiß wünschenswerth. Sich jedoch aus diesem Grunde mit allen übrigen Staaten Europa's zu verfeinden, um ein solches Opfer wäre Spaniens Freundschaft zu theuer erkauft.

Was die beantragte Vermählung der drei Erzherzoginnen mit den spanischen Infanten betraf, so erklärten die kaiserlichen Minister, daß dieses Begehren nicht Gegenstand ihrer Berathung sein, sondern daß es als eine Sache, welche einzig und allein den Kaiser angehe, auch nur seiner Entscheidung anheimgestellt werden könne [8]). Doch ist nicht daran zu zweifeln, daß Eugen und Starhemberg im mündlichen Gespräche dem Kaiser

ihre Bedenken dargelegt haben. Und daß sie so ziemlich damit durchdrangen, ist nicht minder gewiß. Es geht dieß schon daraus hervor, daß Sinzendorff den Auftrag erhielt, Ripperda eine ausweichende Antwort zu ertheilen. Aus dem was sich mit der spanischen Infantin in Frankreich ereignet habe, sehe man, wie schädlich es sei, Prinzessinnen schon in ihren Kinderjahren zu verloben. Eine Verheirathung aller Erzherzoginnen mit den Infanten, oder auch nur, wie sich Ripperda dann später verlauten ließ, der beiden älteren Erzherzoginnen mit den Brüdern Carlos und Philipp werde ganz Europa in Aufregung bringen. Man solle eine ruhigere Zeit abwarten, in welcher diese wichtige Frage in's Reine gebracht werden könne. Einstweilen erscheine es wünschenswerth, wenigstens das Bündniß und den Handelsvertrag zwischen dem Kaiser und Spanien wirklich abzuschließen [9]).

Ripperda wiederholte jeden Augenblick die Versicherung, daß es seinem Könige oder vielmehr der Königin Elisabeth um nichts so sehr als um die Hand der Erzherzogin Maria Theresia für den Infanten Don Carlos zu thun sei. Dennoch ließ er sich herbei, einstweilen zum Abschlusse der schon in Verhandlung befindlichen Tractate zu schreiten. Am 30. April 1725 kamen sie auch wirklich zu Stande. Der erste bestätigte die Bestimmungen der Quadrupel-Allianz. Der Kaiser entsagte seinen Rechten auf Spanien, und Philipp erkannte diejenigen Karls auf die Niederlande, Mailand, Neapel und Sicilien an. Auch garantirte er in feierlicher Weise die Aufrechthaltung der pragmatischen Sanction. Beide Herrscher verabredeten, die von ihnen angenommenen Titel auch noch ferner fortzuführen. Endlich sollten diejenigen Würden, die sie während des Krieges ihren beiderseitigen Unterthanen verliehen hatten, aufrecht erhalten bleiben, eine Bedingung, welche den spanischen Günstlingen des Kaisers äußerst willkommen war, denn hiedurch wurde ja ihre Erhebung zu Granden von Spanien feierlich bestätigt.

Der zweite und der dritte Vertrag wurden am folgenden Tage, dem 1. Mai 1725 unterzeichnet. Der eine derselben war ein Schutz- und Trutzbündniß, durch welches der Kaiser seine guten Dienste versprach, um Spanien wieder zu dem Besitze von Gibraltar zu verhelfen. Die Truppen, welche der Kaiser zu stellen, und die Summen, die Spanien zu geben hatte, wurden festgesetzt, für den Fall der Noth aber die Zusage ertheilt, daß der eine Staat dem andern mit all seinen Streitkräften Hülfe zu leisten verpflichtet sei.

Wenn schon dieser zweite Vertrag, und insbesondere was darin über die Zurückstellung von Gibraltar gesagt war, bei den Seemächten Anstoß erregen mußte, so bald er ihnen in seiner ganzen Ausdehnung bekannt wurde, so war das in nicht geringerem Maße mit dem dritten, einem Handelstractate der Fall, welcher in siebenundvierzig Artikeln die wichtigsten Bestimmungen enthielt. Die spanischen Häfen wurden den Unterthanen des Kaisers eröffnet, der Fortbestand der Ostendischen Compagnie garantirt, dem Handel der Niederländer nach Ostindien jegliche Begünstigung eingeräumt, den Hansestädten aber für den Verkehr mit Spanien gleiche Freiheiten wie den Engländern und Holländern zugestanden.

Es ist kein Zweifel, daß die Bestimmungen dieses Vertrages, die Vortheile, die er sich von demselben für seine Unterthanen und mittelbar für sich selbst versprach, die Aufrechthaltung seiner Lieblingsschöpfung, der Ostendischen Compagnie, und endlich die Zusage von Subsidien die Lockspeise waren, welche den Kaiser gleichsam unwiderstehlich fortzog auf dem gefährlichen Pfade, auf den Perlas und Sinzendorff ihn geleitet hatten. Die Aussicht, auf diesem Wege endlich den ewigen Geldverlegenheiten zu entgehen, welche ihm bei jedem Schritte hemmend in den Weg traten, überwand alle Bedenklichkeiten. Sie ließ ihn sein Ohr verschließen gegen Eugens und Gundacker Starhembergs Rathschläge, und denjenigen folgen, welche dadurch, daß sie in des Kaisers Lieblingsplane bereitwillig eingingen, sich auch seiner Gunst für immer zu versichern trachteten. Bald aber sollte Karl es fühlen, auf welcher Seite seiner Rathgeber besonnene Einsicht und redliche Ueberzeugung, auf welcher hingegen schmeichlerische Wohldienerei und eigennützige Selbstsucht standen. Er sollte es nochmals erfahren, daß nur derjenige wahre Treue besitzt, welchem der Muth nicht fremd ist, dort wo es Noth thut, eine Meinung mit Nachdruck zu vertreten, die selbst mit den Wünschen und Neigungen des Monarchen nicht im Einklange steht.

Es war weniger eine Wirkung seines lebhaften, überschäumenden Naturells als schlaue Berechnung, welche Ripperda bewog, von den Vortheilen, die für den Kaiser aus dem Handelsvertrage mit Spanien hervorgehen müßten, von dem bevorstehenden Aufblühen der Ostendischen Compagnie, von dem unausweichlichen Verfalle des englischen und holländischen Handels in hochtönenden Worten zu reden. Nichts glich den Prahlereien,

welche er bei dieser Gelegenheit in wahrhaft herausfordernder Weise auskramte, nichts aber auch der Erbitterung, die dadurch bei den Seemächten hervorgerufen wurde. Und darum war es Ripperda recht eigentlich zu thun. Statt diese Erbitterung zu dämpfen, wußte er sie durch eine maßlose Uebertreibung des Gewinnes, den der Kaiser aus den Verträgen mit Spanien ziehen werde, und durch geringschätzende Worte über dasjenige, was England und Holland etwa dagegen in die Wagschale zu werfen vermöchten, zu hellen Flammen anzufachen.

Nicht weniger als Ripperda trug hiezu der damalige englische Bevollmächtigte am Wiener Hofe, Franz Ludwig Pesmes de Saint-Saphorin bei. Aus der französischen Schweiz gebürtig, hatte er sich früher im Dienste des Kaisers befunden, und war seiner vielseitigen Kenntnisse wegen bei Eugen in Gunst und Ansehen gestanden. Auf das Anrathen des Prinzen hatte ihn schon Joseph I. zum Generalfeldwachtmeister ernannt, um nicht nur, so lautete Eugens Antrag, seinen Eifer zum Dienste des Kaisers noch mehr zu ermuntern, sondern ihm auch in seinem Geburtslande noch größeres Ansehen zu verschaffen [10]). Insbesondere besaß Saint-Saphorin gediegene Kenntnisse im Schiffsbauwesen, und er war es, dessen Rath bei Errichtung einer Donauflotte vorzugsweise gehört wurde [11]). Später in englischen Dienst übergetreten, war er freilich geeignet, dieser Macht nirgends bessere Dienste als in Wien zu leisten, wo er Personen und Verhältnisse auf's genaueste kannte.

Für den Kaiser jedoch wie für England war die maßlose Heftigkeit Saint-Saphorins, welche in seiner Art, die Geschäfte zu behandeln, oft in verletzender Weise hervortrat, ungemein nachtheilig. Insbesondere hatte er sich mit dem Reichsvicekanzler Schönborn völlig verfeindet. Seit Jahren arbeitete er an dessen Sturze, und daß es ihm nicht gelang, dieses Ziel zu erreichen, mag Saint-Saphorins Erbitterung wider Schönborn noch mehr gesteigert haben. So weit kam es damit, daß die gegenseitige Befehdung dieser beiden Männer die Hauptschuld an dem hohen Grade von Gereiztheit trug, welche die Beziehungen des Kaisers zu König Georg I. als Kurfürsten von Hannover so unerfreulich als nur immer möglich gestaltet hatte. Der Handelsvertrag mit Spanien erregte nun auch den Unwillen des britischen Ministeriums. Mit um so größerem Ungestüm machte derselbe sich Luft, als Saint-Saphorin unablässig daran arbeitete, die Aeußerungen

der Mißstimmung Englands recht grell hervortreten zu lassen. Denn er ging von der irrigen Meinung aus, dasjenige, was vom Kaiserhofe nicht durch Ueberredung zu erlangen sei, vermöge man daselbst durch barsches Auftreten zu ertrotzen.

Die Haltung, welche man in Wien zu beobachten fortfuhr, sollte jedoch den englischen Bevollmächtigten bald eines Besseren belehren. Denn seine stürmischen Beschwerden führten nicht dazu, das neue Freundschaftsverhältniß zu Spanien zu lockern. Man arbeitete vielmehr eifrigst daran, es noch inniger zu gestalten. Ripperda hatte es gegen den Kaiser und dessen Minister kein Hehl, daß er seine Sendung noch keineswegs als beendigt ansehe. Durch die Tractate, welche abgeschlossen worden seien, habe der Kaiser ansehnliche Zugeständnisse erlangt. Die Handelsvortheile für seine Unterthanen, die Aufrechthaltung der Ostendischen Compagnie, die in Aussicht gestellte Subsidienzahlung bildeten zusammen einen ganz außerordentlichen Gewinn. Nun sei es an dem Kaiser zu geben, und dieß könne er nur dadurch thun, wenn er den Lieblingswunsch der Königin erfülle und seine Töchter ihren Söhnen vermähle.

Auch ein weniger scharfer Verstand, als der Kaiser ihn besaß, wäre sich völlig darüber klar geworden, daß es sich um nichts anderes als um das reiche Erbe des Hauses Habsburg handle, welches die Königin von Spanien ihren Söhnen zuzueignen trachte. Ihrem Wunsche sich willfährig zeigen, hieß jedoch mit allen Ueberlieferungen seiner eigenen Familie brechen. Den vielhundertjährigen Feind derselben, das Haus Bourbon, das er in Person mit solcher Ausdauer bekämpft hatte, sollte er nun einführen in seine Staaten, ja einen Sohn jenes Philipp, den er einst als seinen Todfeind angesehen, sich als den Nachfolger denken müssen auf dem eigenen Throne. Und die Universalmonarchie Ludwigs XIV., gegen die sein Vater und sein Bruder mit Aufbietung aller ihrer Kräfte gestritten, war sie nicht, wenn gleich nicht in einer einzigen Person, doch wenigstens in der Bourbonischen Königsfamilie in dem Augenblicke eine vollendete Thatsache, in welchem ein Mitglied derselben den österreichischen Erbländern, und ein zweites denjenigen Provinzen, welche der Kaiser in den Niederlanden und Italien besaß, zum Herrscher gesetzt würde?

Denn es lag klar auf der Hand und wurde trotz der geschehenen Gewährleistung der pragmatischen Sanction von spanischer Seite ziemlich

deutlich betont, daß auch der jüngere Sohn der Königin, daß auch Don Philipp nicht leer ausgehen dürfe und er mit der Hand der Erzherzogin Maria Anna die Länder erhalten müsse, welche ehemals zu Spanien gehört hatten. Damit war aber die pragmatische Sanction verletzt und das Werk vernichtet, welches seit Jahren das Ziel der eifrigsten Bestrebungen des Kaisers gebildet hatte. Und welcher Widerspruch, ja welch hartnäckiges Widerstreben mußte nicht von Seite der übrigen europäischen Mächte besorgt werden, die eine solche Verstärkung des Hauses Bourbon nun und nimmermehr zugeben konnten. Eine Coalition aller Regierungen gegen Oesterreich und Spanien war vorherzusehen, und bei dem geringen Ausschlage, welchen die spanische Macht bei einem Landkriege geben konnte, die Besiegung der beiden Mächte und damit eben die Herbeiführung dessen, was man so ängstlich zu vermeiden suchte, die Ablösung eines Theiles der österreichischen Länder, ja vielleicht deren gänzliche Zersplitterung zu befürchten.

Endlich boten die spanischen Verhältnisse auch noch in anderer Beziehung nur geringe Gewähr für pünktliche Erfüllung der von dort aus geschehenden Versprechungen. Schon einmal hatte König Philipp seiner Krone entsagt, und sie in gewissem Sinne widerrechtlich sich nochmals angeeignet. Bei der an Geistesverwirrung gränzenden Schwermuth des Königs war die Wiederholung eines solchen Schrittes, bei seiner Kränklichkeit ein plötzlicher Tod leicht zu besorgen. Trug aber Philipp die Krone nicht mehr, so war auch die Macht der Königin gebrochen und wohl vorauszusehen, daß Spaniens künftiger Herrscher nicht zu Gunsten seiner Halbbrüder sich wider Europa's mächtigste Staaten in einen blutigen Krieg stürzen werde.

Noch war man zu Wien im Schwanken, welchen Weg man einschlagen solle. Mit einer Verwerfung der spanischen Heirathsanträge wurde man, daran durfte man nicht zweifeln, auch der eben erlangten Vortheile wieder verlustig, während dieselben durch eine willfahrende Antwort erhalten, ja wohl noch erhöht werden konnten. In diesem letzteren Falle aber waren wieder all die Nachtheile zu besorgen, welche die vorgeschlagenen Wechselheirathen zwischen den beiden Häusern Habsburg und Bourbon nach sich ziehen mußten. Dringend riethen Eugen und Gundacker Starhemberg zur Ablehnung der Heirathsanträge, und die Künste Ripperda's, mit welchen er

die Stimmen der übrigen Minister zu gewinnen verstand, wagten sich entweder nicht an diese beiden Männer, oder sie vermochten doch nicht, irgend eine Sinnesänderung bei ihnen hervorzubringen. Anders war es bei Sinzendorff und Rialp, die mit unermüdeter Geschäftigkeit für die Annahme der spanischen Vorschläge thätig waren.

Die reichen Summen, welche Ripperda in ihre Hand legte, gewannen ihnen gar manchen warmen Fürsprecher. Dennoch wären sie vielleicht nicht durchgedrungen mit ihrer Ansicht. Da traf plötzlich die geheime Nachricht ein, daß Frankreich, England und Preußen sich zu einem engen Bündnisse zu vereinigen beabsichtigten, welches in der That auch wenige Monate später, am 19. September 1725 zu Herrenhausen, einem kurfürstlichen Lustschlosse bei Hannover, wirklich zu Stande kam. Der vorzüglichste Endzweck dieser Allianz bestand darin, die deutschen Erbländer des Kaisers, welchen Spanien keine Hülfe zu leisten vermochte, mit überlegener Macht plötzlich zu überfallen, und dadurch nicht nur jedem Angriffe zuvorzukommen, sondern den Kaiser zur Aufhebung der Ostendischen Compagnie zu zwingen.

In dieser Bedrängniß wandte sich der Wiener Hof an Ripperda um schleunige Geldhülfe, welche den Kaiser in den Stand setzen sollte, sein Heer zu vermehren und dem drohenden Angriffe auf allen Punkten zu begegnen. Ripperda versprach was man begehrte, ja noch weit mehr, wenn man nur den Wünschen der Königin Rechnung trage. Von allen Seiten gedrängt, entschloß man sich nun in Wien zu einem Auswege, welcher um so nachtheiliger war, als er keineswegs ein klares Verhältniß, das erste Erforderniß zur Dauer eines Bündnisses, zwischen die neuen Alliirten brachte. Sie suchten sich vielmehr gegenseitig zu überlisten und legten durch die Aufnahme zweideutig lautender Bestimmungen in den geheimen Tractat, der nun abgeschlossen wurde, selbst den Grund zu künftigem Zwiespalte.

Die wichtigste Verabredung in dem neuen Vertrage war ohne Zweifel diejenige, daß jeder der beiden spanischen Infanten aus des Königs zweiter Ehe eine der drei Töchter, welche damals dem Kaiser am Leben waren, zur Gemahlin erhalte. Außerdem versprach Karl VI., gleichwie er schon früher seine eifrige Verwendung zugesagt hatte, daß Spanien an Gibraltar zurückgelange, jetzt sogar seine bewaffnete Mitwirkung zur Wieder-

gewinnung dieser Festung, jedoch nur für den Fall, wenn er mit England in Krieg gerathe. Spanien verpflichtete sich hingegen zur Auszahlung einer jährlichen Subsidie, welche drei Millionen betragen sollte [12]).

Trotz des engen Bandes der Eintracht, welches dieser Vertrag um den Kaiser und den König von Spanien zu knüpfen schien, waren doch die Folgerungen, die Jeder von ihnen daraus zog, gar weit von einander verschieden. Der Kaiser hoffte und erwartete noch immer einen Sohn zu erhalten, und demselben seine Länder zu vererben, wodurch die Vermählung der Erzherzoginnen aus einer außerordentlich wichtigen Sache zu einer Angelegenheit von geringerer Tragweite geworden wäre. Und bei dem Umstande, daß seine jüngste Tochter erst zwei Jahre zählte, konnte eine solche Hoffnung allerdings als eine wohlbegründete gelten. Wäre sie aber nicht in Erfüllung gegangen, so blieb ja dem Kaiser noch immer die freie Verfügung mit der Hand seiner ältesten Tochter Maria Theresia, welcher nach der pragmatischen Sanction, die Spanien so eben feierlich garantirt hatte, sämmtliche Staaten des Hauses Habsburg als untheilbares Erbe zufallen sollten. Seine jüngeren Töchter waren es, die er im Geiste den beiden Infanten bestimmte, und durch ihre Verheirathung mit denselben dachte er der Verpflichtung nachzukommen, welche ihm aus dem Vertrage erwuchs.

Ganz anders sah die Königin von Spanien die Sache an. Ihr war es nicht um die Erzherzoginnen, sondern um die österreichischen Länder zu thun. Daß durch die Vermählung mit den ersteren ihren Söhnen auch die letzteren zu Theil würden, nach diesem Ziele war ihr Sinnen und Streben gerichtet. Sie rechnete mit Sicherheit darauf, für ihren Sohn Don Carlos die Hand derjenigen Prinzessin zu erlangen, welcher Karls ausgedehnter Länderbesitz zufallen würde. Und es gab sogar Stimmen zu Wien, die mit Hinweisung auf den bekannten Charakter der Königin es andeuteten, daß um diesen Plan zu erreichen, sie selbst vor einem Verbrechen nicht zurückschrecken werde. Es sei eben nichts Undenkbares, den Tod einer Person herbeizuführen, welche ehrgeizigen Planen im Wege stehe, und wenn man schon so weit nicht gehen wolle, erscheine es noch leichter, ihr etwas beizubringen, wodurch sie außer Stand gesetzt werde, Nachkommenschaft zu erhalten.

Unmittelbar nach dem Abschlusse des letzten Vertrages kehrte Ripperda nach Madrid zurück. In prahlerischen Worten wußte er die Erfolge, die er errungen, mit den glänzendsten Farben auszuschmücken. Die Königin glaubte ihm, und die Ernennung zum ersten Minister war die Belohnung, welche ihm zu Theil wurde. Sie diente nur dazu ihn noch übermüthiger zu machen. Er sagte es Jedem, der es hören wollte, daß Spanien, mit dem Kaiser im Bunde, das ganze übrige Europa nicht zu scheuen habe. Der König von England werde, wenn er Gibraltar und Port Mahon nicht herausgebe, es mit dem Verluste seines Thrones büßen, und die Mittel seien leicht zu finden, dem Prätendenten Stuart, dem einzig rechtmäßigen Könige, die britische Krone auf's Haupt zu setzen.

Solche herausfordernde Reden, sie mochten die Folge der Unbesonnenheit Ripperda's oder einer schlauen Berechnung desselben sein, konnten jedenfalls nur die eine Wirkung hervorbringen, die Gereiztheit der Gegner zu erhöhen und sie mit Besorgnissen zu erfüllen, welche sonst an und für sich kaum gerechtfertigt erschienen wären. Immer drohender wurde die Haltung, die man von beiden Seiten annahm, und es schien in der That schon in der nächsten Zukunft zu einem neuen Kriege kommen zu sollen. In Wien täuschte man sich über das Gefährliche der Lage nicht, in welcher man sich befand. Man wußte, daß die drei Mächte, die das Bündniß zu Herrenhausen abgeschlossen hatten, mit Nachdruck auf den Beitritt der Generalstaaten drangen. Derselbe werde sich, so sah man mit Bestimmtheit vorher, nicht allzulange verzögern. Denn Holland sei es ja gewohnt, sich überall von England in's Schlepptau nehmen zu lassen, und jetzt werde es dieß um so gewisser thun, als es dadurch zur Aufhebung der Ostendischen Handelsgesellschaft mitzuwirken glaube. Wozu sich der König von Sardinien entschließen werde, sei noch ungewiß; darüber aber dürfe nicht der geringste Zweifel obwalten, daß er sich denjenigen zuzuwenden entschlossen sei, welche ihm die meisten Vortheile in Aussicht stellten. Endlich wisse Jedermann, daß England und Frankreich Alles aufböten, um die Pforte zum Bruche des Friedens mit dem Kaiser zu vermögen.

So wenig erfreulich sich die Beziehungen des Letzteren zu den meisten auswärtigen Mächten zu gestalten drohten, so unbefriedigend waren auch die inneren Zustände seiner Länder. Den starken Rüstungen Frankreichs gegenüber sollte vom Kaiser gleiches geschehen, aber es fehlte an dem noth-

wendigsten hiezu, an Geld. Vor einigen Jahren hatte sich Eugen herbeigelassen, den Kriegsstaat derart zu beschränken, daß er die Armee auf siebzigtausend Mann verringerte und ihre Bedürfnisse mit acht Millionen bestreiten zu wollen erklärte. Aber diese Summe ging durchaus nicht regelmäßig ein. Die meisten Länder waren mit großen Beträgen im Rückstande, indem ihre Steuerkraft durch andere Leistungen zu sehr in Anspruch genommen wurde. Es sei ungemein zu bedauern, erklärte der Prinz in der Conferenz vom 27. Jänner 1726, daß man den verschiedenen Provinzen in der Zeit des Friedens nicht größere Erleichterungen gewährt habe. Dann hätten sie sich zu erholen und Kraft zu sammeln vermocht, für den Fall des Krieges auch größere Lasten zu tragen. Jetzt müsse man befürchten, daß sie dieß durchaus nicht im Stande seien.

Eugen, Sinzendorff und Starhemberg, welche zu jener Zeit — denn Trautson war vor drei Jahren gestorben, — allein die geheime Conferenz bildeten, hielten den Zeitpunkt für günstig, um den Kaiser darauf aufmerksam zu machen, wie schädlich es sei, daß jede der Hauptgruppen seiner Länder von anderen Behörden und in ganz verschiedener Weise regiert werde. Anders sei dieß in den eigentlich österreichischen Erbländern, anders in den italienischen Provinzen, anders in den Niederlanden der Fall. Es erscheine als unumgänglich nöthig, erklärten sie, daß aus des Kaisers weitläufiger und herrlicher Monarchie endlich ein Ganzes gemacht werde [13]). Zu diesem Ende hätten die Mitglieder des spanischen und flandrischen Rathes mit denjenigen der geheimen Conferenz wöchentlich einmal zusammen zu treten. Sie sollten sich hauptsächlich über das aus den verschiedenen Ländern zu beziehende Staatseinkommen, und über die in ihren Geschäftskreisen einzuführenden Ersparnisse verständigen. Als unumstößliche Regel habe zu gelten, daß jede unnöthige Ausgabe, sie möge die Civilverwaltung oder das Militärwesen angehen, mit Sorgfalt vermieden, und überhaupt Alles angewendet werde, um die gegenwärtige Krisis glücklich zu überstehen.

So lobenswerth nun auch diese Vorschläge waren, so konnte die Durchführung derselben, wie es in der Natur der Sache lag, nur nach und nach und in längerem Zeitraume die gewünschte Wirkung hervorbringen. Da es sich jedoch darum handelte, schnelle und ausgiebige Hülfe zu schaffen, so mußte dieselbe auf anderem Wege gesucht werden. Nichts war natürlicher, als daß man sich gegen fremde Feinde auch durch auswärtige Bünd-

nisse zu stärken suchte. Doch that die kaiserliche Regierung nur ihre Pflicht, daß sie, so bedrängt auch ihre Lage ihr selbst erschien, es dennoch verschmähte, sich Bundesgenossen durch die Annahme von Bedingungen zu erwerben, die mit ihrer Ehre wie mit ihrem Vortheile in gleichem Widerspruche standen.

Wieder war es König Victor Amadeus von Sardinien, welcher bei der damaligen Verwirrung aller politischen Verhältnisse für sich Nutzen zu ziehen hoffte. Durch seinen Gesandten zu Wien, den Marquis de Breuil, bot er dem Kaiser bewaffneten Beistand wider seine Feinde an, wenn er ihm zum Lohne dafür das ganze mailändische Gebiet zwischen dem Tessin, dem Po und der Adda abtrete und sich verpflichte, ihm für die Insel Sardinien ein anderes Aequivalent zu verschaffen [14]).

Es versteht sich wohl von selbst, daß diese Vorschläge vom Wiener Hofe mit Entschiedenheit zurückgewiesen wurden. Es sei der Wille und der Zweck der Bemühungen des Kaisers, antwortete man dem Könige, sich seine Erbländer zu erhalten, nicht aber sie Stück für Stück zu verschenken. Das Herzogthum Mailand habe ohnedieß schon zu viel von seinem frühern Gebiete an Piemont abgetreten, und man sei fest entschlossen, auch nicht ein Dorf mehr von demselben loszulösen. Doch wolle sich der Kaiser, um den König von seiner Bereitwilligkeit zu überzeugen, ihm zu dienen, gern dafür verwenden, daß ihm in friedlichem Wege statt Sardinien irgend ein anderes Besitzthum zu Theil werde.

Glücklicher als in der Verhandlung mit Victor Amadeus war Karl VI. nach einer anderen Seite hin, und es gelang ihm in der That, mit einem der mächtigsten Staaten Europa's, mit Rußland die Allianz zu Stande zu bringen.

So lange Czar Peter der Große am Leben war, hatte sich seit dem gemeinschaftlichen Kampfe wider die Türken, welcher durch den Carlowitzer Frieden beendigt wurde, niemals mehr ein wahrhaftes Freundschaftsverhältniß zwischen ihm und dem Hause Oesterreich gestaltet. So oft dieses Bündniß von der einen der beiden Mächte gesucht wurde, war es der andern nicht möglich oder nicht gelegen, solchen Wünschen willfährig entgegenzukommen. Als Peter sich im Jahre 1707 mit dem Kaiser und dessen Verbündeten in eine enge Allianz einlassen wollte, hielt die Besorgniß vor Karl XII. den Wiener Hof von der Annahme dieses Antrages zurück. Die Ablehnung sei-

ner Anerbietung verursachte wieder, daß Rußland im Jahre 1710 die Anträge des Kaisers Joseph zum Abschlusse eines Bündnisses mit Kälte aufnahm. Es war dieß eben die Zeit, in welcher der Czar sich mit den ungarischen Insurgenten in nahe und für den Kaiserhof höchst beunruhigende Berührung eingelassen hatte. Als daher im Jahre 1716 wieder der Czar eine Defensivallianz mit dem Kaiser zu Stande zu bringen suchte, wurde dieß Begehren abgelehnt [15]). Auch Eugen stimmte dem Beschlusse bei, welcher hierüber gefaßt wurde. Denn ein bloßes Vertheidigungsbündniß sei, so glaubte er, weder dem einen noch dem andern der beiden Staaten zum Vortheil. Wenn hingegen der Czar zu einer Offensivallianz mit dem Kaiser zu vermögen wäre, so würde dieß, meinte der Prinz, insbesondere auf den damaligen Krieg mit der Pforte, von günstigster Wirkung sein [16]). Jedoch auch dieser Plan kam nicht zur Ausführung. Zu seiner Vereitlung mag der Umstand beigetragen haben, daß Karl VI. auf Eugens Rath mit aller Entschiedenheit den Versuchen Peters entgegentrat, durch Einmischung in die Mecklenburgischen Angelegenheiten festen Fuß in Deutschland zu fassen [17]), und daß der Kaiser dem ältesten Sohne des Czars, dem unglücklichen Prinzen Alexei, eine Art von Asyl in Oesterreich gewährt hatte [18]). Heftig war die Erbitterung des Czars hierüber, und sie wurde noch durch den offenen Widerspruch gesteigert, welchen von Seite des Wiener Hofes seine Behauptung erfuhr, durch das Zureden Karls VI. sei Prinz Alexei zur Rückkehr nach Rußland vermocht worden. So weit ging Peter in seinem ersten Zorne, daß er des Kaisers Residenten von seinem Hoflager verwies.

Bald aber bereute er diesen übereilten Schritt. Er begriff, daß seine Feinde sich desselben zu seinem Nachtheile bedienen würden. Und als im Jahre 1719 wirklich der schwedische Feldmarschall Graf Sparre nach Wien geschickt wurde, um über ein Bündniß wider Rußland zu unterhandeln [19]), da wandte sich auch Peter, Anfangs durch Vermittlung Preußens und dann durch Absendung des Generals Weißbach mit erneuerten Anträgen zu einer Allianz an den Kaiserhof.

Weißbach war der Ueberbringer eines Schreibens des Czars an den Prinzen, worin der letztere um seine Beihülfe zur Wiederherstellung des alten freundschaftlichen Einvernehmens mit dem Hause Oesterreich gebeten wurde. Eugen antwortete hierauf, der Kaiser sei sich bewußt, von jeher Alles zur Erreichung dieses Zweckes gethan zu haben. Er wolle auch gern

das Vergangene in Vergessenheit begraben und zur Herstellung des Friedens im Norden das Mittleramt übernehmen [20]).

Weiter zu gehen hielt man bei dem Mißtrauen, welches zu Wien gegen den Czar noch immer vorherrschte, für durchaus nicht räthlich. Und daß man eine solche Zurückhaltung gegen ihn beobachtete, ist leicht begreiflich. So großes er auch für sein eigenes Land geleistet haben mochte, so hatte Peter I. doch durch offene Begünstigung der ungarischen Insurrection und dadurch, daß er, wie man damals allgemein glaubte, seinen eigenen Sohn, einen Schwager Karls VI., hinrichten ließ, den Kaiser vielfach gekränkt. Dennoch erklärte man sich zu Wien bereit, einen Gesandten des Czars, wenn er einen solchen am kaiserlichen Hofe beglaubigen wolle, zuvorkommend aufzunehmen [21]). Und als dieß von Seite Peters wirklich geschah, wurde Graf Stephan Kinsky als des Kaisers Repräsentant nach Rußland abgeschickt.

In solchen Verhältnissen blieb man denn bis zu Peters Tode, welcher am 8. Februar 1725 erfolgte. Zu seiner Gemahlin und Nachfolgerin, der Kaiserin Katharina I., gestalteten sich die Beziehungen des Wiener Hofes in befriedigenderer Weise. Durch das Bündniß, das sich zu Herrenhausen wider ihn zusammengethan hatte, in die Enge getrieben, dachte Kaiser Karl VI., die günstige Stimmung des russischen Cabinetes zu benützen und mit demselben in enge Verbindung zu treten. Er beschloß einem Antrage Folge zu geben, welchen ihm noch Czar Peter gemacht hatte, und dem Bündnisse beizutreten, das im März 1724 zwischen Rußland und Schweden abgeschlossen worden war.

Der kaiserliche General Graf Rabutin, ein Sohn des berühmten Feldmarschalls, wurde mit der wichtigen Sendung nach Petersburg betraut. Bekannt wegen seiner außergewöhnlichen Begabung, seiner Kenntnisse und Liebe zu den Wissenschaften, war Rabutin zur Erfüllung eines solchen Auftrages vorzugsweise befähigt [22]). Er rechtfertigte auch vollkommen die Wahl, die der Kaiser in seiner Person getroffen hatte. Am 6. August 1726 kam das Bündniß mit Rußland zu Stande, durch welches dasselbe dem Friedensvertrage vom 30. April 1725 sich anschloß. Es versprach dem Kaiser den Besitz all seiner Länder zu verbürgen. Würde er angegriffen oder irgend etwas zu seinem Nachtheile unternommen, so sollte ihm Rußland mit dreißigtausend Mann zu Hülfe kommen, ja nach Beschaffenheit der Sache selbst

den Angreifenden den Krieg ankündigen, und nicht eher Frieden schließen, bis der etwa zugefügte Schaden ersetzt sei und der Kaiser sich hiemit einverstanden erklärt habe. Karl VI. sagte hingegen Rußland gleichfalls die Gewährleistung seiner Staaten zu. Der geheime Artikel dieses Vertrages aber bestimmte, daß wenn die Pforte den aus Anlaß der persischen Angelegenheiten mit Rußland errichteten Tractat brechen und aus dieser Ursache zwischen beiden Staaten in ihren europäischen Ländern ein Krieg sich entzünden würde, der Kaiser entweder die gleiche Anzahl Truppen, wie in den übrigen im Vertrage vorhergesehenen Fällen Rußland zu Hülfe zu schicken, oder selbst der Pforte den Krieg anzukündigen habe.

So vorsichtig Karl VI. zu Werke ging, wenn er durch den neu geschlossenen Bund mit der Czarin sich zu stärken suchte, und zu gleichem Ende an verschiedenen deutschen Höfen lebhafte Unterhandlungen pflog, so unbesonnen war hingegen das Betragen des Madrider Hofes. Ripperda glaubte nichts Besseres thun zu können, als auch in der Stellung eines ersten Ministers der Weise treu zu bleiben, welche ihn so hoch erhoben hatte. Die Gedanken, die ihn beseelten, die Plane, welche er durchzuführen beabsichtigte, waren nicht selten lobenswürdig und ließen das Gelingen seiner Bemühungen oft wünschenswerth erscheinen. Die Rechtspflege wollte er verbessern, den Handel beleben, die Hülfsquellen des Staates eröffnen, und Spanien den alten Glanz zurückgeben, der es unter Karl V. in die vorderste Reihe der europäischen Länder gestellt hatte.

Die Art jedoch, wie Ripperda dieß alles zu gleicher Zeit angriff, und in kürzester Zeit durchführen wollte, bewies es klar, daß er einer so großen Aufgabe durchaus nicht gewachsen war. Das gleiche fand auch in seiner auswärtigen Politik statt. Er entblödete sich nicht, im entschiedenen Widerspruche mit den Wiener Verträgen einen Theil der geheimen Verabredungen, die sie enthielten, dem britischen Minister Stanhope zu entdecken. Ja er sprach ihm, um England einzuschüchtern, von Verpflichtungen des Kaisers gegen Spanien, welche derselbe niemals eingegangen hatte [23]). Offen bereitete er eine Expedition gegen die englische Küste vor, und brachte dadurch die britische Regierung eben so sehr in Harnisch, wie er die Generalstaaten durch drohende Zuschriften beleidigte.

Es war ein Unglück für Ripperda, daß er auch mit dem neu ernannten kaiserlichen Botschafter, dem Feldmarschall Grafen Lothar Königsegg,

welcher zu Madrid mit den größten Ehrenbezeigungen aufgenommen worden war, in Zwiespalt gerieth. Königsegg verlangte, und mit vollem Rechte, die Zahlung der tractatmäßig zugesicherten Subsidien. Nicht dafür hatte der Kaiser sich mit halb Europa verfeindet und in die gefährlichste Lage begeben, daß die erste und wichtigste Bestimmung der neuen Verträge völlig unerfüllt gelassen werden sollte. Bei Abschluß derselben war es ja die offen eingestandene Absicht beider Mächte gewesen, daß der Kaiser die nöthige Kriegsmacht auf die Beine zu bringen habe, wofür Spanien die Vergütung eines Theiles der Auslagen übernahm. Geschah dieß letztere nicht, so war es bei dem erschöpften Zustande der österreichischen Finanzen leicht vorauszusehen, daß auch die Rüstungen nicht in dem beabsichtigten Maße stattfinden, und die kaiserlichen Streitkräfte nicht auf den Fuß gebracht werden konnten, welcher erforderlich war, um so furchtbaren Feinden wie Frankreich, England und Preußen mit Aussicht auf Erfolg entgegentreten zu können.

Königsegg war also nur völlig in seinem Rechte, wenn er bei Ripperda auf Erfüllung der Bestimmungen der Wiener Verträge drang. Ripperda aber, welchem es schon an Geld fehlte, um dasjenige durchzuführen, was er in Spanien selbst und von dort aus zu unternehmen gedachte, vermochte nichts zu erübrigen, um es nach Wien zu senden. So war es natürlich, daß es gegenseitig zu Vorwürfen, endlich zu offenem Streite kam. So wie mit allen Männern von Einfluß und Macht am spanischen Hofe, wie mit der Mehrzahl der dortigen fremden Repräsentanten, verfeindete sich Ripperda auch mit dem kaiserlichen Botschafter, welcher ihm doch sonst als die vornehmste Stütze hätte dienen sollen. Die Gunst des Königs und der Königin büßte er durch sein vielfach verletzendes Benehmen gleichfalls ein. Von Allen gehaßt und befehdet, von Niemanden gehalten, kam sein Sturz so rasch, als es seine Erhebung gewesen war. Am 17. Mai 1726 zeigte der Staatssecretär Juan Baptista de Orendayn dem Prinzen Eugen an, daß König Philipp den Herzog von Ripperda von allen seinen Aemtern entlassen habe, und er selbst, Orendayn, zu dessen Nachfolger in der Leitung derjenigen auswärtigen Geschäfte, welche das Verhältniß Spaniens zu Oesterreich betrafen, ernannt worden sei. Als solcher werde er es als seine heiligste Pflicht ansehen, durch pünktliche Erfüllung der Vertragsbestimmungen das neu geknüpfte Band zwischen den beiden Monarchen immer enger zu schlingen [24]).

In einem Augenblicke, in welchem von allen Seiten nur erbitterte Schmähungen über Ripperda zu hören waren, zeigte Eugen wieder das seltene Gerechtigkeitsgefühl, das ihn beseelte. Ob Jemand in hoher Würde sich befand, oder ob er gleich Ripperda, herabgestürzt von derselben und in den Kerker geworfen, im Elende schmachtete, durch solche äußere Umstände ließ der Prinz sein Urtheil über die Befähigung und den Werth eines Menschen nicht beirren. Zwar hatte er es schon lange vorher gesehen, daß sich ein Mann von so excentrischem Benehmen wie Ripperda am spanischen Hofe nicht werde halten können. Ein so unstäter uud so wenig biegsamer Geist wie der seinige war nach Eugens Ansicht nicht dazu gemacht, sich in der Gnade eines Königs wie Philipp V. zu befestigen, und ein Volk zu regieren, für welches er so geringe Rücksichten zeigte. Sein unverläßliches Wesen, der Leichtsinn, mit welchem er die wichtigsten Geheimnisse verrieth, machten ihn auch durchaus nicht zu dem Amte geschickt, das er bekleidete. „Dennoch muß man zugestehen", schrieb Eugen an den Grafen Königsegg, „daß Ripperda auch sehr gute Eigenschaften besaß, durch welche „er in einer gewissen Stellung sich Ruhm und Auszeichnung hätte erwer„ben können. Ich glaube sogar", fuhr der Prinz fort, „daß, lebhaft und „verwegen wie er war, er dem Könige Dienste zu leisten vermocht hätte, „welche von einem Anderen nicht zu erwarten gewesen wären. Insbesondere „wird dieß von keinem eingebornen Spanier der Fall sein. Denn ein sol„cher wird es niemals wagen, die Hand an gewisse Mißbräuche zu legen, „welche seit so langer Zeit tief eingewurzelt und den Interessen des Königs „äußerst schädlich sind. Wenigstens hat er mir hierüber Gedanken mitge„theilt, welche in Ausführung gebracht, den Finanzen des Königs und der „Wiederbelebung des Handels in Spanien nur von großem Nutzen hätten „sein können. Zu ihrer Verwirklichung bedurfte es jedoch eines Mannes, „welcher sich nicht darum kümmerte, den allgemeinen Unwillen auf sich zu „ziehen, eines Mannes, der Entschlossenheit genug besaß, seine Plane zu „verfolgen und welcher Niemanden geschont hätte, um zu seinem Ziele zu „gelangen [25])".

Obgleich der Prinz, wie aus diesem Schreiben hervorgeht, Ripperda's Sturz gewissermaßen bedauerte, so beeilte er sich doch, mit dessen Nachfolger allsogleich in freundliche Beziehungen zu treten. Es war keine der geringsten Eigenschaften Eugens, daß er, wenn seine Ansicht von der-

jenigen des Kaisers verschieden war, in geziemender, aber entschiedener Vorstellung seine Meinung zu begründen und ihr Eingang zu verschaffen suchte. Wurde sie aber dennoch verworfen, so fügte der Prinz sich augenblicklich in des Kaisers Beschluß, und er verfocht denselben von nun an mit dem gleichen Eifer, als wenn er von der Richtigkeit dessen was geschah, durchdrungen gewesen wäre. Diese seltene Selbstverläugnung hatte er bei der Stiftung der Ostendischen Compagnie bewährt, und er legte sie jetzt wieder von neuem an den Tag. Der Kaiser war einmal, wenn gleich wider Eugens Ansicht, in das Bündniß mit Spanien getreten. Jetzt mußte daher, das war die Ueberzeugung des Prinzen, an demselben festgehalten und der größtmögliche Nutzen daraus gezogen werden. Und deßhalb war es Eugen willkommen, daß Orendayn, nun zum Marquis de la Paz erhoben, wenigstens hinsichtlich desjenigen Theiles der öffentlichen Geschäfte, der sich auf die Verbindung mit dem Hause Oesterreich bezog, an Ripperda's Stelle trat. Denn er war es, durch welchen die Verhandlungen über die Wiener Verträge gegangen waren, und der zu ihrem Zustandekommen wesentlich beigetragen hatte. Man durfte hoffen, daß er an demjenigen, was theilweise sein eigenes Werk war, festhalten, und wie er es selbst versprach, sich die Erfüllung der Verpflichtungen, welche Spanien übernommen hatte, werde angelegen sein lassen [26]).

Wenn nun die spanische Regierung, wie sie wiederholt betheuerte, ihren Versprechungen treulich nachzukommen beabsichtigte, so handelte es sich darum, die drei Millionen, welche sie dem Wiener Hofe jährlich zu verabfolgen hatte, in passendster Weise zu verwenden. Zwei Millionen wurden dazu bestimmt, verschiedenen deutschen Fürsten als Subsidien und als Sold für die Truppen ausbezahlt zu werden, welche sie zum Dienste des Kaisers zu stellen hatten. Die dritte Million aber sollte dazu dienen, einen wenn gleich nur geringen Theil der eigenen Rüstungen des Kaisers zu bestreiten. Die wirkliche Auslage für die letzteren belief sich auf die Summe von fünf Millionen [27]), und es geht hieraus am besten hervor, was von der unbegründeten Behauptung zu halten ist, der Wiener Hof habe reiche Schätze aus Spanien bezogen, alle seine Ausgaben damit bestritten, die Finanzverhältnisse der spanischen Regierung aber dadurch völlig zerrüttet. Es waren im Gegentheile die baaren Verluste höchst bedeutend, welche in dieser Sache der Kaiserhof erlitt. Denn die deutschen

Fürsten waren klug genug zu erklären, daß sie mit dem spanischen Cabinete, dessen Unverläßlichkeit sie kannten, nichts zu thun haben wollten. Der Kaiser mußte ihnen Bürge sein für die Zahlungen, welche sie zur Bedingung ihres Beistandes machten. Von Wien und nicht von Madrid aus wollten sie die entfallenden Beträge erhalten. Und da der Kaiser sich hierauf einzugehen genöthigt sah, die Geldsendungen der spanischen Regierung aber immer spärlicher flossen und endlich ganz versiegten, so mußten die fehlenden Summen, welche die neu gewonnenen Verbündeten in Anspruch nahmen, aus dem kaiserlichen Staatsschatze bezahlt werden. Dieselben waren jedoch um vieles bedeutender als diejenigen, welche jemals aus Spanien dahin gelangten [28]).

Ein hartnäckiger Kampf entspann sich nun zwischen dem Kaiser und dem Könige von England an den deutschen Höfen, an denen jeder den anderen durch noch glänzendere Versprechungen zu überbieten suchte. Es schien als ob dieser Streit der beiderseitigen Staatsmänner das Vorspiel bilden sollte zu einem blutigeren Kampfe, welcher nur auf den Schlachtfeldern zu Ende geführt werden konnte. Denn die Erbitterung der britischen Regierung wider den Kaiser war dadurch auf's höchste gestiegen, daß Ripperda sich den Schutz Englands nicht nur durch Enthüllung des geheimen Vertrages zwischen dem Kaiser und Spanien, sondern auch durch falsche Darstellung der wirklich verabredeten Bestimmungen zu gewinnen suchte. Er behauptete die Vermählung der Erzherzogin Maria Theresia mit dem Infanten Don Carlos sei unwiderruflich festgesetzt, und die Mithülfe des Kaisers bei der Wiedereroberung Gibraltars und einer Landung in England eine beschlossene Sache. In der Wirklichkeit aber war wegen der Heirath des Infanten mit der ältesten Erzherzogin durchaus nichts Bestimmtes in dem Vertrage zwischen dem Kaiser und Spanien enthalten. Was die Belagerung von Gibraltar betraf, so wurde sie von Niemanden angelegentlicher als vom Kaiserhofe widerrathen [29]), und an die Landung in England war in Wien nur für den Fall gedacht worden, daß von den Gegnern zuerst der Frieden gebrochen würde. Sich sodann der Unzufriedenheit zu bedienen, welche im feindlichen Lande selbst herrschte und dessen Widerstandskraft durch eine Diversion zu schwächen, die der Prätendent Stuart in's Werk zu setzen hätte, wäre eben nichts anderes als die Benützung eines im Kriege völlig erlaubten Hülfsmittels gewesen.

Wie dem aber auch sein mochte, in England gab man sich das Ansehen, Ripperda's Enthüllungen unbedingt für wahr zu halten. Ja man glaubte ihnen vielleicht wirklich; gewiß ist es, daß England eine außerordentliche Thätigkeit entwickelte, den Planen des Kaisers und Spaniens entgegen zu arbeiten. Insbesondere geschah dieß in Deutschland durch Umtriebe jeder Art. So versprach Saint-Saphorin dem Kurfürsten Karl Albrecht, Max Emanuels ältestem Sohne, die Kaiserkrone und die Theilung der österreichischen Erbländer zwischen Baiern und Sachsen [30]). Der Hofkanzler Graf Sinzendorff mußte sich selbst nach München begeben, um diesen Bestrebungen Englands entgegenzuwirken. Mit dem Landgrafen von Hessen-Cassel schloß die britische Regierung einen Vertrag zur Stellung beträchtlicher Streitkräfte. Gleiches war mit Dänemark und Schweden der Fall. Der Kaiser hingegen gewann die geistlichen Kurfürsten und diejenigen von Baiern und der Pfalz. Bei weitem der glänzendste und fruchtbringendste Erfolg war jedoch, daß es Karl VI. gelang, den König von Preußen, Friedrich Wilhelm I., von der Allianz mit England und Frankreich loszulösen und auf seine Seite zu ziehen.

Achtes Capitel.

Es ist schon früher gezeigt worden, wie wenig in dem letzten Jahre des spanischen Erbfolgekrieges die Haltung des Königs Friedrich Wilhelm I., welcher eben den preußischen Thron bestiegen hatte, den Kaiser befriedigen konnte. Des Königs Reichscontingent war eigenmächtig im kölnischen Lande stehen geblieben, und der Commandant desselben, General Bülow, schien sich nur wenig um die Befehle kümmern zu wollen, welche ihm von Eugen zukamen und den schleunigen Anmarsch der preußischen Truppen zum Heere verlangten. Dieß erbitterte den Prinzen, und das Benehmen des Königs kam ihm so tadelnswerth vor, daß er den dringenden Verdacht hegte, Preußen sei mit Frankreich einverstanden und trage sich mit gefährlichen Anschlägen wider den Kaiser.

Was den König selbst betraf, so wußte der Prinz, daß er bei ihm persönlich in hohem Ansehen stand. Friedrich Wilhelm hatte den Feldzug des Jahres 1709 in den Niederlanden unter Eugen und Marlborough mitgemacht. Da er ein leidenschaftlicher Soldat war, so konnte er für einen Feldherrn wie Eugen nur von lebhafter Verehrung durchdrungen sein. Wirklich hatte er hievon mehrmals, insbesondere bei dem größtentheils durch ihn herbeigeführten Besuche Eugens in Berlin im Frühlinge des Jahres 1710 mannigfache Beweise gegeben. Aber auch dieses Gefühl der Verehrung für den Prinzen hatte einer gewissen Gereiztheit Platz gemacht, die sich des Königs bemächtigte, als ihm der kaiserliche Gesandte Graf Schönborn, ein Bruder des Reichsvicekanzlers, in unbesonnener Weise Eugens vertrauliche Schreiben mittheilte, in welchen der Prinz über das lange Verbleiben der preußischen Truppen auf dem Gebiete des Kurfürsten von Köln sich bitter beklagte.

Friedrich Wilhelm I. war während der ganzen Zeit seiner Regierung für nichts empfindlicher, als wenn er irgend eine Beschwerde über diejenigen, welche ihm am meisten am Herzen lagen, über seine Truppen zu

hören bekam. Wer es auch immer sein mochte, von dem die Klage ausging, er mußte auf des Königs heftigen Unwillen gefaßt sein. Und diesen bezeigte er nun auch gegen Eugen in ziemlich unumwundner Weise [1]).

Obwohl nur zu sehr von der Wahrheit dessen überzeugt, was er über die preußischen Truppen an Schönborn geschrieben hatte, erkannte doch Eugen die Nothwendigkeit, es über diesen Gegenstand nicht zu einem noch gespannteren Verhältnisse zu dem Könige kommen zu lassen. Mit einem scharfen Verweise an Schönborn [2]) richtete er zugleich ein beschwichtigendes Schreiben an Friedrich Wilhelm [3]). Und wirklich scheint es dem Prinzen gelungen zu sein, die gereizte Stimmung des Königs wieder zu besänftigen. Die angelegentliche Einladung nach Berlin, welche nach dem Abschlusse des Passarowitzer Friedens an Eugen erging, gibt davon Zeugniß. Bald aber ereigneten sich wiederholte Vorfälle, durch welche der leicht erregbare König neuerdings in üble Stimmung wider den Kaiserhof und Eugen versetzt wurde. Es waren dieß hauptsächlich Religionsstreitigkeiten, welche sich über die angeblich harte Behandlung der evangelischen Pfälzer durch den Kurfürsten Karl Philipp, und die noch viel weiter gehenden Repressalien entspannen, die König Friedrich Wilhelm gegen die Katholiken in seinen Landen ergriff. So heftig wurde der Zwist und so unziemlich die Sprache, welche der preußische Bevollmächtigte Kannegießer sich zu Wien erlaubte, daß demselben auf Eugens Antrag, der lebhaft darauf gedrungen hatte, der Kaiser möge sich doch nicht immer nachgiebig zeigen, der fernere Besuch des Hofes verboten wurde [4]).

Dem Könige von Preußen mochte wohl die Entschiedenheit nicht unbekannt geblieben sein, mit welcher Eugen in dieser Sache wider ihn Partei nahm. Und da es bekanntlich eine seiner zahlreichen Eigenheiten war, niemals Unrecht haben zu wollen, so sah er für eine persönliche Gehässigkeit an, was doch allein der Ausdruck der aufrichtigen Ueberzeugung des Prinzen war. Nur durch eine solche Stimmung läßt es sich erklären, daß er den lügenhaften Angaben, mit welchen ein gewandter Betrüger, Namens Johann Michael Klement, ihn auf die gröbste Weise zu täuschen verstand, vollen Glauben beimaß [5]).

Klement war ein geborner Ungar und hatte lange Zeit hindurch dem Fürsten Rakoczy gedient. Als jedoch dessen Glücksstern zu erbleichen begann, verließ er ihn und lieferte, wie man behauptet, wichtige Schriften

desselben der kaiserlichen Regierung aus. In Wien nur wenig geachtet und wie es scheint, wegen Betrügereien von dort entfernt, begab er sich nach Dresden und verstand es den Feldmarschall Grafen Flemming, den Günstling des Königs August II. zu gewinnen, indem er ihm angebliche Staatsgeheimnisse entdeckte. Dadurch in Flemmings nähere Umgebung gezogen, mochte er hier wirklich Gelegenheit haben, allerlei in Erfahrung zu bringen, und er beschloß die Leichtgläubigkeit des Königs von Preußen für sich auszubeuten. Auf geheimnißvollem Wege ließ er ihm mittheilen, daß er ihm Eröffnungen von höchster Wichtigkeit zu machen habe.

Friedrich Wilhelm ging wirklich in die plumpe Falle. Er ließ Klement insgeheim kommen, sprach ihn wiederholt, und empfing von ihm die Nachricht, die Höfe von Wien und Dresden hätten den Plan geschmiedet, ihn entweder auf einer Reise oder auf der Jagd, oder auch in seinem Lieblingsschlosse Wusterhausen aufzuheben und nach Wien in sicheren Gewahrsam zu bringen. Hier werde er lebenslang ein Gefangener sein. Den Kronprinzen wolle man katholisch erziehen lassen und unter des Kaisers Vormundschaft auf den preußischen Thron setzen. Die vornehmsten Männer aus des Königs Umgebung, diejenigen, welche er für seine treuesten Anhänger halte, seien schon für diesen Plan gewonnen, und es handle sich nur noch darum, die Zustimmung der Seemächte zu erlangen. Flemming habe den Plan ersonnen, Eugen aber sei trotz anfänglichen Zögerns hierauf eingegangen. Die Wahrheit seiner Aussagen vermöge er durch eigenhändige Schreiben des Prinzen und des Grafen Flemming zu beweisen.

Klement zeigte in der That dem Könige Briefe vor, in welcher derselbe die Handschrift Eugens und Flemmings zu erkennen meinte. So unwahrscheinlich die Angaben Klements jedem ruhigen Beurtheiler hätten erscheinen müssen, der König in seinem mißtrauischen Sinne maß ihnen doch vollen Glauben bei. Er wurde schwermüthig und zeigte seiner Umgebung den verletzendsten Verdacht. Endlich wagte es der Fürst Leopold von Dessau, welcher als erprobter Feldherr bei dem Könige im höchsten Ansehen stand, ihn unter den stärksten Betheuerungen seiner unerschütterlichen Treue geradezu nach der Ursache seines Kummers zu fragen.

Nach langer fruchtloser Bemühung vermochte endlich Fürst Leopold den König dahin zu bringen, ihm die Ursache seiner Betrübniß mitzutheilen. Der Fürst von Dessau war darüber erstaunt, daß der König solche Erfin-

dungen für Wahrheit ansehen könne. Er schwor ihm, daß er selbst einem solchen Plane völlig fremd sei, und versicherte ihn seiner festen Ueberzeugung, auch Eugen habe niemals im entferntesten daran gedacht. Er verlangte, dem Betrüger gegenüber gestellt zu werden und ihn entlarven zu dürfen.

So tief eingewurzelt war der Argwohn des Königs, daß er sich lange nicht zu ernsten Schritten wider Klement entschließen konnte. Und als derselbe endlich festgenommen war, wußte er durch seine Unbefangenheit und Kaltblütigkeit den König noch so sehr in der früheren Täuschung zu erhalten, daß er ihn bereits wieder in Freiheit setzen wollte. Nur der lebhafte Widerspruch seiner Minister hielt ihn davon ab. Ja als Klement endlich, durch Androhung der Folter erschreckt, seinen Betrug entdeckte, hielt Friedrich Wilhelm dieß Geständniß für falsch und glaubte, Klement habe sich nur dazu entschlossen, um die fremden Höfe, welche er dadurch von dem auf ihnen lastenden Verdachte reinige, für sein Schicksal zu interessiren.

Um endlich klar in der Sache zu sehen, wandte der König von Preußen sich geradezu an denjenigen, wider welchen Klements Aussagen zunächst gerichtet waren. Der Freiherr von Knyphausen wurde unter dem Namen Tempelberg nach Wien gesendet, um Eugen auszuforschen. Friedrich Wilhelm selbst richtete am 10. Dezember 1718 ein Schreiben an den Prinzen, in welchem er ihm von den Beschuldigungen Klements Kenntniß gab. Er behauptete zwar darin, dessen Angaben niemals Glauben beigemessen zu haben, doch bat er Eugen um seine Mitwirkung, auf daß in dieser verwickelten Angelegenheit die Wahrheit ergründet werden möge [6]).

Eugen war über die Schlechtigkeit, die man ihm zutraute, äußerst erbittert. „Ich bin zwar kein König", sagte er, als er den Brief Friedrich Wilhelms empfangen hatte, in edler Aufwallung zu dem Feldmarschall Grafen Flemming, welcher sich eben in Wien befand, „aber es gibt Nie„mand, dem ich zurückstehe an Lebhaftigkeit des Ehrgefühls. Ich bin nicht „der Mann, in anderer Weise als an der Spitze eines Heeres und auf „Befehl des Kaisers gegen Preußen aufzutreten [7])".

Da der Gegenstand des Schreibens, welches der König an ihn gerichtet hatte, nicht den Prinzen als Privatmann anging, sondern der Wiener Hof selbst in die Anklage Klements tief verwickelt war, so legte Eugen Friedrich

Wilhelms Zuschrift dem Kaiser vor. In der geheimen Conferenz vom 13. Jänner 1719 wurde beschlossen, der Prinz solle in wenig Zeilen den König der Falschheit der vorgebrachten Beschuldigungen versichern und ihn im Uebrigen auf die Erklärungen verweisen, welche der kaiserliche Resident Voß am Berliner Hofe abzugeben beauftragt sei. Die Auslieferung Klements, obgleich derselbe ein Ungar, wolle man nicht begehren; wohl aber müsse man verlangen, daß das neue Verhör, welches mit demselben beabsichtigt werde, in Gegenwart des kaiserlichen Residenten stattfinde. Endlich sei man gewärtig, von demjenigen, was in der Sache weiter geschehe, umständliche Mittheilung, so wie dereinst für die dem Kaiser sowohl als dem Prinzen Eugen widerfahrene Beleidigung eine entsprechende Genugthuung zu erhalten [8]).

Die letztere habe, so wurde auf die spätere Anfrage des Königs erwiedert, in der Absendung einer Person, welche nach ihrer Stellung am preußischen Hofe hiezu geeignet wäre, nach Wien zu bestehen. Klements Behandlung wurde dem Könige anheimgestellt und nur das Begehren ausgesprochen, das Urtheil möge vor dessen Vollziehung dem Kaiserhofe mitgetheilt werden [9]).

Mit der Hinrichtung Klements, welche am 18. April 1720 erfolgte, wurde diese Sache beendigt. Monate hindurch hatte sie den preußischen Hof in die höchste Aufregung versetzt. Aber ihre Nachwirkungen waren noch lange fühlbar in dem Mißtrauen, welches der König gegen seine Umgebung, und in der erbitterten Stimmung, die er wider den Kaiserhof an den Tag legte. Wohl mag das Gefühl der Beschämung, das Opfer eines so groben Betruges geworden zu sein, wesentlich hiezu beigetragen haben.

Aber diese gegenseitige Spannung zwischen den beiden Höfen scheint dem Könige nach und nach selbst unheimlich geworden zu sein. Denn mit all seinen Sonderbarkeiten verband er doch einen lebhaften Sinn für die Ehre und Größe Deutschlands, und begriff, daß dieselbe nur durch die Einigkeit seiner hervorragendsten Mächte gewahrt werden könne. Er zeigte große Verehrung für das Ansehen der kaiserlichen Majestät, und so wild und unbändig auch seine Worte manchmal im Zorne klangen, so kehrte er doch, wenn er zur Besinnung gekommen war, immer wieder zu seinem Anhänglichkeitsgefühle an das Reichsoberhaupt zurück. Freilich verlor er hiebei auch seinen Vortheil niemals aus

den Augen, und ihm ein Opfer zumuthen, hieß ihn augenblicklich wieder in seine frühere zurückhaltende Stellung verscheuchen.

Zu Anfang des Jahres 1722 wandte sich der König an den britischen Bevollmächtigten zu Wien, General Saint-Saphorin, um durch dessen Vermittlung eine Aussöhnung mit dem Kaiserhofe zu Stande zu bringen. Die Antwort des letzteren lautete entgegenkommend; doch verlangte man, daß der König den Residenten Voß, den er als Repressalie für Kannegießers Verweisung vom Wiener Hofe gleichfalls von dem seinigen entfernt hatte, wieder zulassen und einen Gesandten nach Wien schicken solle, welcher dieses unziemliche Betragen in angemessener Weise zu entschuldigen habe [10]).

Daß die Verhandlung hierüber sich außergewöhnlich in die Länge zog, daran waren hauptsächlich die andauernden Religionsstreitigkeiten Schuld. So weit kam es mit denselben, daß Eugen in der Sitzung der Conferenz vom 20. April 1723 erklärte, man müsse sich entweder von den Akatholiken Gesetze vorschreiben lassen, oder daran denken, ihren Uebergriffen, wenn es Noth thue, auch mit den Waffen in der Hand entgegen zu treten [11]).

Eine so entschiedene Sprache des Prinzen machte bei den Höfen, welche sich als die Häupter der protestantischen Partei in Deutschland benahmen, einen tiefen Eindruck. In Hannover, denn dort hielt König Georg von England sich damals auf, behauptete man, Eugen lasse sich zu sehr von denjenigen einnehmen, welche die Rechte des Königs als Kurfürsten zu schmälern trachteten [12]). Der Prinz aber wies diese Beschuldigung mit Lebhaftigkeit zurück. Er bedaure, schrieb er seinem Freunde und Waffenbruder, dem Herzoge Ferdinand Albert von Braunschweig-Bevern, daß man zu Hannover eine so irrige Meinung von ihm hege. Wer ihn kenne, dem sei es wohl bewußt, daß er zu jeder Zeit und bei jedwedem Anlasse weder einseitig zu urtheilen noch mit Leidenschaftlichkeit vorzugehen gewohnt sei. Wie er aber nichts vor Augen habe als den Dienst des Kaisers und das öffentliche Wohl, so lasse er sich auch durch die Intriguen und Cabalen eines Hofes niemals von seinen Grundsätzen abwendig machen. Man kenne seine unablässigen Bestrebungen zur Wiederherstellung eines guten Einvernehmens zwischen den Häusern Oesterreich und Hannover. Und Niemand beklage es lebhafter als er selbst, daß diese Bemühungen bisher kein Ergebniß geliefert hätten, indem Niemand tiefer davon überzeugt sei, in welch hohem Grade die Wohlfahrt beider hievon abhinge [13]).

Wie unerschütterlich auch Eugen in dieser Sache an seiner Ansicht festhielt, so gern bot er doch, wie es in seiner Art lag, die Hand zu friedlicher Aussöhnung, wo dieselbe nur irgend möglich und mit der Würde des Kaisers vereinbar schien. So rieth er selbst dazu, daß um es mit den protestantischen Höfen, insbesondere mit Preußen nicht zum Bruche kommen zu lassen, auch die äußersten Schritte gethan und Männer dorthin entsendet werden sollten, durch welche sich die frühere Verbindung wieder anknüpfen lasse. Was Berlin betreffe, müsse jedoch eine solche Reise als eine bloß zufällige erscheinen, denn man dürfe dem Könige durchaus nicht nachgeben, weil er sonst immer noch maßloser in seinen Forderungen werde. Das Ansehen des Kaisers verlange es, fest darauf zu bestehen, daß der König der Erste sei, welcher einen neuen Minister beim Kaiser beglaubige. Dann werde von Seite des letzteren unverzüglich ein Gleiches in Berlin geschehen.

Die Wahl des Mannes, welchen Eugen zur Sendung nach Berlin erkor, war ein neues Zeichen des Scharfblickes, mit dem der Prinz Jeden auf den seiner Befähigung angemessenen Posten zu stellen verstand. Der kaiserliche Feldmarschall-Lieutenant Graf Seckendorff war es, welchen Eugen für den tauglichsten hielt, die gewünschte Umstimmung des Königs von Preußen zu bewerkstelligen.

Aus dem sicilischen Feldzuge zurückgekehrt, hatte Seckendorff durch Eugens Vermittlung die Erlaubniß erhalten, das ihm von König August II. von Polen zugesagte Gouvernement von Leipzig anzunehmen, und zu gleicher Zeit in kaiserlichem Kriegsdienste zu verbleiben. In dieser Stellung befand er sich, als ihm der Wink zukam, sich zu dem angedeuteten Zwecke nach Berlin zu begeben.

Seckendorff war ganz geeignet, eine solche Aufgabe mit Geschicklichkeit zu erfüllen. Ein ziemlich kleiner, unscheinbarer Mann mit unschönen Gesichtszügen, mit einer fast widerlichen Stimme und Sprechweise, wußte er doch durch ungewöhnliche geistige Begabung sein wenig einnehmendes Aeußeres bald vergessen zu machen. Mit einer für den Soldaten der damaligen Zeit seltenen wissenschaftlichen Bildung verband er eine außerordentliche Beobachtungsgabe und einen ungemein scharfen Blick in der Beurtheilung der politischen Verhältnisse sowohl als der einzelnen Menschen, welche auf dieselben von maßgebendem Einflusse waren. Hiezu kam noch das



Stich u. Druck der Typogr. liter. art. Anstalt in Wien.

Wie unerschütterlich auch Eugen in dieser Sache an seiner Ansicht festhielt, so gern bot er doch, wie es in seiner Art lag, die Hand zu friedlichen Ausgleichen, wo dieselbe nur irgend möglich und mit der Würde des Kaisers vereinbar schien. So rieth er selbst dazu, daß um es mit den evangelischen Höfen, insbesondere mit Preußen nicht zum Bruche kommen zu lassen, auch die nöthigen Schritte gethan und Männer dorthin entsendet werden sollten, durch welche sich die frühere Verbindung wieder anknüpfen ließe. Was Preußen betreffe, müsse jedoch eine solche Reise als eine ganz geheime behandelt werden, denn man dürfe dem Könige durchaus nicht nachgeben, weil er sonst immer noch maßloser in seinen Forderungen werde. Das Ansehen des Kaisers verlange es, fest darauf zu bestehen, daß der König der erste sei, welcher einen neuen Minister beim Kaiser beglaubige. Dann werde von Seite des letzteren unverzüglich ein Gleiches in Berlin geschehen.

Die Wahl des Mannes, welchen Eugen zur Sendung nach Berlin ausersah, war ein neues Zeichen des Scharfblickes, mit dem der Prinz Jeden auf den seiner Befähigung angemessenen Posten zu stellen verstand. Der kaiserliche Feldmarschall-Lieutenant Graf Seckendorff war es, welchen Eugen für den tauglichsten hielt, die gewünschte Umstimmung des Königs von Preußen zu bewerkstelligen.

Aus dem sicilischen Feldzuge zurückgekehrt, hatte Seckendorff durch Eugens Vermittlung die Erlaubniß erhalten, das ihm von König August II. von Polen zugesagte Gouvernement von Leipzig anzunehmen, und zu gleicher Zeit in kaiserlichem Kriegsdienste zu verbleiben. In dieser Stellung befand er sich, als ihm der Wink zukam, sich zu dem angedeuteten Zwecke nach Berlin zu begeben.

Seckendorff war ganz geeignet, eine solche Aufgabe mit Geschicklichkeit zu erfüllen. Ein ziemlich kleiner, unscheinbarer Mann mit unschönen Gesichtszügen, mit einer fast widerlichen Stimme und Sprechweise, wußte er doch durch ungewöhnliche geistige Begabung sein wenig einnehmendes Aeußeres bald vergessen zu machen. Mit einer für den Soldaten der damaligen Zeit seltenen wissenschaftlichen Bildung verband er eine außerordentliche Beobachtungsgabe und einen ungemein scharfen Blick in der Beurtheilung der politischen Verhältnisse sowohl als der einzelnen Menschen, welche auf dieselben von maßgebendem Einflusse waren. Hiezu kam noch das



Stich u. Druck der Typogr. lit. art. Anstalt in Wien.

Talent, das er besaß, sich in die verschiedenen Persönlichkeiten und die Eigenheiten, die ihnen anklebten, in einer Weise zu schicken, daß Menschen von ganz entgegengesetzter Denkungsart in ihm den Mann ihrer Wahl gefunden zu haben glaubten. Daß er zu gleicher Zeit bei Friedrich Wilhelm von Preußen und bei Eugen von Savoyen in Gunst und Ansehen stand, ist für die Richtigkeit dieser Behauptung der beste Beweis.

Insbesondere war es der König, welchen er in einer Weise zu nehmen wußte, wie vielleicht kein anderer Mensch vor oder nach ihm. Die Schlauheit, die ihm eigen war, verstand Seckendorf unter der Maske soldatischer Geradheit völlig zu verbergen. Durch unabläßige Theilnahme an des Königs militärischen Uebungen, an den anstrengenden Jagden, welchen derselbe oblag, so wie an den Gastmälern und dem damals weltberühmten „Tabakscollegium" hatte er ihm seine Gesellschaft unentbehrlich zu machen gewußt. So gewann er nach und nach auf den König von Preußen einen so bedeutenden Einfluß, wie er vielleicht nur in demjenigen, welchen in früherer Zeit einzelne Botschafter der Könige von Spanien aus der älteren Linie des Hauses Habsburg auf den Wiener Hof ausübten, ein Gegenstück gefunden hat.

Seckendorff verdunkelte die glänzenden Gaben, welche ihn auszeichneten, durch ungemessene Habsucht und eine übertriebene, an Geiz gränzende Sparsamkeit. Diese Eigenschaft war jedoch kein Fehler in den Augen des Königs, der bekanntlich außer für seine Soldaten, für nichts Sinn hatte als für Geld und Ländererwerb. Ueberdieß schätzte er in Seckendorff den kenntnißreichen, erprobten General, und wollte mit einem dem Civilstande angehörenden Diplomaten nichts zu schaffen haben. So durfte man hoffen, Seckendorffs Anwesenheit in Berlin werde von den ersprießlichsten Folgen sein. Und in der That berichtete er nach seiner Rückkehr nach Leipzig im April 1723 dem Prinzen Eugen von den Gnadenbezeigungen, mit denen ihn der König überhäuft, und von dem innigen Wunsche, welchen derselbe in unzweideutigster Weise an den Tag gelegt habe, sich mit Karl VI. vollständig und auf immer zu versöhnen. Niemals werde es ihm in den Sinn kommen, erkläre Friedrich Wilhelm, sich mit irgend Jemand gegen den Kaiser in ein Bündniß einzulassen.

Es ist bekannt, daß der König von Preußen an nichts so sehr Gefallen fand, als mit der für die damalige Zeit wirklich ganz außergewöhnlichen

Einübung seiner Truppen zu prunken, und sie in täglichen Manövern und Paraden sich selbst und denen, welche sich auf Besuch oder sonst in seiner Umgebung befanden, zu niemals genug gesehener Schau vor Augen zu führen. Sowohl um dem Könige zu Gefallen zu leben, als weil er als Soldat viel Antheil daran nahm, wohnte Seckendorff während seines Aufenthaltes zu Berlin derlei militärischen Uebungen unablässig bei. Die Schilderung, welche er dem Prinzen hievon entwirft, ist in der That eine enthusiastische zu nennen. Es sei gewiß, schrieb er an Eugen, daß was die Schönheit der preußischen Truppen, ihre Sauberkeit und Ordnung angehe, man dergleichen in der Welt nicht mehr sehen könne. Alle Kriegsbedürfnisse seien im Ueberflusse vorhanden, und in Berlin und der Mark Brandenburg, obgleich sich alles im tiefsten Frieden befinde, herrsche doch ein so belebter Truppenverkehr, wie man ihn zu Wien nur zur Zeit des Türkenkrieges gekannt habe [14]).

Es ist eigenthümlich daß Eugen, wie vor und nach ihm fast alle großen Feldherren, wie insbesondere Napoleon, dasjenige eben nicht liebte, was man ein militärisches Schauspiel zu nennen pflegt. Die Ursache davon mag gewesen sein, daß er zu lange Zeit seines Lebens im ernsten und blutigen Kriege zugebracht hatte, um an dessen verblaßter Nachbildung noch Gefallen finden zu können [15]). Ja es muß sogar zugestanden werden, daß was die Einübung der Soldaten in den Waffendienst während des Friedens betraf, hierin, so lange Eugen der Leitung des Kriegswesens vorstand, in Oesterreich eher zu wenig als zu viel geschah. Und so betrachtete der Prinz auch das stete Manövriren, Exerciren und Paradiren der preußischen Regimenter fast nur mit geringschätzenden Blicken. „Mich wundert nicht im Geringsten", antwortete er dem Grafen Seckendorf, „daß die dortigen Truppen sich in „einem schönen und wohlgeübten Stande befinden. Bei andauerndem „Frieden, richtiger Bezahlung, fortgesetzter Uebung und des Königs sorg„samer Obsicht kann dieß wohl auch nicht anders sein. Ein großer Unter„schied würde sich zeigen, wenn ein Krieg zu führen wäre, und die Truppen „außer Landes und entfernt von den Augen des Königs Felddienst zu leisten „und die daraus nothwendig entstehende Gefahr und Beschwerde zu „ertragen haben würden [16])."

An den Prinzen von Braunschweig-Bevern schrieb Eugen über denselben Gegenstand: „Das Exerciren der preußischen Truppen ist mir

„bekannt. Dasselbe hatte immer etwas Gekünsteltes an sich und es soll „dieß, wie man mir sagt, seither noch zugenommen haben. Es ist nicht zu „wundern, daß große Körper, welche wohl genährt sind und keine Beschwer„den ausgestanden haben, sich am Tag einer Parade mit Leichtigkeit „bewegen [17]). Aber wenn es heute oder morgen zu einer Kriegsoperation „kommen sollte", sagt der Prinz in einem späteren Schreiben an Seckendorff, „so werden diese Truppen schwerlich die Dienste leisten, die man sich „von ihnen verspricht. Wenn sich die Gelegenheit dazu ergibt, so wird „unfehlbar mehr als der dritte Theil der Mannschaft desertiren. Die „außerordentlich großen Pferde hingegen vermögen den Anstrengungen „nicht zu widerstehen, und die darauf verwandten großen Kosten werden „gewiß vergeblich sein [18])".

In ähnlichem Sinne äußerte sich der Prinz gegen einen andern General, welcher ihm über die preußischen Truppen Bericht erstattet hatte. „Die ansehnlichen Leute und Pferde", schrieb er, „dann die Behendigkeit „im Exerciren sammt der übrigen kostbaren Ausrüstung mag wohl äußerlich „den Truppen ein gutes Aussehen geben und ihnen zur Zierde gereichen. „Wenn man aber auf den Grund sieht und die außerordentliche Größe der „Mannschaft und der Pferde, die Unerfahrenheit der Offiziere und Sol„daten, indem sie mit Ausnahme weniger alten Generale niemals Kriegs„dienste gethan haben, die für das Feld allzu kurze und enge Montur, so „wie viele andere Uebelstände betrachtet, so ergibt sich der Schluß von „selbst, daß wenn es zum Ernst kommen sollte, trotz all der übertriebenen Aus„gaben die Wirklichkeit schwerlich dem jetzigen Scheine entsprechen wird [19])".

Trotz Seckendorffs Zufriedenheit mit seiner Reise nach Berlin zeigte es sich doch bald, daß dieselbe keine nachhaltige Wirkung hervorzubringen vermocht hatte. So glänzend auch die Versprechungen des Königs gewesen waren, so sehr standen seine Handlungen mit denselben im Widerspruche. Ein zweiter Aufenthalt Seckendorffs in Berlin schien wünschenswerth zu sein [20]). Derselbe fand im Frühlinge des Jahres 1724 statt und fruchtete in der That so viel, daß der König sich endlich entschloß in der Person des geheimen Rathes Christian von Brandt wieder einen Gesandten am Kaiserhofe zu beglaubigen.

Der lange Zwiespalt zwischen den beiden Regierungen und die Ereignisse mit Klement hatten in dem Könige von Preußen die frühere Ver-

ehrung für Eugen niemals ganz zu ersticken vermocht. Ihm empfahl er seinen neuen Bevollmächtigten zu wohlwollender Aufnahme und hülfreicher Unterstützung [21]). Und wie sehr er wünschte, das ehemalige gute Einvernehmen mit Eugen wieder hergestellt zu sehen, bewiesen seine Gespräche mit Seckendorff. „Wenn der Prinz mein Freund sein will", sagte er ihm, „so bin ich es auch von Herzen". Und als Seckendorff sich hierüber in Betheuerungen erging, erwiederte der König, wohl nicht ohne Anspielung auf Klement und auf die ihm bekanntgewordenen Abstimmungen Eugens in der Conferenz zu Wien: „Man hat mir wenigstens gesagt, daß er nicht „allzeit mein Freund gewesen ist [22])".

Trotz der Sendung des geheimen Rathes von Brandt nach Wien schienen doch die früheren Mißhelligkeiten sich schwerer beilegen zu lassen, als man erwartet hatte. Der König beklagte sich bitter über die in so vielen Rechtssachen wider ihn lautenden Entschließungen des Reichshofrathes. Eugen aber erwiederte, daß es dem Kaiser als oberstem Richter im Reiche ganz unmöglich sei, den Gang der gesetzlichen Rechtspflege zu hindern, und um seines eigenen Vortheils willen oder dem König von Preußen zu Liebe denjenigen Gerechtigkeit zu versagen, welchen sie gebühre. Die Ursache des Uebels sei darin zu suchen, daß der König allein fast mehr Processe anhängig habe als alle übrigen Reichsfürsten zusammengenommen, und daß er sich ohne Noth allzuvielen Geschäften unterziehe, deren er sich eigentlich in keiner Weise anzunehmen brauchte [23]). Es habe fast das Ansehen, fuhr der Prinz in einem späteren Schreiben fort, als ob der König geflissentlich auf der vorgefaßten Meinung beharre, man lasse ihn selbst und seinen Vortheil aus den Augen. Die Beseitigung der obwaltenden Mißverständnisse werde daher nicht so bald zu hoffen sein, insbesondere da man zu Berlin den Fehler immer von sich abzulehnen und anderen aufzubürden suche. Es zeige dieß deutlich, daß es noch nicht Ernst sei mit der Wiederherstellung des früheren befriedigenden Einverständnisses zwischen den beiden Höfen. Die Art und Weise, in welcher der König sich über den Kaiser auszusprechen pflege, und die nirgends ein Geheimniß sei, lege dieß klar an den Tag [24]).

Die Sendung des Generals Grafen Amadeus Rabutin nach Berlin, um an dem dortigen Hofe als Gesandter des Kaisers zu verbleiben, schien nach und nach in den Gesinnungen des Königs, oder wenigstens in deren

Kundgebung eine Aenderung hervorzubringen. Rabutin wußte sich mit seltener Gewandtheit in die Launen Friedrich Wilhelms zu schicken. Obgleich ihn als einen Mann von feiner Bildung der Ton, der damals in der Umgebung des Königs herrschte, nicht ansprechen konnte, so verstand er es doch, durch Theilnahme an Friedrich Wilhelms Vergnügungen und durch den Reiz, welchen sein geistreiches Gespräch den Abendgesellschaften des Königs verlieh, dessen Gunst zu gewinnen.

Daß Friedrich Wilhelm damals wirklich die Absicht hatte, sich dem Kaiserhofe zu nähern, und daß er dieß durch Eugens Vermittlung auszuführen versuchte, beweiset ein Schritt, welchen er um jene Zeit, es war in der ersten Hälfte des Monates Mai 1725, dem Prinzen gegenüber that. Er wußte, wie sehr Eugen es liebte, in seinem Marstalle prächtige Pferde der verschiedensten Racen zu besitzen, und wie er zugleich eifrig bemüht war, durch Ankauf seltener Thiere die Menagerie, welche er in dem Garten des Belvedere angelegt hatte, zu bereichern. So schwer nun auch der König bei seiner übertriebenen Sparsamkeit daran ging, irgend Jemand ein Geschenk zu machen, so entschloß er sich doch zu einem solchen, um dadurch, wie er meinte, Eugens Unterstützung am Wiener Hofe zu gewinnen. Er bat den Prinzen, ihm als Zeichen seiner Ergebenheit und seines sehnlichen Wunsches, durch ihn in ein besseres Verhältniß zu dem Kaiser gebracht zu werden, einen Zug preußischer Pferde für seinen Marstall, dann zwei Elennthiere und einen Auerochsen für die Menagerie anbieten zu dürfen [25]).

Es war Eugens Stolz, daß in jener Zeit allgemeiner Begehrlichkeit, in welcher Hoch und Niedrig fortwährend die Hand ausstreckte nach ungebührender Gabe, und in der das Gelingen einer Verhandlung nach den Geldern vorherbestimmt werden konnte, welche auf Bestechungen verwendet wurden, daß in jener Zeit empörendster Corruption sein Name, und fast nur der seinige rein dastand und klar, auch nicht von der leisesten Makel getrübt. Es war sein Stolz, daß selbst der gröbste Verläumder es nicht wagte, ihn irgend einer Handlung anzuklagen, welche dem Verdachte Raum gab, daß er neben dem öffentlichen Interesse auch auf den eigenen Vortheil bedacht sei. Und so wollte er selbst dem Könige von Preußen gegenüber nicht abweichen von dem Grundsatze, den er immerdar unverrückt beobachtet hatte, von Niemanden als von seinem Kaiser und Herrn ein Geschenk anzunehmen [26]).

In einem Schreiben, welches in den ehrerbietigsten Ausdrücken abgefaßt war, versicherte Eugen den König seiner freudigen Bereitwilligkeit, Alles zu thun, was zur Wiederherstellung und Befestigung des guten Einvernehmens zwischen den beiden Höfen beitragen könne. Für das ihm zugedachte Geschenk aber dankte er und versicherte, daß ihn des Königs Absicht ebenso wie eine wirklich empfangene Gabe freue [27]). Den kaiserlichen Gesandten Grafen Rabutin beauftragte der Prinz, dahin zu wirken, daß der König den Gedanken aufgebe, ihm ein Geschenk zu machen. Sollte er aber hievon durchaus nicht abzubringen sein, so möge es denn bei den für die Menagerie bestimmten Thieren sein Bewenden haben. Die Pferde werde er nun und nimmermehr annehmen.

Rabutin hatte wohl Recht, wenn er Eugen zu wiederholten Malen darauf aufmerksam machte, daß so günstig jetzt auch die Stimmung des Königs für den Kaiserhof scheine, bei der außerordentlichen Veränderlichkeit seines Charakters selbst auf dessen lebhafteste Betheuerungen nicht im mindesten zu bauen sei [28]). Wenige Wochen nachdem er seine unverbrüchliche Anhänglichkeit an Kaiser und Reich mit hochklingenden Worten versichert hatte, am 23. September 1725 unterzeichnete Friedrich Wilhelm zu Herrenhausen mit England und Frankreich jenes Bündniß, welches eine offene Kriegserklärung gegen den Kaiser enthielt. Denn der König versprach darin, bei einem ausbrechenden Kampfe für England und Frankreich die Waffen zu ergreifen. Ja so weit ging Friedrich Wilhelm, daß er selbst am heftigsten darauf drang, den Kaiser, der ihm zu solchem Benehmen durchaus keinen ausreichenden Grund gegeben hatte, unverzüglich mit Krieg zu überziehen. Seine Ländergier erwachte stärker als je, und wie nach fast zwei Jahrzehnten der Sohn, so dachte jetzt der Vater daran sich Schlesiens zu bemächtigen und dieses schöne Land als gute Beute sich zuzueignen [29]).

Daß nach einem solchen Schritte des Königs von Preußen der Kaiser seinen Gesandten aus Berlin zurückrief, war in der That das mindeste, was er thun konnte. Zu weiteren Entschlüssen wider den König zu schreiten, davon wurde man jedoch durch die Betrachtung abgehalten, daß Worte und Werke bei ihm gar verschiedene Dinge seien, und daß er die Unverläßlichkeit, welche er in Bezug auf den Kaiser gezeigt habe, wahrscheinlich auch gegen seine neuen Verbündeten an den Tag legen werde. Die Berichte Seckendorffs, der sich auf einer Reise nach Pommern in Begleitung

des Königs befand, bestätigten die Ansicht des Kaiserhofes. Bald war man sich völlig darüber klar, daß die Triebfeder der Handlungen des Königs von Preußen keine andere als die Sehnsucht sei, irgend etwas zu gewinnen. Wo ihm der gesuchte Vortheil, der hauptsächlich in der Ausdehnung seines Ländergebietes bestehen sollte, mit der größeren Zuverlässigkeit geboten würde, dorthin werde er sich wenden.

In der kritischen Lage, in welcher der Kaiserhof sich befand, wäre es unklug gewesen, dem so leicht erregbaren Könige nicht die Vorwürfe zu ersparen, die er in so hohem Maße verdient hatte. Ihn wieder zu gewinnen und wo möglich dauernd zu fesseln, das war die Aufgabe, und da mußte denn vor Allem über dasjenige, was geschehen war, ein schonendes Stillschweigen beobachtet werden. Um nichts handelte es sich, als um ihn, der bald nach dem Abschlusse des neuen Bündnisses wieder schwankend geworden war, von dort völlig herüber zu ziehen. Eugen war es, welcher darauf hinwies, daß zur Erreichung dieses Endzweckes Niemand geeigneter als Seckendorff sei.

Es ist ein Irrthum zu glauben, daß Seckendorff, welcher im Jahre 1723 zum Feldzeugmeister ernannt worden war, drei Jahre später die Stelle eines Gouverneurs von Leipzig aufgeben mußte, um sich als Gesandter des Kaisers nach Berlin zu verfügen. Seckendorff hatte dieselbe vielmehr schon im Jahre 1724 freiwillig niedergelegt, weil er zu verständig war um nicht einzusehen, daß zwei Höfen zu dienen, zwischen denen durchaus kein gutes Einvernehmen obwaltete, auf die Länge unausführbar sei [30]).

Einer erneuerten Verwendung von Seite des Kaisers harrend, traf ihn im Jahre 1726 der Ruf, sich in geheimer Sendung und vorerst ohne offiziellen Charakter nach Berlin zu begeben, um zu erforschen, ob es dem Könige mit seinen wiederholten Ergebenheitsversicherungen gegen den Kaiserhof Ernst sei. Wäre dieß der Fall, so solle er trachten, ihn durch einen Vertrag vollends an das Interesse des Hauses Oesterreich zu fesseln.

Daß Seckendorff sich zur Erreichung dieses Zweckes außer dem bedeutenden und immer zunehmenden Einflusse, welchen er selbst auf den König übte, auch verwerflicher Mittel bediente, soll hier nicht einen Augenblick geläugnet werden. Das hauptsächlichste und tadelnswertheste derselben war die Bestechung, durch welche er verschiedene Männer aus des Königs nächster Umgebung für sich gewann. Von ihnen erhielt er nicht nur ver-

läßliche Kunde von dem, was Friedrich Wilhelm sprach und that, sondern er wußte auch durch sie, dort wo seine eigene Verwendung nicht mehr zureichte, auf des Königs Entschlüsse bestimmend einzuwirken.

Das Mittel der Bestechung, welches damals in öffentlichen Geschäften jeder Art, insbesondere aber in diplomatischen Angelegenheiten eine so außerordentliche Rolle spielte, kann gewiß in keiner Weise, von wem und wider wen es auch in Anwendung gebracht worden sein mag, irgendwie in Schutz genommen werden. Es hat sich vielmehr immer als ein verwerfliches nicht bloß, sondern auch als ein gefährliches gezeigt, indem nur zu leicht die Waffe sich wider denjenigen kehrte, der sie gebrauchte, und die Hand, welche bestach, sich leicht selber als käuflich erwies. Aber geradezu als thöricht muß es bezeichnet werden, wenn mit gekünstelter Entrüstung der Kaiserhof allein angeklagt wird, daß auch er sich eines Mittels bediente, welches damals allgemein und gerade wider ihn in umfassendster Weise gebraucht wurde. Von denselben Stimmen geschieht dieß, welche beifällig erzählen, wie der französische Gesandte Harcourt zu Madrid mit vollen Händen Gold ausstreute, um die einflußreichsten Männer in Spanien für die Nachfolge des Hauses Bourbon zu gewinnen, während des Kaisers Botschafter Graf Harrach nicht mit den nöthigen Geldsummen versehen war, um in gleichem Maßstabe die Bestechung zu üben. Dieselben Stimmen sind es, welche berichten, wie der König von Frankreich dem Herzoge von Marlborough die ungeheure Summe von vier Millionen bot, wenn er den Friedensverhandlungen die von ihm gewünschte Wendung gebe, wie England und Frankreich reiche Summen spendeten, um auf dem gleichen Wege bei den deutschen Höfen ihre Zwecke zu erreichen, wie Czar Peter dem Grafen Ostermann, als er ihn zur Unterhandlung des Nystädter Friedens nach Stockholm schickte, hunderttausend Dukaten mitgab, um das Schweigen derer zu erkaufen, welche dem Zustandekommen dieses Vertrages entgegen waren, wie es sich endlich Ripperda zu Wien gleichfalls hunderttausende kosten ließ, um des Kaisers Rathgeber zu gewinnen und ihn durch sie zu Tractaten zu verleiten, welche seinen wahren Interessen widersprachen. Trotzdem schildern sie es als etwas nicht zu entschuldigendes, wenn der Kaiserhof endlich auf den Gedanken verfiel, sich der gleichen Waffe gegen Andere zu bedienen. Auch zu Berlin war englisches und französisches Geld, mehr als man glauben mag, mit im

Spiele gewesen, um den König für das Bündniß von Herrenhausen zu gewinnen [31]). War es da nicht sehr begreiflich, daß nun österreichisches Gold, nachdem andere und bessere Mittel sich als unzulänglich bewiesen, in Bewegung gesetzt wurde, um ihn von jenem Bunde wieder zu trennen und neuerdings auf die Seite des Kaisers zu ziehen.

Der preußische Generallieutenant von Grumbkow ist es, der als von Seckendorff gewonnen, in erster Linie genannt werden muß. Grumbkow war ein heftiger, excentrischer Mann, und Eugen, welcher denselben in den niederländischen Feldzügen kennen gelernt hatte, hielt deßhalb nur geringe Stücke auf ihn, obwohl er andererseits seiner mannigfachen Befähigung Gerechtigkeit widerfahren ließ [32]). Das Eine aber gereichte ihm in den Augen des Prinzen zum Vortheil, daß er sich immerdar als gut kaiserlich bezeigt hatte. Grumbkow war es, der im Jahre 1710 angelegentlich auf Eugens Reise nach Berlin drang, um den König zur Belassung seiner Hülfstruppen bei dem Heere des Kaisers zu vermögen. Drei Jahre später hatte sich Grumbkow, als nach dem Beitritte Preußens zum Utrechter Frieden dessen Verhältniß zum Kaiser ein äußerst gespanntes geworden war, eifrigst bemüht dem Bruche vorzubeugen und die früheren freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Höfen wiederherzustellen. In diesem Sinne hatte er denn auch seither unablässig gewirkt. Es war seine feste Ueberzeugung, daß es nicht nur die Pflicht des Königs als des mächtigsten Fürsten des deutschen Reiches, sondern auch dessen wahrer Vortheil sei, sich in Streitigkeiten mit fremden Mächten auf die Seite des Reichsoberhauptes zu stellen. So brauchte Grumbkow wenigstens kein Renegat zu werden, wenn er, was freilich unter allen Umständen den schärfsten Tadel verdient, die Summen annahm, welche man ihm bot, um sich seiner Stimme im Rathe des Königs noch mehr zu versichern.

Es war aber nicht allein Seckendorffs Gewandtheit und Grumbkows eifrige Mitwirkung, wodurch der König von Preußen dem Herrenhauser Bündnisse bald wieder untreu gemacht wurde. Seine feindselige Gesinnung gegen Frankreich und alles französische überhaupt, seine geringe Neigung zu seinem Schwiegervater, dem Könige Georg I. von England, dessen hochfahrendes und hofmeisterndes Wesen er nur höchst ungern ertrug, der Zwiespalt, der sich mit demselben über die Verzögerung der verabredeten Doppelheirath zwischen den Sprößlingen der beiden Häuser, dann über die

preußischen Werbungen auf hannover'schem Gebiete entspann, hauptsächlich aber die Furcht, angegriffen zu werden und Länder zu verlieren statt deren zu gewinnen, machten daß der König seiner neuen Verbündeten bald überdrüßig wurde und die Aussöhnung mit dem Kaiser herbeiwünschte.

Der Beweggrund, welcher bei Friedrich Wilhelm alle andern überwog, war die Hoffnung, für seinen Beitritt von dem Hause Oesterreich noch größere Vortheile zu erhalten, als er von Seite seiner bisherigen Alliirten erwarten konnte. Und in der That war der Preis nicht gering, um welchen der König von Preußen sich herbeilassen wollte, auf die Seite des Kaisers zu treten. Der Letztere sollte sich zu dem Versprechen verstehen, unter dem Vorbehalt der unumschränkten Ausübung des Amtes eines obersten Richters im Reiche nach Kräften dahin zu wirken, daß nach dem Aussterben des Hauses Pfalz Neuburg mit der Linie Pfalz Sulzbach ein gütlicher Vergleich zu Stande gebracht werde, durch welchen das Herzogthum Berg sammt der Grafschaft Ravenstein an Preußen gelange. Spätestens binnen sechs Monaten nach Abschluß des Vertrages wäre Pfalz Sulzbach zur Zustimmung zu bewegen. Vermöge der Kaiser das nicht durchzusetzen, so solle der Bund als nicht geschlossen angesehen werden. Der König verpflichtete sich hiefür, die pragmatische Sanction zu gewährleisten und dem Kaiser ein Hülfscorps von zehntausend Mann bereit zu halten.

Eugen war über die Unterzeichnung des Vertrages, welche am 12. Oktober 1726 in dem königlichen Lustschlosse zu Wusterhausen stattfand, wahrhaft erfreut. Er beauftragte den Grafen Seckendorff, den König auf's bündigste zu versichern, daß man es in Wien aufrichtig mit ihm meine und das Versprochene redlich zu erfüllen gedenke. Was ihn selbst betraf, so ließ er Friedrich Wilhelm danken für die Freundschaftsversicherungen, die derselbe bei diesem Anlasse für ihn ausgesprochen hatte. Die größte Freude werde es ihm sein, sich dem Könige bei jedweder Gelegenheit gefällig zu bezeigen. Er hätte schon lange gewünscht, dieß thun zu können. „Seine „Majestät werden es aber selbst einsehen," setzte Eugen mit gewohntem Freimuthe hinzu, „daß dieß bisher nicht hat geschehen können, so lange sie „sich nicht allzu patriotisch geäußert haben. Da sie aber nunmehr anderen „Sinnes werden und ihr wahres Interesse erkennen, welches mit dem des „Kaisers innig verknüpft ist, so wird auch dieser des Königs Bestes nach

„Thunlichkeit befördern und dessen Freundschaft beständig beizubehalten „suchen [33])".

Gleiches wurde dem Könige auch von Karl selbst bestätigt. Er ließ ihn versichern, daß er es mit ihm und seinem Hause nicht wie Andere „verdeckt und hinterhältig," sondern treu und aufrichtig meine. Man werde daher ohne Säumen die Verhandlung mit dem Hause Pfalz Sulzbach beginnen, um dasselbe zur Genehmigung der einstigen Nachfolge Preußens in Berg und Ravenstein zu vermögen.

Seinem Worte getreu, schritt der Kaiser allsogleich daran, die Zustimmung derjenigen, welche dabei betheiligt waren, zu der an Preußen ertheilten Zusage zu erwirken. Die Aussicht hierauf war in der That gering, denn nur wenige Monate zuvor hatte der Wiener Hof dem Kurfürsten von der Pfalz versprechen müssen, der Erbfolge seines Hauses in Jülich und Berg kräftige Unterstützung angedeihen zu lassen. Dennoch hoffte man den Kurfürsten durch andere Vortheile zu einer Verzichtleistung auf Berg bewegen zu können. Graf Stephan Kinsky wurde nach Mannheim geschickt, um durch persönliche Besprechung mit ihm das gewünschte Resultat desto eher zu erreichen. Es begannen nun jene endlosen Verhandlungen über die Erbfolge in Jülich und Berg, welche den größten Theil der Regierungszeit Karls VI. ausfüllten [34]). Aber die eifrigsten Bestrebungen des Kaiserhofes, eine Ausgleichung herbeizuführen, welche Alle befriedigen sollte, blieben lange Zeit fruchtlos, und die Schwierigkeiten, die sich von allen Seiten hiegegen aufthürmten, schienen ganz unüberwindlich zu sein.

Es war schon ein übles Anzeichen, daß die Sendung des Grafen Kinsky an das Hoflager des Kurfürsten von der Pfalz vollständig scheiterte. Der Kurfürst erkläre, so berichtete Kinsky wiederholt dem Prinzen Eugen [35]), sich zu dem Vergleiche mit Preußen, welchen der Kaiser lebhaft befürwortete, durchaus nicht herbeilassen zu wollen. Uud als ihn Kinsky auf die Uebermacht Frankreichs und Englands aufmerksam machte, welche durch Preußens Rücktritt zu ihnen noch ansehnlich verstärkt werden würde, als er ihm zu Gemüth zu führen suchte, daß gerade seine Länder dem Anfalle der Feinde am meisten ausgesetzt seien, da erwiederte der Kurfürst, diese Betrachtung vermöge ihn durchaus nicht einzuschüchtern. Man habe es ja oftmals erlebt, daß Eugen mit einer geringen Streitkraft einen übermächtigen Feind auf's

Haupt geschlagen habe. Gleiches werde sich auch jetzt, wenn es zum Kampfe kommen sollte, sicherlich wiederholen [36]).

Da es nicht möglich war, die Zustimmung des Kurfürsten von der Pfalz zu dem Vertrage mit Preußen innerhalb der festgesetzten Frist zu erlangen, da auch der erneuerte Termin von drei Monaten fruchtlos verstrich, so war der Tractat selbst null und nichtig. Als solcher wurde er in Wien [37]) wie in Berlin angesehen und der Kaiser bestrebte sich eifrig, einen neuen Vertrag an die Stelle des früheren zu setzen. Er suchte sich durch denselben zwar der Freundschaft des Königs von Preußen zu versichern, doch trachtete er alle Bestimmungen fernzuhalten, welche mit den gegen eine andere Regierung eingegangenen Verpflichtungen unvereinbar schienen.

Obgleich nun der Tractat von Wusterhausen niemals in Rechtskraft getreten war, so hatte er doch das große Ergebniß geliefert, den König von Preußen von seinen früheren Alliirten abzuziehen. Das Bündniß, von Friedrich Wilhelm I. am 10. August 1726 mit Rußland abgeschlossen, welches sich schon damals in der innigsten Verbindung mit dem Kaiser befand, ließ nun zum ersten Male jene politische Combination an den Tag treten, die später unter dem Namen der heiligen Allianz eine so große Berühmtheit erlangt hat. Es wird nicht zu viel gesagt, wenn man Eugen als den Gründer und den eifrigsten Förderer dieses Systems, eines festen Bundes des Hauses Oesterreich mit Rußland und Preußen bezeichnet.

Mit dem Uebertritte des Königs Friedrich Wilhelm zur Partei des Kaisers und Rußlands hatten die politischen Verhältnisse Europa's eine völlig neue Gestalt angenommen, welche mit den alt hergebrachten Traditionen in entschiedenem Widerspruche stand. Was man seit langen Jahren als eng vereint anzusehen gewohnt war, was durch die Bande der Blutsverwandtschaft für immer aneinander geknüpft schien, stand sich feindlich, die Hand an das Schwert gelegt, gegenüber. Die beiden Zweige des Hauses Bourbon, von welchen der ältere so unsägliche Opfer gebracht hatte, um den jüngeren Stamm auf Spaniens Thron zu setzen, sie schienen bereit, sich wider einander in einen Streit zu begeben, nicht weniger blutig als derjenige war, welchen sie zu Anfang des Jahrhunderts im gemeinsamen Interesse durchgekämpft hatten. Der Kaiser und die Seemächte, diese alten Genossen auf so vielen Schlachtfeldern, sie zeigten sich geneigt,

bei dem ersten Anlasse, der sich darbot, zum Angriffe zu schreiten, und die Erbitterung, die sie schon jetzt gegen einander an den Tag legten, ließ auf die Hartnäckigkeit schließen, mit welcher der bevorstehende Kampf zwischen ihnen geführt werden würde.

In gleicher Weise jedoch, wie die alten Bande zwischen den Staaten Europa's zerrissen waren, hatten deren neue sich angeknüpft. Am auffallendsten war dieß zwischen England und Frankreich, deren Feindschaft nach Jahrhunderten zählte, und zwischen dem Kaiser und König Philipp, den einstmaligen Nebenbuhlern um Spaniens Krone, welche damals, als sie sich mit solchem Hasse bekämpften, wohl nicht geahnt haben mochten, daß sie wenig mehr als ein Jahrzehnt später Hand in Hand, jeder seinen früheren Verbündeten kriegsbereit gegenüber stehen würden. Es ist dieß ein neuer Beweis der unglaublichen Wandelbarkeit aller menschlichen Dinge, ein neuer Beweis, daß Freundschaft und Haß zwischen Staaten fast noch veränderlicher sind, als zwischen einzelnen Individuen, und daß das Wort „ewig und unzertrennlich“ mit welchen die Regierungen noch immer ihre Bündnisse und Friedensverträge eröffnen, in der That nichts ist als ein leerer Schall, ein Wort, das von Niemanden ernstlich geglaubt und von dem nächsten Sturme, der sich erhebt, spurlos hinweggeweht wird.

Auch damals war ähnliches der Fall. Nur wenige Jahre vergingen, und die neue politische Combination, auf welche diejenigen so stolz waren, die bei ihrem Zustandekommen die Hand im Spiele gehabt hatten, zerfiel in nichts und machte einer gänzlich verschiedenen Gestaltung Platz.

Neuntes Capitel.

In Wien hatte man, während die Unterhandlungen mit Preußen dauerten, diejenigen mit Spanien nicht einen Augenblick aus dem Gesichte verloren. Die Aufgabe bestand darin, die spanische Regierung zu pünktlicher Erfüllung der von ihr gegebenen Zusagen anzuhalten. Daß dieß eine Lebensfrage bei dem neuen Bündnisse sei, erkannte Eugen klar, und so wenig er zu der Allianz mit Spanien gerathen hatte, so sehr drang er doch jetzt, nachdem man auf sie eingegangen war, mit Eifer darauf, den einmal betretenen Weg auch ohne Schwanken und Zaudern zu verfolgen.

Es ist von hohem Interesse, sich die Wandlung zu vergegenwärtigen, welche um jene Zeit in Eugens Stellung am Wiener Hofe eintrat. Wenn die Jahre, die seit dem Abschlusse des Friedens von Passarowitz bis zu jenem der Wiener Verträge verflossen, mit Bestimmtheit als diejenigen bezeichnet werden können, während deren sein Einfluß am tiefsten gesunken, seine Stimme am wenigsten gehört, und seine persönliche Stellung zum Kaiser die unbefriedigendste war, so änderte sich dieß nun plötzlich. Die zunehmende Erkenntniß, welch schwacher Rathgeber der letzte seiner Lieblinge, der Marquis von Rialp in politischen Dingen doch eigentlich war, und die oftmalige Erfahrung, daß es ihm immer dort übel erging, wo er Eugens Meinung nicht befolgte, dieß mag zur völligen Umstimmung des Kaisers wesentlich beigetragen haben. Hiezu kam noch Karls nie ganz beschwichtigtes Mißtrauen gegen Sinzendorff, welches Schuld war, daß von nun an so manche Berührungen mit fremden Höfen stattfanden, ohne daß Sinzendorff von ihnen Kenntniß erhielt. Mit Spanien war dieß der Fall, und der Kaiser hielt streng darauf, daß der Briefwechsel, welchen in seinem Auftrage Eugen mit dem Botschafter Grafen Königsegg führte, nicht in Sinzendorffs Hände gerieth [1]). Denn es scheint fast, als ob Karl glaubte, Sinzendorff vertrete in Fragen, welche das Bündniß mit Spanien angingen, das Interesse jener Macht mit größerer Wärme, als es einem Minister des Kaisers gezieme.

Aehnliches war auch in Bezug auf die Verhandlungen mit Preußen der Fall. Seckendorff sandte seine geheimen Berichte an Eugen, der sie mit seinem Freunde und Gesinnungsgenossen, dem Grafen Gundacker Thomas Starhemberg in Berathung zog und dem Kaiser vorlegte. Nur zwei Männer waren es, welche noch hievon Kenntniß erhielten, Eugens vertrauter Secretär, der Hofkriegsrath von Koch, und der Protokollsführer der geheimen Conferenz, Hofrath Johann Christoph Bartenstein.

Bartensteins Vater hatte einst ein Lehramt zu Straßburg bekleidet, und der fleißige und strebsame Sohn fand dort Gelegenheit, sich nicht nur in den Wissenschaften, von denen die Rechtskunde sein eigentliches Fach war, sondern auch in der französischen Sprache auszubilden. Im Jahre 1714 kam er nach Wien, und erhielt bald einen Anlaß sich durch glückliche Zuendeführung eines sehr verwickelten Rechtsstreites die Gunst des Grafen Gundacker Starhemberg zu gewinneu. Durch diesen in den Staatsdienst gezogen, stieg er rasch in demselben empor, bis er nach dem Tode des Hofrathes Johann Georg von Buol im Jahre 1727 dessen Posten erhielt. Mit der Führung des Protokolls in der geheimen Conferenz betraut, nahm er bald in derselben eine Stelle ein, welche seine eigentlichen Functionen weit überragte. Die verwickelten Verhandlungen jener Zeit boten ihm Gelegenheit, seine Talente zu zeigen, wie denn fast alle Staatsschriften, welche von nun an binnen mehr als zwanzig Jahren von der österreichischen Regierung ausgingen, aus seiner Feder geflossen sind.

Der Umstand, daß der Kaiser mit seinen Ministern meistens schriftlich verkehrte, machte Bartenstein zum Vermittler dieser Verbindung, und brachte ihn in die nächste Nähe des Monarchen. Ohne zu dem zu greifen, was so oft den Weg bahnt zur Gunst der Hochgestellten, ohne durch Kriecherei sich selbst etwas zu vergeben, sondern nur durch die Ueberzeugung, welche er von seinem Werthe dem Kaiser beizubringen wußte, verstand Bartenstein dessen Neigung zu gewinnen und sie sich stets unverändert zu bewahren. Seine für die damalige Zeit seltene wissenschaftliche Ausbildung, insbesondere im deutschen Rechtswesen, erweckte in dem Kaiser die höchste Meinung von Bartensteins Fähigkeiten. Und selbst die Mängel derselben waren nicht der Art, daß sie Karl als solche erschienen wären. Allzuleicht gerieth Bartenstein in jene Spitzfindigkeiten und juristischen Haarspaltereien, welche zu jener Zeit, insbesondere in den Angelegenheiten des

deutschen Reiches, den Gegenstand endloser Erörterungen bildeten. Daher war auch seine Darstellungsweise langathmig und breit, zu sehr sich in's Detail verlierend und die Hauptpunkte, um die es sich eben handelte, nicht immer mit gehörigem Nachdrucke betonend.

Dieß Gepräge tragen Bartensteins sämmtliche Schriften in hohem Grade an sich. Denn nicht allein die Führung des Conferenzprotokolles lag ihm ob. Er hatte auch alle Depeschen zu entwerfen, welche im Namen des Kaisers an dessen Gesandte im Auslande ergingen und ihnen zur Richtschnur ihres Verhaltens zu dienen hatten. Und hierin lag auch ein Theil des Einflusses, welchen er auf die öffentlichen Geschäfte erlangte. Obgleich der Inhalt der Reskripte im wesentlichen durch die Conferenz und den Kaiser selbst vorgezeichnet wurde, so begreift es sich doch leicht, daß derjenige, welchem ihre Abfassung ausschließlich vorbehalten war, durch Verschärfung oder Milderung des Tones, durch Zusätze oder Hinweglassungen auch auf die Sache selbst mitbestimmend einwirken konnte. Insbesondere war dieß bei einem Manne wie Bartenstein der Fall. Denn er besaß eine tapfere, starkmüthige Seele, rechthaberisch, aber überzeugungstreu, und von einer Furchtlosigkeit, welche damals von einem Niedriggebornen doppelt überraschte. Nicht nur in der Conferenz, in welcher bloß zu schreiben, nicht aber zu sprechen sein Amt gewesen wäre, sagte er seine Meinung gerade heraus, und verfocht sie mit Hartnäckigkeit. Auch gegen die fremden Minister am Kaiserhofe that er das Gleiche, und da er seinem Herrn in Wahrheit ergeben war und keine heiligere Pflicht kannte als einzustehen für dessen Ehre wie für dessen Vortheil, so begreift es sich leicht, daß die Bevollmächtigten jener Staaten, welche ganz andere Gesichtspunkte verfolgten, nicht immer gern mit ihm zu thun haben wollten. Denn die Wärme, ja die Heftigkeit seiner Empfindungen gab sich auch in seiner Sprechweise, in der Art seines Verkehrs mit Anderen kund, und trat gegen dieselben, sie mochten noch so hochgestellt sein, oft in einer Weise an den Tag, die wirklich geeignet war, abzustoßen und zu verletzen [2]).

Der geheime Briefwechsel, welchen Eugen von nun an im Auftrage des Kaisers mit dessen Botschafter am Hofe zu Madrid, dem Feldmarschall Grafen Königsegg unterhielt, bezweckte vor Allem, die spanische Regierung in dem Bunde mit dem Hause Oesterreich festzuhalten und sie zur Erfüllung ihrer vertragsmäßigen Verpflichtungen zu bestimmen. Denn Eugen

kannte den leicht beweglichen, wetterwendischen Sinn der Königin und er fürchtete immer, daß sie ihre Haltung plötzlich ändern und sich auf die Seite derjenigen wenden werde, mit denen der Kaiser sich ihrethalben völlig verfeindet hatte. Hiedurch allein gelassen, hätte Karl VI. insbesondere für seine italienischen Länder zu fürchten gehabt, in welchen ihm die Hülfe Preußens und Rußlands nur von geringem Nutzen gewesen wäre. Es galt also sich immer mehr in das Vertrauen der Königin zu setzen, und fremdartige Einwirkungen von ihr fern zu halten.

Hiezu schien Königsegg in der That der rechte Mann zu sein. Der fünfte Sohn des verdienten Reichsvicekanzlers Leopold Wilhelm Königsegg wurde Graf Lothar Anfangs für den geistlichen Stand bestimmt. Daß er schon in seinem sechzehnten Jahre Domherr zu Salzburg und Passau war, zeigt nur von neuem, in welcher Weise damals geistliche Stellen mißbraucht wurden, um den jüngeren Söhnen vornehmer Familien reichliches Einkommen zu gewähren. Aber so glänzend die Lockung auch sein mochte, sie reichte doch nicht hin, um Lothar Königsegg davon abzuhalten, seiner Neigung zu folgen und sich dem Kriegerstande zuzuwenden. Rasch stieg er in demselben von Stufe zu Stufe empor, und bald hatte er sich durch ausgezeichnete Waffenthaten die Zufriedenheit Eugens in so hohem Maße erworben, daß ihn der Prinz für einen seiner befähigtesten Offiziere ansah, ihn viel in seine nächste Umgebung zog und ihn, wo es Ehre zu erwerben galt, gern in den Vordergrund stellte. So bezeichnete ihn der Prinz schon im Jahre 1711 als den tauglichsten der kaiserlichen Generale, um dem Feldmarschall Guido Starhemberg in dem Commando über das Heer in Spanien unterstützend zur Seite zu stehen [3]). Und in der That wurde Königsegg wirklich nach Catalonien abgesendet, wo ihm jedoch wenig Anderes zu thun übrig blieb, als im Auftrage Starhembergs mit dem Madrider Hofe über den Abzug der kaiserlichen Truppen aus Spanien zu unterhandeln.

Mit dieser Verwendung schien von nun an der Laufbahn Königseggs eine neue Richtung gegeben. Eugen hatte mit sichtlicher Befriedigung nicht allein die Gewandtheit, sondern was in seinen Augen noch mehr galt, die würdevolle Art bemerkt, in welcher Königsegg sich seines schwierigen Auftrages entledigte. Nur wenige Männer lebten am Kaiserhofe, denen in gleichem Maße wie ihm die nöthigen Eigenschaften zur Führung diplo-

matischer Unterhandlungen innewohnten. Einer der größten und schönsten Männer zu Wien, besaß er schon in der Art seines Auftretens eine so glückliche Mischung der Haltung des versuchten Kriegers mit derjenigen des feinen Staatsmannes, daß Königsegg gleich auf den ersten Anblick den gewinnendsten Eindruck hervorbrachte. Hiezu kam noch die Art und Weise, in welcher er die Leute zu nehmen wußte, mit denen er eben zu thun hatte. Der vornehmsten europäischen Sprachen in ungewöhnlichem Grade mächtig, verstand er sich sogar mit einer gewissen Beredsamkeit in denselben auszudrücken. Doch verleitete ihn diese Eigenschaft nicht, wie es so oft bei Anderen, etwa bei Bartenstein der Fall war, sich selbst gern reden zu hören und die Uebrigen nicht zu Wort kommen zu lassen. Es wurde im Gegentheile ausdrücklich als ein besonderer Vorzug an ihm gerühmt, daß es ihn niemals zu langweilen schien, auch die schwerfälligsten Auseinandersetzungen uninteressanter Gegenstände ruhig mit anzuhören.

Wohl mochte diese Eigenschaft ein Grund mehr dafür sein, daß die fremden Minister und Gesandten ungemein gern mit Königsegg verkehrten. Niemand verstände sie leichter als er, so sagten sie, Niemand zeige sich bereitwilliger, ihren Wünschen zu willfahren. Freilich behaupteten Andere wieder, daß er es mit der Erfüllung einer solchen Zusage eben nicht allzugenau nehme, und daß er, indem er nicht leicht Jemanden etwas abschlug, oft gar nicht anders könne, als sich widerstreitende Versprechungen, die er dem Einen und dem Andern gegeben, ganz auf sich beruhen zu lassen [4]).

Wie sehr die kaiserliche Regierung davon überzeugt war, daß wo es sich darum handelte, auf einen fremden Regenten und seinen Hof oder auf ein Volk, dessen Neigung man gewinnen wollte, einen bestechenden Eindruck hervorzubringen, Königsegg der rechte Mann dazu sei, dieß zeigt die Art und Weise, in welcher man ihn verwendete. Er war es der den Barrierevertrag abschloß und im Namen des Kaisers die österreichischen Niederlande übernahm. Er ging als Botschafter seines Monarchen an den Hof Philipps von Orleans, des Regenten Frankreichs, als sich derselbe mit dem Kaiser gegen Spanien in ein Bündniß eingelassen hatte. Später vertauschte er den Aufenthalt zu Paris mit demjenigeu in Dresden; dann ging er als Statthalter nach Siebenbürgen, von hier aber nach dem Haag, um die Generalstaaten zum Beitritte zu den Wiener Verträgen zu vermö-

gen. Nachdem diese Sendung fruchtlos geblieben war, begab er sich als des Kaisers Botschafter nach Spanien, und hier befand er sich nun in einflußreichster Stellung, in Gunst bei dem Könige, in weit höherer noch bei der Königin Elisabeth, welche durch Königseggs Vermittlung das Endziel ihrer Bestrebungen zu erreichen und das Erbe des Hauses Oesterreich für ihre Söhne zu gewinnen hoffte.

Mit lebhafter Befriedigung überzeugte man sich zu Wien von dem Ansehen, in welchem Königsegg am spanischen Hofe stand, und Eugen zeichnete ihm das Betragen vor, das er zu beobachten habe, um sich diese Stellung zu bewahren. „Nichts ist vortheilhafter für den Dienst des Kai„sers," schrieb er ihm, „als das Vertrauen, welches der König und die „Königin Ihnen zu bezeigen fortfahren. Gewiß ist es, daß Sie nie mit zu „viel Umsicht und Mäßigung verfahren können, um sich darin zu erhalten. „Denn so lange dasselbe fortdauert, wird es auch mit unseren Angelegen„heiten in Spanien gut bestellt sein. Sollte sich hingegen die Neigung des „Königs und der Königin für Sie ändern, so wäre sehr zu fürchten, daß „dieß auch auf die Verbindung der beiden Höfe nicht ohne Einfluß bliebe. „Es ist wohl kein Zweifel, daß es genug Leute gibt, welche das Vertrauen „des Königs zu Ihnen nur mit scheelem Auge betrachten, und die Alles „anwenden werden, um Sie desselben dadurch verlustig zu machen, daß „Sie auch Ihre geringfügigsten Handlungen in schiefem Lichte darzustellen „versuchen. Doch bin ich fest überzeugt, daß es kein wirksameres Mittel gibt, „sich jenes Vertrauen noch ferner zu erhalten, als sich dessen mit der „Bescheidenheit zu bedienen, welche, wie ich sehe, die Richtschnur Ihres „Benehmens bildet. Insbesondere können Sie nicht weiser handeln als sich „so wenig als möglich in die inneren Angelegenheiten des Königreiches zu „mengen. Denn dieß würde den Spaniern Grund zum Mißtrauen und zur „Unzufriedenheit geben und auf die Länge gar leicht Ihre jetzt so günstige „Stellung untergraben [5])".

Außer dem Marquis de la Paz, an dessen redlicher Gesinnung kein Zweifel obwalte, solle Königsegg, so fuhr der Prinz fort, keinem Spanier, wer er auch sein möge, unbedingtes Zutrauen schenken. Hiemit sei aber durchaus nicht gesagt, daß er sie irgend einen Argwohn fühlen lassen dürfe. Im Gegentheile habe er darauf zu sehen, daß die Spanier, welche zu gewinnen England und Frankreich so eifrig sich bestrebten, wenigstens

keinen Grund zu Klagen wider den Kaiser erhielten. Deßhalb seien auch die Begehren derjenigen aus ihnen, die früher dem Kaiser gedient hätten, bei dem Hofe zu Madrid nur insofern zu unterstützen, als sie im Rechte gegründet wären. Denn ihnen besondere Gunstbezeigungen zu gewähren, könne man dem Könige Philipp nicht zumuthen. Nichts sei natürlicher, als daß er sich nicht herbeilassen wolle, seine ehemaligen Gegner auf Kosten seiner Anhänger mit Vortheilen zu bedenken.

So erfreut man zu Wien war über Königseggs bevorzugte Stellung in Madrid, so mißgünstig sahen die Höfe von England und Frankreich dieselbe mit an. Die ungestüme Weise der Königin von Spanien trug noch dazu bei, die Spannung auf's höchste zu steigern. Ungescheut ließ sie sich verlauten, daß durch sie das Haus Bourbon Habsburgs Throne besteigen werde, und Niemand durfte es wagen, einen Widerspruch dagegen laut werden zu lassen. Die höchste Ungnade wäre die unausbleibliche Folge davon gewesen.

So weit waren zu Anfang des Jahres 1727 die Dinge schon gekommen, daß dem Prinzen Eugen der baldige Ausbruch des Krieges unvermeidlich schien [6]). Die für den Kaiser so beleidigende Anrede, welche König Georg I. im Jänner dieses Jahres an das englische Parlament hielt, die Abschaffung des kaiserlichen Residenten Palm aus London, welcher gegen den Inhalt jener Rede in scharfer Weise Einspruch gethan hatte, die darauf folgende Ausweisung Saint-Saphorins aus Wien, durch dessen aufreizende Berichte die herrschende Erbitterung noch mehr geschürt worden war, Englands mächtige Rüstungen endlich bestärkten den Prinzen in der Ansicht, daß man am Vorabende eines neuen und blutigen Krieges stehe.

Keine Vorkehrung zu versäumen, um den etwaigen Angriffen der Feinde mit Kraft begegnen zu können, war nun das Ziel der angestrengtesten Bemühungen des Prinzen. Alles wurde aufgeboten, um diesen Zweck zu erreichen. Im großartigsten Maßstabe betrieb man die Rekrutirung der Truppen, den Ankauf der Pferde, die Ausrüstung des Geschützwesens. Die Festungen, insbesondere diejenigen in den Niederlanden wurden in Vertheidigungsstand gesetzt. In Mailand, Neapel und Sicilien sammelte man Kriegsvölker. Die Reichskreise suchte man zu gewinnen, und den Vertrag mit Preußen, ohne das Bündniß mit dem Könige zu lösen, doch in der Art abzuändern, daß die Bestimmungen daraus entfernt würden, welche dem pfälzischen Kurhause anstößig erscheinen konnten. Rußland wurde ange-

gangen, seine Hülfsvölker in Bereitschaft zu halten, und Spanien vor der Belagerung Gibraltars ernstlich gewarnt. Das passendste wäre, so meinte man am Kaiserhofe, die spanischen Truppen in Catalonien zu sammeln, und wenn die Gegner mit den Feindseligkeiten beginnen würden, in Frankreich einzubrechen.

Gewiß ist es ein eigenthümliches Walten des Schicksals, daß der kaiserliche Feldmarschall Graf Guido Starhemberg es war, welchen König Philipp selbst als denjenigen Feldherrn bezeichnete, dem er den Oberbefehl über dieses Heer am liebsten anvertrauen würde [7]). So sollten sie nun beide, der Kaiser sowohl als sein berühmter Feldmarschall auf der Seite jenes Fürsten stehen, den sie so lange mit höchster Erbitterung bekämpft hatten. Und Starhemberg, dessen Namen man nur zu nennen brauchte, um eine lange Reihe kühner Kriegesthaten an sich vorüberziehen zu sehen, sämmtlich auf spanischem Boden wider König Philipp vollführt, er sollte nun dieselben Soldaten, die so oft zurückgewichen waren vor dem Schrecken seines Namens, dieselben Krieger, welche ihren großen Gegner mit dem Namen des gran Capitano bezeichnet hatten, er sollte sie nun in den Kampf führen wider Frankreich, dessen unerhörten Anstrengungen allein Philipp es verdankte, daß er den Thron von Spanien zu behaupten vermocht hatte.

Der Plan, gleich nach dem Ausbruche des Krieges von Spanien aus in Frankreich einzubringen, zeigte die ernste Absicht des Kaiserhofes, sich, wenn man angegriffen werden sollte, nicht bloß vertheidigungsweise zu verhalten, sondern den Kampf wo möglich auf feindliches Gebiet zu spielen. Mehr noch als gegen Frankreich hatte man es auf England abgesehen, wie denn zwischen ganzen Staaten nicht minder als zwischen einzelnen Individuen die Feindschaft derer, welche ehemals Freunde gewesen, immer erbitterter ist als diejenige langjähriger Gegner. Man wußte es wohl zu Wien und es war in ganz Europa kein Geheimniß, daß die schwächste Seite Englands in dessen inneren Zuständen lag. Zwölf Jahre erst saß das Haus Hannover auf dem britischen Throne, und so wenig hatte es damals noch Wurzel im Lande geschlagen, daß König Georg I. selbst sich noch immer des Gedankens nicht erwehren konnte, seine Herrschaft werde dort nur eine vorübergehende sein. Wenn es also gelang, den Zwiespalt im eigenen Lande wieder wachzurufen, die zahlreichen Gegner der

bestehenden Regierung zu sammeln, zu bewaffnen und im Kampfe gegen dieselbe zu unterstützen, so durfte mit Recht vermuthet werden, das britische Cabinet, kaum stark genug sich seiner inneren Feinde zu erwehren, werde völlig außer Stande sein, gegen den Kaiser und dessen Verbündete angriffsweise vorzugehen.

Dieser Gedanke lag dem Plane zu Grunde, welchen einer der wärmsten Anhänger des Prätendenten Jakob Stuart damals dem Kaiserhofe vorlegte. An drei verschiedenen Punkten sollten Landungen in England ausgeführt werden, von Seite Spaniens, des Kaisers und Rußlands. Letzteres sollte seine Truppen bei Newcastle an's Land setzen, dort wo das nördliche England an Schottland grenzt. Die Streitkräfte des Kaisers hätten sich in den österreichischen Niederlanden einzuschiffen und die britische Küste dort zu betreten, wohin ihre Fahrzeuge durch den Wind eben getrieben würden. Die spanische Flotte aber war bestimmt, bei Bristol zu landen, weil in jener Gegend Englands die jakobitische Partei ihre Hauptstärke besaß. Alle hätten sie, insbesondere aber die Spanier, beträchtliche Vorräthe an Waffen und Munition mit sich zu führen, um mit denselben die Anhänger des Prätendenten zu versehen, von denen man sich versprach, daß sie sich in großer Zahl den fremden Truppen anschließen würden. Einige der bekanntesten Anhänger Jakob Stuarts sollten sich mit Geld und Waffen nach Schottland verfügen, um dort für denselben ein Heer zu sammeln. Ein besonderer Nachdruck wurde darauf gelegt, daß Spanien seine Schiffe nicht, wie Alberoni gethan, in Cadix, sondern daß es dieselben in Bilbao und den am nächsten an England gelegenen Häfen ausrüste, um die Ueberfahrt dorthin binnen kürzester Zeit bewerkstelligen zu können.

So lockend dieser Plan in gewisser Beziehung auch sein mochte, so täuschte sich Eugen doch nicht über die ungemeinen Schwierigkeiten, welche einer Ausführung desselben im Wege standen. Vor Allem hielt der Prinz an dem Grundsatze fest, daß an eine Unternehmung zu Gunsten des Prätendenten erst nach wirklichem Ausbruche des Krieges gedacht werden könne [8]). Jedoch auch in diesem Falle wäre auf das Gelingen nicht so zuversichtlich zu hoffen, wie man es darzustellen versuche. Die weite Entfernung der russischen Häfen von der englischen Küste, und die Schwierigkeit, an die letztere zu gelangen, da ohne allen Zweifel eine britische Flotte im baltischen Meere erscheinen würde, stünden der russischen Landung in

England, der Mangel an Schiffen und die Unentbehrlichkeit der Truppen in den Niederlanden, welche von Frankreich und Holland aus schwer bedroht seien, derjenigen der kaiserlichen Streitkräfte im Wege. Auch gegen Spanien hin und an der schottischen Küste würden so viele britische Schiffe kreuzen, daß eine Landung gewiß nur schwer zu bewerkstelligen sei. Trotzdem dürfe man die Sache nicht aus den Augen verlieren. Denn es wäre allerdings ein entscheidender Schlag, wenn es gelänge, England selbst zum Kriegsschauplatze zu machen. Sei der Kampf nur einmal dort ausgebrochen, so werde er, wenn man die Jakobiten zu unterstützen vermöge, gewiß lange genug dauern. Und wenn auch zuletzt die Unternehmung zu Gunsten des Prätendenten scheitern sollte, so müsse dieser innere Krieg England so ungemein schwächen, daß es Andere nicht mehr zu beunruhigen vermöge und König Georg genug zu thun haben werde, sich selbst auf seinem Throne zu erhalten [9]).

So standen sich die beiden großen Parteien, in welche Europa damals getheilt war, mit gezücktem Schwerte drohend gegenüber. Aug in Auge maßen sie einander, jede den Arm weit ausgeholt zum Streiche, der jedoch nirgends wirklich geführt wurde, als in Spanien selbst, wo König Philipp trotz der Abmahnungen des Kaisers dennoch an die Belagerung von Gibraltar schritt. Treu dem gegebenen Worte, sich in keine Feindseligkeiten einzulassen, wenn sie nicht von den Gegnern zuerst eröffnet würden, nahm Karl VI. weder an jener Unternehmung Antheil, noch begann er auf irgend einem andern Punkte den Angriff. Daß derselbe auch von England und dessen Verbündeten nirgends gewagt wurde, muß als ein untrügliches Zeichen gelten, wie die Entschlossenheit des Kaiserhofes dessen Gegnern sichtlich imponirte. Und insofern die Wiener Verträge durchaus keinen Angriff auf diejenigen bezweckten, welche an denselben nicht Theil nehmen wollten, während das Herrenhauser Bündniß nach dem offenen Geständnisse derer, die es abschlossen, nur darauf abzielte, den Kaiser mit Krieg zu überziehen, so mußte der Umstand, daß es nicht zum Kampfe kam, in Wien als ein errungener Vortheil angesehen werden [10]).

Ohnehin war es England allein, dessen Regierung von einer tiefen Erbitterung wider den Kaiser beseelt war. Frankreich und Holland hatten sich gewissermaßen nur in's Schlepptau nehmen lassen. Ersteres hatte kein Verlangen, um Englands Willen mit dem jüngeren Zweige seines Königs-

hauses in Krieg verwickelt zu werden. Letzteres sehnte sich nicht darnach, durch seine Mithülfe französische Truppen in den Besitz der österreichischen Niederlande gelangen zu sehen. Hiezu kam noch, daß die Leitung der öffentlichen Geschäfte in Frankreich aus den Händen des Herzogs von Bourbon in diejenigen Fleury's, des Bischofs von Frejus, übergegangen war.

Zu jener Zeit schon über siebzig Jahre zählend, zeigte sich Fleury seines hohen Alters und mehr noch seines friedliebenden Charakters wegen sehr geneigt, zur Erhaltung der Ruhe Europa's wesentlich beizutragen. Vor zwanzig Jahren schon, als Eugen mit seinem Vetter Victor Amadeus in Südfrankreich einbrach und Toulon vergeblich belagerte, war Fleury dem Prinzen bekannt geworden und seither ein eifriger Verehrer desselben gewesen [11]). Vielleicht hoffte man in Wien darauf, daß dieser Umstand dazu beitragen werde, einem Ausbruche des Krieges vorzubeugen. Aber Fleury, bald nach seiner Erhebung mit dem Cardinalshute bekleidet, hielt damals fest an dem Bündnisse mit England, und er machte die Fortdauer des Friedens von einer mehrjährigen Suspension der Ostendischen Handelscompagnie abhängig.

Hiedurch wurde die Lage des Kaisers, wenn er sich zu jenem Zugeständnisse nicht bequemen wollte, neuerdings eine höchst gefährliche. Die spanischen Subsidien blieben aus, und als das zweite Jahr des Wiener Bündnisses zu Ende ging, war noch nicht die Hälfte der für das erste Jahr fälligen Beträge eingegangen. Von dem Könige von Sardinien mußte in Folge der Ablehnung seiner Anträge ein Friedensbruch befürchtet werden. Auf die deutschen Fürsten konnte man sich nur wenig verlassen, und der König von Preußen wurde dadurch wieder schwankend, daß der Kaiserhof dem durch Seckendorff abgeschlossenen Vertrage die Ratification versagte und Aenderungen desselben verlangte. Die russische Hülfe war entfernt und durch den Tod der Czarin Katharina unsicher geworden. Dänemark und Schweden hatten sich dem Herrenhauser Bündnisse angeschlossen, und so befand sich Karl VI. allein, England und Frankreich, den mächtigsten Staaten Europa's gegenüber. Es war nahezu unmöglich, daß der Ausgang des Kampfes, wenn er sich entspann, für ihn ein günstiger sein konnte.

Unter solchen Umständen mußte dem Kaiser an der Erhaltung des Friedens Alles gelegen sein. Es handelte sich nur darum, den Preis in's

Auge zu fassen, von dessen Gewährung die Erfüllung dieses Wunsches abhängig gemacht wurde. Die Ostendische Compagnie, diese Lieblingsschöpfung des Kaisers, sollte auf sieben Jahre suspendirt und damit, das konnte man wohl voraussehen, ihre völlige Aufhebung vorbereitet werden. Aber durfte man denn überhaupt unter den obwaltenden Umständen an eine Fortdauer derselben denken? War es, wenn England, Frankreich und Holland feindlich gesinnt, wenn sie entschlossen blieben, die Schiffe der Handelsgesellschaft wegzunehmen und als gute Beute zu erklären, überhaupt möglich, da noch Seehandel zu treiben? Ja mußte nicht mit Bestimmtheit befürchtet werden, daß bei einem Einbruche der Heere Frankreichs und Hollands in die Niederlande Ostende in ihre Gewalt fallen und hiedurch dem Handel der Compagnie ohnehin ein Ende gemacht werden würde?

Dieß waren die Betrachtungen, durch welche die Conferenzräthe des Kaisers, Eugen, Sinzendorff und Starhemberg bewogen wurden, die Frage an ihn zu richten, ob sie die Möglichkeit einer Aufhebung der Ostendischen Handelsgesellschaft in den Kreis ihrer Berathungen ziehen dürften [12]). Und als der Kaiser sie aufforderte, ihm auch über diesen Punkt ihre Meinung frei und ungescheut zu eröffnen und nur darauf Bedacht zu nehmen, daß sowohl dasjenige gerettet, was zu retten möglich sei, als daß seine Ehre und sein Ansehen ohne Makel erhalten werde [13]), da riethen sie ihm einstimmig, sich zur Annahme der Vorschläge des Cardinals Fleury herbei zu lassen und somit auch die Suspension der Ostendischen Handelsgesellschaft zuzugeben [14]).

Mit schwerem Herzen brachte der Kaiser das Opfer, in die Unterdrückung einer Schöpfung zu willigen, deren sichtliches Gedeihen ihm wahre Freude bereitet hatte. Aber er wich der drängenden Nothwendigkeit, und er beauftragte den Baron Fonseca, seinen Bevollmächtigten zu Paris, auf diese Bedingung hin die Friedenspräliminarien mit England, Frankreich und Holland zu unterzeichnen. Am 31. Mai 1727 geschah dieß. Ein allgemeiner Waffenstillstand wurde für sieben Jahre verabredet und die Ostendische Compagnie für die gleiche Zeit außer Wirksamkeit gesetzt. Binnen zwei Monaten sollte ein Congreß zusammentreten, auf welchem die übrigen Streitigkeiten zwischen den Mitgliedern der beiden großen Bündnisse zu schlichten wären.

Vollkommen irrig ist die oft wiederholte Behauptung, der Kaiser habe seinen Verbündeten, den König von Spanien verlassen, ja ohne dessen Vorwissen die Präliminarien abgeschlossen. Schon am 3. April 1727 eröffnete Eugen dem spanischen Botschafter am Wiener Hofe, Herzog von Bournonville, den Wortlaut der Verabredungen, über die man mit Frankreich verhandelte [15]). Der König von Spanien erklärte sich bereit, durch die Vermittlung des Kaisers den Präliminarien beizutreten, und da er seit dem Bruche mit Frankreich daselbst keinen diplomatischen Agenten besaß, so erhielt Bournonville Vollmacht, die Präliminarien in Wien zu unterzeichnen. Es fand dieß im Monate Juni des Jahres 1727 statt.

Der Abschluß der Friedenspräliminarien sollte nach Eugens Meinung in dem bisherigen Freundschaftsverhältnisse des Kaisers zu Spanien keine Aenderung hervorbringen. Wie sehr Karl VI. an demselben festzuhalten gedachte, hatte er durch den Nachdruck gezeigt, mit dem er während der Verhandlung die Interessen Spaniens vertrat. Während er selbst sich entschloß, die Ostendische Compagnie preiszugeben, wurde Spanien kein anderes Opfer zugemuthet, als die Belagerung Gibraltars aufzuheben, eine Unternehmung, von welcher ohnedieß kein günstiger Erfolg zu erwarten war. Ja der Prinz sprach die Ansicht aus, daß festes Zusammenhalten jetzt vielleicht noch mehr Noth thue als früher. Denn in dem gegenwärtigen Augenblicke, in welchem der Friede wenigstens für einige Zeit gesichert sei, werde die Bemühung Englands und Frankreichs sich verdoppeln, die beiden Verbündeten, den Kaiser und Spanien, von einander zu trennen. Um so unverbrüchlicher daran festzuhalten, gebiete unter solchen Umständen die Pflicht und das Interesse der beiden Monarchen, sei es daß die bevorstehenden Verhandlungen zum wirklichen Frieden führten oder daß derselbe erst durch die Gewalt der Waffen erkämpft werden müßte [16]).

Die gleiche Stimmung auch am spanischen Hofe zu nähren und denselben zu eben so großer Standhaftigkeit zu ermuntern, wie man sie in Wien zu bewähren entschlossen war, dahin sollte nun nach Eugens Willen Königseggs eifrigstes Bemühen gerichtet sein. Um zu diesem Zwecke zu gelangen, habe er, schrieb ihm der Prinz, Alles anzuwenden, das Vertrauen des Königs, insbesondere aber der Königin in noch höherem Maße zu gewinnen. Er solle trachten, den Marquis de la Paz, den getreuen

Verfechter der österreichischen Allianz, trotz der Angriffe seiner Feinde am Staatsruder zu erhalten. Da derselbe, obgleich wohlgesinnt, doch zu schnell eingeschüchtert und zu furchtsam sei, um seinen Gegnern unerschrocken die Stirne zu bieten, so möge ihm Königsegg mit Rath und That zur Seite stehen, ihn zu energischer Handlungsweise ermuthigen [17]) und darauf hinwirken, daß seine Widersacher aus den Regierungsgeschäften entfernt und ihre Stellen mit Männern besetzt würden, welche derselben politischen Farbe angehörten, zu der sich der Marquis de la Paz bekenne.

Als die hauptsächlichsten Gegner des Bündnisses mit Oesterreich wurden von Eugen der Marquis von Castellar und dessen Bruder Don Josè Patiño bezeichnet. Nach Ripperda's Sturze hatte der Erstere das Kriegsdepartement, der Letztere aber die Leitung der Marine übernommen. Bald erhielt Patiño noch überdieß die Verwaltung der spanischen Finanzen, und dieß war für den Kaiser besonders wichtig, weil ja die Zahlung der verabredeten Subsidien einen Hauptpunkt der Allianz bildete.

Ungeheure Anstrengungen hatte Karl theils selbst, theils durch die Aufnahme deutscher Soldtruppen in seinen Dienst gemacht. Diese Opfer allein zu tragen, war der österreichische Staatsschatz durchaus nicht im Stande. Ja es wäre auch ungerecht gewesen, sie nur ihm aufbürden zu wollen, denn sie waren nicht minder im Interesse Spaniens als in demjenigen des Kaisers gebracht worden.

Noch vor dem Abschlusse der Friedenspräliminarien und trotz der Wachsamkeit der zahlreichen britischen Kriegsschiffe, welche sich im atlantischen Ocean befanden, war doch die Silberflotte aus Amerika glücklich in Spanien angelangt [18]). Die Schätze, welche sie trug, hätten den König in den Stand gesetzt, seinen vertragsmäßigen Verpflichtungen gegen den Kaiser nachzukommen. Daß dieß noch immer nicht geschah, maß Eugen, und nicht mit Unrecht, dem üblen Willen des spanischen Finanzministers bei. „So „lange die Brüder Patiño im Amte sind", schrieb er an Königsegg, „werden „sie Mittel finden, die wohlwollendsten Absichten des Königs, uns zu Hülfe „zu kommen, völlig zu vereiteln [19])".

Nichts wäre schlimmer, fuhr der Prinz fort, als wenn man noch vor der Eröffnung des Friedenscongresses theilweise wieder entwaffnen, oder die Truppen der deutschen Fürsten aus dem Solde des Kaisers entlassen müßte. Eines wie das Andere würde die übelste Wirkung hervorbringen.

Für keinen der Betheiligten jedoch könnte dieselbe verderblicher sein als für die Königin von Spanien und deren Kinder, indem Niemand vorhanden wäre, der die Ansprüche der letzteren auf Parma und Toscana zu verfechten im Stande sei. Die jetzt mit Oesterreich und Spanien verbündeten Fürsten würden dieser Allianz gewiß nur so lange getreu bleiben, als sie Vortheil davon zögen. „Wenn Spanien die übernommenen Verpflichtungen in „Bezug auf die Subsidien nicht einhält [20]), und in Folge dessen der Kaiser „entwaffnen muß, so werden die Engländer und ihre Verbündeten", erklärte Eugen, „auf dem Congresse den Meister spielen. Ihre Anmaßung „wird keine Grenzen kennen, und sie werden sich berechtigt glauben, uns „entweder die Bedingungen vorzuschreiben, welche ihnen gefällig sind, oder „so bald sie unsere Schwäche erkennen und sich von offenen Feindseligkeiten „größere Vortheile erwarten, uns mit Krieg zu überziehen". Er zweifle zwar nicht, fügte der Prinz hinzu, an den guten Absichten des Königs und der Königin von Spanien. „Was nützen jedoch solche Absichten", fuhr Eugen fort, „wenn der Eigensinn eines Ministers, der ihnen insgeheim „entgegenarbeitet, ihre Wirkung völlig zu lähmen vermag."

Königsegg solle daher, so trug der Prinz ihm auf, seine Bemühungen verdoppeln, um Patiño von der Verwaltung der spanischen Finanzen zu entfernen. Doch habe er hiebei mit höchster Vorsicht zu Werke zu gehen, weil es dem Madrider Hofe nicht wünschenswerth sein könne, einen fremden Minister sich allzusehr in die inneren Angelegenheiten des Landes mengen zu sehen. Aber trotz dieser Gefahr möge Königsegg, so wünschte es der Prinz, hauptsächlich durch Verwendung bei der Königin versuchen, eine Aenderung der Grundsätze zu erwirken, nach denen man damals in Spanien bei der Verwaltung des eigenen Landes vorging. „So lange man den jetzt eingeschlagenen Weg verfolgt", schrieb Eugen an Königsegg, „wird weder Ordnung noch Regel in den Regierungsgeschäften „herrschen. Der Credit des Königs wird im Auslande eben so tief sinken, „wie es im Innern Spaniens schon der Fall ist. Immer wird er sich „von den nöthigen Summen entblößt finden, so lang er es gestattet, daß „man ihn ungestraft bestiehlt. In gewissen Fällen muß der Fürst, welcher „regiert, die erforderliche Strenge zu zeigen wissen. Seine Autorität wird „herabgewürdigt, er weiß sich keinen Gehorsam zu verschaffen, und wenn „öffentliche Mißbräuche ungeahndet bleiben, so vermag nichts Abhülfe zu

„bringen als indem man dort, wo es Noth thut, ein Beispiel der Strenge „zu geben sich entschließt. Bei der Art und Weise, in welcher jetzt die „Finanzen in Spanien verwaltet werden, wird der König sich in Bedrängniß „befinden, auch wenn er zwanzig Indien besäße [21])".

„So lang die Leitung der Finanzen in den Händen eines Mannes bleibt, sagt Eugen in einem späteren Schreiben an Königsegg, „der ohne Treue „und Glauben, bei der Nation verhaßt und unfähig ist, sie zu regieren, „so lang das Kriegswesen nicht auf bessern Fuß gebracht, so lang die „Autorität des Königs nicht mehr befestigt und jedem gestattet wird zu „thun was ihm beliebt, wird der Glanz der Monarchie, statt sich zu heben, „immer tiefer und tiefer sinken, die Verwirrung sich mehren und endlich „bis zu einem Punkte gelangen, auf welchem es ganz unmöglich sein wird, „ihr noch einigermaßen zu steuern [22])."

Daß es von König Philipp nicht erwartet werden durfte, er werde sich ermannen, die schlaff gewordenen Zügel der Regierung mit starker Hand wieder ergreifen, der eingerissenen Unordnung Abhülfe schaffen, Spanien im Innern neu beleben und ihm nach Außen hin eine würdige Stellung gewinnen, darüber war Eugen längst nicht mehr im Zweifel. Tief versunken in eine krankhafte Schwermuth, war Philipp für die Außenwelt nahezu unempfänglich geworden. Da von ihm weder für sein eigenes Land, noch für das Bündniß mit dem Kaiser irgend etwas zu hoffen war, so suchte Eugen es in's Werk zu setzen, daß die Zwecke, welche das gemeinsame Interesse erforderte, auch ohne die Mitwirkung des Königs erreicht würden.

Nur eine einzige Person hielt er für geeignet, um ein so großes Vorhaben zu verwirklichen. Es war dieß Niemand geringerer als die Königin selbst. Eugen kannte die Empfänglichkeit für das Außerordentliche, von welcher sie schon so viele, dem Kaiserhofe nicht immer erfreuliche Proben gegeben hatte. Wenn es gelang, sie für den Gedanken zu begeistern, die Wiederherstellerin einer starken und segenbringenden Regierung in Spanien zu werden, so ließ sich für ihr eigenes Land wie für den Bund mit dem Kaiser nur Günstiges vorhersehen. Noch waren die Zustände nicht so verzweifelt, um nicht von rascher Abhülfe der Uebelstände dauernde Heilung hoffen zu lassen.

Königsegg solle daher, so meinte Eugen, die Königin bereden, ihren Gemahl dahin zu bringen, daß er ihr förmlich einen gewissen Wir-

kungskreis in den Regierungsgeschäften einräume. Sei dieß geschehen, so werde sie die ihr verliehene Macht dazu anwenden können, für Spanien in der Art und Weise zu handeln, welche sie selbst als eine heilsame erkennen müsse [23]).

Dieser Gedanke wurde von nun an von Eugen mit Vorliebe gehegt, und er suchte ihm durch Königseggs Vermittlung bei der Königin von Spanien Eingang zu verschaffen. Es sei nicht gut, sagte der Prinz, und werde früher oder später üble Früchte tragen, daß man das spanische Volk von der Verwaltung des eigenen Landes gänzlich ausgeschlossen habe. Der Königin könne die Erbitterung nicht unbekannt sein, welche darüber in Spanien herrsche. Eben so schädlich wirke das gespannte Verhältniß, in welchem sich die Königin zu ihrem Stiefsohne, dem Prinzen von Asturien befinde. Das einzige Mittel, all dem abzuhelfen, liege darin, daß sich die Königin von ihrem Gemahle die Ernennung zur Regentin erwirke und sich dann mit einem obersten Rathe umgebe, aus Männern von Redlichkeit, Fähigkeit und Beliebtheit im Volke bestehend. Dem Prinzen von Asturien wäre hierin nach ihr selbst die erste Stimme einzuräumen, Patiño aber zu entlassen und nicht fürder, der öffentlichen Meinung zum Hohne, in seinem Amte zu erhalten. Durch die Berufung des Prinzen von Asturien würde die Königin sich dessen Freundschaft versichern, deren sie und ihre Kinder in Zukunft noch gar sehr bedürfen könnten. Die Errichtung eines Cabinetsrathes aber würde alle Mitglieder desselben zu ihren Anhängern machen und dadurch eine Partei bilden, auf welche fortan mit einer gewissen Zuversicht zu zählen wäre [24]).

Nichts übertrifft die Vorstellungen an Klarheit und Energie, welche Eugen zu wiederholten Malen an die Königin gelangen ließ, um sie von der Nothwendigkeit zu überzeugen, den Prinzen von Asturien an sich zu fesseln und durch die Einsetzung eines Cabinetsrathes einen großen Theil der spanischen Großen zu gewinnen [25]).

Es versteht sich wohl von selbst, daß Eugen diese Schritte nicht allein zum Besten der Königin oder im Interesse Spaniens that, sondern daß er dabei, wie es seine Pflicht war, vorzugsweise den Vortheil des Kaisers berücksichtigte. Denn er hielt es sich stets vor Augen, wie leicht eine zweite Abdankung König Philipps oder sein plötzlicher Tod, welcher bei dessen zerrütteter Gesundheit sogar zu den Wahrscheinlichkeiten gehörte, den Prinzen

von Asturien auf den spanischen Thron erheben könnte. Wäre nun dieser in Zwiespalt mit der Königin, so würde der von ihr geschlossene Bund mit dem Kaiser nicht von Bestand sein und das Haus Oesterreich sich schnell von einem Alliirten verlassen sehen, für dessen Freundschaft es so viele Opfer gebracht hatte. Ja es schien dem Prinzen, daß gerade die Erwartung eines baldigen Thronwechsels in Spanien es war, wodurch die Mächte, welche der Gegenpartei angehörten, ermuthigt wurden, in ihrer herausfordernden Haltung zu verharren. Die Einigung der Königin mit dem Prinzen von Asturien und dessen allmälige Gewinnung für das politische System, welches sich auf das Bündniß mit Oesterreich gründete, sollte nach Eugens Meinung die feindlich gesinnten Mächte von der Dauerhaftigkeit dieser Allianz überzeugen und ihre verletzende Sprache mäßigen und herabstimmen [26]).

Worauf aber der Prinz immer wieder von neuem zurückkam, das war die Nothwendigkeit der Entfernung Patiño's. Da derselbe sich nicht allein in seinem Amte erhielt, sondern die Gunst der Königin für ihn sich noch zu vermehren schien, so wurde Königsegg zu verdoppelter Anstrengung angewiesen, um ihn zu stürzen. Er möge hiebei offen und ohne Rückhalt zu Werke gehen, schrieb ihm der Prinz. Denn es sei zu wichtig für den Kaiser, einen Mann vom spanischen Hofe zu entfernen, auf dessen Wort nicht im mindesten gebaut werden könne, einen Mann, welcher selbst vom übelsten Willen beseelt, nichts außer Acht lassen werde, um ihn auch der Königin einzuflößen, wenn er sie jemals schwankend glauben sollte im Bunde mit Oesterreich [27]).

Königsegg bemühte sich redlich, die Aufträge Eugens zu erfüllen, aber alle seine Bestrebungen blieben fruchtlos. Die Königin, einen Augenblick eingeschüchtert durch die schwere Erkrankung ihres Gemahls, verfolgte von dem Zeitpunkte an, als es sich mit dessen Gesundheit wieder zur Besserung anließ, ihren frühern Weg. Nach wie vor behandelte sie ihren Stiefsohn und die spanischen Granden in verächtlicher, wegwerfender Weise, und entfremdete sich dieselben immer mehr. Der Prinz von Asturien, von jeher mit unfähigen Menschen umgeben, war, was seine Entwicklung betraf, hinter seinem Alter weit zurückgeblieben. Er hatte keinen Begriff von Staatssachen, und war zudem durch die herrische Behandlung, die er von Kindheit an von seiner Stiefmutter zu erdulden hatte, so furchtsam

und ängstlich geworden, daß wenn man ihn auch zu gewinnen vermocht hätte, man doch in keiner Weise auf ihn rechnen durfte. Die Granden endlich, von Haß erfüllt gegen ihre despotische Königin, waren wider Alles gestimmt, was von ihr ausging, und daher auch dem Bündnisse mit dem Kaiser nicht geneigt.

Diese feindselige Gesinnung der spanischen Großen wurde noch dadurch vermehrt, daß sie, und nicht mit Unrecht, dem Hause Oesterreich den Verlust so vieler höchst einträglicher Posten in Italien und den Niederlanden zuschrieben, mit welchen früher sie selbst und die Ihrigen in reichem Maße betheilt worden waren. „Diese Wunde ist so tief", schrieb Graf Königsegg dem Prinzen Eugen, „daß nichts dieselbe zu heilen vermag. „Die Spanier werden unzweifelhaft die nächste Gelegenheit benützen, „welche sich darbietet, um neuerdings in Italien festen Fuß zu fassen. Die „Erbfolge hingegen, welche man daselbst dem Infanten Don Carlos zu„gesichert hat, verletzt sie eher, als sie sie zufrieden stellt. Denn sie sagen „es ungescheut, daß jene Staaten der Krone Spanien gebühren, um sie „zu entschädigen für die vielen Königreiche, die man ihr entrissen habe, „während die Einsetzung eines jüngeren Prinzen in diese Länder für Spa„nien selbst ganz ohne Nutzen sei [28])".

Auch denjenigen Wunsch des Prinzen Eugen, auf welchen derselbe den meisten Nachdruck legte, Patiño's Entfernung zu bewirken, war Königsegg nicht im Stande zu erfüllen. Seine Vorstellungen bei der Königin, so entschieden sie auch lauten mochten, blieben wirkungslos, und es entging nicht seinem feinen Tacte, daß sie überhaupt mit geringerer Zuvorkommmenheit aufgenommen wurden als früher. In der Aenderung, die er hierin wahrzunehmen glaubte, in dem schlechten Stande der Dinge in Spanien im Allgemeinen, und in der Haltung, welche die königliche Regierung auf dem Congresse annahm, der endlich nach langer Zögerung zu Soissons zusammengetreten war, meinte Königsegg die übelsten Vorbedeutungen für die Fortdauer des Bündnisses mit dem Kaiser zu erblicken.

Es ist eine völlig grundlose Anklage, daß der Wiener Hof es gewesen sei, welcher die Eröffnung des Congresses zu Soissons absichtlich verzögert habe, um noch länger den Fortbezug der spanischen Subsidien zu genießen [29]). Rechtlich hätte der Beginn der Verhandlungen hierin keinen Unterschied gemacht, indem Spanien auch während derselben zur

Zahlung der entfallenden Summen verpflichtet gewesen wäre. In der Wirklichkeit aber hatte Spanien seine Zusage nicht erfüllt, als der Ausbruch des Krieges bevorstand, und so wäre es thöricht gewesen, nach dem Abschlusse der Friedenspräliminarien auf eine veränderte Haltung der spanischen Regierung zu rechnen. Andere Umstände waren es vielmehr, welche dem Zusammentritte des Congresses so langen Aufschub bereiteten. Der Tod Königs Georg I. von England und die Fortsetzung der Belagerung Gibraltars durch die spanischen Truppen müssen als die hauptsächlichsten derselben angesehen werden.

Es ist fälschlich versichert worden, daß der Kaiser erwartet habe, die Thronbesteigung Georgs II. würde durch jakobitische Bewegungen erschwert, ja vielleicht unmöglich gemacht werden [30]). Eugen mißbilligte vielmehr die Schritte, welche von Seite des Prätendenten geschahen, um jetzt seine Rechte zur Geltung zu bringen [31]). Ebenso tadelte er mit Schärfe die Fortsetzung der Belagerung von Gibraltar, einer Unternehmung, welcher er von vorneherein jede Aussicht auf Erfolg abgesprochen hatte. Er kündigte vielmehr schon im Dezember 1727 dem Grafen Königsegg die Absendung Penterriedters nach Paris an, um mit Entschiedenheit auf die Hinwegräumung der Hindernisse zu wirken, welche der Eröffnung des Congresses noch im Wege ständen [32]).

Für so wichtig sah man die Verhandlungen, welche zu Soissons gepflogen werden sollten, in Wien an, daß der Kaiser sich entschloß, seinen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, den Hofkanzler Grafen Sinzendorff dorthin abzusenden, welchem Penterriedter als zweiter Bevollmächtigter beigegeben wurde.

Jedoch auch dieser Congreß schien, wie es mit demjenigen zu Cambray der Fall gewesen war, durchaus nicht die Ergebnisse liefern zu sollen, welche man von ihm erwartet hatte. Kurz nachdem die Verhandlungen — am 14. Juni 1728 — eröffnet worden waren, zeigte Spanien dieselbe wenig versöhnliche Haltung, welche es bisher beobachtet hatte. Es führte zu nichts, daß Eugen in angelegentlicher Weise zu Madrid vorstellen ließ, eine baldige Einigung auf vernünftige Bedingungen hin werde durch das gemeinsame Interesse dringend gefordert. Spanien möge nicht zu sehr auf Begehren beharren, welche zu erlangen keine Aussicht vorhanden sei [33]).

Eugen war jedoch zu scharfsichtig, um nicht längst darüber im klaren zu sein, daß die Rathschläge, welche von Wien ausgingen, zu Madrid nicht mehr die gleiche Wirkung hatten wie früher. Es konnte kein Zweifel darüber obwalten, daß die Mißstimmung gegen den Wiener Hof, welche bei der maßgebenden Persönlichkeit, der Königin selbst, immer merkbarer hervortrat, mehr und mehr zunehmen werde, bis nicht der Hauptpunkt in's Reine gebracht sei, auf welchen ja alle ihre Bestrebungen eigentlich zielten. Es war dieß die Vermählung des Infanten Don Carlos mit der Erzherzogin Maria Theresia.

Deutlich zeigte es sich, auf welch schwachen Grundlagen ein Bündniß beruhte, bei dem man über die wesentlichsten Punkte nicht vollkommen einig geworden war, und bei welchem unklare Andeutungen die Stelle völlig bestimmter Verabredungen vertreten sollten. Niemals war dieß mehr als bei den Wiener Verträgen der Fall, und niemals war die Wirkung davon eine schädlichere, weil man sich nicht darüber täuschen konnte, daß jede der beiden Mächte, der Kaiser und Spanien, ganz verschiedene Ziele verfolgte. Die Königin wollte die Hand der Erbin des Kaisers für ihren Sohn; Karl VI. hingegen beabsichtigte dem Infanten nur die zweite Erzherzogin zu geben und mit der Hand seiner ältesten Tochter sich die freie Verfügung vorzubehalten. Diese Verschiedenheit der beiderseitigen Absichten hatte es veranlaßt, daß man, um sie einstweilen zu bemänteln, dem Tractate den doppeldeutigen Wortlaut gab, zwei aus den drei Erzherzoginnen sollten den beiden Infanten zu Theil werden. Nun aber trat ein Ereigniß ein, welches die Stellung des Wiener Hofes in nicht geringem Maße erschwerte. Die jüngste Tochter des Kaisers starb, und jetzt behauptete die spanische Regierung, sei der Fall vorhanden, in welchem die noch am Leben befindlichen beiden Töchter des Kaisers den Infanten nicht versagt werden könnten. In Wien meinte man jedoch, mit dem Tode der dritten Erzherzogin sei die Voraussetzung hinweggefallen, unter der man die Vermählung von zwei derselben mit den spanischen Infanten versprochen habe. Der Kaiser könne daher an die Erfüllung jenes Vorhabens nicht mehr gebunden sein.

Es versteht sich wohl von selbst, daß gegen eine solche Behauptung, wenn sie offen vorgebracht worden wäre, von Seite Spaniens triftige Einwendungen hätten erhoben werden können. Aber man wagte es nicht sich in so unumwundener Weise gegen Spanien zu erklären. Denn man kannte

zu Wien den heftigen, leidenschaftlichen Charakter der Königin, und wußte, daß wenn sie ihre langgenährte Hoffnung scheitern sähe, sie sich allsogleich dem feindlichen Lager zuwenden würde. Und sollte die Königin sich von dem Bunde mit Oesterreich lossagen, so wäre ihm, glaubte der Prinz, auch Spanien entfremdet, denn sie selbst sei ja die einzige Stütze dieser Allianz [34]). Ein Augenblick würde genügen, sie zu einem Entschlusse zu vermögen, welcher das damalige politische System mit einem Schlage völlig zu verändern drohte. Es sei übrigens leichter, die Gefahr zu erkennen, als das Mittel zu finden, um ihr zu begegnen. Einzig ihren ehrgeizigen Planen hingegeben, denke die Königin an nichts als an die Verwirklichung derselben, ohne zu erwägen, ob auch die Zeitverhältnisse günstig hiezu seien. Der Kaiser wolle und könne über dasjenige, was der Königin am meisten am Herzen liege, die Vermählung seiner ältesten Tochter, durchaus noch keine bestimmte Zusage ertheilen.

Bei dem lebhaften Wesen der Königin von Spanien war es leicht begreiflich, daß sie nur mit Ungeduld und Unwillen diese ausweichenden Antworten entgegen nahm. Sie wollte, sie mußte klar sehen in einer Angelegenheit, auf welche sie ihre liebsten Hoffnungen gebaut hatte. Eine entscheidende Erklärung zu erlangen, wandte sie sich daher in einem eigenhändigen Briefe an ihre Namensschwester, die Kaiserin Elisabeth, und der Marquis de la Paz richtete ein Schreiben an Eugen, in welchem ein förmliches Begehren um die Hand der ältesten Erzherzogin für den Infanten Don Carlos ausgesprochen wurde.

Es ist eben so natürlich, daß die Königin von Spanien eifrig auf die bindende Zusage dieser Vermählung drang, als daß sie von dem Kaiserhofe standhaft verweigert wurde. Denn man war sich in Wien immer klarer darüber geworden, wie groß der Irrthum gewesen sei, durch welchen man sich zu dem Abschlusse der Verträge mit Spanien hatte verleiten lassen. Die Ostendische Compagnie zu retten, war gegen den vereinigten Widerstand von Frankreich, England und Holland ganz unausführbar. Durch den Bezug reicher spanischer Subsidien die eigene Kriegsmacht auf so achtunggebietenden Fuß zu bringen, daß man mit derselben gegen halb Europa in die Schranken zu treten vermöchte, zeigte sich als eine eitle Erwartung. Denn die spanischen Finanzen befanden sich ja in noch ärgerer Zerrüttung als diejenigen des Kaisers. Bei dem Ausbruche eines Krieges war von

dorther nicht die mindeste Beihülfe, weder an Geld noch an Streitkräften zu hoffen. Und hiezu kam noch überdieß nicht bloß der entschiedene Widerspruch der deutschen Fürsten gegen diese Heirath, sondern insbesondere der zerfallene Zustand des Madrider Hofes und das schwere Leiden des Königs, welches ein baldiges Ende desselben besorgen ließ. Mit Philipps Tode, das war leicht vorherzusehen, mußte auch die Macht der Königin in sich zusammenbrechen. Je tiefer der Zwiespalt war, welcher jetzt zwischen ihr und dem Prinzen von Asturien, so wie den spanischen Granden herrschte, desto gewisser erschien es, daß der künftige König nichts thun würde, um den Bund aufrecht zu erhalten, welchen die verhaßte Stiefmutter nicht zu Gunsten Spaniens, sondern einzig und allein zum Vortheile ihrer Söhne geschlossen hatte. Mit Philipps letztem Athemzuge würde, darüber täuschte man sich nicht mehr zu Wien, auch die Allianz mit Spanien zu Ende sein. Durch eine Vermählung der Erzherzogin Maria Theresia mit dem Infanten Don Carlos wäre demselben auf Kosten des Kaisers das glänzendste Los zu Theil geworden, ohne daß dadurch das Haus Oesterreich oder dessen Erbländer auch nur den geringsten Vortheil erlangt hätten.

Dieß waren die wesentlichsten Ursachen, in Anbetracht deren Eugen und Starhemberg dringend riethen, Karl möge sich Spanien gegenüber in dem Heirathsgeschäfte zu keinen bestimmteren Zugeständnissen herbeilassen. Seit Sinzendorff in Soissons abwesend war, bildeten Eugen und Starhemberg allein die geheime Conferenz. Ihre Meinung stand nun in desto größerem Ansehen beim Kaiser, weil Alles, was sie gegen die Errichtung der Ostendischen Compagnie und gegen den Abschluß des Bündnisses mit Spanien vorgebracht hatten, pünktlich eingetroffen war. Karl stimmte daher auch jetzt ihrem Gutachten unbedingt bei, wenn sie dazu riethen, daß man zwar an dem Bunde mit Spanien festhalten und jedes billige Begehren desselben zu Soissons angelegentlich unterstützen solle, aber zu dem spanischer Seits verlangten Versprechen, die Hand der Erzherzogin Theresia dem Infanten Don Carlos zu geben, dürfe man sich nun und nimmermehr verstehen. Man könne zwar, erklärten Eugen und Starhemberg dem Kaiser, bei der bekannten maßlosen Heftigkeit der Königin durchaus nicht vorhersagen, ob sie nicht nach Empfang einer ausweichenden Antwort einen übereilten Beschluß fassen werde. Es entstehe aber daraus was da wolle, so werde es immer noch weniger mißlich sein, als wenn man sich

herbeiließe, den Wünschen der Königin in jenem wichtigsten Punkte zu willfahren.

Es war eine schwere Aufgabe, das Schreiben des Marquis de la Paz in einer Weise zu beantworten, daß ohne das Verlangen der spanischen Regierung zu erfüllen, derselben doch kein Vorwand gegeben wurde, den Kaiser einer Verletzung seiner Bundespflichten anzuklagen. In einer Sache von so ungemeiner Wichtigkeit glaubte Eugen nicht selbstständig handelnd auftreten zu dürfen. Er verlangte, daß seine Antwort an den spanischen Minister durch Bartenstein aufgesetzt, daß sie in der Conferenz berathen und dem Kaiser zur Gutheißung vorgelegt werde [35]). Dieß geschah auch wirklich, und am 19. Dezember 1728 wurde das Schreiben des Prinzen an den Marquis de la Paz ausgefertigt. An die Versicherung, daß der Kaiserhof seinen Verpflichtungen treu zu bleiben fest entschlossen sei, knüpfte der Prinz die Nachweisung des entschiedenen Widerstandes, welchen die beantragte Heirath von der Mehrzahl der europäischen Mächte zu befahren habe. Er zeigte wie wenig es Spanien gelungen sei, hinsichtlich dieses Punktes die Krone Frankreich zu einer anderen Ansicht zu bekehren, als sie von England mit solcher Entschiedenheit ausgesprochen werde. Auf die Person der Erzherzogin selbst übergehend, bemerkte er, daß sie noch viel zu jung sei, um jetzt schon an ihre Vermählung zu denken. Bis zu dem Zeitpunkte aber, zu welchem dieß geschehen könnte, würden leicht so viele Aenderungen eintreten, so viele Ereignisse sich zutragen können, daß es aus den verschiedensten Rücksichten dringend nothwendig erscheine, sich bis dahin und bis es Zeit sei zu einem bestimmten Entschlusse zu schreiten, die Hände völlig frei zu halten [36]).

Die Befürchtung, welche man zu Wien gehegt hatte, daß nach dem Empfange der Antwort des Prinzen die Königin von Spanien ihrem ungestümen Wesen freien Lauf lassen, daß sie allsogleich mit dem Kaiser brechen und sich dessen Feinden in die Arme werfen werde, bestätigte sich nicht. Im Gegentheile waren die offiziellen Mittheilungen, welche fortan von Seite des spanischen Cabinetes nach Wien gelangten, erfüllt von Versicherungen unerschütterlicher Bundestreue [37]). Zu gleicher Zeit aber wurden Eugens scharfem Auge verschiedene Anzeichen sichtbar, welche ihm keinen Zweifel übrig ließen, daß sich die Königin bereits in geheimen Beziehungen zu England und Frankreich befinde [38]). Schritt für Schritt verfolgte der Wiener Hof

die Schlangenwindungen der langwierigen Verhandlungen, welche Spanien mit den beiden Westmächten pflog. Es war dieß die Hauptaufgabe des Grafen Königsegg sowohl als der Botschafter des Kaisers am Congresse, wo Sinzendorff und Penterriedter durch den Grafen Stephan Kinsky und den Baron Fonseca ersetzt worden waren.

Sinzendorff hatte der Kaiser nach Wien zurückgerufen, Penterriedter aber war während der Dauer des Congresses gestorben. Sein maßloser Ehrgeiz, niemals befriedigt durch das was er erreicht hatte und immer noch Höherem zustrebend, war auch die Ursache seines Todes. Die schwere Krankheit, in die er verfiel und welche sein Ende herbeiführte, wurde nur durch die tiefe Kränkung hervorgerufen, die er darüber empfand, daß Sinzendorff zu oft wiederholten Malen mit dem Cardinal Fleury geheime Berathungen pflog, von denen Penterriedter sich ausgeschlossen sah.

Kinsky und Fonseca vermutheten, daß es bald zu einem Bruche kommen müsse zwischen den Höfen von Wien und Madrid, und Königsegg war so fest davon überzeugt, daß er schon im April 1729 um seine Abberufung vom spanischen Hofe bat [39]). Aber der Kaiser war entschlossen, keinen Schritt zu thun, welcher so ausgelegt werden konnte, als ob er selbst zuerst von dem Bunde mit Spanien zurückgetreten sei. Er that dieß nicht, obgleich ihm durch eine neue Wendung in dem Benehmen der spanischen Regierung ausreichender Grund dazu geboten worden wäre.

Durch den Tod des Herzogs Francesco von Parma schien, obgleich ihm sein Bruder Don Antonio in der Herrschaft jenes Landes folgte, doch der Zeitpunkt näher gerückt, in welchem der Infant Don Carlos nach den Bestimmungen der Quadrupelallianz zur Erbfolge daselbst berufen sein sollte. Gleiches stand auch in Bezug auf Toscana in naher Aussicht. Um ihrem Sohne den Besitz jener Länder im voraus zu sichern, verlangte die Königin Elisabeth in deren feste Plätze schon jetzt spanische Garnisonen legen zu dürfen.

Eugen verkannte nicht einen Augenblick die Tragweite des Begehrens der Königin. Er fühlte, daß es nicht allein auf die Sicherung der Nachfolge des Infanten in Toscana und Parma, daß es vielmehr darauf abgesehen sei, wieder festen Fuß in Italien zu fassen und dann bei erster Gelegenheit die dortigen Besitzungen des Kaisers zu gefährden. Darin lag seine hauptsächlichste Besorgniß, daß die Königin, wenn man auch zur Erfüllung ihres

Verlangens sich bequemen sollte, hiebei nicht stehen bleiben, sondern zu neuen Forderungen schreiten und von der Gewährung derselben den Fortbestand der Verträge abhängig machen werde [40]). Es sei ohne Zweifel ihre Absicht, meinte der Prinz, dann das Begehren um die Hand der Erzherzogin zu erneuern, und das frühere Zugeständniß werde nur dazu beitragen, sie mit um so größerer Hartnäckigkeit auf die Gewährung des späteren dringen zu machen [41]).

Unter solchen Verhältnissen erschien es Eugen gerathen, daß der Kaiser sich abwartend verhalten und je nach dem Ausgange der Verhandlungen zwischen Spanien, Frankreich und England seine Beschlüsse fassen solle. Der Wiener Hof wurde nicht mehr lange in Ungewißheit gehalten. Denn schon am 9. November 1729 kam zwischen den drei Mächten der Vertrag von Sevilla zu Stande, welchem die Generalstaaten zwölf Tage später gleichfalls beitraten.

Spanien widerrief in diesem Tractate alle Privilegien, die es durch die Wiener Verträge den Unterthanen des Kaisers zugestanden hatte. Es räumte dem englischen Handel in Amerika, insbesondere demjenigen mit afrikanischen Sclaven die früheren Begünstigungen wieder ein. Hiefür wurde die Nachfolge des Infanten Don Carlos in Toscana und Parma neuerdings garantirt, die Entsendung von sechstausend Mann spanischen Kriegsvolkes nach Livorno, Porto Ferrajo, Parma und Piacenza zugestanden. Endlich verband man sich zu einträchtigem Zusammenwirken, um die unverzügliche Aufhebung der Ostendischen Compagnie zu erzwingen, und verpflichtete sich, wenn eine der Bestimmungen des Vertrages bei dem Kaiser auf Widerstand stoßen sollte, wider ihn die Waffen zu ergreifen und sie so lange nicht niederzulegen, bis der Tractat völlig zur Ausführung gebracht sei.

Dieß war das Ende des Bündnisses zwischen den Höfen von Wien und Madrid. Obgleich für die Ewigkeit geschlossen, wie am Anfange desselben gesagt worden war, hatte es doch die Zeit von vier Jahren nur um wenige Monate überdauert. Es trug eben den Keim des Zerfalles schon in sich. Auf wenig bestimmte Zusagen hin, welche der Kaiser erst in entfernter Zeit hätte erfüllen können, hatte Spanien sich zu Leistungen verpflichtet, die ihm schwer fallen mußten, und denen es daher Anfangs nur lässig, bald aber gar nicht mehr nachkam. Schon dadurch entband es gewis-

sermaßen den Wiener Hof von den Versprechungen, zu denen er sich herbeigelassen hatte. Mehr noch und vollständig geschah dieß, indem es durch den Abschluß des Tractates von Sevilla einen förmlichen Vertragsbruch an dem Kaiser beging. Es war eben die Zeit, in der die Rücksicht auf das eigene Interesse, welches das Verhalten der Regierungen gegen einander nothwendiger Weise immer bestimmen muß, zu einem Grade selbstsüchtiger Habgier ausartete, die sich durch keine völkerrechtliche Verpflichtung, so feierlich dieselbe auch beschworen sein mochte, eine Schranke mehr anlegen ließ. So wie England um den Preis der Abschaffung der Ostendischen Compagnie und für die Einräumung von Handelsvortheilen in Spanien und Amerika sich zu Allem bereit finden ließ, was man von demselben nur immer verlangte, so schrack man in Spanien vor keinem Mittel zurück, welches das Endziel der rastlosen Bestrebungen der Königin, die Erwerbung eines möglichst beträchtlichen Ländergebietes für ihre Söhne zu fördern versprach. Der Kaiser werde sich, so erwartete man zuversichtlich, zwar mit Widerstreben, aber endlich doch beugen unter das Gesetz, welches man ihm aufzuerlegen trachtete. Hatte man ihn schon früher nicht für stark genug angesehen, um der vereinigten Macht von Frankreich, England und Holland, wenn gleich mit der Beihülfe von Spanien zu widerstehen, um wie viel weniger würde dieß, so glaubte man, jetzt der Fall sein können, da Spanien nicht mehr für, sondern wider ihn in's Feld zu ziehen bereit war.

Die Erwartung der neuen Verbündeten, daß ihre Verabredungen ohne alles Widerstreben würden in's Werk gesetzt werden, erwies sich jedoch als irrig. Obgleich der Kaiser schon seit langer Zeit den Abfall Spaniens als nahe bevorstehend angesehen hatte, so erfüllte ihn doch die Art und Weise, in welcher derselbe nun eintrat, mit wahrer Erbitterung. Auf's tiefste war er darüber entrüstet, daß man ohne ihn zu fragen es wagte, die Aufhebung der Ostendischen Handelsgesellschaft auszusprechen und hiemit einen Schritt zu thun, welcher doch nur von ihm als dem Beherrscher der österreichischen Niederlande auszugehen hatte. Er sah darin eben so sehr einen Eingriff in seine Souveränetät, wie in der beschlossenen Entsendung spanischer Besatzungen nach Toscana und Parma eine Verletzung der Gerechtsame des deutschen Reiches. Das Stillschweigen, welches über ihn selbst und seine Rechte beobachtet worden war,

beleidigte ihn nicht minder, als die kategorische Aufforderung zum Beitritte, mit der man ihn einzuschüchtern glaubte.

Eugens Entrüstung über den Vertrag von Sevilla kam derjenigen des Kaisers gleich. Es dürfte schwer sein, erklärte er, in der Geschichte christlicher Mächte einen Fall zu finden, in welchem einer derselben, ohne daß sie die mindeste Ursache dazu gegeben habe, zugemuthet worden sei, von einem so feierlich bekräftigten Vertrage wie die Quadrupelallianz abzugehen. Frankreich und England hätten sie, nicht aber der Kaiser in Vorschlag gebracht, und letzterer sei ihr nur auf inständiges Verlangen jener Mächte beigetreten. Sie habe den Grund aller seitherigen Verträge so wie der Präliminarien vom Jahre 1727 gebildet, und nun solle sie durch Verlegung spanischer Truppen nach Italien in dem wichtigsten Punkte gebrochen werden. Nicht nur die Gerechtsame des deutschen Reiches beeinträchtige man, auch das Gleichgewicht Europa's werde völlig umgestürzt, welches schon dadurch, daß Spanien dem Hause Bourbon zu Theil geworden, allzuviel gelitten habe. Die äußerste Gefahr würde es bedrohen, wenn die Gegner des Kaisers zu Gunsten der Bourbonen eine dritte Monarchie in Italien zu errichten vermöchten, worauf ja doch eigentlich die Bestrebungen der Königin von Spanien hinausliefen [42]).

Mit der ihm eigenen eindringlichen Beredsamkeit sprach sich Eugen in der Sitzung der Conferenz vom 20. Dezember 1729 über die Lage des Kaiserhofes und die Haltung aus, welche seiner Ansicht nach derselbe zu beobachten habe, um der drohenden Gefahr zu begegnen. Nichts sei empörender, behauptete der Prinz, als das Verfahren der spanischen, nichts tadelnswerther als dasjenige der französischen Regierung. Ueber England wolle er keine Worte verlieren, denn es habe ja seit Jahren seine Feindseligkeit offen gezeigt. Spanien hingegen sei durch einen erst vor wenig Jahren geschlossenen Bund in das innigste Freundschaftsverhältniß zu dem Kaiser getreten. Obgleich es den Verpflichtungen, die es durch jene Verträge auf sich genommen habe, nur höchst unvollständig nachgekommen sei, habe doch der Kaiser alle seine Zusagen pünktlich erfüllt. Und dennoch wende Spanien sich plötzlich, und ohne daß ihm irgend ein Anlaß dazu gegeben würde, den Feinden des Hauses Oesterreich zu.

Ein nicht viel ehrenwertheres Verfahren werde auch, fuhr Eugen fort, von Frankreich beobachtet. Dort stehe der Cardinal Fleury an der

Spitze der Geschäfte, derselbe welcher zu seinem eigenen Lobe beständig zu wiederholen pflege, daß er die Verträge mit pünktlichster Gewissenhaftigkeit beobachte. Im entschiedenen Widerspruche hiemit handle er jedoch nicht nur geradezu gegen die von Frankreich in's Leben gerufene Quadrupelallianz, sondern sogar wider die von ihm selbst erst vor kurzem zu Stande gebrachten Präliminarartikel, und verbinde sich mit denjenigen Mächten, die den Kaiser zwingen wollten, von diesen Verträgen abzugehen. Wenn ein solches Verfahren zur Regel werden sollte, so möge man es sich für die Zukunft ersparen, Tractate abzuschließen. Es sei kein Zweifel, daß Frankreich und Spanien ihre Absichten auf die italienischen Besitzungen des Kaisers, verschiedene Stände des Reiches aber und insbesondere Baiern die ihrigen auf dessen deutsche Erbländer gerichtet hätten. Solcher Gefahr auf jedem bedrohten Punkte mit Entschiedenheit zu begegnen, sei nun die erste Aufgabe, deren Erfüllung obliege. Man vermöge zwar nicht zu bestreiten, daß die mächtigsten Staaten Europa's sich wider den Kaiser vereinigt hätten, während derselbe auf Niemand als auf Rußland und Preußen zählen dürfe. Bei solchen Umständen scheine es allerdings ungemein schwierig, auch nur dasjenige zu behaupten, wozu man das unbestreitbarste Recht besitze. Doch wäre noch weniger rathsam, sich in so verletzender Weise Gesetze vorschreiben zu lassen. Es sei ohnehin schon ein tief eingewurzeltes Vorurtheil bei den anderen Mächten, daß man vom Wiener Hofe durch Drohungen Alles erlangen könne. Sie dürften durchaus nicht in diesem Wahne bestärkt werden, und es wäre besser, wenn dieß nie geschehen und man sich immer stark und standhaft bezeigt hätte. Nachgiebigkeit würde auch jetzt mehr schaden als nützen und für die Zukunft gewiß die schädlichsten Folgen nach sich ziehen.

Nachdem er die Vertheidigungsmaßregeln entwickelt hatte, durch welche sich seiner Ansicht nach den feindlichen Unternehmungen in Deutschland und Italien begegnen ließ, drang der Prinz darauf, daß Graf Königsegg aus Spanien abgerufen werde. Die kaiserlichen Minister in Frankreich, England und Holland aber, so wie diejenigen an den übrigen Höfen hätten zwar ohne Gereiztheit, jedoch mit Festigkeit den wirklichen Verlauf der jüngsten Begebenheiten darzustellen. Sie sollten die Gewissenhaftigkeit schildern, mit welcher der Kaiser die Tractate, insbesondere die Quadrupelallianz und die Präliminarartikel gehalten habe. Das bundes-

brüchige Verfahren seiner Gegner aber wäre in das rechte Licht zu stellen, und unumwunden zu erklären, daß es mit Treue und Glauben in der Welt zu Ende gehen müsse, wenn man auf solchen Wegen vorwärts schreite. Der Kaiser sei fest entschlossen, das hätten sie überall kundzuthun, den ertheilten Versicherungen wie bisher nachzukommen, sich aber von Niemanden, wer es auch sein möge, Verpflichtungen auferlegen zu lassen, welche eben so sehr mit seinem Vortheile wie mit seiner Ehre im Widerspruche ständen. Hiebei habe man standhaft zu beharren, und nach diesen Grundsätzen mit Entschiedenheit vorzugehen, es möge sich um die Stellung des Kaisers zu den auswärtigen Mächten, oder um die Verfügungen handeln, welche im Innern der österreichischen Erbländer zu treffen wären, auf daß jede Unbill zurückgewiesen und der eingeschlagene Weg ohne Wanken verfolgt werden könne [43]).

Diese Anschauung des Prinzen wurde auch von dem Grafen Gundacker Starhemberg mit Nachdruck unterstützt. Der Kaiser selbst machte sie zu der seinigen, und an dem Benehmen, welches er in so schwerer Bedrängniß beobachtete, wurde es Jedem deutlich, daß Eugens Rathschläge es waren, welche auf ihn den entscheidendsten Einfluß übten. Er erklärte, daß er, wenn auch alle Mächte um ihn her wetteifern würden in schmählichem Wortbruche, doch unerschütterlich festhalten wolle an den Bestimmungen der Quadrupelallianz, und eher ganz allein wider die vereinigte Streitkraft des übrigen Europa in den Kampf gehen, als sich erniedrigende Bedingungen auferlegen lassen werde. Er gab England zu verstehen, daß es vollkommen in seiner Macht liege, Spanien allsogleich wieder auf seine Seite zu bringen. Er dürfe nur die Erzherzogin Maria Theresia dem Infanten Don Carlos vermählen, und alle die Handelsvortheile, über deren Wiedererlangung man in England so sehr triumphire, würden alsbald zu Wasser werden. Aber er verschmähe es, sich um solchen Kaufpreis aus einer allerdings peinlichen Lage zu befreien, in welche ihn Englands unersättliche Habgier und Spaniens Treubruch gestürzt hätten. Seiner eigenen Kraft wolle er vertrauen, und denjenigen, welche ihn mit den Waffen in der Hand angreifen würden, in gleicher Weise begegnen.

Es waren nicht leere Worte, welche der Kaiser an seine Widersacher richtete; durch die That zeigte er, daß er den Ernst seiner Lage begriff und seinen Drängern zu widerstehen, nicht sich ihnen zu beugen entschlossen

war. Mit unerhörter Anstrengung wurde gerüstet. Binnen einem Zeitraume, in welchem man es für unmöglich gehalten hatte, stand ein starkes kaiserliches Heer kampfbereit und drohend in Italien [44]). Der Feldmarschall Graf Mercy wurde bestimmt, den Oberbefehl über dasselbe zu führen.

Den vereinigten Bemühungen Eugens und Gundacker Starhembergs war es gelungen, dasjenige zu vollbringen, was man damals allgemein für eine Art von Wunder ansah. Der Prinz schaffte Alles herbei, was vom militärischen Gesichtspunkte aus nur immer erforderlich schien, und Starhemberg versah ihn hiezu mit den nöthigen Geldmitteln. Ihr Verdienst war um so größer, als Sinzendorff und die übrigen Rathgeber des Kaisers sich für die Nachgiebigkeit ausgesprochen hatten [45]). Aber in jenem Augenblicke schien jeder andere Einfluß am Wiener Hofe verdrängt und derjenige Eugens und Starhembergs stand im Zenith seiner Macht. Nicht nur in den Verfügungen des Kaisers im Innern seiner Staaten, auch in seiner Haltung gegen die fremden Mächte sprach sich dieß aus. Und vor Allem war es die immer engere Verknüpfung des Bündnisses mit Rußland und Preußen, worin Eugens Wirksamkeit sich in entscheidender Weise geltend machte.

Zehntes Capitel.

Es kann nicht geläugnet werden, daß die Art und Weise, in welcher Rußland seinen Bundespflichten gegen den Kaiser zu genügen trachtete, den auffallendsten Gegensatz zu dem Benehmen bildete, das Spanien in gleicher Lage beobachtete. Unmittelbar nach dem Abschlusse der Allianz vom Jahre 1726 traf die Czarin Katharina I. Anstalt, die Truppen bereit zu halten, welche sie für den Fall eines Krieges dem Kaiser zu Hülfe zu senden versprochen hatte. Zwanzigtausend Mann Fußvolk und zehntausend Reiter, die besten Regimenter, welche Rußland besaß, wurden an die Westgrenze des Reiches verlegt, um auf den ersten Befehl vorrücken zu können.

Dieses Armeecorps wäre eine um so willkommenere Hülfe für den Kaiser gewesen, als Graf Rabutin, der sich als erfahrener Soldat gründlich darauf verstand, von der Ausrüstung der russischen Truppen, von der Tüchtigkeit der Soldaten nur Lobendes berichtete. Daß es irgendwo fehle, könne, meinte Rabutin, nur hinsichtlich der Offiziere gesagt werden, und aus diesem Grunde erscheine die Frage, wem das Commando übertragen werden solle, von höchster Wichtigkeit. Vorläufig sei der General Lascy dazu bestimmt, ein Irländer von Geburt, ein eifriger Anhänger des Prätendenten Stuart und ein ernster, verständiger Mann von einnehmendem Wesen, welcher seiner militärischen Eigenschaften wegen in Rußland in großem Ansehen stehe [1]).

Auch Eugen wünschte lebhaft, daß der Führer des russischen Armeecorps ein Mann sei, mit welchem sich leicht verkehren lasse und der sich dem Commando des kaiserlichen Oberfeldherrn willig unterordne. Denn nur wenn dieß geschehe, könne das Corps ein nützliches Glied einer großen Armee bilden [2]). Der Prinz wußte aus Erfahrung davon zu reden, wie es keine größere Schwierigkeit gab, als Truppen unter seinen Befehlen zu haben, deren Führer über die Befolgung jeder Anordnung erst mit sich markten ließen. Daher erschrak er als Rabutin berichtete, daß der Feldmarschall Sapieha, der ehemalige Großfeldherr von Litthauen, ein Mann,

welchen der kaiserliche Gesandte als habsüchtig und eitel, als heftig und unverläßlich schilderte, sich um das Commando des russischen Hülfscorps bewerbe. Mit weit größerer Besorgniß erfüllte es jedoch den Prinzen, als ihm in den letzten Tagen des Monats Mai 1727 ein Adjutant des Fürsten Menschikow die Nachricht von dem Tode der Czarin und der Thronbesteigung Peters II. überbrachte.

Es ist natürlich, daß man zu Wien, wo die damals noch so wenig geregelten Zustände Rußlands nicht unbekannt waren, bei eintretendem Thronwechsel für die Fortdauer des Bündnisses mit diesem Reiche Besorgniß hegte. Um dessen Bestand zu sichern, hatte man frühzeitig dahin zu wirken gesucht, daß demjenigen, welchem man schon unter Katharina das Zustandekommen der Allianz vornehmlich verdankte, dem Fürsten Menschikow, sein mächtiger Einfluß auch unter ihrem Nachfolger erhalten bleibe. Rabutin war angewiesen worden, Menschikows Bestrebungen zu fördern, welche darauf abzielten, ein Eheverlöbniß zwischen seiner ältesten Tochter und dem jungen Czar zu Stande zu bringen. Und wirklich konnte schon wenige Wochen nach Peters Thronbesteigung Fürst Menschikow dem Prinzen Eugen anzeigen, daß diese Verlobung stattgefunden habe [3]).

Die Beschreibung, welche Graf Rabutin dem Prinzen von dem jungen Czar machte, der damals erst im zwölften Lebensjahre stand, klingt weit vortheilhafter als man sie sonst zu hören gewohnt ist. Sein Aeußeres sei, so schreibt der kaiserliche Gesandte, von der größten Schönheit und Anmuth. Mit den einnehmendsten Manieren verstehe er es, die Würde und das Ansehen zu verbinden, welche seiner hohen Stellung zukommen. Er besitze eine lebhafte Auffassungsgabe, ein richtiges Urtheil, sei zum Wohlthun geneigt und immer bereit, kleine Uebereilungen wieder gut zu machen, zu welchen er sich durch die Heftigkeit seines Wesens leicht hinreißen lasse. Seine glücklichen Anlagen seien aber durch eine wenig sorgsame Erziehung äußerst vernachlässigt, und es gelte nun dasjenige nachzutragen, was bisher versäumt worden. Insbesondere handle es sich darum, seine ungemessene Vorliebe für die Jagd zu mäßigen, welche so sehr über Hand zu nehmen drohe, daß sie ihn, wenn man ihr nicht Schranken zu ziehen suche, von jeder ernsteren Beschäftigung abhalten werde.

Rabutin sah sich in diesen Bestrebungen durch den Vicekanzler des Reiches, den Freiherrn von Ostermann, angelegentlich unterstützt. Derselbe

sei, so berichtete Rabutin dem Prinzen Eugen, derjenige Mann, der sich in ganz Rußland am besten auf die öffentlichen Geschäfte verstehe. Das Wohl des Landes sei das Ziel, nach welchem er strebe, und daher erkenne Niemand lebhafter als er die Nothwendigkeit, dem jungen Czar eine zweckmäßige Ausbildung zu geben.

Rabutin bedauerte es, daß er an dem Fürsten Menschikow nicht gleiche Beihülfe fand. Die Rauhheit des Benehmens, welches derselbe gegen den jungen Czar beobachtete, wurde von dem kaiserlichen Gesandten lebhaft getadelt. Er sah es vorher, daß daraus endlich ein Zerwürfniß zwischen Peter und Menschikow hervorgehen müsse. Und daß der Letztere hiebei übel fahren werde, daran war wohl nicht im mindesten zu zweifeln [4]).

Auch Eugen mißbilligte mit Entschiedenheit das Betragen Menschikows. Sein Tadel war um so schärfer, als ihm alle Rohheit schon an und für sich als ein Gräuel erschien. Er beauftragte Rabutin, den Fürsten angelegentlich vor jedem Uebergriffe gegen den Czar zu warnen. Er möge ihm begreiflich machen, daß er sich dadurch nur selbst der Gunst seines Herrn allmälig berauben werde. „Aber freilich", setzte der Prinz hinzu, schon im Voraus an der Wirksamkeit solcher Vorstellungen verzweifelnd, „es ist schwer, gewisse Menschen zu ändern [5])".

Auch sonst bedauerte Eugen die gegenseitigen Anfeindungen, welche den russischen Hof in verschiedene Parteien spalteten, und er schärfte dem Grafen Rabutin ein, sich zwischen denselben in strenger Neutralität zu halten. Insbesondere sei die Zwietracht zu beklagen, welche zwischen Menschikow und dem Herzoge von Holstein, dem Gemahl der russischen Prinzessin Anna Petrowna obwalte. Rabutin solle sich dort, wo es Noth thue, zu Gunsten des Letzteren verwenden, ihn jedoch auffordern, durch seine Handlungen nicht zu dem Verdachte Anlaß zu geben, welcher in Rußland gegen ihn rege geworden, als ob seine Anwesenheit daselbst im Interesse der öffentlichen Ruhe nicht wünschenswerth sei [6]).

Es war in der That ein Schlag für den Kaiserhof, daß Rabutin durch plötzlichen Tod — im September 1727 — von dem Schauplatze seines Wirkens abgerufen wurde. Mit ihm verlor Karl VI. einen Mann von dem bedeutendsten Talente, der schon ansehnliche Dienste geleistet hatte und noch weit größere erwarten ließ [7]). Er war ohne Zweifel der befähigtste Kopf unter den damals heranreifenden Staatsmännern, und der Kaiser

besaß Niemand, der ihm Rabutin zu ersetzen vermocht hätte. Der einzige, welcher mit ihm in Vergleich gezogen werden konnte, Graf Konrad Starhemberg, zuletzt Gesandter in London, starb um dieselbe Zeit, und da auch Penterriedter die beiden nicht lange überlebte, so war der Wiener Hof damals wirklich in Verlegenheit, gewandte Agenten zu finden, welche seine Interessen an den fremden Höfen in passender Weise zu vertreten im Stande waren.

Graf Karl Wratislaw, des Kaisers bisheriger Gesandter in Polen, ein Neffe des unvergeßlichen Freundes des Prinzen Eugen, wurde zu Rabutins Nachfolger am russischen Hofe ernannt. Als derselbe im Juni 1728 zu Petersburg eintraf, fand er dort Alles vollkommen verändert. Schon im September des verflossenen Jahres war Menschikow gestürzt worden, aber weder der Czar noch Rußland hatten dadurch etwas gewonnen. Der Erstere fiel ganz in die Hände der Familie Dolgoruki, welche durch niedrige Schmeicheleien und in sonstiger Weise ebenso verderblich auf den jungen Fürsten einwirkte, als Menschikow es durch Rohheit gethan hatte. Rußland aber litt durch die Befehdung der Parteien, als deren Häupter sich nun die Dolgoruki's und Ostermann gegenüber standen.

Daß man es am Wiener Hofe aufrichtig mit Rußland meinte und das Gedeihen dieses Reiches auch als nutzbringend für Oesterreich ansah, zeigen die Weisungen, welche Eugen dem Grafen Wratislaw ertheilte. Ohne sich geradezu in die inneren Angelegenheiten Rußlands zu mengen, und ohne daher wider die Dolgoruki's offen Partei zu nehmen, möge doch Wratislaw, so befahl ihm der Prinz, Alles thun, daß Ostermann in seiner Stellung und seinem Ansehen erhalten werde [8]).

Ein Hauptanliegen Eugens war es, den Czar, welcher sich im Anfange des Jahres 1728 zur Krönung nach Moskau begeben hatte und von den Dolgoruki's und der altrussischen Partei zur Verlängerung seines Aufenthaltes daselbst vermocht wurde, zur Rückkehr nach Petersburg zu bewegen. Lebhaft tadelte es der Prinz, daß Peter, statt wieder nach seiner früheren Residenz zu gehen, sogar die Verwaltungsbehörden des Reiches von dort nach Moskau zog. Denn es sei leicht zu erkennen, meinte Eugen, um wie viel größeres Gewicht die russische Regierung bei den auswärtigen Mächten habe, wenn ihr Sitz in Petersburg, als wenn er tief im Innern des Reiches, in Moskau sei [9]). Mit der letzteren Stadt konnte ja bei dem dama-

ligen Zustande der Communicationsmittel der Verkehr nur höchst sparsam und vielfach gehemmt sein. Aber in dieser Beziehung erwies sich jede Bemühung fruchtlos. Zwar blieb der Czar dem Bündnisse mit Oesterreich treu, und insbesondere hegte er für Eugen eine so große Verehrung, daß er ihm ein prachtvolles Geschenk anzubieten beabsichtigte, welches jedoch von dem Prinzen, seiner Gewohnheit nach, mit dem Bemerken abgelehnt wurde, er pflege von Niemand als seinem kaiserlichen Herrn irgend eine Gabe anzunehmen [10]). Aber für die Vorstellungen, welche ihm von Wien aus zukamen, war Peter II. eben so unempfänglich, wie für die Bitten und Beschwörungen Ostermanns, in den er doch sonst so großes Vertrauen setzte.

So wie die Weigerung des Czars, nach Petersburg zurückzukehren, so bot seine unvernünftige, die Gesundheit untergrabende Lebensweise und der Verfall, welchem bei so gänzlicher Vernachlässigung die Verwaltung des russischen Reiches entgegenging, dem Prinzen Anlaß zu ernsten Bemerkungen. Man möge, so schrieb er an Wratislaw, wenigstens dahin zu wirken bedacht sein, das Kriegswesen und die Seemacht in leidlichem Zustande zu erhalten, bis der Czar, älter geworden, selbst einsehen werde, was seinem Interesse fromme [11]). Den jungen Fürsten Repnin aber, einen Verwandten der Dolgoruki's, welcher um jene Zeit den Wiener Hof besuchte, machte selbst die Kaiserin Elisabeth, welche als Tante des Czars vorzugsweise berufen war sich um das Wohl des Sohnes ihrer verstorbenen Schwester zu kümmern, auf die Nothwendigkeit aufmerksam, dessen Lebensweise zu ändern. Denn wenn dies nicht geschehe, könne die Sache nur einen für ihn verderblichen Ausgang nehmen [12]).

Die düstere Prophezeiung ging nur zu bald in Erfüllung. Schon am 30. Jänner 1730 starb Peter II. an den Blattern. Anna Iwanowna, Herzogin von Kurland, bestieg nach ihm den Thron von Rußland. Nicht umsonst freute sich Eugen darüber, daß der Regierungswechsel in tiefster Ruhe vor sich ging [13]).

Es war eine der ersten Handlungen der neuen Czarin, dem Hülfscorps, welches zur Unterstützung des Kaisers bestimmt war, den Befehl zu erneuern, sich auf den ersten Wink bereit zu halten. Und wie fest die Czarin an dem Bündnisse mit dem Kaiser zu halten gedachte, bewies noch überdieß das Verlangen, welches sie stellte, zwei tüchtige Generale, einen der Infan-

terie und einen der Cavallerie, welche ihre Truppen befehligen sollten, aus österreichischem Dienste in den ihrigen übernehmen zu können [14]).

Es war gewiß ein Fehler der kaiserlichen Regierung, daß sie diese Gelegenheit, sich überwiegenden Einfluß in Rußland zu sichern und gewissermaßen ihre eigenen Generale zu Chefs des dortigen Militärwesens zu machen, nicht eifrig genug benützte. Man wolle gern den Wunsch der Czarin erfüllen, schrieb Eugen dem Grafen Wratislaw, aber es sei schwer Jemand zu finden, welcher schon die Würde eines kaiserlichen Generals erlangt habe und sich noch zum Uebertritte in russischen Dienst entschließen solle. Der Generalfeldwachtmeister Graf Otto Traun, welchen Wratislaw als vorzugsweise geeignet bezeichnet hatte, in eine so wichtige Stellung versetzt zu werden, werde sich wohl, so meinte der Prinz, nur dann dazu herbeilassen, wenn er zu gleicher Zeit im Dienste des Kaisers verbleiben dürfe, und seine Verwendung in Rußland auf eine bestimmte Zeit beschränkt werde [15]).

Obgleich jedoch die russische Regierung bereitwillig auf dieses Verlangen einging, obgleich sie sich anheischig machte, die Besoldungen der Generale über den ursprünglich festgesetzten Betrag von viertausend Rubel beträchtlich zu erhöhen [16]), so erklärte doch Graf Traun dem Prinzen freimüthig, er werde nur dann sich nicht weigern, nach Rußland zu gehen, wenn ihn der Kaiser als seinen General dorthin commandire. Es freiwillig zu thun, dazu werde er sich niemals entschließen. Denn man wisse nur zu gut, wie schwer es schon unter Czar Peter I. für Ausländer gewesen, in Rußland zu dienen. In weit höherem Maße sei dieß jetzt der Fall, wo die Macht der Czarin beschränkt worden, und der Einfluß der altrussischen Partei sich in immer höherem Maße geltend mache [17]).

Eugen begnügte sich dem Grafen Traun zu erwiedern, derselbe werde niemals gezwungen werden, gegen seinen Willen nach Rußland zu gehen [18]). Der Prinz bemühte sich vielmehr, an Trauns Stelle andere Generale zu finden, welche mit dieser Sendung betraut werden könnten. Aber seine Bestrebungen hatten auch bei den Uebrigen keinen bessern Erfolg. Dennoch störte der Umstand, daß dieses Verlangen der russischen Regierung unerfüllt blieb, das gute Einvernehmen zwischen der Czarin und dem Kaiser in keiner Weise. Rußland zeigte sich nach wie vor bereit zu pünktlicher Erfüllung seiner Bundespflichten. Es war damals ohne Zweifel der getreueste

Alliirte des Wiener Hofes, und nur durch die weite Entfernung seiner Länder von dem übrigen Europa verlor seine Hülfeleistung etwas von dem Werthe, welchen ihr hauptsächlich der Umstand verlieh, daß auf sie mit größerer Bestimmtheit als auf jede andere gerechnet werden durfte.

Weit bedeutsamere Einwirkung auf die politischen Verhältnisse Europa's als die Allianz des Kaisers mit Rußland übte das Freundschaftsverhältniß, welches durch Eugens und Seckendorffs Bemühungen zwischen Karl VI. und dem Könige Friedrich Wilhelm I. von Preußen in's Leben gerufen worden war und sich von Tag zu Tage zu einem festeren Bunde gestaltete.

Nachdem die Sendung des Grafen Stephan Kinsky an den Kurfürsten von der Pfalz, um dessen Einwilligung zu den Bestimmungen des Tractates von Wusterhausen zu erlangen, gescheitert war, begannen allsogleich die Verhandlungen mit dem Berliner Hofe von Neuem. Seckendorff erhielt Befehl, sich nach Berlin zurückzubegeben, dem Könige den Stand der Sachen unumwunden darzulegen und darauf hinzuwirken, daß er irgend einen anderen Gebietstheil bezeichne, welchen er als Ersatz für das Herzogthum Berg anzunehmen sich herbeilassen würde. Aber der König wollte hievon nichts hören, und da gleichzeitig Frankreich und England Alles aufboten, um Preußen wieder auf ihre Seite zu bringen, so wurde Friedrich Wilhelm neuerdings schwankend. Zwar führte er, wie es so seine Art war, die heftigsten Reden gegen die außerdeutschen Mächte, zwar verschwor er sich hoch und theuer, seinen Kindern Pistolen und Degen in die Wiege zu legen, um die fremden Völker von Deutschlands Boden abzuhalten. Zu gleicher Zeit aber stand er in geheimer Verhandlung mit König Georg I., um neuerdings auf dessen Seite zu treten. So weit war es schon damit gekommen, daß die nächste Umgebung des Königs von Preußen den entscheidenden Schritt zur Aussöhnung mit England als nahe bevorstehend ansah. Da trat plötzlich ein Ereigniß ein, welches die ganze Sachlage so völlig veränderte, daß Fürst Leopold von Anhalt-Dessau ausrief, es sei dieß wieder einmal nichts anderes als ein österreichisches Wunder [19]).

Am 22. Juni 1727 starb König Georg I. von England plötzlich und sein Sohn bestieg als Georg II. den britischen Thron. Schon seit ihren beiderseitigen Jugendjahren waren er und Friedrich Wilhelm sich wenig geneigt. Auch später hatten sie sich gegenseitig nur immer verspottet, und so wurde denn der Groll, den Friedrich Wilhelm vor Jahren gegen seinen

Schwager hegte, nach und nach zur Erbitterung, ja zu tiefwurzelndem Hasse. Bei dem Könige von Preußen, der seinen persönlichen Gefühlen so großen Einfluß gönnte auf seine Politik, hatten nun die Bemühungen Seckendorffs leichteres Spiel. So wie England sich rastlos bestrebt und zu diesem Ende kein Mittel verschmäht hatte, Preußen von Oesterreich zu trennen und es neuerdings an sich zu ketten, so mußte der Kaiser dahin wirken, die Scheidung zwischen der englischen Regierung, welche sich damals als sein gefährlichster Gegner geberdete, und dem Könige von Preußen aufrecht zu halten.

Wer aber Friedrich Wilhelm I. wirklich kannte, der wußte genau, daß er mehr noch als aus gut kaiserlicher Gesinnung, aus dem Grunde zu Oesterreich hielt, weil er sich von demselben die meisten Vortheile versprach [20]). Mochten auch die Zusagen Englands und Frankreichs glänzender sein als die des Kaisers, so traute doch der König dem letzteren in ungleich höherem Maße. Denn er kannte die Gewissenhaftigkeit, mit welcher Karl VI. die Verpflichtungen, die er einmal auf sich genommen hatte, zu erfüllen gewohnt war. Nichts trug jedoch mehr dazu bei, den König an dem Bunde mit Oesterreich festzuhalten, als die persönliche Verehrung, welche er für Eugen hegte, und sein festes Vertrauen in die Versicherungen des Prinzen von der redlichen Absicht des Wiener Hofes.

Die lebhafte Hinneigung des Königs zu Eugen ist jedenfalls eine eigenthümliche Erscheinung. Denn es können nicht leicht verschiedener geartete Persönlichkeiten gedacht werden, als die Beiden es waren. Der Eine, Eugen, eine durchaus großartige Natur, ein Mann, der mit dem Ruhme seiner Siege die Welt erfüllt hatte, und sich zugleich so ganz von den Fehlern frei zu halten wußte, welche so oft den Glanz eines kriegerischen Namens getrübt haben. Der König hingegen, dem niemals Gelegenheit geboten war, sich als Feldherr hervorzuthun, zeigte vom Soldaten fast nur diejenigen Eigenschaften, welche man auch dem ruhmreichsten Feldherrn nicht leicht verzeiht. Rauhe, ja barbarische Strenge gegen seine Untergebenen, die so weit ging, daß er nur allzugern das Amt eines Zuchtmeisters selbst übernahm, unbändiger Jähzorn, eine kleinliche Genauigkeit im Dienste, welche über dem winzigsten Detail den Blick über das große Ganze verlor, dieß waren die militärischen Gaben, welche Friedrich Wilhelm gegen Eugens Feldherrntalent in die Wagschale zu legen hatte. Und hiezu kam

noch die bekannte Vorliebe des Königs für großgewachsene Soldaten, welche zu einer solchen Leidenschaft ausartete, daß er bald keine Gewaltthat mehr scheute, um sich Leute von ansehnlichster Leibeslänge zur Einreihung in seine Regimenter zu verschaffen.

Greller noch trat der Contrast zwischen Beiden in ihren sonstigen Eigenschaften hervor. Die fürstliche Freigebigkeit des Prinzen, seine edle Uneigennützigkeit, welche niemals des eigenen Vortheils dachte, sie stachen sonderbar ab gegen die ängstliche Knauserei des Königs, gegen sein unabläſſiges Bestreben, sich bei jedem Schritte, den er that, bei jeder Zusage, die er machte, allsogleich einen tüchtigen Gewinn auszubedingen. Es war dieser Gegensatz um so auffallender, als Eugen niemals von sich selbst, von der Lauterkeit seiner Gesinnungen, von seiner Selbstaufopferung für die Verfechtung seiner Grundsätze sprach, während dieß von dem Könige unabläſſig geschah, der jedoch zu gleicher Zeit mit nicht geringerem Eifer auf die Bezahlung dieser Gesinnungen drang und denselben ohne Verzug untreu zu werden drohte, sobald es den Anschein erhielt, als ob er auf den verlangten Preis nur mit geringerer Verläßlichkeit rechnen dürfe.

Hiezu kam noch die Verschiedenartigkeit der Ansicht, welche Beide in Bezug auf Kunst und Wissenschaft hegten. Während Eugen sich mit Gelehrten und Künstlern umgab, mit Leibnitz, mit Rousseau, mit Mariette am liebsten verkehrte, während er eine prachtvolle Büchersammlung anlegte und seine Paläste mit Kunstschätzen schmückte, verachtete der König jede wissenschaftliche Bestrebung, vertrieb den berühmten Philosophen Wolf bei Strafe des Stranges aus Halle, und gab dem großen Leibnitz den elenden Gundling zum Nachfolger im Präsidium der Akademie der Wissenschaften.

So wie in ihrer Gesinnung, so war wohl auch in ihrer Gesittung zwischen beiden Männern der entschiedenste Gegensatz zu gewahren. Wie Eugen die rücksichtsvollste Form des Verkehres, die einnehmendste und verbindlichste Art des Umganges eigen war, wie er französische Höflichkeit und deutsche Geradheit in bezauberndster Weise zu vereinigen verstand, so besaß der König eine Derbheit, die ihn zum Schrecken aller derjenigen machte, welche mit ihm zu thun hatten. Niemand, den nicht etwa seine Stellung als Offizier vor solcher Mißhandlung bewahrte, war sicher vor den Stockschlägen, die der König selbst mit freigebigster Hand auszutheilen liebte.

Noch abstoßender fast als bei seinen Strafen, war die Derbheit des Königs bei seinen Belustigungen. Einem Manne wie Eugen konnte es nur Mitleid oder Abscheu erwecken, wenn ihm von den Scherzen berichtet wurde, mit welchen Friedrich Wilhelm sich in seiner täglichen Abendgesellschaft, dem Tabakscollegium erheiterte. Eine solche Art der Erholung von den Anstrengungen des Tages, unmäßiges Trinken und wüste Späße mußten Eugen in höchstem Grade anwidern. Es zeugt daher um so stärker für den klaren und richtigen Blick des Prinzen, daß er unter einer so wenig gewinnenden Außenseite, wie sie der König ihm bot, doch den tüchtigen Kern, der unter der rauhen Schale verborgen lag, zu erkennen und zu würdigen wußte.

Und daß ein solcher Kern in Friedrich Wilhelm wirklich vorhanden war, kann durchaus nicht geläugnet werden. Demjenigen, das in seiner Uebertreibung als ein Fehler angesehen werden muß, der an Geiz grenzenden Knauserei, der ausschließlichen Vorliebe für seine Soldaten, lag doch eigentlich nur die richtige Erkenntniß zu Grunde, wie viel in jener Zeit allgemeiner Zersplitterung der Staatseinkünfte ein wohlgefüllter Schatz, wie viel bei dem allgemeinen Ringen nach Vergrößerung ein tüchtiges Kriegsheer werth sei. Die Sorgfalt des Königs für die Ordnung seiner Finanzen, für die Ausbildung seiner Truppen ging ohne Zweifel allzuweit. Dennoch war in solcher Sache ein zu viel von ungleich geringerem Schaden als ein zu wenig, und es ist nicht zu verkennen, daß dieß letztere damals in Oesterreich der Fall war.

Wenn nun schon Eugen den achtungswürdigen Eigenschaften des Königs von Preußen volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, so zollte Friedrich Wilhelm dem Prinzen eine lebhafte, von Jahr zu Jahr sich steigernde Verehrung. Es schien fast, als ob es ihn beschäme, daß er Klements betrügerischen Worten geglaubt und Eugens Loyalität einen Augenblick in Zweifel gezogen habe. Durch verdoppelte Beweise warmer Anhänglichkeit und festen Vertrauens suchte er das Andenken an jene Begebenheit und an sein Benehmen in derselben in Eugens Gedächtniß zu verwischen. „Das „Vertrauen des Königs in Eure Durchlaucht ist so groß", schrieb Seckendorff dem Prinzen, „daß er dagegen alle anderen, Freunde und Feinde „verachtet [21]." „Ein Wort von Eurer Durchlaucht", sagt Seckendorff ein anderes Mal, „findet mehr Glauben bei dem Könige als die umständlichsten „Vorstellungen der Uebelgesinnten [22]."

Dieses Zutrauen des Königs zu Eugen erleichterte Seckendorffs Verhandlungen zu Berlin in sichtlicher Weise. Der König war fest davon überzeugt, daß was Eugen ihm erklären lasse, auch in der That also sei. Und da der Prinz für die wohlwollenden Absichten des Kaiserhofes sich verbürgte, so glaubte Friedrich Wilhelm mit Recht daran. Denn es ist in der That kein Zweifel, daß man zu Wien, wie es ja schon im beiderseitigen Interesse lag, aufrichtig gegen ihn zu Werke ging [23]).

In vielfacher Weise trat nun das freundschaftliche Verhältniß zu Tage, welches zwischen dem Könige von Preußen und Eugen immer tiefere Wurzel schlug. Friedrich Wilhelm ließ den Prinzen wissen, daß sie, wenn die Verhandlungen zwischen den beiden Regierungen zu keinem Ziele führen sollten, irgendwo zusammentreffen könnten und sich dann in mündlichem Gespräche leicht einigen würden. Er erneuerte das Anerbieten, Eugens Menagerie mit einigen seltenen Thieren zu bereichern, und sein Verlangen wurde nun nicht mehr wie früher zurückgewiesen. Er sandte dem Prinzen ein schönes Jagdgewehr zum Geschenke, und nahm es mit Freuden an, daß Eugen, der es liebte, jede Gabe mit einer viel werthvolleren zu erwiedern, drei prachtvolle spanische Pferde nach Berlin abgehen ließ [24]). Endlich sprach der König den lebhaften Wunsch aus, Eugens Bildniß zu erhalten, und er erklärte dem Grafen Seckendorff, daß es keinen Herrscher in Europa gebe, dem es nicht eine Ehre sein müsse, dasselbe in seinem Zimmer zu besitzen [25]).

Des Königs täglich sich steigernde Hinneigung zu Eugen war ein günstiger Umstand für das zwischen ihm und dem Kaiser in Verhandlung stehende Bündniß. Es bedurfte eines solchen, um nicht das Blatt wieder zu Gunsten Englands zu wenden, welches sich selbst überbot in den glänzendsten Versprechungen, während der Kaiser und Eugen mit Festigkeit darauf beharrten, nichts zuzusagen, wodurch die Rechte eines Dritten gekränkt oder die Gesetze des deutschen Reiches verletzt werden könnten. Ueberhaupt war die Sprache, welche der Wiener Hof bei diesem Anlasse führte, seiner selbst und der Sache, die er vertrat, vollkommen würdig. „Das Bündniß mit dem Könige ist ohne Zweifel", so schrieb Eugen dem Grafen Seckendorff, „dem Interesse des Kaisers sehr anständig, und wenn „es dieß nicht wäre, so würde man sich nicht zu so vortheilhaften Bedin„gungen für das Haus Brandenburg herbeilassen. Deßhalb aber darf der

„König noch nicht glauben, daß der Kaiser eine Verbindung mit ihm als „eine Gnade ansehe und suche. Beide Regentenhäuser finden ihre Sicher„heit in der Allianz. Der Unterschied besteht jedoch darin, daß Oesterreich „behält, was ihm gehört, während Brandenburg ein beträchtlicher Zuwachs „in Aussicht gestellt wird, zu welchem der König ohne des Kaisers Beistand „niemals oder doch nicht ohne große Gefahr gelangen kann [26])".

Diese Ansicht, daß Preußens Vortheil in noch höherem Maße als derjenige Oesterreichs bei dem abzuschließenden Bunde gewahrt werde, führte Eugen dem Könige zu wiederholten Malen zu Gemüth. Seckendorff mußte ihm vorstellen, daß wenn die beiden Reiche und Rußland fest zusammenhalten würden und in jeglicher Gefahr für einander ständen, sie mit vereinigter Kraft gar wohl vermöchten, jedwedem die Spitze zu bieten, der diese Allianz mit scheelem Auge anzusehen sich erlauben wollte [27]).

Der festen Haltung des kaiserlichen Hofes mag es zuzuschreiben sein, daß am 23. Dezember 1728 die geheime Allianz zwischen Oesterreich und Preußen in Berlin auf Bedingungen hin unterzeichnet wurde, deren Erfüllung dem Kaiser weit leichter fallen mußte, als es hinsichtlich der Bestimmungen des Vertrages von Wusterhausen der Fall gewesen wäre. Beide Fürsten traten in ein ewiges Bündniß und gewährleisteten einander für sich selbst und ihre Erben den ungeschmälerten Besitz ihrer Länder. Friedrich Wilhelm garantirte noch überdieß die pragmatische Sanction, und sagte dem Kaiser zehntausend Mann Hülfstruppen zu. Karl VI. versprach dagegen zwölftausend Mann, und beide verpflichteten sich, in Bezug auf Polen nnd den Regensburger Reichstag gemeinschaftlich zu handeln. Endlich erklärten sie, sich gegenseitig Alles mittheilen zu wollen, was sie mit Rußland abschließen würden.

Was den für Preußen wichtigsten Punkt, die Nachfolge in Jülich und Berg betraf, so einigte man sich dahin, Alles im gegenwärtigen Zustande zu lassen, so lange noch Jemand aus dem Mannsstamme des Hauses Pfalz-Neuburg am Leben wäre. Sollte derselbe jedoch aussterben, wie schon damals mit ziemlicher Bestimmtheit angenommen werden konnte, so trat der Kaiser seine eigenen Rechtsansprüche an Berg und Ravenstein dem Könige von Preußen, diejenigen an Jülich aber an das Haus Sulzbach ab.

In einem abgesonderten Artikel versprach Friedrich Wilhelm entweder Karls männlichem Erben, oder wenn er ohne einen solchen sterben sollte, demjenigen deutschen Prinzen, welcher des Kaisers älteste Tochter heirathen würde, seine Stimme bei der nächsten Kaiserwahl zu geben.

Dieß war der Vertrag, durch welchen Preußen in dem großen Zwiespalte, der damals Europa in zwei feindliche Lager theilte, völlig auf die Seite des Hauses Oesterreich gezogen und von dem Bunde mit England losgelöst wurde. Doch gab die britische Regierung ihr Spiel zu Berlin noch nicht verloren, und an der Königin von Preußen selbst besaß sie eine muthige Vorkämpferin. Niemals ermüdete sie, nicht nur die Allianz mit England, sondern was Hand in Hand mit derselben ging, auch die Familienverbindung der beiden Häuser Brandenburg und Hannover durch die längst schon beantragte Wechselheirath zweier Prinzen und Prinzessinnen aus ihnen zu verfechten. Kein Mittel konnte gedacht werden, das sie verabsäumt hätte, um an der Verwirklichung dieser so innig verknüpften Plane zu arbeiten [29]). Und da es Seckendorffs Pflicht war, als Gesandter der Kaisers demjenigen entgegen zu wirken, was mit dem Interesse seines Herrn ganz unvereinbar schien, so ist es leicht begreiflich, daß er von der Königin und allen, welche ihr anhingen, auf's bitterste angefeindet wurde.

Daß die kaiserliche Regierung und ihr Gesandter Graf Seckendorff sich bemühten, das Gelingen der Plane zu vereiteln, welche die Königin rastlos verfolgte, ist leicht erklärlich. Denn es gab damals keinen gefährlicheren Feind des Hauses Oesterreich in Europa, als das englische Cabinet, und keine lebhaftere Anhängerin desselben in Berlin, als die Königin von Preußen. Und da sie selbst das Bündniß Preußens mit Großbritannien und die Doppelheirath als zwei eng mit einander verknüpfte Angelegenheiten ansah und beide zu gleicher Zeit und mit demselben Eifer zu fördern suchte, so ist es wohl begreiflich, daß dem Zustandekommen beider Plane von Seite des Kaiserhofes entgegengewirkt werden mußte.

Die Vermählung von Prinzen und Prinzessinnen aus mächtigen Häusern wurde damals als eine Sache von höchster Wichtigkeit angesehen. Von der Staatskunst in den Kreis ihrer Berechnungen gezogen, wollte

man sie nicht als Familiensache, sondern als öffentliche Angelegenheit behandelt wissen. So wie Friedrich Wilhelm selbst unumwunden erklärte, er wolle eher Land und Leute verlieren, als zugeben, daß Karl VI. seine älteste Tochter dem Infanten Don Carlos vermähle, so konnte es auch der Kaiser nicht wünschen, daß der Kronprinz von Preußen sich mit einer englischen Prinzessin und der Prinz von Wales mit einer Tochter Friedrich Wilhelms verheirathe. Wird die Einmischung Preußens in die Vermählung der Erzherzogin als eine natürliche Sache angesehen, so muß gleiches auch in Bezug auf den Einfluß der Fall sein, welchen der Kaiser auf die Verheirathung des Kronprinzen von Preußen auszuüben suchte.

Hiemit soll jedoch nicht gesagt sein, daß man nicht überhaupt derlei fürstlichen Ehen ein allzu großes Gewicht beilegte in der Wagschale der Politik, und Wirkungen von denselben erwartete, die sie selten nach sich zogen. War ja doch die Königin von Preußen selbst dem Hause Hannover entstammt, eine Schwester Georgs II. von England, und dennoch waren die königlichen Schwäger diejenigen Herrscher Europa's, zwischen denen die persönliche Erbitterung den höchsten Grad erreicht hatte. In der Heirath der Schwester des Einen mit dem Andern lag kein Heilmittel gegen diese Abneigung, und es war eigenthümlich, daß man von demjenigen, was sich bei dem Könige von Preußen wirkungslos gezeigt hatte, der Vermählung mit einer Prinzessin aus dem englischen Königshause, bei dessen Sohne, dem Kronprinzen Friedrich, einen bestimmenden Einfluß auf die politische Richtung erwartete, welche derselbe dereinst einschlagen würde.

Wie man aber auch jetzt darüber urtheilen mag, gewiß ist es, daß damals die Frage der Vermählung des preußischen Kronprinzen mit einer englischen Prinzessin für gleichbedeutend mit derjenigen einer Wiederanknüpfung der Allianz mit Großbritannien angesehen wurde. Der Kaiserhof ging nach Eugens Rath in dieser Sache Anfangs mit großer Mäßigung zu Werke. Gern würde man zu Wien, so schrieb der Prinz an Seckendorff, die Heirathen geschehen lassen, wenn man sicher wäre, daß sich der König dadurch von dem Bündnisse mit dem Kaiser nicht abwendig machen ließe. Ja es könnte durch dieselben sogar der Weg zur Wiederaussöhnung zwischen den Häusern Oesterreich und Hannover angebahnt werden, wozu der Kaiser stets bereit sei [30]).

Die feindliche Haltung jedoch, in welcher der König von England gegen das Haus Oesterreich verharrte, zerstörte diesen Plan. Man überzeugte sich zu Wien, daß das Heirathsprojekt zu nichts dienen sollte, als dem Kaiser aus einem ergebenen Freunde einen gefährlichen Feind zu erwecken, und nothgedrungen mußte man sich dagegen erklären. Aber die Königin von Preußen wirkte mit rastloser Energie für dasselbe, und bei der Heftigkeit ihres Temperamentes konnten daher harte Conflicte zwischen ihr und Seckendorff nicht ausbleiben. Daß jedoch der letztere absichtlich gesucht habe, häusliche Zerwürfnisse in der königlichen Familie hervorzurufen, daß er den Zwiespalt zwischen Friedrich Wilhelm und seiner Gemahlin, insbesondere aber dessen Erbitterung gegen seinen Sohn geschürt habe, ist zwar oft behauptet, niemals aber durch ein unverdächtiges Zeugniß erwiesen worden.

Seckendorff war vielmehr von Eugen beauftragt, sich Mühe zu geben, um zu der Königin in ein besseres Verhältniß zu gelangen. Vor Allem wäre es jedoch nothwendig, bemerkte ihm der Prinz, sich mit dem dereinstigen Thronerben auf guten Fuß zu stellen, sein Vertrauen zu erwerben und nach und nach, wie es mit dem Vater geschehen sei, auch den Sohn für die Sache des Kaisers zu gewinnen [31]). Und als Seckendorff berichtete, daß er sich dem Kronprinzen zu nähern suche und in der That mit ihm in ziemlich vertraulichen Verkehr getreten sei, da wurde dieß von Eugen lebhaft gebilligt. Denn es sei ja, erklärte der Prinz, für das Interesse des Kaisers von großer Wichtigkeit, zeitlich vorzubeugen, daß sich nicht bei dem etwaigen Tode des Königs sein Nachfolger wieder der feindlichen Partei zugeselle [32]).

Eugens Vorschrift wurde denn auch von Seckendorff, wenigstens seiner eigenen Angabe nach, treulich befolgt. Nicht nur mißbilligte er das rauhe Benehmen des Königs gegen den Kronprinzen und dessen Schwester [33]), er bemühte sich auch bei den oftmaligen Streitigkeiten zwischen Vater und Sohn sie wieder mit einander zu vereinigen [34]). Der Kronprinz erkannte dieß, äußerlich wenigstens, dankbar an. Sichtlich näherte er sich dem kaiserlichen Gesandten, vertheidigte denselben zu wiederholten Malen gegen die Anschuldigungen der Königin und vertraute ihm endlich, daß er mit den ihm vom Könige ausgeworfenen zwölfhundert Reichsthalern unmöglich auslangen könne und sich daher fortwährend in Geldverlegenheiten befinde [35]).

Es ist kein Zweifel, daß Prinz Friedrich diese Mittheilung dem Grafen Seckendorff in der Absicht machte, um durch ihn von dem Kaiserhofe Geld zu erlangen. Er erinnerte den Grafen, welcher ihm hiezu einige Aussicht eröffnet hatte, binnen kurzem an sein Versprechen [36]), und nahm es mit lebhaftem Danke auf, als Karl VI. ihm wirklich einstweilen eine jährliche Pension von tausend Dukaten auswarf. Endlich verwendete sich Seckendorff, wenn gleich vor der Hand noch fruchtlos, bei dem Könige für die Ernennung des Kronprinzen zum Obersten, wodurch seine Stellung angenehmer gemacht und sein Einkommen vermehrt worden wäre [37]).

Eben so irrig wie die Behauptung, daß Seckendorff das Zerwürfniß zwischen dem Könige von Preußen und seinem ältesten Sohne genährt habe, ist die Beschuldigung, von ihm sei der Streit, welcher im Sommer des Jahres 1729 zwischen Friedrich Wilhelm und seinem Schwager Georg II. über die Gewaltthätigkeiten preußischer Werber gegen hannover'sche Unterthanen ausbrach, emsig geschürt worden [38]).

So heftig klangen die Drohungen von beiden Seiten, daß man von Tag zu Tag vermuthete, es werde zu blutigen Thätlichkeiten kommen. Insbesondere war es der König von Preußen, der sich in den erbittertsten Aeußerungen wider Georg II. überbot. Er erklärte dem Grafen Seckendorff, seinen Schwager zum Zweikampfe herausfordern und Mann gegen Mann den Strauß wider ihn ausfechten zu wollen [39]). Er rüstete mit Macht, zog seine Truppen zusammen und der Fürst von Dessau wurde abgesandt, die Uebergänge über die Elbe bis gegen Hamburg hinab zu recognosciren.

Am Wiener Hofe wünschte man den Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen Preußen und Hannover vermieden zu sehen. Denn man täuschte sich nicht darüber, daß aus ihnen gar leicht ein allgemeiner Krieg entstehen könne. Seckendorff wurde beauftragt, insgemein darauf hinzuwirken, daß es nicht zu Thätlichkeiten komme. Er solle sich anbieten, befahl ihm Eugen, nach Hannover zu gehen, wo sich eben damals König Georg befand, und im Verein mit dem kaiserlichen Gesandten Grafen Philipp Kinsky die Beilegung des Streites zu versuchen. Würde jedoch dieß Bestreben scheitern und wären die Feindseligkeiten zwischen den beiden Fürsten nicht hintanzuhalten, so sei der Kaiser fest entschlossen, dem Könige von Preußen die bundesmäßige Hülfe zu leisten und sich als dessen getreuester Alliirter zu bewähren [40]).

Die stolze, fast verächtliche Haltung, welche Georg II. von England gegen Preußen annahm, ließ es jedoch zu diesen Verhandlungen nicht kommen. Sie brachte den König Friedrich Wilhelm auf's äußerste, und die Heftigkeit seiner Drohworte kannte in der That keine Grenzen mehr. Aber auch den Prinzen Eugen erbitterte sie. Er begreife allerdings, schrieb er dem Grafen Seckendorff, daß der Kaiser nicht wünschen könne, wegen einer an sich so geringfügigen Ursache halb Europa in Flammen zu sehen. Er für seine Person aber zweifle, ob nicht der Ausbruch der Feindseligkeiten zu wünschen wäre, um endlich die allzuweit gehende Anmaßung Englands tüchtig zu dämpfen [41]).

So großartig die kriegerische Thätigkeit auch war, welche man damals zu Berlin entwickelte, so ließ es sich doch nicht verkennen, daß in den Voranstalten zum Kampfe eine an's Unglaubliche gränzende Verwirrung herrschte. Der Fürst von Anhalt pflichtete in jedweder Sache der Meinung des Königs bei; der Feldmarschall Natzmer aber wollte nichts von Feindseligkeiten gegen Hannover wissen. Grumbkow ließ seiner unüberlegten Heftigkeit, welche alles überstürzte, freien Lauf, Generallieutenant von Bork aber war so schwankend in seinen Rathschlägen, daß er mit denselben fortwährend wechselte [42]). Die übrigen Generale befanden sich nicht in dem Ansehen oder der Stellung, oder sie erschienen nicht von ausreichender Befähigung, um einen entscheidenden Einfluß nehmen zu können. Der König selbst fühlte dieß, und er ließ an Eugen das dringende Verlangen richten, sich mit ihm über die bevorstehenden Kriegsunternehmungen zu besprechen. Er wolle gern, so erklärte er ihm durch Seckendorffs Vermittlung, sich zu diesem Ende selbst in eine Vorstadt von Wien begeben, um dort unerkannt mit dem Prinzen zusammenzutreffen [43]).

Es ist kein Zweifel, daß trotz des Kaisers friedfertiger Gesinnung doch in seinem obersten Feldherrn, dem Prinzen Eugen, die alte Kriegslust wieder mächtig erwachte. Er sei ganz der Meinung des Fürsten von Anhalt, erklärte er, daß wenn es zum Losschlagen komme, das Interesse des Königs es erfordere, mit möglichst starker Heeresmacht in die hannover'schen Länder einzubrechen, die dortigen Truppen niederzuwerfen, das ganze feindliche Gebiet zu besetzen, den Winter hindurch den Unterhalt aus demselben zu beziehen und im nächsten Frühlinge völlig gerüstet dazustehen. Sollten dann die Verbündeten Hannovers, insbesondere Hessen und Schweden,

dem Könige Georg beistehen, so werde Oesterreich den König von Preußen nicht im Stiche lassen, weßhalb der Befehl zur Marschbereitschaft an sämmtliche kaiserliche Regimenter in den deutschen Erbländern und dem näher gelegenen Theile Ungarns bereits insgeheim ergangen sei. Und da Preußen zunächst für seine Besitzungen an der Weser Besorgnisse hege, so hätten der Feldmarschall von Zumjungen zu Brüssel und Graf Wallis in Luxemburg den Auftrag erhalten, den preußischen Offizieren zu Cleve, wenn sie dessen bedürfen sollten, mit Fußvolk oder Reiterei an die Hand zu gehen.

Was ihn selbst betreffe, erklärte Eugen, so würde eine Zusammenkunft mit dem Könige von Preußen in dem gegenwärtigen Augenblicke allzuviel Aufsehen und Argwohn erregen. Käme es jedoch zu Feindseligkeiten, so werde er sich mit Freuden nach Neisse, ja nach Berlin selbst begeben, um mit Rath und That dem Könige zur Seite zu stehen [44]).

Es war eine gewaltsame Enttäuschung für Eugen, daß bevor noch das Schreiben, in welchem er sich so ermuthigeud aussprach, in Berlin eingetroffen sein konnte, Graf Seckendorff ihm von dem gänzlichen Umschlage berichtete, welcher daselbst eingetreten war.

Zu oft wiederholten Malen und in den entschiedensten Ausdrücken hatte Friedrich Wilhelm es laut erklärt, seine Ehre fordere es gebieterisch, sich selbst mit den Waffen in der Hand Genugthuung zu nehmen, wenn sich der König von England nicht dazu bequeme, sie ihm durch vorläufige Freilassung der in Haft gebrachten preußischen Soldaten zu gewähren. Seine Ehre aber, so hatte er dem Prinzen geschrieben, stehe ihm höher als Gut und Leben und sie werde immer die alleinige Richtschnur seiner Handlungen sein.

Wie sehr mußte es nach solchen Aeußerungen Eugen befremden, als ihm Seckendorff anzeigte, der König habe, ohne zuvor irgend eine Genugthuung zu erlangen, sich einfach dem Vorschlage gefügt, der ihm von Hannover aus zugekommen war, die Sache durch Schiedsrichter entscheiden zu lassen [45]). Es gehe zwar, meinte der Prinz, der ganze Handel den König allein an, und so habe man sich nicht darum zu kümmern, ob er sich wirklich mit Ehren aus demselben zu ziehen im Begriffe sei. Die eine Lehre aber vermöge man sich aus der Haltung abzuleiten, welche der König beobachtet habe, „daß auf dergleichen Herren, welche von einem Tage

„zum andern sich ändern, niemals Rechnung zu machen sei." Er wünsche aufrichtig, daß Preußen bei dieser Beilegung des Streites eben so sehr seine Rechnung finden möge als England. Wie aber die Sache auch ausgehen werde, so könne doch der Schaden, den der König an seiner „Reputa„tion" erlitten, so leicht nicht mehr ersetzt werden [46]).

Die Erfahrung, die man eben gemacht hatte, wie unverläßlich und schwankend des Königs Charakter bei aller anscheinenden Tüchtigkeit doch eigentlich war, mußte den Wiener Hof in einem Augenblicke doppelt unangenehm berühren, in welchem durch den Abschluß des Vertrages von Sevilla Spanien von dem Bündnisse mit dem Kaiser abfiel und die Kraft seiner Gegner sich dadurch ansehnlich verstärkte. Man fürchtete, daß Friedrich Wilhelm, den Kaiser für zu schwach ansehend, so vielen Feinden zu widerstehen, sich der stärkeren Partei zuwenden werde, um an der zu hoffenden Beute gleichfalls Antheil zu nehmen. Man wußte, daß die Königin von Preußen unablässig daran arbeitete, ihren Gemahl wieder in das frühere Bündniß mit England zu verflechten. Neuerdings wurde die Wechselheirath zweier Prinzen und Prinzessinnen aus den beiden königlichen Häusern zum Angelpunkte, um welchen sich die Verhandlungen zwischen ihnen drehten. Und wirklich gelang es der Königin von Preußen, ihren Bruder Georg II. zu vermögen, in der Person des Sir Charles Hotham einen englischen Gesandten nach Berlin zu schicken. Er war beauftragt, für den Prinzen von Wales um die Hand der Prinzessin Wilhelmine zu werben und zugleich die Hoffnung auszusprechen, der König von Preußen werde auch in die Vermählung seines ältesten Sohnes mit der englischen Prinzessin Amalie willigen.

Wohl hundertmal hatte Friedrich Wilhelm mit größter Entschiedenheit erklärt, daß der Kronprinz nie und unter keiner Bedingung sich mit einer der englischen Prinzessinnen vermählen dürfe. Die letzteren seien nur gewohnt, sich auf den Knieen bedienen zu lassen, so lauteten seine Worte, und in Berlin einfach zu leben, dazu wären sie nicht erzogen [47]). Der Unmuth gegen seinen Sohn, welcher von diesem Gedanken nicht abgehen wollte, war deßhalb von Tag zu Tag gestiegen und bei dem geringfügigsten Anlasse hatte er ihn in rohester Weise mißhandelt [48]). Dennoch änderte er allsogleich seine Gesinnung, als ihm der Antrag des Königs von England zukam und sich ihm die Aussicht eröffnete, irgend einen Vortheil

zu gewinnen. Er antwortete dem englischen Unterhändler, daß er bereit sei, in die Vermählung seines ältesten Sohnes mit der Prinzessin Amalie zu willigen, wenn ihm die Nachfolge in Jülich und Berg gesichert und der Kronprinz zum Statthalter von Hannover ernannt würde [49]).

Vor kurzem erst hatte Eugen dem Grafen Seckendorff die schon früher gemachte Bemerkung wiederholt, die beantragte Doppelheirath müsse so lange als schädlich für Oesterreichs Interesse angesehen werden, als die feindselige Haltung des Hauses Hannover gegen den Kaiser fortdauere [50]). Denn es wäre dieß der natürliche Weg zur Vereinigung der beiden mächtigen Häuser, von denen der Wiener Hof sich dann auf das Uebelste gefaßt machen müsse.

Des Königs schnelle Sinnesänderung und sein Eingehen auf Hothams Vorschläge zeigte nur zu klar, wessen man sich von ihm zu versehen hatte, wenn es der englischen Partei zu Berlin gelang, ihre Plane zu verwirklichen. Diesen mit aller Macht entgegen zu arbeiten, war nun Seckendorffs Aufgabe. Er unterzog sich ihr mit all dem Eifer, der ihm innewohnte, und mit der Geschicklichkeit, zu welcher sein Talent zur Intrigue ihn befähigte.

Mehr noch als Seckendorffs Bemühungen trug Friedrich Wilhelms tiefgewurzelte Abneigung gegen den König von England dazu bei, den Vorschlag der Doppelheirath scheitern zu machen. Auch war die Person des englischen Unterhändlers nicht glücklich gewählt. Anfangs errang Hotham zwar durch sein zuversichtliches Auftreten [51]) bei dem Könige, welchem dieß leicht imponirte, einen gewissen Einfluß. Als aber sein Benehmen gar zu dreist wurde und er den General Grumbkow bei dem Könige zu verdächtigen suchte, da kam es zwischen Friedrich Wilhelm und dem englischen Abgesandten zu einer heftigen Scene. In Folge derselben verlangte Hotham seine Abberufung und erhielt sie. Die Annäherung des Königs von Preußen an England war hiemit vereitelt, und der Bund mit dem Kaiser neuerdings gekräftigt.

Die damalige politische Lage Europa's bot dem Könige vielfachen Anlaß, die eifrige Anhänglichkeit an das Haus Oesterreich, die er nun bei jeder Gelegenheit in nachdrücklichster Weise auszusprechen liebte, auch durch die That zu bewähren. Denn noch hatte die drohende Haltung, in welcher sich der Kaiser einerseits, Frankreich aber und Spanien, England und Holland andererseits gegenüber standen, sich in keiner Weise geändert. Es

war den letzteren Mächten völlig unerwartet gekommen, daß die herausfordernde Sprache, welche sie führten, den Wiener Hof durchaus nicht einzuschüchtern vermochte. Eugen war es, der dem Kaiser dringend rieth, der Uebermacht der Gegner muthig die Spitze zu bieten. Zugleich trug er jedoch darauf an, sich der beiden einzigen Bundesgenossen, die man besaß, Rußlands und Preußens noch mehr zu versichern. Alles was vorgefallen sei, möge ihnen mit der Bemerkung mitgetheilt werden, daß man hoffe, sie würden für den Fall eines Krieges ihr bundesmäßiges Contingent bereit halten. Sie dürften darauf rechnen, von dem Kaiser unter ähnlichen Umständen gleiches zu erfahren.

Der König von Preußen sei noch überdieß anzugehen, meinte der Prinz, so viel deutsche Fürsten als nur immer möglich für die Sache des Kaisers zu gewinnen. Insbesondere sei das Augenmerk hiebei auf die Höfe von Dresden, dann von Gotha, Baireuth und Anspach zu richten [52]).

In Sachsen regierte noch immer Friedrich August II. der Starke, ja von einigen sogar der Große genannt, derselbe, dessen Bewerbung um die königliche Krone von Polen seiner Zeit dem Prinzen Eugen zum Oberbefehle in Ungarn verhalf und es ihm möglich machte, die Türken bei Zenta auf's Haupt zu schlagen.

Noch lange Jahre nachdem Friedrich August das Obercommando des kaiserlichen Heeres gegen die polnische Krone vertauscht hatte, war er in bundesfreundlichem Verhältnisse mit dem Kaiser geblieben. Durch Karl XII. von Schweden aus Polen verjagt, wohnte er im Jahre 1708 Eugens erstem Feldzuge in den Niederlanden bei. Damals scheinen sehr vertrauliche Beziehungen zwischen den beiden Fürsten obgewaltet zu haben. Es waren ja ihre schönsten Jugenderinnerungen, die sie an einander fesselten. Hatten sie doch gemeinschaftlich den Carneval des Jahres 1687 in Venedig zugebracht, und zwei Jahre später noch unter Karls von Lothringen siegreichem Banner zum erstenmale wider Frankreich die Waffen getragen. Auch während des Feldzuges in den Niederlanden sah man sie immer zusammen; sie bedienten sich derselben Wohnung wie desselben Wagens [53]). Es schien als ob sie Gefallen daran fänden, sich gewissermaßen gegenseitig zu ergänzen, indem Jeder eben diejenigen Eigenschaften besaß, welche dem Anderen abgingen. Friedrich August, der schöne, große, riesenstarke Mann, stellte durch sein glänzendes Aeußere ebensosehr Eugens unscheinbare Persönlich-

keit in Schatten, als dieser den König weit übertraf an jeder Begabung, welche den Werth des Feldherrn wie des Menschen doch eigentlich ausmacht.

Es war natürlich, daß Eugen es ungern sah, als im Jahre 1709, nachdem Karl XII. bei Pultawa geschlagen worden und seine Macht für immer gebrochen schien, König August II. mit starker Heeresmacht nach Polen zurückkehrte. Denn der Prinz fürchtete hiedurch ein ansehnliches Truppencorps zu verlieren, welches im Kampfe gegen Frankreich ersprießliche Dienste leistete. Der Entschluß des Königs war jedoch gefaßt, und da ein solcher Schritt in der That in seinem Interesse lag, so ließ er sich hievon durch Eugens Gegenvorstellungen nicht abbringen [54]). Uebrigens schwächte auch die Rückkehr des Königs nach Polen das Heer der Verbündeten nicht in dem Maße, wie Eugen es befürchtet hatte. Denn es blieb nicht nur ein beträchtliches sächsisches Corps in den Niederlanden zurück, sondern es verließ sogar, bei der Trennung Ormonds von Eugen im Jahre 1712, den englischen Feldherrn und folgte den Fahnen des Prinzen.

Die zweideutige Stellung, welche der König in dem Streite des Kaisers mit den ungarischen Insurgenten annahm, die Duldung nicht bloß, sondern die Unterstützung, die sie noch lange Jahre nach Abschluß des Szathmarer Friedens in Polen fanden [55]), die Unthätigkeit endlich, die August II., statt die vertragsmäßige Hülfe zu leisten, während des Türkenkrieges beobachtete, ließen das früher so freundschaftliche Verhältniß zwischen den beiden Höfen sichtlich erkalten.

Die Entrüstung, mit welcher der Kaiser einen wiederholt auftauchenden Plan zur Theilung Polens zurückwies, wovon die ansehnlichsten Provinzen dem Könige als erbliches Besitzthum zufallen sollten, mag ihm die Sympathien desselben noch mehr entfremdet haben. Hiezu kam noch, daß August II., als die Heirath seines Sohnes, des Kurprinzen von Sachsen, mit der Erzherzogin Maria Josepha, ältester Tochter des verstorbenen Kaisers Joseph I. vollzogen war, den Plan gefaßt zu haben schien, wenn Karl VI. ohne männliche Nachkommen sterben sollte, seinem Hause einen beträchtlichen Theil der österreichischen Erbländer zu erwerben.

Es geschah wohl nur um diese Absichten besser zu verhüllen, daß König August im Jahre 1726 den Marquis Fleury an den Kaiserhof sandte, um über seinen Beitritt zu den Wiener Verträgen zu unterhandeln.

Als Preis dafür verlangte er, Karl VI. solle sich anheischig machen, bei der nächsten Königswahl in Polen für Niemand als den Kronprinzen von Sachsen zu wirken. Für sich selbst begehrte der König einen Antheil an den Ländern, welche für den Fall eines Krieges etwa gewonnen würden, fünfzigtausend Pistolen jährlicher Subsidien, Unterstützung seiner Ansprüche auf Jülich, Berg und Cleve, dann die Hanauer Lehen. Endlich dürfe, was die Vermählung der Töchter des Kaisers und die Wahl eines römischen Königs angehe, kein kurfürstliches Haus in Deutschland dem seinigen vorgezogen werden [56]).

Zu Wien hielt man jedoch die Begehren des Königs für zu hoch gespannt und seine Anträge überhaupt nicht für aufrichtig gemeint. In keiner Weise glaubte der Kaiserhof auf ihn zählen zu dürfen. Man wußte wohl, daß es ihm um nichts zu thun war, als um Ländergewinn, und begriff, daß er, sobald dieß die oberste Richtschnur seines Handelns bildete, dem Hause Oesterreich nicht günstig gesinnt sein konnte. Denn im Bunde mit Anderen, insbesondere mit Frankreich durfte er hoffen, dereinst mehr von des Kaisers Besitzthum an sich zu reißen, als er durch treue Anhänglichkeit an den letzteren erlangen würde [57]). Und die warme Verwendung, welche der König von Polen um jene Zeit in Wien für den Fürsten Rakoczy eintreten ließ, dessen feindselige Gesinnung wider den Kaiserhof die langjährige Verbannung noch nicht gemildert hatte, war auch nicht geeignet, das Mißtrauen gegen August II. zu schwächen.

Einer jener Glücksritter, wie sie so gern um Rakoczy's Banner sich schaarten, Vigouroux mit Namen, war in Dresden erschienen und hatte den König gebeten, zwischen dem Kaiser und Rakoczy einen Vertrag zu vermitteln, durch welchen es dem letzteren möglich gemacht werde, die Türken zu verlassen und irgendwo in Polen sein Leben zu beschließen. Rakoczy verlange lebenslänglich den Titel eines Fürsten von Siebenbürgen führen zu dürfen und für seinen ältesten Sohn die Markgrafschaft Burgau und die Landgrafschaft Nellenburg unter der Voraussetzung zu erhalten, daß sie wenigstens ein jährliches Einkommen von zweimalhunderttausend Thalern gewährten. Für seine Anhänger begehre er vollständige Amnestie und Wiedereinsetzung in ihre Würden und Güter. Es werde dieser Punkt, so meine Rakoczy, höchstens nur hinsichtlich des schon auf dem Sterbebette befindlichen Grafen Simon Forgách Schwierigkeiten begegnen. Denn die

Güter seiner übrigen Anhänger seien ja ohnehin nur deren Kindern oder nächsten Verwandten gegeben worden.

Für sich selbst verlange Rakoczy außer jenem Titel nichts, weil er dem Kaiser keinen Anlaß bieten wolle, den Eid der Treue von ihm zu fordern. In Polen beabsichtige er sich niederzulassen, zu verheirathen und dem Könige August Unterwerfung zu geloben, gleichzeitig aber sich selbst anheischig zu machen, nichts wider das Haus Oesterreich zu unternehmen. Sollte es jedoch der König für passend ansehen, daß er dem Kaiser in einem ehrfurchtsvollen Briefe seine Unterthänigkeit bezeige, so wolle sich Rakoczy auch zu diesem Schritte herbeilassen [58]).

Es gehörte in der That wenig Scharfsinn dazu, um vorherzusehen, daß der Kaiserhof das Begehren Rakoczy's von der Hand weisen werde. Die beträchtlichsten Opfer sollte er bringen, um diejenigen, welche seit Jahrzehnten die erbittertste Feindschaft wider das Haus Oesterreich zur Schau getragen hatten, die es noch jetzt verschmähten, demselben den Unterwerfungseid zu leisten, nach Deutschland, nach Ungarn zurückzuführen und ihnen dort einen Schauplatz zur Erregung neuer Unzufriedenheit zu eröffnen. König August begriff es, daß man die Sache in Wien von diesem Standpunkte ansehen müsse, und er wagte es daher nicht, mit seiner Verwendung zu Gunsten Rakoczy's unmittelbar hervorzutreten. Er beauftragte seinen Gesandten am Kaiserhofe, den Grafen Wackerbarth-Salmour, sich einstweilen vertraulich an Eugen zu wenden und von ihm in Erfahrung zu bringen, in welcher Weise man sein Fürwort für Rakoczy aufnehmen werde [59]).

Als der Hauptgrund, durch welchen er zu seinem Ansuchen bewogen worden sei, nannte Rakoczy die Befürchtung, daß nach seinem Tode die Ungarn, welche sich in seiner Begleitung befanden, dem christlichen Glauben untreu werden könnten. Eugen aber ließ dieses Motiv nicht gelten. Gleich auf die erste Anfrage des Grafen Wackerbarth erwiederte er ihm, man wisse mit Bestimmtheit, daß Rakoczy mit dem Gedanken umgehe, Ungarn von neuem zu revolutioniren. Man kenne seine Ränke, seine Verstellungskunst; der Geist des Aufruhrs sei noch immer tief eingewurzelt in seinem Gemüthe. Es sei durchaus nicht zu vermuthen, daß er sich ruhiger verhalten werde als bisher, wenn man ihm irgendwo in der Nähe der kaiserlichen Erbländer eine Freistatt gönnen würde [60]).

In demselben Sinne wie die Antwort, welche Eugen gleich Anfangs ertheilt hatte, lautete die Erklärung, die er nach gepflogener Rücksprache mit dem Kaiser an den Grafen Wackerbarth richtete. Man danke dem Könige August, so lautete dieselbe, für seine Vermittlung in dieser Sache. Niemals aber werde der Kaiser sich entschließen, mit einem Rebellen in Verhandlung zu treten und irgend ein Verlangen eines solchen in Betracht zu ziehen, wenn er sich nicht unmittelbar an ihn selbst wende. Und dann habe Rakoczy, wie es einem Unterthan gegen seinen Erbherrn und Landesfürsten gezieme, aufrichtige Reue über das Geschehene zu zeigen und ohne irgend eine Bedingung sich zu stellen, einzig und allein um Gnade zu bitten.

Da auch der König von Preußen die Ansicht ausgesprochen hatte, es wäre zweckmäßig, die Begehren Rakoczy's zu erfüllen, um ein für allemal jeden Anlaß zur Erregung von Unruhen in Ungarn und zur Aufreizung der Pforte wider den Kaiserhof aus dem Wege zu räumen [61]), so beauftragte Eugen den Grafen Seckendorff, dem Könige von allem, was in dieser Angelegenheit vorgegangen sei, Nachricht zu geben. Man könne nicht einsehen, fügte der Prinz hinzu, welche Sicherheit den kaiserlichen Erbländern, ja der gesammten Christenheit aus der Zurückberufung Rakoczy's erwachsen solle. Man wisse wohl, daß nicht die Sorge für das Glaubensbekenntniß seiner Anhänger, sondern der Wunsch, sich trotz seines vorgerückten Alters mit der Fürstin Constantine Jablonowska zu vermählen, das Hauptmotiv seiner Schritte sei, um die Bewilligung zur Rückkehr zu erlangen. Habe er diese einmal erreicht, dann sei weit mehr von ihm zu besorgen als bisher. Denn Niemand zweifle, daß es ihm jetzt nur an der Kraft und nicht am Willen fehle, neue Unruhen zu erregen, und er würde solche viel leichter herbeizuführen vermögen, wenn er sich außerhalb der Türkei, als wie bisher in derselben befinde [62]).

Weit mehr jedoch, als bei dieser Verwendung König Augusts zu Gunsten Rakoczy's trat seine zweideutige Gesinnung bei dem Zwiespalte an den Tag, welcher sich zwischen dem sächsischen Minister Grafen Hoym und dem kaiserlichen Gesandten Grafen Seckendorff erhob [63]). Auch Eugen wurde in den verdrießlichen Handel gezogen, indem Hoym sich mit heftigen Anklagen wider Seckendorff an den Prinzen wandte. Der Nachdruck, mit welchem der König von Polen den Grafen Hoym unterstützte, von dem man allgemein annahm, daß er in französischem Solde stehe, nährte die

Befürchtungen, die man zu Wien über die wahren Absichten des Königs hegte. Um denselben wenigstens nicht offen auf Frankreichs Seite treten zu sehen, nahm man die Vermittlung des Königs Friedrich Wilhelm von Preußen in Anspruch, welcher damals mit August II. auf dem freundschaftlichsten Fuße stand. Der König von Preußen beschloß, sich selbst nach Dresden zu begeben, und er machte sich anheischig, den widerspänstigen Nachbar völlig auf die Seite des Kaisers zu bringen. Eugen aber, welcher wußte, wie leicht Friedrich Wilhelm sich in seinen besten Vorsätzen durch diejenigen wankend machen ließ, denen er Vertrauen schenkte, befahl dem Grafen Seckendorff, wohl auf seiner Hut zu sein, daß nicht der König, statt die kaiserliche Partei durch den Beitritt Sachsens zu verstärken, selbst von derselben abgezogen werde [64]).

Um Friedrich Wilhelm anzufeuern, sich der Sache des Hauses Oesterreich mit noch größerer Entschiedenheit anzunehmen, ließ ihn Eugen durch Seckendorff in ausführlicher Weise von den großartigen Rüstungen des Kaisers unterrichten, und stellte ihm zugleich die Lage der Dinge in einem helleren Lichte dar, als der König selbst, so leicht zu übertriebener Besorgniß geneigt, sie ansah. Schweden werde durch die Nachbarschaft Rußlands und Preußens im Zaume gehalten, Hannover aber, so meinte der Prinz, sein nach allen Seiten hin offenes Land gegen das Andringen seiner Feinde nicht zu schützen vermögen. Eine baldige Sinnesänderung des Königs von England könnte daher nicht allzulange ausbleiben. Hessen würde durch Sachsen, wenn es gelänge, den König August auf die Seite des Kaisers zu ziehen, an schädlichen Unternehmungen gehindert werden. Auf den fränkischen und oberrheinischen, so wie auf einen großen Theil des schwäbischen Kreises dürfe man mit Sicherheit zählen. In den Niederlanden käme das meiste auf Luxemburg an, welches in jener Gegend zugleich die Vormauer des deutschen Reiches und Preußens bilde. Man habe es daher auch in so guten Vertheidigungszustand gesetzt und mit allen Bedürfnissen so wohl versehen, daß fast mehr zu wünschen als zu fürchten sei, Frankreich möge beim Ausbruche eines Krieges sich gegen Luxemburg wenden und mit der Belagerung dieser Festung Zeit und Kräfte versplittern.

In Italien koste, fuhr der Prinz fort, die Führung eines Krieges denjenigen, welche dazu die Erfordernisse zur See herbeischaffen müßten, ganz

ungeheure Summen. Es sei nicht zu erwarten, daß sich das englische Volk zur Vergrößerung der Macht des Bourbonischen Königshauses, welches zu jeder Zeit sein gefährlichster Widersacher gewesen, die empfindlichsten Opfer an Geld und Blut gefallen lassen werde. Von der Pforte habe man nichts zu besorgen, da sie in erbitterten Streit mit Persien verwickelt sei. „Und endlich", so schloß der Prinz, „ist auf die deutsche Tapferkeit nicht „wenig zu rechnen, und hiebei noch der Umstand in's Auge zu fassen, daß „die Einen für ihres Vaterlandes Freiheit und die gerechte Sache, die „Anderen aber für das Unrecht, ja zumeist gegen ihren eigenen Vortheil „streiten würden [65])".

Bei dem großen Werthe, welchen der König auf Eugens Worte legte, ist es wohl mit Gewißheit anzunehmen, daß die Vorstellungen des Prinzen nun auf Friedrich Wilhelms Entschlüsse von entscheidendem Einflusse waren. Mit Nachdruck unterstützte der König das Verlangen, welches der Kaiser an die Reichsversammlung gestellt hatte, ihm bei der Vertheidigung seiner Gerechtsame kräftigen Beistand zu leisten. Friedrich Wilhelm ging noch weiter, und er entschloß sich, eine Rundreise durch Deutschland zu machen, um durch seine persönliche Gegenwart die Gutgesinnten in ihren Grundsätzen zu bestärken, und wenn nicht die entschiedenen Gegner, so doch wenigstens die Schwankenden für die gemeinschaftliche Sache Oesterreichs und Preußens zu gewinnen.

Um mit demjenigen unter diesen Fürsten, dessen Beistand der willkommenste gewesen wäre, mit August II. den Anfang zu machen, begab sich Friedrich Wilhelm im Sommer des Jahres 1730 in das Lustlager, welches der König von Polen mit all dem Aufwande, den zur Schau zu tragen er so ungemein liebte, bei Mühlberg abhielt.

Der Anfang der Bekehrungsreise des Königs von Preußen, wenn man sie so nennen darf, war jedoch keineswegs ein günstiger. August ließ es zwar an Versicherung seiner Anhänglichkeit an den Kaiserhof nicht fehlen, ja er ging sogar in Verhandlungen zum Abschlusse eines Bündnisses mit demselben ein. Gleichzeitig aber versäumte er keinen Augenblick, bei Friedrich Wilhelm die Haltung des Kaisers zu verdächtigen. Er bemühte sich, wie Eugen mit Recht vorhergesagt hatte, den König in seiner Hinneigung zu dem Hause Oesterreich wankend zu machen. Doch gelang ihm dieß nicht. Friedrich Wilhelm ging vielmehr daran, an anderen

Orten in ähnlichem Sinne, und wie er hoffte, mit besserem Erfolge zu arbeiten.

Im Juli 1730 unternahm der König von Preußen seine vielbekannte Reise nach dem südwestlichen Deutschland. Nachdem er Seckendorff auf dessen Gute Meuselwitz besucht hatte, begab er sich über Anspach und Augsburg nach Ludwigsburg. Hier trachtete er den Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg dadurch zu gewinnen, daß er der Frau von Grävenitz, welche Alles über denselben vermochte, mit größter Auszeichnung begegnete und ihr sein mit Diamanten besetztes Bildniß versprach. In Mannheim zwang er dem Kurfürsten Karl Philipp von der Pfalz, dem Oheim Karls VI., die Versicherung ab, daß er sich niemals dazu verstehen werde, wider den Kaiser und das Reich Partei zu nehmen. Größeres Vertrauen als der Kurfürst schien ihm der Landgraf Ernst Ludwig von Hessen Darmstadt, insbesondere aber der Erbprinz Ludwig zu verdienen, welch Letzterer den lebhaften Wunsch zeigte, in die Reihen der kaiserlichen Armee treten zu können.

Zu Bonn, wo er den Kurfürsten Clemens August von Köln, einen Prinzen aus dem kurfürstlich baierischen Hause, nicht dazu zu bringen vermochte, seine eigentlichen Absichten offen kundzuthun, bewies der König von Preußen bei einem an sich geringfügigen Anlasse die Verehrung, welche er für Eugen hegte. Denn als sich der Marquis von Westerloo, wegen seiner feindseligen Gesinnungen gegen den Prinzen bekannt, mit dem Könige zugleich an der kurfürstlichen Tafel befand, bemerkte der Letztere seinen Begleitern, „daß es unbegreiflich sei, wie man einen so gottlosen Menschen „in ehrliche Gesellschaft laden könne [66])".

In ähnlicher Weise zeigte der König bei jeder Gelegenheit die Anhänglichkeit an das Haus Oesterreich, welche ihn nun beseelte. Es sei nicht zu läugnen, schrieb Eugen dem Grafen Seckendorff, daß Friedrich Wilhelm sich als wahrer Freund des Kaisers benommen und mit einem Eifer für ihn gewirkt habe, der bei einem in Karls Sold und Pflicht stehenden Manne kaum lebhafter hätte sein können [67]).

Eine weit größere Berühmtheit jedoch als durch diese Bestrebungen Friedrich Wilhelms, die deutschen Fürsten für die Sache des Kaisers zu gewinnen, hat seine Reise nach Süddeutschland durch den Fluchtversuch erhalten, welchen während derselben Zeit der Kronprinz von Preußen unternahm.

Zu Steinfurt unweit Sinzheim war Friedrich an die Verwirklichung dieses Planes gegangen. Nachdem derselbe mit leichter Mühe vereitelt worden, führte ihn der König halb wie einen Gefangenen mit sich weiter, bis sie zu Mörs wieder preußisches Gebiet betraten. Hier war es, wo der Kronprinz, als ihn sein Vater mit dem Stocke ins Gesicht stieß, zu General Mosel gewandt, ein Messer verlangte, um den Schandfleck, welcher ihm dadurch angethan worden, aus seinem Gesichte zu schneiden [68]).

Seckendorff, welcher sich gleichfalls im Gefolge des Königs befand, suchte in der Sache so wenig als möglich Partei zu nehmen. Wenn er dem Kronprinzen das Wort spräche, so fürchtete er das Mißtrauen des Königs zu erregen. Und denselben noch mehr gegen seinen Sohn zu erbittern, vermied er mit gleicher Sorgfalt. Er begnügte sich, nach Wien zu berichten, daß man ihm Schuld geben wolle, dem Könige den Plan zur Flucht verrathen zu haben. Es sei dieß völlig unwahr, versicherte Seckendorff; wenn er es jedoch gethan haben würde, so hätte er, fügte er hinzu, nur seine Pflicht erfüllt [69]).

Der Kaiserhof war allsogleich im Klaren über die Stellung, welche er in dem Streite zwischen dem Vater und dem Sohne einzunehmen habe. Eugen beauftragte den Grafen Seckendorff, sich seines Einflusses zu bedienen, um den König von übertriebener Strenge gegen den Kronprinzen abzuhalten, seinen Ingrimm zu beschwichtigen, und so viel als es nur immer möglich sei, dem Prinzen beizustehen und in seiner Bedrängniß behülflich zu sein [70]).

An dieser Anschauungsweise hielt der Wiener Hof auch während des ganzen Verlaufes der Angelegenheit fest. Es sei zwar im Interesse des Kaisers so wie in demjenigen des Königs selbst gelegen, erklärte Eugen, daß die Untersuchung zu Ende geführt werde, welche der König angeordnet habe. Denn nur dadurch würden die sträflichen Intriguen an's Tageslicht gezogen, welche seit so langer Zeit schon den Hof von Berlin in Unruhe und Zerwürfniß versetzt hätten. Gegen den Prinzen selbst aber solle durchaus nichts vorgenommen werden, und der König das Geschehene „seiner „Jugend und seinem Unverstande" zuschreiben, ihn wieder zu Gnaden aufnehmen und gegen Angelobung besserer Aufführung Alles in Vergessenheit begraben. Dem Kronprinzen habe Seckendorff mitzutheilen, daß er beauftragt sei, zur Wiederherstellung der Eintracht zwischen ihm und seinem

Vater das Aeußerste anzuwenden. Er möge ihm zu Gemüthe führen, befahl Eugen, daß es ja bei ihm selbst stehe, dem bisherigen Zwiespalte ein Ende zu machen, wenn er nur des Königs Wünschen sich füge und auf dessen Denkweise einzugehen sich bestrebe. „Ohne Zweifel wird ein so „wichtiger, dem Kronprinzen geleisteter Dienst", fuhr Eugen fort, „wenn „er anders von einem guten und edlen Gemüthe ist, die schuldige Erkennt„lichkeit bei ihm erwecken und ihn, wenn auch nicht gänzlich auf die Seite „des Kaisers ziehen, doch von seiner etwaigen Abneigung gegen denselben „zurückbringen [71])."

Wie es seine Pflicht mit sich brachte, so bemühte Seckendorff sich in in der That, den König zu besänftigen und ihm das Betragen seines Sohnes als jugendliche Unbesonnenheit darzustellen. Er fürchte jedoch sehr, berichtete er nach Wien, daß wenn auch Prinz Friedrich dem Kaiser seine Befreiung verdanken sollte, dieß nichts fruchten, und er, wenn dereinst zur Regierung gelangt, dem Hause Oesterreich dennoch mit Undank lohnen werde [72]).

Der Kaiser ließ sich durch diese Befürchtung nicht abhalten, den eingeschlagenen Weg mit Entschiedenheit zu verfolgen. Ohne daß irgend einer seiner Minister als Eugen darum wußte [73]), ging ein eigenhändiges Schreiben Karls VI. an den König ab, in welchem demselben die Begnadigung des Kronprinzen in den wärmsten Ausdrücken an's Herz gelegt wurde. Eugen aber bemerkte dem Grafen Seckendorff, daß wenn auch kein Dank von dem Kronprinzen zu erwarten sei und dieser ein noch so böses Gemüth habe, so müsse doch die Hülfe, die ihm in seiner Noth von Seite des Kaisers zu Theil werde, ihn überzeugen, daß er von dessen Beistand mehr als von demjenigen Englands zu erwarten habe, und daß, wenn der Kaiser wirklich so geringe Zuneigung für ihn hätte, wie man ihn glauben machen wollte, er sich seiner wohl nicht so nachdrücklich annehmen würde [74]).

Am 30. Oktober 1730 übergab Seckendorff dem Könige das Schreiben des Kaisers. Friedrich Wilhelm versicherte, daß ihn dieser neue Freundschaftsbeweis hoch erfreue. Sein Sohn sei zwar seiner bösen Gesinnung wegen solcher Gnade nicht werth. Wenn ihm jedoch die wohlverdiente Strafe nachgesehen werde, so habe Prinz Friedrich dieß durchaus Niemanden als dem Fürworte des Kaisers zu verdanken [75]).

Es ist wohl kein Zweifel, daß der König das Schreiben Karls VI. schon aus dem Grunde willkommen hieß, um einen passenden Ausweg aus dem

Labyrinthe zu finden, in welches er sich durch seine rücksichtslose Heftigkeit hatte verleiten lassen. Aber ein Opfer mußte seinem Grimme gebracht werden. Trotz Seckendorffs Gegenvorstellung fiel das Haupt des Lieutenants von Katte, welcher dem Kronprinzen zur Flucht hatte behülflich sein wollen, unter dem Beile des Henkers [76]).

Aus der damaligen Lage der politischen Verhältnisse erklärt es sich leicht, daß der Zwiespalt des Königs mit seinem Sohne den Ersteren noch mehr an die Sache des Kaisers fesselte. Denn es war bald ergründet worden, daß Prinz Friedrich beabsichtigt hatte, sich nach England zu flüchten, und bei Friedrich Wilhelms mißtrauischem Gemüthe bedurfte es keines Beweises mehr, um ihn davon zu überzeugen, König Georg II. habe bei der ganzen Sache die Hand im Spiele gehabt. Alles was den König von Preußen noch mehr von England entfernte, drängte ihn in gleichem Maße zur Partei des Kaisers. Ihn bei derselben festzuhalten, sollte fortan der Gegenstand der eifrigsten Bemühungen Seckendorffs sein. Die Haltung Friedrich Wilhelms sei, was das Haus Oesterreich betreffe, erklärte Eugen, im gegenwärtigen Augenblicke eine solche, daß man sie sich in der That nicht besser zu wünschen vermöge. „So viel ich den König „kenne“, fuhr der Prinz fort, „ist er von der Absicht durchdrungen, als „ein ehrlicher Mann zu handeln. Und da er zugleich als wahrer Patriot „die drohende Gefahr sieht, in welcher sich das deutsche Reich befindet, „jedoch auch den Nutzen gar wohl erkennt, der seinem Hause aus der „Freundschaft mit dem Kaiser erwächst, so dürfte es trotz seiner sonstigen „Unbeständigkeit nicht allzuschwer sein, ihn bei seinen jetzigen guten Gesin„nungen zu erhalten [77]).“

So sehr nun auch Eugen wünschen mußte, daß das Bundesverhältniß des Kaisers mit Preußen aufrecht erhalten werden und der König in der bisherigen Entfremdung von England verbleiben möge, so war er doch weit entfernt, zur Erreichung dieses Zweckes auf die Fortdauer des Zerwürfnisses zwischen Friedrich Wilhelm und seinem Sohne hinzuarbeiten. Er wiederholte vielmehr in jedem seiner Schreiben den Auftrag an Seckendorff, nichts außer Acht zu lassen, um so bald als möglich den König mit dem Kronprinzen auszusöhnen. Das beste Mittel dazu sei, dem Letzteren zu Gemüthe zu führen, daß er seinem Vater Gehorsam schulde. Bei dem Könige aber möge Seckendorff, so oft sich die Gelegenheit ergebe und eine günstige

Wirkung davon erwarten lasse, für den Kronprinzen sprechen und ihn zur Milde gegen denselben zu stimmen suchen. Denn es sei zu hoffen, daß auf diesem Wege nicht nur die Freundschaft des Königs erhalten, sondern auch nach und nach diejenige seines Sohnes gewonnen werde [78]).

Außerdem war es Eugens angelegentlicher Wunsch, daß dem Könige von Preußen über die wirklichen Absichten seines von ihm so sehr verehrten Nachbars, des Königs August von Polen, die Augen geöffnet werden möchten. Eigenthümlich war es in der That, daß Friedrich Wilhelm sich so gewaltig zu einem Manne hingezogen fühlte, der zu ihm selbst in jeder Beziehung einen so auffallenden Gegensatz bildete, wie August II. In nichts glichen sich die beiden Fürsten, als in ihrer maßlosen Vorliebe für das Soldatenwesen und in ihrer unablässigen Beschäftigung mit Dingen, welche darauf Bezug hatten. Und vielleicht mochte es daher kommen, daß Friedrich Wilhelm den König von Polen für einen der größten Feldherrn seiner Zeit hielt, so wie er auch von dessen staatsmännischen Eigenschaften den höchsten Begriff hatte.

In Wien glaubte man bestimmte Nachricht davon zu besitzen, daß König August mit Frankreich in ein geheimes Bündniß getreten sei. Gegen eine große Summe Geldes und die Versicherung, ihm sogar noch bei Lebzeiten des Kaisers zu einem Theile der österreichischen Erbländer zu verhelfen, habe August II. seine Truppen der französischen Regierung zur Verfügung gestellt. „Man weiß von ihm", schrieb Eugen dem Grafen Seckendorff, „so gewiß als es nur in menschlichen Dingen eine Gewißheit „geben kann, daß er mit den gefährlichsten Gedanken und mit nicht weniger „als einer Theilung der österreichischen Staaten zwischen seinem eigenen und „dem kurfürstlich baierischen Hause umgeht. Vornehmlich sind es Böhmen, „Mähren und Ungarn, worauf er sein Augenmerk gerichtet hat".

Unter solchen Umständen konnte der mächtige persönliche Einfluß, welchen August II. auf den König von Preußen übte, für den Kaiserhof nur höchst beunruhigend sein. Bei Friedrich Wilhelms bekanntem Wankelmuthe lag die Besorgniß nahe, daß es dem Könige von Polen früher oder später gelingen werde, das Haus Oesterreich eines so mächtigen Verbündeten zu berauben. Es wäre daher höchst wünschenswerth, meinte Eugen, dem Könige von Preußen die vorgefaßte Meinung zu benehmen, als ob August in der That „der große Held und Staatsmann" sei, für welchen er ihn

ansehe. „Sie kennen ja", bemerkte der Prinz dem Grafen Seckendorff, „den König von Polen so gut als ich, und wissen wohl, in wie fern eine „solche Idee von ihm gegründet ist. Wenn sein Plan gelänge, so würde „er weit mächtiger als das Haus Brandenburg sein, seine Länder die des „letzteren auf allen Seiten umgeben, und er endlich auch die Kaiserkrone „davon tragen, welche Friedrich Wilhelm dem Hause Sachsen gewiß nicht „gönnen will [79])".

„Die üblen Nachreden", sagt Eugen in einem zweiten Schreiben an Seckendorff, „welche der König von Polen von mir hält, sind mir wohl„bekannt. Ich werde aber eine etwaige Empfindlichkeit darüber dem Dienste „meines Herrn mit Freuden opfern. Ich habe dieß auch dem Kaiser mit „dem Beisatze erklärt, daß ich in all meinem Thun und Lassen nichts an„deres als die Billigkeit vor Augen habe, und mich hierin weder durch „Freundschaft noch durch Feindschaft irre führen lasse, sondern von jeder „Sache und Person nach meinem Wissen und Gewissen also urtheile, wie „sie sich mir in Wirklichkeit darstellt [80])".

Mit welch richtigem Blicke Eugen die geheimen Plane des Königs von Polen ansah und wie gefährlich die Absichten derjenigen Mächte, die sich zu dem Bündnisse von Sevilla vereinigt hatten, für das Kaiserhaus waren, gab sich auch aus der Nachricht kund, daß Frankreich bei einigen der ihm anhänglichen Reichsstände der Ansicht Geltung zu verschaffen suche, Böhmen bilde eigentlich keinen Bestandtheil Deutschlands, und ein Angriff auf dieses Land solle nicht als ein Friedensbruch gegen das Reich angesehen werden [81]).

So gefahrdrohend nun auch diese Haltung der Gegner des Kaiserhauses erschien, so zeigte es sich doch bald, daß Eugen Recht gehabt hatte, wenn er behauptete, die Allianz von Sevilla trage die Keime ihres Verfalles in sich. Denn Verbündete, welche so verschiedenartige Endzwecke verfolgten, könnten sich nicht lange zu gemeinschaftlichem Handeln vereinigen. Und in der That waren nur wenige Monate seit dem Abschlusse des Tractates verflossen, so geschahen von Seite desjenigen Verbündeten, welchen man bisher für den erbittertsten Gegner des Hauses Oesterreich hielt, Schritte zur Annäherung an den Kaiserhof.

Eilftes Capitel.

Der Tod des Königs Georg I. von England war im Juni 1727, wenige Wochen nach dem Abschlusse der Präliminarien erfolgt, welche am 31. Mai desselben Jahres zu Paris unterzeichnet wurden. Beide Ereignisse, das Ableben eines Fürsten, der in seiner letzten Zeit so große Gehässigkeit wider den Kaiserhof an den Tag legte, und das Zustandekommen der Präliminarien hatten auf eine friedliche Beilegung all der Zwistigkeiten hoffen lassen, welche damals Europa in gährende Unruhe versetzten. Es war dieß um so mehr der Fall, als beide Regierungen, die kaiserliche wie die englische, es sich gegenseitig zu wiederholten Malen versicherten, sie würden die Wiederherstellung des früheren freundschaftlichen Einvernehmens mit Freude begrüßen.

Daß es dem Wiener Hofe Ernst war mit solcher Betheuerung, wird wohl am besten durch die Aeußerungen bezeugt, welche Eugen in vertrauter Weise an des Kaisers Gesandten in London, den Grafen Philipp Kinsky richtete. „Ich schmeichle mir," schrieb ihm der Prinz, „England so gut zu „kennen als irgend jemand Anderer. Und da ich immer geglaubt habe, das „Interesse der beiden Kronen fordere es gleichmäßig, daß sie sich in gün„stigen Beziehungen zu einander befänden, so werde ich zur Wiederher„stellung der früheren Freundschaft alles beitragen, was mir möglich „sein wird, sobald ich nur sehe, daß man dieselbe in London ernstlich „wünscht [1])."

Aber dieß letztere schien leider nicht der Fall zu sein. Zwar wußte Kinsky gar vieles von den befriedigenden Erklärungen der englischen Minister zu berichten, aber ihre Thaten stimmten nur wenig mit ihren Worten überein. Bei jeder Gelegenheit zeigten sie eine Gehässigkeit gegen den Kaiserhof, welche denselben auf's tiefste verletzen mußte. Insbesondere war es das Bemühen Englands, die Pforte zum Bruche des Friedens mit dem Kaiser zu reizen, woraus man in Wien von der feindseligen Stimmung der britischen Regierung Gewißheit erhielt [2]).

Es war ein bedauerlicher Umstand für den Kaiserhof, daß er in einem Augenblicke von so außerordentlicher Wichtigkeit in London nur in ungenügender Weise vertreten war. Es zeigte sich wieder die Schädlichkeit einer zu ausschließlichen Befolgung des Grundsatzes, nur Mitgliedern der vornehmsten Familien die Vertretung der Interessen des Kaiserstaates an fremden Höfen anzuvertrauen. Man hielt an demselben, mit der einzigen Ausnahme Penterriedters, mit solcher Zähigkeit fest, daß man den Posten eines kaiserlichen Gesandten lieber in die Hände eines Mannes legte, welchem sonst jedes persönliche Erforderniß abging, denselben würdig zu bekleiden, als daß man sich entschloß, auch Staatsmänner von weniger erlauchter Geburt zu einer solchen Stellung zu berufen.

Graf Philipp Kinsky, einer der Söhne jenes Wenzel Norbert Kinsky, welcher unter Joseph I. die Stelle eines Obersten Kanzlers des Königreiches Böhmen bekleidete, zählte erst vierundzwanzig Jahre, und hatte noch niemals, wenigstens nicht im Auslande gedient. Dennoch war nichts als seine Bewerbung nothwendig gewesen, um seine Ernennung zum Gesandten des Kaisers am Hofe von S. James zu bewirken. In den schwierigsten Verhältnissen trat er diesen Posten an, und er brachte weder geistige Befähigung, noch Kenntnisse und Erfahrung in ausreichendem Maße mit, um denselben derart zu versehen, wie es im Interesse des Kaiserhauses zu wünschen gewesen wäre [3]). Auch mit der Sprache des Landes war er nicht vertraut, und es mußte dieß damals, wo die Kenntniß des Französischen in England noch eine Seltenheit war, lähmend auf seinen Verkehr mit den britischen Staatsmännern einwirken. Um sich doch einigermaßen mit dem Minister Walpole zu verständigen, suchte Kinsky die ihm allerdings noch nicht fern liegenden Schulerinnerungen wieder hervor und bediente sich im Umgange mit ihm der lateinischen Sprache [4]).

Obgleich dem Grafen Kinsky wohlwollend gesinnt, scheint doch auch Eugen dessen Unzulänglichkeit für den ihm übertragenen Posten gefühlt zu haben. Wenigstens deuten die oft wiederholten und sehr in's Einzelne gehenden Vorschriften, welche er Kinsky für sein persönliches Verhalten ertheilte, auf das Bestreben hin, hiedurch dasjenige auszugleichen, was demselben an Geschäftserfahrung abging.

Als eine der wichtigsten Regeln seines Benehmens zeichnete Eugen dem Grafen Kinsky vor, den englischen Ministern kein allzu großes Ent-

gegenkommen zu zeigen. „Je mehr man ihnen gegenüber besorgt scheint," schrieb der Prinz an Kinsky, „ihr Wohlwollen zu erlangen, desto weniger „wird man dieses Ziel erreichen. Es wäre ein unfehlbares Mittel, den „Verkehr mit ihnen noch schwieriger zu machen, wenn sie zu bemerken „glaubten, daß der Kaiser sich in der unumgänglichen Nothwendigkeit „befände, die Freundschaft Englands zu gewinnen [5])."

Auch vor der Doppelzüngigkeit der englischen Minister warnte Eugen den Grafen Kinsky. Es sei zwar eben nicht unmöglich, bemerkte er ihm, daß sie es mit ihren Freundschaftsversicherungen für den Wiener Hof wirklich ernst meinten. Leicht aber könnte es sein, daß sie Kinsky nur zu einem falschen Schritte zu verleiten suchten, um sich sodann des Vortheils, den sie daraus zu ziehen vermöchten, wider den Kaiser zu bedienen. Er kenne ja selbst „den gefährlichen Charakter" derjenigen, mit denen er es zu thun habe, und möge daher vor ihnen unabläßig auf seiner Hut sein [6]).

Als eine der nothwendigsten Pflichten eines Gesandten bezeichnete es der Prinz dem Grafen Kinsky, seinen eigenen Hof in genauester Kenntniß aller wichtigeren Ereignisse in England, und hauptsächlich desjenigen zu erhalten, was im Verkehr der dortigen Regierung mit den fremden Höfen sich ergab. Als nach einer mehrmonatlichen Anwesenheit Kinsky's in England erst zwei Berichte von ihm eingegangen waren, da mußte er Eugens strengen Tadel erfahren. Er möge es sich zur Richtschnur dienen lassen, schrieb ihm der Prinz, an jedem Posttage, oder doch wenigstens einmal in jeder Woche Bericht zu erstatten. Denn an Stoff hiezu könne es ihm an einem Hofe, welcher zu den wichtigsten Europa's gehöre, und in einem Zeitpunkte nicht mangeln, der von der höchsten politischen Bedeutung sei. Emsigkeit in der Berichterstattung müsse als eine der vornehmsten Pflichten eines Gesandten angesehen werden, und dieß um so mehr, wenn er wie Kinsky zum ersten Male einen solchen Posten bekleide und von seinem Fleiße wie von seiner Befähigung erst eine günstige Meinung erwecken solle [7]).

Weit schärfer noch waren die Ausdrücke der Mißbilligung des Prinzen, als Kinsky sich durch kleinliche Eifersucht gegen einen anderen österreichischen Minister, den Grafen Seckendorff, zu Schritten verleiten ließ, welche dem Interesse des Kaiserhofes nur schädlich sein konnten. Es war dieß zu der Zeit, als sich zwischen den Königen von England und von Preußen im

Sommer des Jahres 1729 wegen der Festnehmung preußischer Soldaten auf hannover'schem Gebiete eine heftige Fehde entsponnen hatte, und man stündlich der Eröffnung der Feindseligkeiten entgegensah.

Es ist schon früher gezeigt worden, wie lebhaft der Kaiser es wünschte, dem Ausbruche eines Kampfes auf dem Boden des deutschen Reiches und zwischen zwei Fürsten desselben vorzubeugen. Um dieses Ziel zu erreichen, beschloß er, daß während König Georgs Anwesenheit zu Hannover Graf Seckendorff sich dorthin begeben und im Vereine mit Kinsky die Beilegung des Streites versuchen solle.

Kinsky fühlte sich dadurch verletzt, daß außer ihm auch noch ein anderer Minister des Kaisers mit einer Verhandlung am Hofe des Königs von England betraut wurde. Er machte diesem Unmuthe in verschiedenen Schreiben an Seckendorff Luft, welche, wie Eugen die Sache ansah, für einen Mann von Seckendorffs Stellung, Befähigung und Erfahrung äußerst beleidigend waren.

Eugen suchte vor Allem Kinsky's eiferfüchtige Leidenschaftlichkeit zu beschwichtigen und ihn zu überzeugen, daß er Seckendorffs beabsichtigte Entsendung nach Hannover nicht als ein Zeichen des Mißtrauens, sondern nur als ein Ergebniß der Rücksichten anzusehen habe, welche man auf den König von Preußen nehmen müsse. Der Kaiser könne und wolle sich von einem Verbündeten nicht trennen, erklärte Eugen, welcher seinerseits fortfahre, mit so vieler Standhaftigkeit an ihm festzuhalten [8]). Nur im engsten Einvernehmen mit Preußen werde er mit England unterhandeln [9]), und hiezu sei eben Seckendorff, welchem König Friedrich Wilhelm so großes Vertrauen schenke, die geeignetste Persönlichkeit. Wie dem aber auch sein möge, so habe Kinsky nur einen einzigen Gesichtspunkt in's Auge zu fassen, und dieser sei die Unterwerfung und der blinde Gehorsam, welche jeder Minister dem Willen und den Anordnungen seines Monarchen schulde. Wenn er sich dieß zur Richtschnur dienen lasse, so stelle er zugleich sich selbst vollkommen sicher und habe dasjenige nicht zu verantworten, was aus der Befolgung der ihm ertheilten Befehle etwa entstehen könne. Er hoffe, so schloß der Prinz sein Schreiben an Kinsky, daß derselbe in Zukunft seine Leidenschaftlichkeit zu mäßigen und die Rücksichten auf sich selbst denjenigen auf den Dienst des Kaisers hintanzusetzen wissen werde [10]).

Die Gerechtigkeit erfordert es einzugestehen, daß Kinsky Eugens Verweise mit Dank und Ergebung aufnahm, und sich dessen Vorstellungen

mehr und mehr zur Richtschnur dienen ließ. Dennoch mag es von Eugen als ein ziemlich günstiger Umstand angesehen worden sein, daß die Beziehungen zwischen den Höfen von Wien und S. James nicht allein durch Kinsky vermittelt wurden. Schon mehrere Monate vor dessen Entsendung nach London hatte die englische Regierung den Lord James Waldegrave nach Wien abgeschickt, sei es, daß es ihr in der That Ernst war mit dem Wunsche, den Kaiser völlig zu versöhnen, oder daß sie, wie Eugen meinte, überall Unterhandlungen anzuknüpfen suchte, um unter dem Deckmantel derselben ihre eigenen Wege noch ungestörter zu verfolgen.

Waldegrave's Persönlichkeit wäre allerdings vollkommen dazu geeignet gewesen, zwischen der Regierung, die er vertrat, und derjenigen, bei welcher er beglaubigt war, ein freundschaftliches Verhältniß hervorzurufen. Er besaß ein sanftes und mildes, höchst einnehmendes Wesen, welches Ursache war, daß Jedermann in Wien gern mit ihm verkehrte, insbesondere Eugen, der es so liebte sich mit Männern von gutem Ton, von Geist und hervorragender Bildung zu umgeben. Obgleich in gewissem Sinne des Wortes ein Lebemann, besaß doch Waldegrave gleichzeitig eine große Arbeitskraft. Die Berichte, die er nach London sandte, wurden dort als Meisterstücke angesehen, und nur wenige britische Staatsmänner genossen in gleichem Grade wie er das Vertrauen ihrer Regierung [11]).

Waldegrave hatte sich während seines Aufenthaltes in Wien redlich bestrebt, zwischen dem dortigen Hofe und dem von S. James die Eintracht zu erwecken und zu nähren. Aber das Benehmen seiner Regierung machte alle seine Bemühungen wieder zu nichte. Der Abschluß des Vertrages von Sevilla zeigte es klar, daß es England mit seiner Annäherung an den Kaiserhof nicht Ernst gewesen war, und die fernere Haltung der britischen Regierung konnte diese Ansicht nur bestätigen. Durch das Verbot, ohne ausdrückliche Bewilligung des Königs fremden Staaten Geld zu leihen, vereitelte sie das Anlehen von drei Millionen, welches der Kaiser in England auf vortheilhafte Bedingungen abzuschließen im Begriffe war [12]). Und durch den rücksichtslosen Ton, welchen sie in ihren Mittheilungen an den Wiener Hof neuerdings annahm, trat ihre Absicht, denselben durch Drohungen einzuschüchtern, klar an den Tag.

Schon zuvor wurde dargestellt, wie die kaiserliche Regierung durch ihre feste Haltung und ihre männlichen Erklärungen sowohl England als die

übrigen Verbündeten von Sevilla bald eines besseren belehrte. Der Kaiser werde, so schrieb Eugen an Kinsky, ohne sich von den Grundsätzen der Mäßigung und der Friedensliebe zu entfernen, welche ihn immer beseelten und von denen jede seiner Handlungen ein unwiderlegliches Zeugniß sei, dennoch allen Forderungen seine Zustimmung versagen, durch welche er seine Würde oder seine Interessen als gekränkt ansehen müßte [13]).

In gleicher Weise lauteten auch Eugens Aeußerungen gegen den englischen Gesandten in Wien. Mit der ihm eigenen Gewandtheit wußte der Prinz das Vorhaben des Kaisers, sich nichts abtrotzen zu lassen, und dessen Wunsch, den Frieden erhalten zu sehen, gleichmäßig kundzugeben. Auch verhehlte Eugen es nicht, daß er für seine Person den Krieg nicht wünsche, und nirgends eine wirkliche Nothwendigkeit für denselben zu erblicken vermöge [14]). Sollte es aber zum Kampfe kommen, so werde ihn der Kaiser, darauf möge man sich verlassen, mit Kraft zu führen wissen.

Das gute Einvernehmen der Verbündeten von Sevilla war bekanntlich nicht von langer Dauer. Frankreich dachte an einen Einfall in die österreichischen Niederlande, an einen Angriff auf die deutschen Erbländer des Kaisers; England hingegen wollte den Krieg auf Sicilien beschränken, höchstens dessen Ausdehnung auf die übrigen Besitzungen des Kaisers in Italien zugestehen. Die zunehmende Mißhelligkeit zwischen ihnen bewog die britische Regierung, neuerdings Schritte zu thun zur Annäherung an den Kaiserhof. Lord Waldegrave hatte den Aufenthalt zu Wien mit demjenigen in Paris vertauscht, wo er nun die Interessen Englands vertrat. Es war daher seinem Nachfolger in Wien vorbehalten, an dem Werke fortzuarbeiten, dessen Zustandebringung sich Waldegrave selbst, wenn gleich fruchtlos, doch in hohem Maße hatte angelegen sein lassen.

Sir Thomas Robinson, unter diesem Namen weit mehr als unter seinem spätern eines Lord Grantham bekannt, hatte im Jahre 1723 Horace Walpole als Botschaftssecretär nach Paris begleitet, und ihm dort die wesentlichsten Dienste geleistet. Von Walpole mit Beweisen seines Vertrauens überhäuft, gewann er unter seiner Leitung ausgebreitete Kenntnisse und Erfahrung in diplomatischen Geschäften. Während der Abwesenheit des Botschafters selbst mit der Vertretung Englands betraut, zeigte er Scharfsinn genug, um sich weder durch die gekünstelte Aufrichtigkeit des Cardinals Fleury, noch die bekannte Doppelzüngigkeit des Siegelbewahrers Chauvelin

täuschen zu lassen. Ein freilich nicht unparteiischer Beurtheiler, der Engländer Coxe, schreibt ihm ein würdevolles Benehmen, große Selbstbeherrschung und die Fähigkeit zu, jeden Widerspruch ruhig anzuhören, ihn aber auch in gewandter und treffender Weise zu erwiedern. Gleich Waldegrave galt Robinson für einen ausgezeichneten Berichterstatter, und seine Depeschen bieten, wie ebenfalls Coxe bezeugt, ein bis in's kleinste Detail ausgearbeitetes Gemälde der Verhandlungen, welche er zu führen, und der Personen, mit denen er zu thun hatte [15]).

Die englische Regierung, oder vielmehr deren Haupt, der Minister Sir Robert Walpole, verfolgte damals einen doppelten Zweck. Den Krieg mit dem Kaiser wollte er vermeiden, weil er davon nur üble Folgen vorhersah. Gleichzeitig suchte er auch das neue Bündniß mit Spanien aufrecht zu erhalten, um dem englischen Volke den Genuß der Handelsvortheile zu sichern, welche ihm durch den Tractat von Sevilla in Aussicht gestellt worden waren. Zur Erreichung dieses zweifachen Zieles gab es jedoch nach Walpole's Ansicht nur einen Weg, welcher darin bestand, die alte Verbindung mit dem Hause Oesterreich wieder anzuknüpfen und durch Garantirung der pragmatischen Sanction des Kaisers Beitritt zu dem Vertrage von Sevilla zu erwirken. Robinson war es, dessen sich Walpole zur Verwirklichung seiner Absichten bediente. Um dieselben noch gewisser zu erreichen, sandte König Georg II. auch als Kurfürst von Hannover einen Bevollmächtigten, Namens Dieden, nach Wien, welcher im Vereine mit Robinson die Unterhandlungen mit dem Kaiserhofe pflegen, und die Ausdehnung des Bündnisses, auf dessen Zustandekommen man hoffte, auf die hannover'schen Lande bewerkstelligen sollte.

In der Conferenz vom 21. August 1730 lag zum ersten Male Robinsons Mittheilung zur Berathung vor. Die britische Regierung, so hieß es darin, sei in Wahrheit von dem Verlangen beseelt, mit dem Kaiserhofe wieder in das alte Freundschaftsverhältniß zu treten. Freimüthig erklärte Robinson, daß es einzig und allein die Handelsvortheile gewesen seien, durch welche England sich habe bewegen lassen, in dem Vertrage von Sevilla den Wünschen der Königin von Spanien nachzugeben. Würden diese Vortheile nicht angefochten, so habe England nichts weiter von Spanien zu fürchten, und es wisse genau, daß sein eigenes Interesse es fordere, die Macht des Hauses Oesterreich nicht schwächen zu lassen. Sollte

der Kaiser sich zu einer günstigen Erklärung in Bezug auf die Einrückung fremder Besatzungen in Toscana und Parma verstehen, so würde man sich auch über die Gewährleistung seiner Erbfolge leicht zu einigen wissen. Denn es gebe keinen wahren Engländer, welcher nicht das Wohl Oesterreichs und seines Regentenhauses aufrichtig wünsche [16]).

Man muß es zugestehen, daß diese Sprache mit Klugheit darauf berechnet war, sich ein wohlwollendes Gehör am Kaiserhofe zu gewinnen. Karl VI. war ja selbst, das wußte man genau, mit nichts so sehr als mit dem Gedanken beschäftigt, von allen bedeutenderen Mächten Europa's seine Erbfolgeordnung verbürgen zu lassen. Weil er seine eigene Ehre darein setzte, den Verträgen, welche er abschloß, unverbrüchlich treu zu bleiben, so glaubte er trotz vielfacher bitterer Erfahrungen, die ihn des Gegentheiles hätten belehren sollen, von den anderen Regenten das Gleiche. Die Aussicht, England und durch dessen Beispiel auch die Generalstaaten, die nächsten Nachbarn der österreichischen Niederlande, zu Bürgen der pragmatischen Sanction zu erhalten, war ganz geeignet, den Kaiser zu Schritten zu verleiten, zu denen er sich sonst in richtiger Erkenntniß der drohenden Gefahr, die ihm daraus erwuchs, wohl schwerlich jemals entschlossen hätte.

Auch die Mitglieder der geheimen Conferenz waren den Vorstellungen des britischen Bevollmächtigten keineswegs unzugänglich. Aus Eugen und Gundacker Starhemberg bestand damals die Conferenz, aus Sinzendorff und dem Reichsvicekanzler Schönborn, welcher vor kurzem die Würde eines Bischofs zu Bamberg und mit derselben diejenige eines Fürsten des deutschen Reiches erlangt hatte.

Unter den Mitgliedern selbst herrschte wieder eine freilich nur Wenigen erkennbare und den Meisten aus ihnen selbst unbewußte Abstufung in der Art ihrer Zuziehung zu den Geschäften. Dieselbe regelte sich nach dem Grade des Vertrauens, welches der Kaiser zu jedem der einzelnen Minister hegte. Auf der niedersten Stufe dieses Zutrauens, wenn man so sagen darf, stand der Reichsvicekanzler Schönborn. Der Würde halber, die er bekleidete, seiner unstreitigen Befähigung wegen, und um die Kenntnisse, die er mehr als die übrigen Minister in Reichssachen besaß, dem Kaiser nutzbar zu machen, war er in die Conferenz gezogen worden. Seine vielfachen Verbindungen aber mit Personen, welche dem Hause Oesterreich abhold gesinnt waren, sein bekannter Eigennutz, dem immer nur sein und

seiner Familie Interesse in erster Linie stand, die Leidenschaftlichkeit endlich, mit welcher er sich seinen Sympathien und Antipathien hingab, und der man es großentheils zuschrieb, daß in Folge der erbitterten Feindschaft, welche zwischen Schönborn und dem früheren britischen Bevollmächtigten Saint-Saphorin geherrscht hatte, das Zerwürfniß des Kaisers mit England herbeigeführt wurde, diese Eigenschaften waren Ursache, daß der Kaiser ihn, wo es nur ausführbar erschien, den geheimeren und wichtigeren Regierungsgeschäften fernhielt.

Aehnliches war, wenn gleich nicht in so weit ausgedehntem Maße, bei Sinzendorff der Fall. Allerdings muß es als eine sonderbare, vielfach schädliche Einrichtung gelten, daß demjenigen, welcher völlig die Stelle eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten bekleidete, Verhandlungen des Kaisers mit fremden Höfen ganz oder doch theilweise verborgen blieben. Dennoch zog man diesen Uebelstand einer vollständigen Einweihung Sinzendorffs in die Art der Verbindungen des Kaisers mit einzelnen Regierungen, insbesondere aber mit Rußland und Preußen, dann mit verschiedenen deutschen Höfen vor. Denn Sinzendorff war ein bekannter Gegner der politischen Combination, welche damals zum ersten Male auftauchte und später mit dem Namen der heiligen Allianz bezeichnet wurde. Er behauptete, ein Bündniß des Kaisers mit Rußland und Preußen sei nur von äußerst geringem Nutzen für denselben. Ersteres könne, letzteres wolle kein Geld geben, um die nothwendigen Rüstungen Oesterreichs damit zu bestreiten. Rußland sei so außerordentlich weit entfernt, daß seine Truppen erst dann auf dem Kriegsschauplatze erscheinen könnten, wenn vielleicht schon ein ganzer Feldzug verloren gegangen wäre. Auf den König von Preußen aber, welcher sein großes Heer nur als Schaustück, nicht aber zum Schlagen unterhalte, sei dieses Umstandes und seines bekannten Wankelmuthes wegen durchaus nicht zu zählen.

Aus diesen Gründen, welchen allerdings eine gewisse Berechtigung nicht abgesprochen werden kann, war Sinzendorff immer für ein enges Anschließen an Frankreich, an England und Holland gewesen. Freilich hatte er dann auch zur Annahme der demüthigenden Bedingungen rathen müssen, welche jene Mächte dem Kaiser aufzuerlegen trachteten. Dieser Umstand, die Erinnerung an den mißglückten Vertrag mit Spanien und an all das Unheil, welches ihm dadurch bereitet worden war, schwächten

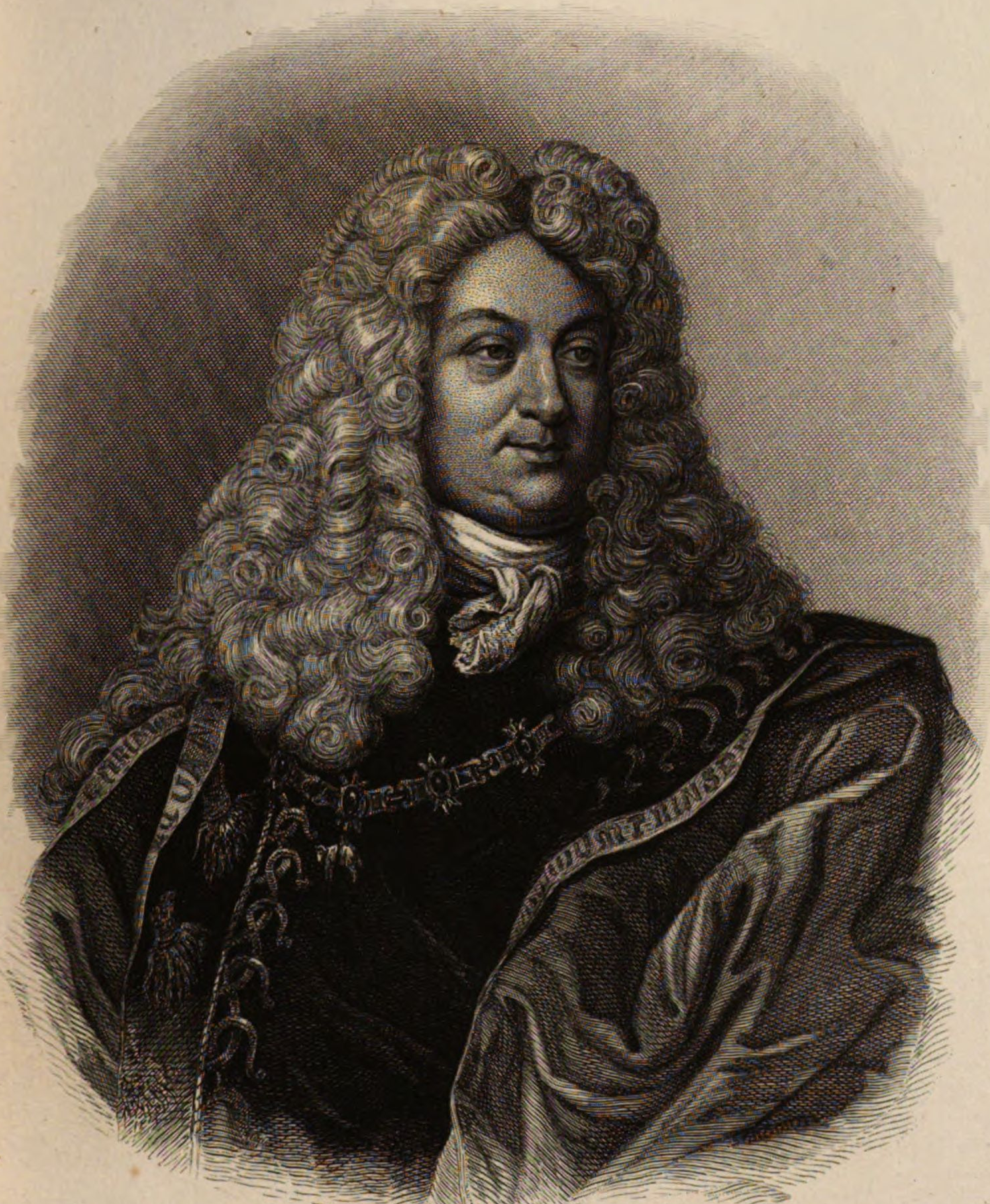


Stich u. Druck der Typogr. liter. art. Anstalt in Wien.

seiner Familie Interesse in erster Linie stand, die Leidenschaftlichkeit endlich, mit welcher er sich seinen Sympathien und Antipathien hingab, und der man es großentheils zuschrieb, daß in Folge der erbitterten Feindschaft, welche zwischen Schönborn und dem früheren britischen Bevollmächtigten Saint-Saphorin geherrscht hatte, das Zerwürfniß des Kaisers mit England herbeigeführt wurde, diese Eigenschaften waren Ursache, daß der Kaiser ihn, wo er nur [illegible], von geheimeren und wichtigeren Regierungsgeschäften [illegible].

[illegible] gleich nicht in so weit ausgedehntem Maße, bei [illegible]. Allerdings muß es als eine sonderbare, vielfach [illegible], daß demjenigen, welcher völlig die Stelle [illegible] auswärtigen Angelegenheiten bekleidete, Verhandlungen [illegible] Höfen ganz oder doch theilweise verborgen blieben. [illegible] Uebelstand einer vollständigen Einweihung Sinzendorffs [illegible] die Verbindungen des Kaisers mit einzelnen Regierungen, [illegible] mit Rußland und Preußen, dann mit verschiedenen [illegible] Höfen [illegible]. Denn Sinzendorff war ein bekannter Gegner der [illegible] Combination, welche damals zum ersten Male auftauchte und [illegible] mit dem Namen der heiligen Allianz bezeichnet wurde. Er behauptete, ein Bündniß des Kaisers mit Rußland und Preußen sei nur von äußerst geringem Nutzen für denselben. Ersteres könne, letzteres wolle kein Geld geben, um die nothwendigen Rüstungen Oesterreichs damit zu bestreiten. Rußland sei so außerordentlich weit entfernt, daß seine Truppen erst dann auf dem Kriegsschauplatze erscheinen könnten, wenn vielleicht schon ein ganzer Feldzug verloren gegangen wäre. Auf den König von Preußen aber, welcher sein großes Heer nur als Schaustück, nicht aber zum Schlagen unterhalte, sei dieses Umstandes und seines bekannten Wankelmuthes wegen durchaus nicht zu zählen.

Aus diesen Gründen, welchen allerdings eine gewisse Berechtigung nicht abgesprochen werden kann, war Sinzendorff immer für ein enges Anschließen an Frankreich, an England und Holland gewesen. Freilich hatte er dann auch zur Annahme der demüthigenden Bedingungen rathen müssen, welche jene Mächte dem Kaiser aufzuerlegen trachteten. Dieser Umstand, die Erinnerung an den mißglückten Vertrag mit Spanien und an all das Unheil, welches ihm dadurch bereitet worden war, schwächten



Stich u Druck der Typogr. liter. art. Anstalt in Wien.

Karls Vertrauen zu Sinzendorff mehr und mehr. Den Ausschlag aber gab wohl die begründete Vermuthung, daß Sinzendorff fremdem Golde nicht unzugänglich war. Man glaubte darin den Schlüssel des Geheimnisses gefunden zu haben, warum er so sehr zu dem Bündnisse mit den Mächten rieth, welche reicher und freigebiger waren als Rußland und Preußen, und in deren Gewohnheiten es lag, sich des Mittels der Bestechung in nicht kärglichem Maße zu bedienen.

Den entschiedensten Gegensatz zu Sinzendorff bildete der kaiserliche Conferenzminister Graf Gundacker Starhemberg. War jener mittheilend und über die Gebühr gesprächig, so war Starhemberg kalt und wortkarg, von ruhigem, eben deßhalb aber Vertrauen einflößendem Benehmen. Während in Sinzendorffs Hause glänzende Feste und prunkende Gelage auf einander folgten, so daß ihn König Friedrich II. von Preußen in späterer Zeit den Apicius des Kaiserhofes nannte, so ging es in Starhembergs Wohnsitz, dem jetzigen Erdödy'schen Hause unter den Tuchlauben, still und abgemessen zu. Nicht allein weil er große Reichthümer besaß, sondern in Folge der strengen Grundsätze, die er nicht bloß in Worten aussprach, sondern auch in der That befolgte, war Starhemberg, was man von Sinzendorff nicht sagen konnte, jeglicher Bestechung völlig unzugänglich. Und auch sonst übertraf er ihn weit an Schärfe des Verstandes, an Richtigkeit des Urtheils, so daß Starhemberg selbst in den auswärtigen Geschäften mehr beim Kaiser zu sagen hatte als Sinzendorff, obgleich dieselben eigentlich zu dem Wirkungskreise des Letzteren gehörten, und den Grafen Starhemberg mehr die inneren Angelegenheiten, insbesondere die Finanzsachen angingen.

Daß Starhemberg bei Karl VI. in größerem Vertrauen stand als Sinzendorff, ist um so höher anzuschlagen, als er es immer verschmähte, zur Gewinnung der Gunst seines Monarchen jene kleinlichen Mittel anzuwenden, in denen Sinzendorff so stark war und die ihn doch nicht, wenigstens in dem Maße nicht, wie er es wünschte, zum Ziele führten. Unfähig zur Schmeichelei seine Zuflucht zu nehmen, sprach Starhemberg immer mit edlem Freimuthe seine Meinung aus, sie mochte für das Ohr des Monarchen angenehm klingen oder nicht. Zeigte sich der Kaiser darüber verstimmt, so brachte das Starhemberg nicht aus seiner ruhigen Fassung. Denn er wußte wohl, daß Karl doch später die Richtigkeit seiner Ansicht oder wenigstens die guten Gründe, die sich für dieselbe anführen

ließen, erkennen werde. Den Grafen Sinzendorff hingegen erfüllte, gleich den Höflingen Ludwigs XIV., jedes gnädige Wort seines Monarchen mit Hochmuth, während er in Verzweiflung gerieth, wenn sich der Schimmer kaiserlicher Gunst für ihn zu verdunkeln schien.

Das überwiegende Vertrauen des Kaisers zu Starhemberg zeigte sich am besten darin, daß er denselben in viele Angelegenheiten einweihte, deren Kenntniß er dem Grafen Sinzendorff vorenthielt. Doch waren es immerhin noch einige Dinge, in welchen der Kaiser sich einzig und allein mit Eugen berieth. So hatte, um nur ein Beispiel anzuführen, kein anderer Conferenzminister als der Prinz um das Schreiben gewußt, in welchem Karl VI. sein Fürwort für die Begnadigung des Kronprinzen von Preußen bei dessen Vater einlegte.

Eugen und Starhemberg, welche in politischen Dingen größtentheils einerlei Ansicht waren, sahen auch die Vortheile einer Wiederversöhnung mit England von dem gleichen Gesichtspunkte an. Insbesondere war es Eugen, der sich mit Wärme dafür verwendete und nicht nur die persönliche Gereiztheit des Kaisers wider die britische Regierung zu beschwichtigen suchte, sondern ihm auch die Vortheile der Wiederanknüpfung des Bundes mit derselben mit beredten Worten schilderte. Man habe sich zwar bisher, so bemerkte Eugen, in ehrenvoller Stellung zu halten verstanden, weil die Gegner unter sich uneins gewesen seien und ihnen die gewaltigen Kriegsrüstungen des Kaisers eine gewisse Scheu, mit den Feindseligkeiten zu beginnen, eingeflößt hätten. Man möge jedoch nicht darauf vergessen, daß man einen solchen Zustand nicht allzulang ertragen könne, und daß er den ohnehin zerrütteten Finanzen fast beschwerlicher falle als ein wirklicher Krieg. Würde man den gegenwärtigen Augenblick nicht benützen, um die Seemächte wieder zu gewinnen, so könnten sie sich leicht völlig in Frankreichs Arme werfen und nach und nach zu Schritten verleiten lassen, an welche sie selbst Anfangs gar nicht gedacht hätten. Denn Frankreich bleibe immer dasselbe, und wäre auch jetzt, so wie es von jeher gethan, auf nichts so sehr als auf die Schwächung des Hauses Oesterreich bedacht [17]).

Sämmtliche Conferenzminister des Kaisers sprachen sich in demselben Sinne wie Eugen aus. Sie räumten es zwar ein, daß die Zulassung spanischer Garnisonen in die italienischen Festungen gar vielerlei wichtigen Bedenken unterliege. Wenn dieß jedoch die einzige Bedingung bilde, unter

welcher die Gewährleistung der pragmatischen Sanction von den Seemächten zu erlangen sei, so überwiege ein solcher Gewinn die etwaige Gefahr, die aus jenem Zugeständnisse hervorgehen könne. Denn es sei ja die Hauptabsicht jeglicher Bemühung der kaiserlichen Regierung, so viel als es sich durch menschliche Vorsicht bewerkstelligen lasse, der Zerstücklung der österreichischen Erbländer vorzubeugen. Ein wirksameres Mittel hiezu gebe es jedoch nicht, als wenn die Seemächte sich anheischig machten, einer solchen Zergliederung sich kräftigst zu widersetzen und nicht zuzugeben, daß auch nur der kleinste Theil dieser Länder in die Hände Anderer als derjenigen Person gelange, welche dem Kaiser rechtmäßig nachfolgen werde in seinen Erblanden. Und obwohl die spanische Regierung, sobald sie nur einmal Truppen auf italienischem Boden besäße, gewiß nicht unterlassen würde, früher oder später einen Angriff wider des Kaisers dortige Besitzungen zu richten, so sei doch weit geringere Gefahr davon zu besorgen, wenn das Haus Oesterreich des Beistandes der Seemächte gesichert wäre, als wenn dieselben auf der Seite der Gegner stünden und mittelst ihrer Schiffe zu jeder Zeit, so oft es ihnen belieben würde, ebenfalls fremde Truppen nach Italien werfen könnten [18]).

So wenig der Kaiser das Gewicht der Gründe verkannte, welche für den Antrag seiner Minister sprachen, so sehr es ihn anlockte, die in Aussicht gestellte Gewährleistung der pragmatischen Sanction durch die beiden Seemächte zu erlangen, so schwer ging er daran, in die Forderungen zu willigen, welche der König von England als Kurfürst von Hannover an ihn stellte. Er glaubte aus diesen Begehren nur allzudeutlich die Absicht hervorleuchten zu sehen, ihn mit seinen Verbündeten, insbesondere aber mit dem Könige von Preußen, ja mit dem ganzen deutschen Reiche zu entzweien und dann wieder die alte Unbotmäßigkeit und Willkür in Deutschland auszuüben. Auch die Conferenzminister, und Eugen mit ihnen, erkannten die Richtigkeit dieser Bedenken. Dennoch beharrten sie auf ihrer früheren Meinung, daß man die Gelegenheit, mit England und Holland in ein enges Bündniß zu gelangen, benützen solle. Mit größter Vorsicht sei zwischen den beiden Klippen durchzuschiffen, von welchen unverkennbare Gefahr drohe. Man dürfe sich zu nichts verleiten lassen, wodurch das bisherige Einvernehmen mit Rußland und Preußen gestört, der Kaiser aber gezwungen werden könnte, sich einzig und allein England in die Arme zu werfen und

von demselben Gesetze anzunehmen. Andererseits aber müsse es auch vermieden werden, daß die britische Regierung dem Parlamente vorspiegle, sie habe ihrerseits alles gethan, um die frühere Freundschaft mit dem Kaiserhofe wieder herzustellen, und der Letztere trage allein die Schuld, wenn ihr Bestreben mißglückt sei [19]).

Diese Grundsätze boten denn auch die Richtschnur, nach der man im Laufe der Verhandlungen mit Robinson vorging. Insbesondere suchte man sorgfältig Alles zu vermeiden, wodurch der König von Preußen oder die russische Regierung irgendwie hätten verletzt werden können. Als Robinson dort wo es sich von der pragmatischen Sanction handelte, das Verlangen stellte, daß der Kronprinz von Preußen ausdrücklich von der etwaigen Vermählung mit der Erzherzogin Theresia ausgeschlossen werde, weigerte man sich entschieden, hierauf einzugehen. Zwar sei weder dem Kaiser noch dem Könige von Preußen jemals ein solcher Gedanke in den Sinn gekommen, und man könne hierüber die bündigsten Versicherungen ertheilen. Eine förmliche Ausschließung würde jedoch, ohne irgend Nutzen zu bringen, nur als eine Gehässigkeit gegen Preußen erscheinen, welche man mit Sorgfalt vermeiden müsse [20]).

Gewiß ist es, daß die britische Regierung dem Kaiserhofe die Verhandlung mit ihr sauer genug machte. Unersättlich in ihren Forderungen, legte sie jede Weigerung, auf dieselben einzugehen, und sich von einem Zugeständnisse zum andern drängen zu lassen, wie ein Verbrechen aus. Sie tadelte bitter, daß man ihr nicht genug gewährte, während sie selbst zu tadeln gewesen wäre, daß sie so überspannte Begehren stellte. Dennoch wollte man es zum Bruche mit England nicht kommen lassen, obgleich jetzt auch Frankreich und Spanien sich emsiger als zuvor um des Kaisers Freundschaft bewarben. Aber mit den Bourbonischen Häusern konnte, das wußte man im voraus, ein Bündniß nur um den Preis der Vermählung der Erzherzogin Maria Theresia mit dem Infanten Don Carlos erkauft werden. Ein solches Opfer wollte der Kaiser nicht bringen. Man möge daher, so erklärte Eugen, bei der Verhandlung mit England zu jedweder Erleichterung die Hand bieten, welche nur immer mit Recht und Gewissen, mit der Ehre und dem Ansehen des Kaiserhauses zu vereinbaren sei. Niemals aber dürfe man sich verleiten lassen, vom geraden Wege abzuweichen, Treue und Glauben zu verletzen oder den Rechten eines Dritten zu nahe

zu treten. Nur wenn man unverrückt hieran festhalte, werde man, welches auch der Ausgang der Verhandlungen sein möge, selbst völlig außer Schuld bleiben [21]).

Diesem Ausspruche Eugens stimmten auch Gundacker Starhemberg und Sinzendorff unbedingt bei. Daß er wirklich die Gesinnung ausdrückte, welche den Kaiserhof beseelte, daran kann in keiner Weise gezweifelt werden. Denn er ist nicht etwa in irgend einem ostensiblen Schreiben der kaiserlichen Regierung oder des Prinzen, sondern in dem geheimen Conferenzprotokolle niedergelegt, welches nur für wenige Eingeweihte bestimmt war. Der Wiener Hof huldigte der aufrichtigen Ueberzeugung, seinem Rechte und seiner Pflicht gemäß zu handeln, wenn er König Georg II. als Kurfürsten von Hannover in Deutschland nicht eine Stellung einräumte, durch welche die ohnehin so sehr gesunkene Kaiserwürde noch tiefer erniedrigt worden wäre. Aber König Georg, dem bekanntlich seine hannover'schen Interessen so sehr am Herzen lagen, wollte die günstige Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne für dieselben beträchtlichen Gewinn zu ernten. So standen die Sachen unentschieden, bis endlich der Vorschlag gemacht und von beiden Seiten angenommen wurde, die Punkte, welche Hannover betrafen, einer späteren Vereinbarung vorzubehalten, und für jetzt wenigstens darüber zum Schlusse zu gelangen, was den Kaiser und England anging.

Am 16. März 1731 kam zwischen den beiden Monarchen der Tractat zu Stande, welcher unter dem Namen des zweiten Wiener Vertrages bekannt ist. Der Kaiser verpflichtete sich, der Zulassung von sechstausend Spaniern in die Festungen von Toscana und Parma keinen Widerstand entgegen zu setzen. Er machte sich ferner zu völliger Aufhebung der Ostendischen Handelsgesellschaft anheischig. England gewährleistete hiegegen die pragmatische Sanction unter der Bedingung, daß die Erzherzogin, welche zur Erbfolge in den österreichischen Staaten berufen wäre, weder einem Prinzen aus dem Hause Bourbon, noch einem solchen vermählt werde, dessen Macht das europäische Gleichgewicht gefährden könnte.

Durch das feste Vertrauen, England werde den in dem Tractate übernommenen Verpflichtungen seiner Zeit treulich nachkommen, hatte der Wiener Hof sich zu den darin gebrachten Opfern bewegen lassen. Die Folge wird lehren, wie sehr er in dieser Zuversicht getäuscht wurde.

Einstweilen überboten sich jedoch die britischen Staatsmänner, Sir Robert Walpole und Lord Harrington an der Spitze, in Bemühungen, dem Prinzen Eugen ihre Freude über den Abschluß des Vertrages und ihren Dank für den überwiegenden Antheil, welchen er hieran genommen hatte, mit lebhaften Ausdrücken kundzugeben. Sie versicherten ihn ihres unerschütterlichen Vorsatzes, den neu geschaffenen Bund immer enger zu schlingen und ihn endlich zu einem unlöslichen zu gestalten [22]).

Wie es nach dem Abschlusse des Vertrages mit England als ziemlich gewiß angesehen werden konnte, so kam ein solcher auch mit den Generalstaaten baldigst zu Stande. Die Gewährleistung der pragmatischen Sanction wurde von ihnen ebenfalls übernommen. Gleiches war auch mit Hannover der Fall. Durch einen eigenhändig unterzeichneten Revers machte König Georg als Kurfürst sich anheischig, nicht nur die pragmatische Sanction zu garantiren, sondern auch sämmtliche Staaten des Kaisers gegen jeden Angreifer, die Türken ausgenommen, mit äußerster Kraftanstrengung vertheidigen zu helfen. Ja er verpflichtete sich für einen solchen Fall, dem gemeinschaftlichen Gegner Krieg anzukündigen und ihn so lange fortzusetzen, bis Genugthuung für das Vergangene und Sicherstellung für die Zukunft erreicht sein würde [23]).

Eine stärkere gegenseitige Verknüpfung, als durch diese Tractate zwischen den Seemächten und dem Kaiser geschaffen ward, hatte in der That niemals zwischen ihnen bestanden. Dennoch begnügte man sich zu Wien nicht mit diesen Erfolgen. Noch während man daselbst mit rastloser Thätigkeit an dem Abschlusse des Vertrages mit England arbeitete, wurde in gleichem Sinne an den meisten deutschen Höfen gewirkt. Von den weitverzweigten Verhandlungen, welche gepflogen wurden, um so viele Fürsten des Reiches als nur immer möglich von der Annäherung an Frankreich abzuhalten und für die Sache des Kaisers zu gewinnen, sei hier nur eine einzige erwähnt, weil sie allein durch die Hände Eugens und Gundacker Starhembergs ging. Man strebte durch sie nach dem schwer zu erreichenden Ziele, den Kurfürsten Clemens von Köln, den Bruder jenes Karl Albrecht von Baiern, des Bannerträgers aller Widersacher des Kaisers im Reiche, in das Bündniß mit dem Hause Oesterreich zu ziehen.

Ein solches war zwar vor nicht allzu langer Zeit, im Jahre 1726 zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten von Köln abgeschlossen worden.

In jener Epoche aber, in welcher politische Systeme und Allianzen gleichsam über Nacht gewechselt wurden, in der man fast ohne irgend einen Vorwand zu suchen, vom bisherigen Freunde zum Feinde übersprang, nur wenn derselbe augenblicklich größeren Vortheil bot, in einer solchen Zeit erschien ein Bündniß schon matt und kraftlos, wenn es nicht binnen kurzer Frist erneuert wurde. Dieß war auch mit dem Kurfürsten von Köln der Fall. Er hatte sich seither wieder mit Frankreich in eben so geheime als eifrig gepflogene Verhandlungen eingelassen, vor deren Ergebnissen man in Wien ernstliche Besorgnisse hegte. Den französischen Bestrebungen entgegenzuwirken und den Kurfürsten von Köln neuerdings auf die Seite des Kaisers zu ziehen, mußte daher in den Wünschen des Wiener Hofes liegen. Zu diesem Ziele zu verhelfen, bot sich der kurfürstliche Oberstkämmerer Graf Ferdinand von Plettenberg dem Kaiserhofe freiwillig an.

Graf Plettenberg, damals das Haupt der reichen und berühmten Familie dieses Namens, war ein Mann von außergewöhnlicher Befähigung und seltenen Talenten, von tiefer Einsicht in die Verhältnisse des deutschen Reiches und die politischen Geschäfte überhaupt. So bedeutend aber auch alle diese Eigenschaften waren, so wurden sie doch durch Plettenbergs zügellosen Ehrgeiz noch übertroffen. Da er sich selbst der Mehrzahl seiner Standesgenossen an Adel der Geburt und an Reichthum wenigstens gleichgestellt, an geistiger Befähigung aber überlegen fühlte, so glaubte er sich in der That zu den höchsten Würden und Auszeichnungen berufen. Niemals auf den Weg blickend, den er schon zurückgelegt hatte, sondern immer das Auge nach den hochgesteckten Zielen gerichtet, die ihm vorschwebten, fühlte er auch niemals Befriedigung über dasjenige, was zu erreichen ihm gelungen war. Alles was einem Andern zufiel, sah er an, als ob es ihm selbst geraubt worden wäre, und da waren es denn insbesondere die Erfolge, welche eine andere deutsche Familie, die der Grafen von Schönborn errang, durch welche Plettenbergs eifersüchtige Nebenbuhlerschaft auf's höchste gesteigert wurde.

Es ist leicht begreiflich, daß der schwache vergnügungssüchtige Kurfürst Clemens von Köln einem so rastlos thätigen, geistvollen Manne wie Plettenberg es war, nur allzugern die Sorge für die Regierungsgeschäfte überließ. Mit dem Feuereifer, welcher Plettenberg kennzeichnete, nahm er sich derselben an und es gab Niemand, der unermüdlicher

als er an der innigsten Verbindung seines Herrn mit dessen Bruder, dem Kurfürsten von Baiern, an der Verstärkung ihrer Partei im deutschen Reiche und an der Unterstützung derselben durch den Hauptfeind des Kaiserhauses, durch Frankreich arbeitete.

Bald aber fühlte Plettenberg, daß er einen völlig falschen Weg eingeschlagen hatte, um seinen eigentlichen Zweck, die Gründung seiner eigenen Größe und der seines Hauses zu erreichen. Denn was konnten diejenigen, welchen er jetzt mit so viel Hingebung diente, die Kurfürsten von Köln und Baiern ihm bieten, das er nicht schon besaß oder das so rastloser Bestrebung würdig gewesen wäre. Was durfte er von Frankreich erwarten als etwa ein Stück Geld, wie es als Bestechung ja auch solchen hingeworfen wurde, die seiner Meinung nach in jeder Beziehung weit unter ihm standen. Und was ihm vollends ganz unerträglich dünkte, das war der Gedanke, bei dem etwaigen Tode seines jetzigen Herrn, des Kurfürsten Clemens, einen seines Gleichen, etwa gar einen Schönborn zum Gebieter zu bekommen, wie denn in der That ein Mitglied dieser Familie schon mit dem Kurfürstenhute von Trier geschmückt war [24]).

Der leicht in die Augen fallende Umstand, daß nichts als die Gnade des Hauses Oesterreich die Grafen Schönborn so groß gemacht, und dem Einen den Purpur der Cardinäle, dem Andern das Kurfürstenthum Trier, dem Dritten die reichen Bisthümer Bamberg und Würzburg verschafft habe, brachte Plettenberg auf den Gedanken, zu ähnlichem Ziele auch einen ähnlichen Weg einzuschlagen. Durch seinen Vetter, den kölnischen Gesandten zu Regensburg, Freiherrn von Plettenberg, näherte er sich dem Grafen Friedrich Harrach, einem jungen, vielsprechenden Manne, welcher als böhmischer Gesandter am Reichstage beglaubigt war. Durch ihn ließen beide, der Graf und der Freiherr von Plettenberg, den Prinzen Eugen ihrer Ergebenheit für das Haus Oesterreich versichern und ihn um Aufnahme in den kaiserlichen Dienst bitten. Graf Plettenberg bezeichnete allsogleich die Stelle des Reichsvicekanzlers als diejenige, welche zu bekleiden er sehnlich wünsche [25]). Denn es war kein Geheimniß mehr, daß der Kaiser den Grafeu Schönborn von diesem Posten, der sich nun schon durch nahezu dreißig Jahre in dessen Händen befand, zu entfernen dachte.

Man konnte sich nicht länger darüber täuschen, daß unter Schönborns Leitung die Reichskanzlei in einen Zustand des Verfalles gerathen war,

der zu den ernstesten Besorgnissen Anlaß gab. Wie das Haupt dieser Behörde sein eigenes Interesse immerdar in den Vordergrund gestellt und das des Kaisers und des Reiches nur so nebenher besorgt hatte, wenn es sich mit dem seinigen nicht in Zwiespalt befand, so thaten deren Mitglieder deßgleichen. Insbesondere war der Krebsschaden der Bestechlichkeit tief eingerissen unter ihnen, nnd das Amtsgeheimniß, welches Eugen die Seele der Berathung nannte und von dem er verlangte, daß es mit der vollen Strenge des Eides von denjenigen beobachtet werden sollte, welche iu dasselbe eingeweiht waren [26]), wurde ungescheut und gröblich verletzt. Fälle wie derjenige, daß der Kurfürst von der Pfalz eine getreue Abschrift der Instruction erhielt, welche dem an ihn abgesandten Bevollmächtigten des Kaisers, Grafen Ferdinand Kuefstein, zur Richtschnur seines Benehmens dienen sollte, waren durchaus nicht selten [27]). Umsonst drangen Eugen und Starhemberg auf Erforschung und exemplarische Bestrafung der Schuldigen. An Schönborn fanden sie immer einen Beschützer, welcher jede Untersuchung zu verhindern oder wenigstens zu verzögern wußte.

So lebhaft nun auch Eugen, trotz seiner sonstigen freundschaftlichen Beziehungen zu Schönborn, dessen Entfernung von dem Posten eines Reichsvicekanzlers wünschte, so wenig war er dafür, eine so ungemein wichtige Stelle in die Hände eines Mannes wie Plettenberg zu legen. Denn nach dessen früherem Wirken könne man doch, so meinte der Prinz, niemals ein völliges Vertrauen zu ihm fassen. Wer vermöge sich dafür zu verbürgen, daß Plettenberg, einmal im Besitze des Postens den er begehrte, sich dessen nicht zum empfindlichsten Nachtheile des Kaiserhauses bedienen würde? Man sehe ja täglich, wie viel man mit einem an sich gutgesinnten Vicekanzler auszustehen habe, welcher sich doch nur manchmal auf Irrwege verleiten lasse und sich des Kaisers Anordnungen nicht fügen wolle. Was wäre erst von Plettenberg zu erwarten, der als die Seele des Bündnisses der vier Kurfürsten angesehen werden müsse, und dessen Bestreben vor kurzer Zeit noch dahin gegangen sei, das baierische Kurfürstenhaus seiner Unterordnung unter das Oberhaupt des Reiches zu entledigen und es demselben geradezu an die Seite zu setzen [28]).

Andererseits sei es jedoch auch sehr gefährlich, erklärte Eugen, die Anerbietungen Plettenbergs geradezu abzulehnen und einen Mann von seinem Einflusse und seiner Begabung in das feindliche Lager zurückzutrei-

ben. Denn dort würde er von nun an, darauf dürfe man im voraus gefaßt sein, mit verdoppeltem Eifer arbeiten an den Planen wider das Wohl des Hauses Oesterreich. Man solle daher unumwunden zu ihm reden und ihm sagen, daß dem Kaiser nicht zugemuthet werden könne, ihn vorerst zu belohnen und dann zu erwarten, ob er sich dieser Belohnung auch nachher würdig zeigen werde. Wenn er das in der That in Ausführung zu bringen im Stande wäre, wozu er sich anheischig machte, so sollte es ihm an dem entsprechenden Merkmale der kaiserlichen Gunst nicht fehlen. Doch sei der Kaiser nicht gewillt, ihn durch die Ernennung zum Reichsvicekanzler zu belohnen, sondern er beabsichtige dieß in anderer Weise zu thun.

Und in der That war dasjenige, wozu Plettenberg sich anbot, schon eines ungewöhnlichen Preises werth. Er wollte es dahin bringen, daß die vier vereinigten Kurfürsten sich in keinerlei Annäherung an Frankreich einlassen, sondern mit Entschiedenheit auf die Seite des Kaisers treten und sogar die Gewährleistung der pragmatischen Sanction übernehmen sollten. Den Kurfürsten von der Pfalz aber versprach er zum Abschlusse eines Vergleiches mit Preußen über die Erbfolge in Jülich und Berg zu vermögen [29]).

Die Unterhandlung, welche Eugen von nun an, Anfangs durch den Grafen Friedrich Harrach und dann durch den kaiserlichen Gesandten Grafen Ferdinand Kuefstein mit Plettenberg führte, bewegte sich nach zwei Richtungen hin, der Gewinnung des Kurfürsten für den Kaiserhof, und der Belohnung, welche Plettenberg hiefür zu Theil werden sollte.

Was den ersten und wichtigeren Punkt anging, so gelangte man wirklich dazu, den Kurfürsten von Köln zu Versprechungen zu bringen, welche die Bestimmungen des Vertrages vom Jahre 1726 weit übertrafen. Er erklärte sich bereit, sich in einem eigenhändigen Schreiben verbindlich zu machen, die pragmatische Sanction zu garantiren und gegen jedweden Angriff vertheidigen zu helfen. Er wolle nicht nur zu deren Gewährleistung durch das deutsche Reich mitwirken, sondern zu gleichem Zwecke auch so viele andere Höfe, als nur immer möglich, zu gewinnen suchen. Hinsichtlich der Wahl eines römischen Königs, der Herbeiführung eines Vergleiches über die Erbfolge in Jülich und Berg, der Mecklenburgischen Angelegenheiten und noch anderer Punkte von geringerer Wichtigkeit versprach er die Absichten des Kaisers kräftig zu unterstützen. So befriedigend lauteten seine Zusagen, daß wie Eugen und Starhemberg sich ausdrückten, dem Kaiser

nur das Eine zu wünschen übrig blieb, sie möchten eben so gewissenhaft erfüllt werden, als sie mit Nachdruck versprochen wurden.

Allerdings waren die Vortheile, die der Kurfürst sich dafür auszubedingen suchte, durchaus nicht unbeträchtlich zu nennen. Sie bestanden im Wesentlichen darin, daß ihm der Kaiser außer den vielen und reichen Domstiftern, die er schon besaß, auch noch zum Bischofssitze von Lüttich oder zur Würde des Hochmeisters des deutschen Ordens verhelfen sollte. Ueberdieß verlangte er eine jährliche Subsidienzahlung von zweimalhunderttausend Thalern, ließ es aber nicht undeutlich merken, daß er sich auch zu einer Ermäßigung dieser Summe herbeilassen würde.

Dem Prinzen Eugen entging es keineswegs, wie bedenklich es sei, die Macht eines Mitgliedes des baierischen Kurfürstenhauses, das sich seit so langer Zeit dem Kaiser feindselig bewiesen und erst jüngst wieder in die gleichen Bahnen eingelenkt hatte, allzusehr zu verstärken. Außer der Kurwürde von Köln besaß Klemens August schon Paderborn, Münster, Hildesheim und Osnabrück. Die Anzahl dieser geistlichen Würden und dadurch die politische Macht so wie das Einkommen eines Fürsten noch zu mehren, auf den man durchaus nicht mit Bestimmtheit rechnen konnte, schien dem Interesse des Hauses Oesterreich offen zu widerstreiten.

Andererseits wurde geltend gemacht, daß man vielleicht allerdings einen Fehler begangen habe, den Kurfürsten von Köln so mächtig werden zu lassen. Doch sei dieß eine schon geschehene Sache, und der Zuwachs, welchen er durch das Bisthum Lüttich oder die Hochmeisterwürde erlange, bringe hierin keine allzugroße Aenderung mehr hervor. Eben weil er so bedeutende Macht besitze, erscheine es höchst wünschenswerth, ihn zu gewinnen. Bei der Menge der Stimmen, über welche er auf dem Reichstage zu verfügen habe, sei auch dort seine Mitwirkung, um dem Kaiser immerbar die Mehrheit zu sichern, von wesentlichem Nutzen. Nichts aber müsse höher angeschlagen werden als die Nothwendigkeit, den Kurfürsten von Köln von der innigen Verbindung mit seinem Bruder Karl Albrecht von Baiern loszulösen und dadurch den weitreichenden und gefahrdrohenden Planen entgegenzuarbeiten, welche der Letztere wider das Kaiserhaus in's Werk zu setzen beabsichtige [30]).

Aus diesen Gründen riethen Eugen und Starhemberg zur Annahme der Anerbietungen des Kurfürsten und zur Gewährung seiner Begehren.

Am 11. September 1731 konnte Graf Friedrich Harrach den abgeschlossenen Vertrag sammt einem eigenhändigen Schreiben des Kurfürsten an den Kaiser übersenden, welches von den heiligsten Versicherungen ewig unveränderlicher Ergebenheit überfloß. Der neu befestigte Bund werde, so erklärte er, nur mit seinem Leben enden. Allsogleich erfolgte die Ratification des Kaisers, und in sein Antwortschreiben schloß Karl VI. eigenhändig einen Wechsel von fünfzigtausend Gulden als Abschlagszahlung ein [31]).

Für die Zusicherung, ihm entweder zum Bisthume Lüttich oder zur Würde des Hochmeisters des deutschen Ordens behülflich zu sein und ihm ein Jahrgeld von hunderttausend Thalern zu bezahlen, verpflichtete sich Clemens August zu pünktlicher Erfüllung seiner schon früher gemachten Anerbietungen. Graf Plettenberg, welcher einen Augenblick den Wunsch hatte durchblicken lassen, in den Fürstenstand erhoben zu werden, begnügte sich mit der Verleihung der Herrschaft Kosel, mit der Zusicherung, in den Dienst des Kaisers aufgenommen zu werden, wenn in demjenigen des Kurfürsten von Köln seines Bleibens nicht mehr sein sollte, und der Aussicht, bei nächster Gelegenheit den Orden des goldenen Vließes zu erhalten. Freiherr von Plettenberg erhielt eine Summe von zwanzigtausend Gulden und eine jährliche Pension von tausend Dukaten.

So wie Clemens August von Köln, so war auch der Kurfürst Franz Ludwig von Mainz aus dem Hause Pfalz Neuburg, des Kaisers Oheim, wieder völlig auf die Seite des Hauses Oesterreich gezogen worden. Unter den Kurfürsten waren es nur mehr Baiern, Sachsen und Pfalz, unter den mächtigeren Fürsten der Landgraf von Hessen-Cassel, welche als Widersacher des Kaisers gelten konnten. Karl VI. hatte daher unbestreitbar, einzig und allein durch geschickt geführte Unterhandlungen, die Oberhand im deutschen Reiche gewonnen. Und außerhalb desselben war es ihm von Vortheil, daß auch Spanien begann, sich neuerdings angelegentlich um seine Freundschaft zu bewerben.

Die Zögerung Englands und Frankreichs, ihren Absichten zu willfahren und dem Kaiser den Krieg zu erklären, um Italien für Don Carlos zu erobern, hatte die leicht erregbare Königin Elisabeth von Spanien wieder in die so oft bei ihr vorkommenden heftigen Zornesausbrüche versetzt. Auf ihr Andringen ließ ihr Gemahl, König Philipp, erklären, daß er sich an die

Bedingungen des Vertrages von Sevilla nicht mehr gebunden erachte. Und als man zu Madrid von den Verhandlungen erfuhr, welche in Wien zwischen dem Kaiser und England angeknüpft worden waren, da sandte die spanische Regierung den Herzog von Liria nach Wien, um einen Versuch zu machen, den Kaiser zur Erneuerung des durch Ripperda geschlossenen Bündnisses zu vermögen [32]).

Der Herzog von Liria war der älteste Sohn des berühmten französischen Marschalls Berwick, welcher für die wichtigen Dienste, die er dem Könige Philipp von Spanien geleistet hatte, von demselben mit Dankesbezeigungen überhäuft worden war. Eine der außergewöhnlichsten war diejenige, daß er Berwicks erstgebornen Sohn noch bei Lebzeiten des Vaters zum Granden von Spanien erhob und ihm die Herzogthümer Liria und Quirica im Königreiche Valencia verlieh. Hiedurch gewissermaßen in Spanien eingebürgert, war doch Liria schon zu sehr Franzose geworden, um sich daselbst recht heimisch fühlen zu können. Er suchte daher vorzugsweise in Gesandtschaften verwendet zu werden, war durch längere Zeit in Wien, dann in Rußland gewesen und sollte nun den gewagten Versuch machen, den Kaiserhof neuerdings auf einen Weg zu leiten, den derselbe schon einmal zu seinem großen Nachtheile eingeschlagen hatte.

Welch geringe Hoffnung man übrigens zu Madrid von dem Gelingen dieser Sendung hegen mochte, so war es jedenfalls ein Zeichen von Scharfblick, daß man den Herzog von Liria mit derselben betraute. Von lebhaftem, ja fröhlichem Wesen, fesselnder Gesprächsweise, denn er war viel gereist und hatte mit Verstand und Scharfsinn beobachtet, von nicht gewöhnlichen Kenntnissen und völlig im Besitze der Gabe, dieselben wohl zu verwerthen, besaß Liria eine nicht geringe Anzahl der Eigenschaften, die in diplomatischen Geschäften glückliche Erfolge sichern. Eine seiner hervorragendsten Fähigkeiten bestand aber in einem außerordentlichen, damals vielfach angestaunten Talente zur Erlernung fremder Sprachen. Es setzte ihn in den Stand, mit denjenigen, zu welchen er in Geschäftsverbindung zu treten hatte, mit Leichtigkeit und Gewandtheit in ihrer Muttersprache zu verkehren [33]).

Zu dem Prinzen Eugen war der Herzog von Liria schon während seines ersten Aufenthaltes in Wien in ungemein günstige Beziehungen getreten. Zwar fand der Prinz, daß Liria, um mit ihm Geschäfte von

besonderer Wichtigkeit zu verhandeln, etwas gar zu ungebunden spreche und dasjenige besitze, was Eugen „einen englischen Kopf“ nannte [34]). Sonst aber legte der Prinz viele Freundschaft für Liria an den Tag, und er hatte ihn noch vor dem Bruche des Wiener Vertrages ausdrücklich als denjenigen bezeichnet, welcher dem Kaiserhofe der erwünschteste Repräsentant der spanischen Regierung sein würde [35]).

Dieses Verhältniß Eugens zu dem Herzoge von Liria wurde durch den Abschluß des Tractates von Sevilla und Spaniens Trennung von dem Kaiser freilich gestört. Liria, welcher sich damals in Rußland befand, und von dort her mit Eugen eine vertrauliche Correspondenz unterhalten hatte [36]), mußte nun im Auftrage seines Hofes gegen diejenigen Front machen, mit welchen er so lange Zeit Hand in Hand gegangen war. Doch benahm er sich auch als Gegner in einer Weise, welche jede persönliche Gereiztheit wider ihn fern hielt. So kam es, daß der Herzog von Liria, als Spanien sich wieder dem Kaiserhofe näherte und er als Unterhändler seiner Regierung in Wien erschien, sich dort von Allen, insbesondere aber von Eugen einer wohlwollenden Aufnahme zu erfreuen hatte.

Dieser Umstand war jedoch weitaus nicht genügend, um einen günstigen Erfolg der Sendung Liria's zu verbürgen. Man hatte zu Wien eine allzu traurige Erfahrung von der Art und Weise gemacht, wie schlecht die damalige spanische Regierung ihre tractatmäßigen Verpflichtungen hielt und wie sie, statt dieselben zu erfüllen, immer mit neuen Begehren hervortrat. Daher nahm man auch die lockendsten Anerbietungen nur mit äußerster Vorsicht auf.

Und mit solchen war denn der Herzog von Liria in der That nicht karg. Ja er gab sogar nicht undeutlich zu verstehen, daß Spanien, wenn der Kaiserhof seine sonstigen Wünsche erfülle, worunter natürlich die Heirathsangelegenheit gemeint war, auf diejenige Forderung verzichten könnte, welche zuzugestehen den Kaiser das schwerste Opfer gekostet hatte, die Zulassung spanischer Besatzungen in die Festungen von Toscana und Parma.

Eugen glaubte jedoch in diesen Andeutungen nur eine fein gelegte Schlinge erkennen zu sollen. Spaniens Absicht sei, so meinte er, eine doppelte. Es wolle den Vertrag von Sevilla zu nichte machen und sich den schweren Verpflichtungen entziehen, welche es durch denselben übernommen habe. Außerdem hoffe es durch die Vermählung des Infanten Don Carlos

mit einer der beiden Erzherzoginnen reichen Gewinn zu ernten. Gelinge es diesem Prinzen der Gemahl der älteren Tochter des Kaisers zu werden, so würde er durch sie die Herrschaft über sämmtliche österreichische Erbländer zu erlangen glauben. Aber auch mit der Hand der jüngeren Erzherzogin würde er sich im Nothfalle begnügen, und mit ihr die Besitzungen des Kaisers in Italien zu erwerben trachten.

Karl VI. gelüstete es jedoch nach nichts weniger als nach einer Wiederholung der Erfahrungen, die er im Bunde mit Spanien gemacht hatte. Ueberdieß verlor ja die Aussicht, die man ihm eröffnete, daß keine spanischen Besatzungen nach Italien gesandt werden sollten, dadurch allen Werth, daß Spanien die Wirkung, welche man von dieser Maßregel besorgte, die Verdrängung des Hauses Oesterreich aus seinen italienischen Besitzungen, dadurch zu erreichen suchte, daß es sich auf dem weniger kostspieligen Wege einer Heirath ganz an dessen Stelle zu setzen bemühte. Außerdem wußte man in Wien, daß ein Eingehen auf die Wünsche des Hofes von Madrid augenblicklich die Erneuerung des Zerwürfnisses mit England nach sich ziehen mußte. Beide Seemächte würden sich wieder an Frankreich anschließen, die früheren Reibungen in noch stärkerem Maße als zuvor eintreten und die Gewährleistung der pragmatischen Sanction nochmals in Frage gestellt werden [37]).

Dieß waren die Gesichtspunkte, welche Eugen dem Kaiser dringend zur Berücksichtigung empfahl. Er begegnete hiebei der Ansicht und den Wünschen Karls selbst, welcher die verborgenen Plane der spanischen Regierung klar durchschaute. Er war völlig zurückgekommen von dem Gedanken, auch nur eine seiner Töchter in das Haus Bourbon zu vermählen. Wie in früheren Jahrhunderten die Herrscher Europa's es liebten, ihren Länderbesitz unter ihre Kinder zu theilen, so dachte man jetzt nur mehr daran, denselben unzertrennlich beisammen zu erhalten. Man hatte sich davon überzeugt, daß die Theilung schwächt, wie die Vereinigung stark macht. Alle seine Länder in einer einzigen Hand zurückzulassen, war die leitende Idee der Plane geworden, welche der Kaiser für die Zukunft hegte. Das gewissefte Mittel, dieselben scheitern zu machen, wäre aber seiner Ansicht nach die Verheirathung seiner jüngeren Tochter mit dem Sprößlinge eines mächtigeren Hauses gewesen als dasjenige war, welchem der Gemahl der älteren Erzherzogin angehören würde. Seine jüngere Tochter sollte also,

so äußerte schon damals der Kaiser, nicht anders als in dieselbe Familie wie ihre ältere Schwester heirathen. Nur dann wäre mit Sicherheit darauf zu rechnen, daß seine dereinstige Erbin von dem Gatten ihrer Schwester keine Störung ihres rechtmäßigen Besitzes zu befürchten habe.

Aus diesen Gründen wurde der Antrag des Herzogs von Liria, der Wiener Hof möge sich mit dem von Madrid in eine abgesonderte Verhandlung einlassen, in schonender, aber bestimmter Weise abgelehnt. Man erklärte ihm, daß man sich weder dem Sinne noch dem Wortlaute nach von dem jüngsten Vertrage mit England entfernen werde [38]). Dieß schließe jedoch keineswegs aus, daß Spanien demselben gleichfalls beitreten könne.

Alle Versuche des Madrider Hofes, die kaiserliche Regierung auf andere Gedanken zu bringen, blieben fruchtlos. Unverbrüchlich hielt man zu Wien an dem Tractate mit England fest [39]), und so blieb der spanischen Regierung zuletzt nichts übrig, als auch ihren Beitritt zu demselben zu erklären. Am 22. Juli 1731 geschah dieß, und so wurden denn die Streitigkeiten des Kaisers mit Spanien, von denen man mit Bestimmtheit geglaubt hatte, daß sie in offene Feindseligkeiten ausbrechen würden, ein zweites Mal durch einen Vertrag in friedlicher Weise geschlichtet.

Bald darauf nahm der Infant Don Carlos, nachdem der Herzog Antonio von Parma, der letzte Farnese, gestorben war, mit der Zustimmung des Kaisers und des Reiches Besitz von Parma und Piacenza. Als dereinstiger Nachfolger des Großherzogs von Toscana, des letzten Medici, wurde er ebenfalls anerkannt. Auch diese beiden berühmten Häuser sollten gleich dem spanischen Zweige der Habsburger von den Bourbonen beerbt werden. Spanische Truppen kamen auf englischen Schiffen über das Mittelmeer, um in die Festungen Toscana's und Parma's [40]) verlegt zu werden. Der Kaiserhof aber fühlte die Gefahr, welche daraus für seine italienischen Besitzungen erwuchs, und er begriff die unerläßliche Nothwendigkeit, auf deren Sicherstellung mit größter Sorgfalt bedacht zu sein. Daß trotz dieser Erkenntniß die Vorkehrungen, welche hiezu nothwendig gewesen wären, dennoch nicht, oder wenigstens nicht in ausreichendem Maße getroffen wurden, hat sich bald und empfindlich gerächt.

Zwölftes Capitel.

Seit dem Augenblicke, in welchem Eugen — zu Ende des Jahres 1715 — die Statthalterschaft von Mailand niedergelegt hatte, übte er nicht mehr den früheren unmittelbaren Einfluß auf dasjenige, was Oesterreichs italienische Besitzungen anging. Dadurch aber, daß einer der wichtigsten Zweige der öffentlichen Verwaltung, das Militärwesen, auch was Italien betraf, völlig in seiner Hand lag, als Vorsitzender der geheimen Conferenz, als diejenige Persönlichkeit endlich, welche von Allen, die in Staatssachen mitzusprechen hatten, weitaus das größte Ansehen genoß, zu der Jedermann Vertrauen besaß, und an die man, wohlwollender Aufnahme gewiß, sich immer am liebsten wandte, war auch seine Einwirkung auf die italienischen Angelegenheiten zu jeder Zeit eine nicht unbeträchtliche. Sie sank auf ein geringeres Maß herab, als Eugens Macht am Kaiserhofe überhaupt in der Abnahme begriffen war. Sie stieg zusehends wieder, je mehr sich der Kaiser neuerdings dem Prinzen näherte. Und als das Verhältniß zwischen beiden, Karl VI. und Eugen, wieder völlig die frühere vertrauliche Gestalt angenommen hatte, ja als es wo möglich ein noch innigeres geworden war, als je zuvor, da wurde auch in Italien keine Maßregel von irgend einer Bedeutsamkeit in's Werk gesetzt, ohne daß Eugen darüber zu Rathe gezogen und sein Gutachten befolgt oder wenigstens berücksichtigt worden wäre.

Was vorerst das Herzogthum Mailand anging, so hatte Eugen selbst, seiner Gewohnheit nach weit entfernt von jeder persönlichen Eifersucht, angelegentlich darauf gedrungen, daß sein Nachfolger in der Statthalterschaft, der Fürst von Löwenstein, sich alsbald dorthin begebe, um den eingerissenen Unordnungen mit Kraft zu steuern [1]). Und um dessen Wirkungskreis noch zu vergrößern und ihm ein kräftigeres Auftreten möglich zu machen, trug Eugen darauf an, daß Fürst Löwenstein auch zum Generalcommissär der kaiserlichen Lehen in Italien ernannt werden möge. Er würde dieser Aufgabe, glaubte der Prinz, um so mehr gewachsen sein, als er von den Reichsgeschäften genaue Kenntniß besitze. Denn er habe

ja durch so lange Zeit die Stelle eines kaiserlichen Prinzipalcommissärs zu Regensburg bekleidet [2]).

In lebhafterer Verbindung noch als mit dem Fürsten von Löwenstein stand Eugen mit dessen Nachfolger in dem Posten eines Statthalters von Mailand, dem Grafen Hieronymus Colloredo. Derselbe hatte zuvor in Mähren als Landeshauptmann segensreich gewirkt [3]), und galt für einen Mann von gewinnendem Benehmen und seltener Redlichkeit [4]). Früher zu diplomatischen Sendungen in Vorschlag gebracht, war er zu denselben nicht für tauglich gehalten worden, weil er, was bei der damaligen Erziehung junger Leute aus den höhern Ständen in der That auffallend ist, der französischen Sprache nicht kundig war. Auch sei er, fügte man hinzu, in völkerrechtlichen Verhandlungen noch niemals gebraucht worden, und daher unerfahren in denselben, während er in Mähren äußerst nützlich, ja fast nicht zu entbehren sei [5]).

Die Stellung der kaiserlichen Statthalter in Mailand, in Neapel und nach der Eroberung Siciliens auch in diesem Königreiche war mit großer Machtvollkommenheit verbunden. Sie erhielten dieselbe hauptsächlich dadurch, daß dem Statthalter, auch wenn er, wie Löwenstein und Colloredo, nicht dem Militärstande angehörte, doch das ganze Kriegswesen in der seiner Obhut anvertrauten Provinz untergeordnet war [6]). Ihm ertheilte der Hofkriegsrath die Befehle, und durch ihn kamen sie erst dem commandirenden General zu. Letzterer hatte nicht zu untersuchen, ob ihm die Anordnungen von Wien aus, oder ob sie ihm nur vom Statthalter vorgeschrieben wurden. Daß dieser sie eigenhändig unterzeichnet hatte, mußte ihm genügen; dem Statthalter blieb es vorbehalten, die Schritte, die er selbstständig unternahm, bei dem Kaiserhofe zu verantworten.

Dem Grafen Colloredo gebührt die Anerkennung, daß er, obgleich nicht selbst Soldat, doch mit einer Sorgfalt, in der ihn auch der bravste Kriegsmann nicht hätte übertreffen können, darauf bedacht war, die ihm anvertraute Provinz in den Stand zu setzen, sich wider jeden Angriff vertheidigen zu können. Er fand hiebei an Eugen die eifrigste Unterstützung, welche aber, so nachdrücklich sie auch war, ihren Endzweck doch nur höchst unvollkommen zu erreichen vermochte. Denn die von dem Prinzen sowohl als von Colloredo dringend bevorwortete Wiederherstellung der immer mehr in Verfall gerathenden Festungswerke der lombardischen Plätze, ja

der bestimmte Befehl des Kaisers selbst scheiterte an dem passiven Widerstande des spanischen Rathes, welcher die Einkünfte des Landes zu ganz anderen Dingen zu verwenden hatte. Es sei dieß um so sträflicher, erklärte Eugen, da es, wie Colloredo ganz richtig bemerke, nicht so sehr an den Mitteln zur Abhülfe, als an dem Willen fehle, sich derselben zu bedienen. Ja es habe fast das Ansehen, fuhr der Prinz fort, als ob es Leute gebe, welche, nachdem sie dem Kaiser die Gemüther seiner italienischen Unterthanen abwendig zu machen und die benachbarten Regierungen wider ihn aufzureizen gesucht hätten, nur auf einen Anlaß warteten, um den Gegnern des Hauses Oesterreich Gelegenheit zum Angriffe auf dessen italienische Besitzungen zu geben. „Ich wünsche mich zu täuschen", so schloß Eugen sein Schreiben an den Grafen Colloredo, „und daß nicht die um so theuren „Preis erworbenen Länder dem ersten besten, der sie mit den Waffen in „der Hand überfällt, als wohlfeile Beute zu Theil werden [7])".

Man wird nicht irren, wenn man die spanische Umgebung des Kaisers, welche Schuld war, daß Eugen die Statthalterschaft des Herzogthums Mailand niederlegte, auch als eine der Ursachen ansieht, daß nicht, wie schon Joseph I. den Neapolitanern Hoffnung gemacht hatte, ein Mitglied des Kaiserhauses selbst sich nach Neapel begab, um die Regentschaft dieses Königreiches zu führen. Niemand Geringeren hatte man hiezu ausersehen als die Kaiserin Eleonore, die Witwe Leopolds I., die Mutter der beiden Brüder Joseph I. und Karl VI. Sie zur Regentin ihres Landes zu erhalten, war der lebhafte Wunsch der Neapolitaner, welche stets mit Eifer darnach strebten, dem Königreiche eine Stellung zu gewinnen, die dasselbe so selbstständig als nur immer möglich erscheinen ließe. Denn noch immer waren sie, insbesondere die Herren vom Adel, der Zeit eingedenk, in welcher ihr Land seine eigenen Könige, seine Hofhaltung besaß, und nichts verletzte sie mehr als ihre Heimath in die abhängige, und wie sie es ansahen, demüthigende Stellung einer Provinz versetzt zu sehen.

Daß der Plan, die Kaiserin Eleonore als Regentin nach Neapel zu entsenden, niemals zur Ausführung gelangte, daran mochte übrigens ihr eigenes Widerstreben doch den größten Antheil haben. „Sie weint unaus„sprechlich", hatte schon im Jahre 1707 Wratislaw geschrieben, „wenn „man ihr davon spricht, und sie dazu bereden will [8])". Denn sie zitterte vor dem Gedanken, ihre Kinder verlassen zu sollen, welche nach dem Tode

ihres Gemahls ihre einzige Lebensfreude bildeten. Außerdem besorgte sie, daß sie als eine Frau, welche von den Gesetzen des Landes nichts verstehe, leicht Irrthümer begehen könnte, wo es sich um deren Ausführung handle. Und irgend Jemand Unrecht zu thun, sah sie in ihrer Gewissenhaftigkeit als eine Sache an, welche um jeden Preis vermieden werden müsse [9]).

Den unwillkommenen Auftrag von sich abzuwälzen, schlug die Kaiserin ihre älteste Tochter Elisabeth zur Statthalterin von Neapel vor. Man glaubte jedoch, wenigstens damals noch, die Erzherzogin Elisabeth einem so schwierigen Posten nicht gewachsen [10]), und statt der beiden Frauen aus dem Kaiserhause wurde der Cardinal Grimani, nach dessen Tode aber der Feldmarschall Graf Daun zum Statthalter von Neapel ernannt.

Es ist seiner Zeit gezeigt worden, wie unzufrieden Eugen darüber war, daß mitten in dem Kriege, der sich mit den Spaniern um den Besitz Siciliens entspann, Daun abberufen und Gallas zu seinem Nachfolger ernannt wurde. Es war eben die Zeit, in welcher Eugens Einfluß am tiefsten darnieder lag und derjenige des Erzbischofs von Valencia und seiner Partei am Kaiserhofe in vollster Blüthe stand. Daher wurde, so wie es in Mailand geschah, auch in Neapel das Kriegswesen nur schlecht bestellt. Gallas blieb zu kurze Zeit im Amte, um in dieser Richtung, welche Eugen so nahe am Herzen lag, Hervorragendes leisten zu können. Rasch folgten sich der Cardinal Schrattenbach, Fürst Marc Anton Borghese-Sulmona, endlich der Cardinal Michael Friedrich von Althan, ein Vetter des Günstlings, in dem Posten eines Vicekönigs von Neapel.

Unter Althans Regierung verschlimmerte sich der ohnehin nur wenig befriedigende Zustand der militärischen Anstalten noch mehr. Denn der Cardinal, ein eigensinniger und ehrgeiziger Mann, verwöhnt durch die hohe Gunst, in welcher seine Familie am Kaiserhofe stand, handelte stets nur auf eigene Faust und nahm, ohne den commandirenden General, Feldmarschall Carafa, zu Rathe zu ziehen, tief eingreifende Veränderungen in Dingen vor, von denen er so viel als gar nichts verstand [11]). Ja selbst des Kaisers Befehle wurden von ihm nur insofern befolgt, als ihm deren Ausführung genehm war. Eugen begrüßte es daher mit Freude, als Graf Alois Raimund von Harrach, der Sohn jenes Ferdinand Harrach, des letzten Obersthofmeisters des Kaisers Leopold I., und derselbe, welcher bei dem Tode König Karls II. von Spanien sich als kaiserlicher Botschafter

in Madrid befunden hatte, im Jahre 1728 zum Vicekönig von Neapel ernannt wurde [12]).

Zu derselben Zeit bekleidete den gleichen Posten in Mailand der kaiserliche Feldmarschall Graf Daun, der Nachfolger des Grafen Hieronymus Colloredo, welch letzterer als Obersthofmarschall nach Wien berufen worden war. Weil man damals den Ausbruch des Krieges gegen Frankreich und England besorgte, so war es dem Prinzen willkommen, daß die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in einer Provinz, welche unstreitig als einer der am meisten bedrohten Punkte angesehen werden mußte, in den Händen eines Mannes von großem militärischen Rufe lag.

Aber mit der Art und Weise, wie Daun die Verhältnisse auffaßte, war Eugen nichts weniger als zufrieden. Denn so kleinmüthig war der Feldmarschall und für so verzweifelt sah er die Lage der Dinge an, daß er behauptete, bei dem ersten feindlichen Angriffe, ja binnen vierundzwanzig Stunden werde er Mailand räumen, das ganze Land bis an die Adda dem Gegner Preis geben und sich auf Pizzighetone zurückziehen müssen [13]).

Zu dieser Muthlosigkeit des Grafen Daun bildet Eugens festes Vertrauen einen erfrischenden Gegensatz. Auf den Ausdruck der Besorgniß, mit welcher ihm der Feldmarschall von der drohenden Haltung Sardiniens sprach, erwiderte Eugen, er wisse wohl, daß man von König Victor Amadeus nichts Gutes zu erwarten habe. „Daß er aber der Erste sein „sollte, das Kriegsfeuer zu entzünden", fuhr der Prinz fort, „kann ich mir „nicht beifallen lassen. Er wird so lange zurückhalten, bis Frankreich den „Degen gezogen hat, und dem Kaiser an anderen Orten eine Diversion zu „machen trachtet. Dann wird er wohl auch Lust bekommen, gegen uns „sein Glück zu versuchen. Ich aber fürchte keinen Krieg weniger als den „in Italien, und als des Kaisers getreuester Diener wünsche ich, daß der „heftigste Kampf dort ausgefochten werden möge. Denn ich bin der festen „Meinung, daß Italien dasjenige Land ist, in welchem wir mit der größten „Leichtigkeit den Krieg führen und ihn zu unserem Ruhme wie zu unserem „Nutzen endigen können [14])".

Durch Aufzählung der Streitkräfte, welche dem Grafen Daun zur Verfügung standen, suchte Eugen dessen Selbstvertrauen wieder zu heben. Neun Regimenter genügten, meinte der Prinz, wenn sie als wackere kaiserliche Soldaten ihre Schuldigkeit thun, um den Feind nicht nur vier

und zwanzig Stunden, sondern gar lange Zeit hindurch aufzuhalten. Man sei fest entschlossen, Mailand durchaus nicht Preis zu geben, sondern ihm bei dem ersten Vorhandensein einer Gefahr in ausgiebiger Weise Hülfe zu leisten. Sein Hauptaugenmerk sei darauf zu richten, daß Novara und Tortona sich in gutem Vertheidigungsstande befänden. Er selbst habe bei wirklichem Ausbruche der Feindseligkeiten seine Streitkräfte um Pavia zu versammeln, und mit denselben entweder durch offenen Kampf oder durch Verstärkung der Besatzungen das Vordringen des Gegners zu verhindern, bis die versprochene Hülfe in Italien eintreffe. Sie jetzt schon dorthin zu entsenden, sei unthunlich, weil man nicht wisse, wohin sich der Feind mit seiner größten Heeresmacht wenden werde. Daran aber, bei dem ersten feindlichen Angriffe das ganze Land bis an die Adda zu räumen, dürfe nun und nimmermehr gedacht werden. Ein solcher übereilter Rückzug würde für des Kaisers Interessen eben so schädlich, als für die Ehre seiner Waffen beschimpfend sein [15]).

Wie Eugen vorhergesehen hatte, so reichten seine ernsten Vorstellungen hin, um den Feldmarschall Grafen Daun von dem Irrthume zu überzeugen, zu dem er sich hatte verleiten lassen. Er ertheilte dem Prinzen die feierliche Versicherung, daß er dessen Befehle pünktlich befolgen und wenn er angegriffen werden sollte, sich auf's äußerste halten werde [16]). Er that alles Mögliche, um sich in achtunggebietenden Vertheidigungsstand zu setzen. Ja er hatte die Selbstverläugnung, dem Prinzen aufrichtig zu gestehen, daß er fürchte, körperlich nicht mehr im Stande zu sein, die Truppen vor dem Feinde zu befehligen. Er bat daher um Entsendung eines tüchtigen Generals, welchem diese Aufgabe mit Beruhigung übertragen werden könne [17]). Und als in der That Mercy nach Mailand geschickt wurde, da überbot sich Daun in rastloser Anstrengung, um es demselben möglich zu machen, jedem etwaigen Angriffe des Feindes mit Aussicht auf Erfolg zu begegnen [18]). Die zahlreichen Streitkräfte, welche auf Eugens Antrag der Kaiser nach Italien sandte, als man Gewißheit zu haben glaubte, dort und nicht in Deutschland werde der erste Angriff stattfinden, setzten ihn in den Stand, eine so imponirende Haltung anzunehmen, daß die feindlich gesinnten Mächte es gerathener fanden, den Ausbruch des Kampfes zu vermeiden.

Aehnliche Befehle wie an Daun hatte Eugen auch an den Grafen Harrach, Vicekönig von Neapel, und den ihm zur Seite stehenden Feldmarschall Fürsten Carafa erlassen.

Es war dem Prinzen eine Genugthuung, daß statt des eigenmächtigen und halsstärrigen Althan jetzt ein Mann in Neapel regierte, welcher seine Anordnungen mit Pünktlichkeit vollzog, mit rastlosem Eifer die nöthigen Vorkehrungen zur Vertheidigung des Königreiches traf und zu leichterer Erreichung dieses Zweckes das beste Einvernehmen mit dem commandirenden General aufrecht zu erhalten sich bestrebte. Nach Eugens Andeutungen ließ Graf Harrach vorerst die Befestigungswerke von Capua und Reggio ausbessern und beide Plätze mit allem Nöthigen wohl versehen. Er suchte die erforderlichen Geldmittel aufzutreiben, und jede Art von Kriegsbedürfnissen in ausreichendem Maße herbeizuschaffen. Zu Wien bevorwortete Harrach die Annahme des umfassenden Planes, welchen Carafa zur Vertheidigung des Landes ausgearbeitet hatte. Er fügte die Bemerkung hinzu, daß er zwar lebhaft bedaure, bei so kriegerischen Aussichten seinen Posten nicht in den Händen eines erfahrenen Generals zu sehen, daß er jedoch all seine Kraft aufbieten und keine Anstrengung scheuen werde, um dem in ihn gesetzten Vertrauen zu entsprechen [19]).

Eugen spendete dem Benehmen des Grafen Harrach die ehrenvollste Anerkennung. Er habe dessen „Eifer, Sorgfalt und Bescheidenheit" schrieb er ihm, dem Kaiser in der Weise angerühmt, wie es seine „nicht genug zu „belobende Aufführung" verdiene. Gleiches werde er auch in Zukunft bei jeder Gelegenheit thun [20]). Er empfahl ihm, nicht nachzulassen in der Obsorge für das Land, welches ihm anvertraut sei, und benachrichtigte ihn, daß der Feldzeugmeister Graf Olivier Wallis den Auftrag erhalten habe, sich von seinen Gütern in Böhmen, wo er in Urlaub verweilte, unverzüglich nach Sicilien zu begeben, um dessen Vertheidigung gegen einen etwaigen Angriff zu übernehmen. Wallis sei angewiesen, sich zu Neapel mit Harrach und Carafa über ein gemeinsames System zu berathen, nach welchem die zu befürchtenden Anschläge gegen eines der beiden Länder abgewehrt werden und sie sich gegenseitig mit Truppen und Kriegsbedürfnissen unterstützen könnten. Denn für Sicilien war der Prinz noch in weit höherem Maße als für Neapel besorgt. Sowohl die Lage der Insel, welche sie für feindliche Angriffe zur See zugänglicher macht, als ihre innere Beschaffenheit ließen die Gefahr für dieselbe ungleich drohender erscheinen.

Es ist kein Zweifel, daß man im Anfange wenigstens bei der Wahl der Vicekönige, die man nach Sicilien sandte, zu Wien noch geringeres Glück

besaß, als mit denjenigen, die man nach Mailand und Neapel bestimmte. Denn sie verstanden es nicht, wie Colloredo in dem einen und Harrach in dem anderen Lande, ihre Stelle gleichmäßig zur Zufriedenheit des Kaiserhofes wie zum Wohle des von ihnen regierten Landes auszufüllen. Der Hauptgrund mag wohl darin gelegen sein, daß der spanische Rath zu Wien den Kaiser zu bereden wußte, den Posten eines Vicekönigs in Sicilien immer nur Spaniern anzuvertrauen. Diese zogen wieder einzig und allein ihre Landsleute an sich, und so blieb denn die alte spanische Administration mit allen ihren Gebrechen im ungestörten Besitze des Landes. Die Versuche, welche Eugen, auf die Berichte der in Sicilien befindlichen kaiserlichen Generale gestützt, zu oft wiederholten Malen machte, um eine Aenderung dieses Zustandes herbeizuführen, blieben ohne wesentlichen Erfolg. Denn wenn es auch gelang, die Entfernung eines Vicekönigs zu erwirken, welcher sich allzu unfähig zeigte zur Ausübung des ihm übertragenen Amtes, so war ihm dessen Nachfolger meist in eben so geringem Maße gewachsen.

Eugen hatte gar bald die Ueberzeugung gewonnen, daß der Herzog von Monteleone, des Kaisers erster Vicekönig auf Sicilien, zu diesem Posten durchaus nicht taugte. Sein Alter, seine körperliche und geistige Schwäche, seine Gleichgültigkeit für die Verwaltungsgeschäfte, die Vernachlässigung des Militärwesens, welche unter ihm einriß, zeigten dieß zur Genüge [21]). Solches war jedoch um so schädlicher, als es sich nicht darum handelte, in den breit getretenen Fußstapfen einer langen Reihe von Vorgängern einherzuschreiten. Eine ganz neue Verwaltungsart sollte in einem vor wenig Monden erst gewonnenen Lande eingerichtet werden. Die widerstrebenden Gemüther eines der Fremdherrschaft abgeneigten Volkes wollte man an sich ziehen, die lange vernachlässigten Hülfsquellen des Landes entwickeln und dasselbe zur Vertheidigung seiner selbst gegen Angriffe von Außen befähigen.

Zu alledem war der Herzog von Monteleone durchaus nicht geeignet. Man gab ihm daher schon im Jahre 1722 den kaiserlichen Feldmarschall-Lieutenant Joachim Fernandez Portocarrero, Grafen von Palma und Marquis von Almenara zum Nachfolger. Er zeigte sich voll Eifers und guten Willens [22]), doch war auch er nicht thatkräftig genug, um aufzuräumen in dem Augiasstalle der seit langer Zeit angehäuften Mißbräuche. Er klagte nur immer, daß ihm sowohl durch den spanischen Rath zu Wien, als die

ihm beigegebenen Minister die Hände allzusehr gebunden seien. Dennoch war er zu furchtsam und zu unentschlossen, diese Bande nach und nach abzuschütteln und sich größeren Spielraum zu einer heilbringenderen Thätigkeit zu gewinnen. Er gehörte eben zu jenen schlaffen Naturen, welche bei dem geringsten Widerstande bald erlahmen in ihrem früheren Eifer zum Guten. Alles gerieth immer mehr in Verfall, und die Berichte, welche dem Prinzen Eugen hierüber erstattet wurden, schilderten den Zustand des Landes in den düstersten Farben. Insbesondere war es der kaiserliche Generalfeldwachtmeister Graf Otto Ferdinand von Traun, welcher dem Prinzen, dessen Aufforderung zufolge, hierüber umfassende Nachricht ertheilte.

Im Jahre 1677 geboren, hatte Traun seine Studienjahre an der Universität von Halle zugebracht und sich dort Kenntnisse erworben, welche für den Stand, dem er sich bald darauf zuwandte, damals in der That ungewöhnliche waren. Nach seines Vaters Tode seiner Lieblingsneigung folgend, nahm er Anfangs brandenburgische, dann kaiserliche Kriegsdienste und kämpfte am Rheine und in Italien den Successionskrieg mit. Seine eigentliche Schule aber machte er in Spanien unter Guido Starhemberg, bei welchem er als Generaladjutant diente und von dem er vielfach, insbesondere aber bei dem Entsatze von Cardona — im Dezember 1711 — glänzend belobt wurde. Starhembergs dringender Empfehlung verdankte Traun die Ernennung zum Obersten [23]; ihm durfte er es zuschreiben, daß ihm der Kaiser die Verleihung des ersten Regimentes zusagte, welches in Erledigung kommen würde [24]).

Nicht geringere Anerkennung hatte Traun während des Feldzuges in Sicilien von Seite Mercy's gefunden. Diese vortheilhaften Zeugnisse waren Ursache, daß Traun, obgleich protestantischen Glaubensbekenntnisses, im Jahre 1727 zum Gouverneur von Messina ernannt wurde, welches nach Eugens oft geäußerter Ansicht der wichtigste Platz auf Sicilien war.

Auf des Prinzen ausdrücklichen Befehl erstattet ihm Traun nun erschöpfende Berichte über den Zustand des Landes. Er wolle sich in denselben, erklärt er gleich Anfangs, „hauptsächlich der Wahrheit, der Feindin „aller Umschweife" befleißen. Und wirklich spricht er sich mit einer Rücksichtslosigkeit, einer Schärfe aus, daß man fast versucht wird zu glauben, es sei auch einige persönliche Gehässigkeit gegen die damaligen Machthaber in Sicilien nicht ohne Einfluß auf sein Urtheil geblieben.

Die Sicilianer seien, schrieb Graf Traun dem Prinzen Eugen, nachdem er ihm von dem Zustande des Landes und seiner Verwaltung eine gar trübe Schilderung entworfen hatte, von Natur aus leicht einzuschüchtern, ja feig zu nennen. Man solle ihnen nur eine gerechte und schnelle Justizpflege gewähren, dann vermöge man sie leichter zu beherrschen als man glaube. Wer den Adel in gehörigem Respect zu halten wisse, der werde sich unschwer die Liebe des Volkes gewinnen. Hiezu bedürfe man jedoch eines Mannes von Befähigung, Unbestechlichkeit und Entschlossenheit, beseelt von dem ernsten Bestreben, des Kaisers Wohl zu befördern, und zugleich ausgerüstet mit der nöthigen Machtvollkommenheit, nach bestem Wissen und Gewissen Alles zu leiten. So aber bestehe keine Einigkeit zwischen dem Vicekönige und dem Grafen Wallis. In Folge dessen werde das Kriegswesen völlig vernachlässigt. Das Ministerium sei nur aus Doktoren und Advokaten zusammengesetzt, welche, um eine nichts bedeutende Formsache zu beobachten, Dinge von der größten Wichtigkeit außer Acht ließen. Ihr ganzes Absehen gehe dahin, die Festungen und die Truppen zu Grunde zu richten und es dadurch Spanien zu erleichtern, sich ohne große Opfer binnen kurzem der Insel Sicilien wieder zu bemächtigen [25]).

Es mag wohl auf Eugens Veranlassung geschehen sein, daß Graf Traun auch von dem spanischen Rathe zu Wien beauftragt wurde, über den Zustand Siciliens und seiner Verwaltungsbehörden genaue Auskunft zu erstatten. Er that dieß mit gewohntem Freimuth [26]) und beschränkte sich nicht allein auf die Darstellung der vorhandenen Uebelstände, sondern er erstattete auch Vorschläge zur Beseitigung derselben. Außer den Mitteln, die er schon dem Prinzen empfohlen hatte, legte er noch besonderen Nachdruck auf gute Verwaltung der Finanzen, so wie auf Belebung der Schiffahrt und des Handels. Die Ausfuhr von Seide, Oel und Wein, die Einfuhr von Linnen, Eisen und Holz solle erleichtert werden. Auch die Bergwerke vermöchten mit der Zeit und bei guter Bebauung ein beträchtliches Erträgniß abzuwerfen [27]).

Eugen pflichtete den Ansichten des Grafen Traun in den meisten Stücken bei, und verlangte von ihm die Fortsetzung seiner Berichte [28]). Er bedaure lebhaft, schrieb ihm der Prinz, den üblen Zustand des Landes und die Verwirrung, welche in der Verwaltung desselben herrsche. Ebenso mißbillige er den zunehmenden Zwiespalt zwischen dem Vicekönige und

Wallis. Er wundere sich aber nicht darüber, weil ihm die Unverträglichkeit des Letzteren wohl bekannt sei. Traun möge beide zu besänftigen und es wenigstens zu verhindern trachten, daß der Streit zwischen ihnen in offene Fehde ausbreche. Denn Niemand würde mehr darunter leiden als der Dienst des Kaisers und die Kriegsmacht desselben, welche sich auf Sicilien befinde [29]).

Auch bei dem spanischen Rathe waren die Vorstellungen des Grafen Traun nicht wirkungslos geblieben. Insbesondere erschienen demselben die Aussichten lockend, welche ihm Traun auf eine Vermehrung der Einkünfte Siciliens eröffnete. Es war keine geringe Ueberraschung für den letzteren, als ihm plötzlich die Leitung des gesammten Berg- und Hüttenwesens auf der Insel übertragen wurde. Dringend bat er dieser Aufgabe überhoben zu werden, indem ihm die nöthige Befähigung dazu mangle und er ohne Unterstützung von Seite des Vicekönigs und des commandirenden Generals keine günstigen Resultate zu erzielen vermöge [30]). Außerdem fehle es an Geld, und gerade im Anfange seien große Auslagen nöthig, indem Hochöfen und Wasserwerke errichtet, Straßen gebaut und viele ähnliche Arbeiten vorgenommen werden müßten, welche beträchtlichen Aufwand erforderten.

Die wiederholten und nur allzu begründeten Klagen des Grafen Traun mochten wohl eine der wesentlichsten Ursachen sein, daß man am Wiener Hofe ernstlich daran dachte, die Stelle eines Vicekönigs von Sicilien in anderer Weise zu besetzen. Wieder war es ein Spanier, Christoph Fernandez de Cordova, Graf von Sastago und Murato, Marquis Aguilar, Großmarschall des Königreiches Aragonien, welchen der Kaiser zu diesem Posten berief. Seine vornehme Geburt, seine persönliche Befähigung und der Umstand, daß er bei Karls VI. Anwesenheit in Spanien die feindliche Partei, seine und seines Hauses Güter verlassen und mit unerschütterlicher Anhänglichkeit an Karl gehalten hatte, wurden als die Ursachen genannt, durch welche die Wahl des Kaisers auf ihn gelenkt worden sei [31]). Und um dem Grafen von Sastago die Erfüllung der schweren Pflichten seines neuen Amtes zu erleichtern, wurde ihm an dem Grafen von Quiros, wahrscheinlich dem Sohne jenes Bernardo de Quiros, welcher einst Karls bevollmächtigter Minister in den spanischen Niederlanden gewesen war, ein tüchtiger und geschäftsgewandter Gehülfe gegeben. Quiros ward zum Staats- und Kriegssecretär ernannt.

Eugen hoffte viel Gutes von des Grafen Sastago Verwaltung des Königreiches Sicilien. Er erwartete von ihm, daß er die Rechtspflege verbessern, den Zustand der Finanzen heben und das Land zu des Kaisers und seinem eigenen Ruhme, zum Wohle der Unterthanen regieren werde [32]. Sastago sei ein „sehr aufrichtiger, bescheidener und verträglicher Mann," schrieb der Prinz dem Grafen Wallis, und er rechne darauf, daß keinerlei Unfrieden zwischen ihnen, den beiden vornehmsten Dienern des Kaisers daselbst vorkommen werde [33]. Der Nutzen, den er sich davon verspreche, bestehe hauptsächlich in der Herbeischaffung aller nothwendigen Bedürfnisse für die Truppen und in der Wiederherstellung der festen Plätze, welche mehr und mehr zu Ruinen geworden seien.

Kaum hatte jedoch Sastago den sicilischen Boden betreten, als die Streitigkeiten zwischen ihm und Wallis weit heftiger entbrannten, als es zwischen diesem und dem früheren Vicekönige jemals der Fall gewesen war. Beide waren nicht sparsam mit Beschuldigungen gegen einander. Wallis behauptete, Sastago umgebe sich mit Leuten, welche nichts von der Verwaltung Siciliens verständen, und schiebe die früheren, in die Geschäfte eingeweihten Beamten schonungslos bei Seite. Sastago aber erklärte, die beabsichtigten Verbesserungen nicht vornehmen zu können, so lange Wallis sich in Sicilien befände. Denn er sei es, an dem jede, auch die heilsamste Neuerung scheitern müsse [34].

Eugen bedauerte es lebhaft, daß seine Hoffnung sich nicht erfüllt hatte und der Zwiespalt zwischen Sastago und Wallis so bald und in so heftiger Weise ausgebrochen war. Diese Unverträglichkeit zwischen denjenigen, welche in den einzelnen Erbländern an der Spitze der Verwaltung standen, war einer der Krebsschäden der damaligen Zeit, und nach jeder Richtung hin von den nachtheiligsten Folgen für den Kaiser sowohl als für dessen Staaten. Niemand erkannte dieß in höherem Maße und Niemand eiferte mit mehr Nachdruck dagegen als der Prinz, aber meistens umsonst. Wo die Selbstsucht schon so tief eingerissen war, daß sie alles übrige hintansetzte, da nützte weder Vorstellung noch Ueberredung. Nur eine eiserne Hand hätte dem Uebel zu steuern vermocht, diese aber fehlte. Der Kaiser selbst war zu wohlwollend, zu rücksichtsvoll und viel zu leicht zugänglich für das Vorwort Anderer, an dem es bei den ausgedehnten Familienverbindungen derer, die zunächst betheiligt erschienen, niemals mangelte. Außer dem Kai-

ser war aber Keiner, selbst Eugen nicht, mit solcher Machtvollkommenheit ausgerüstet, um dieses Uebel an der Wurzel angreifen zu können. Es blieb daher nichts übrig als sich zu bemühen, von Fall zu Fall, so gut es eben anging, Abhülfe zu treffen.

In dem Streite zwischen Sastago und Wallis nahm Eugen entschieden für den Ersteren Partei. Der Eifer, mit welchem der Vicekönig an die Ausrottung der Mißbräuche gegangen war, hatte ihm das Vertrauen des Prinzen völlig gewonnen [35]). Andererseits kannte er die Unverträglichkeit und den Eigennutz des Grafen Wallis aus eigener Erfahrung. Er schätzte ihn als geschickten General, als unterrichteten Soldaten, sonst aber hatte Wallis für Eugen nur abstoßende Eigenschaften. Die Bitte um Ertheilung eines Urlaubes, welchen Wallis zu einer Reise nach seinen Gütern in Böhmen benützen wollte, gab die erwünschte Gelegenheit ihn aus Sicilien zu entfernen [36]). Der Feldmarschall-Lieutenant Marquis von Roma, ein Mann, welchem Eugen das Zeugniß seltener Rechtlichkeit ertheilte [37]), wurde statt des Grafen Wallis mit dem Commando der dortigen Truppen betraut.

Mit dem größten Antheile verfolgte nun Eugen die Verbesserungen, welche Sastago in den verschiedenen Verwaltungszweigen vorzunehmen trachtete. Ueberall war der Prinz mit seinem Rathe und seiner nachdrücklichen Unterstützung bei der Hand. Als der Vicekönig ihn versicherte, daß nichts so sehr einer befriedigenden Handhabung der Rechtspflege im Wege stehe, als die allzugroße Ausdehnung des Asylrechtes der Kirchen und Klöster, da stimmte ihm Eugen im Grundsatze vollkommen bei. Hatte er doch selbst so oft Gelegenheit gehabt, sich über den gewaltigen Vorschub zu beklagen, welcher durch Aufrechthaltung dieses Rechtes insbesondere den Desertionen geleistet wurde. Es war ihm in der That gelungen, eine Beschränkung desselben in den österreichischen Erbländern bei dem Kaiser zu erwirken, und es dahin zu bringen, daß hierüber mit dem heiligen Stuhle eine Verhandlung angeknüpft wurde [38]). Dem Grafen Sastago aber empfahl er, bei der großen Macht, welche die Geistlichkeit in Sicilien ausübte, in dieser Sache nur mit äußerster Vorsicht zu Werke zu gehen [39]).

Auch die Finanzvorschläge des Vicekönigs nahm der Prinz mit ungetheiltem Beifalle auf. Sie bestanden in der Hauptsache darin, daß dem größten Reichthume der Insel, dem Getreidebau, ein früher nicht gekannter

Aufschwung gegeben werden solle. Dieß könne nur dadurch geschehen, daß man den Handel mit Getreide nach fremden Ländern in jeder Weise, am besten aber durch Einsetzung einer Handelsgesellschaft befördere. Beträchtliche Geldsummen würden dadurch nach Sicilien gezogen und das Land unfehlbar in Flor gebracht werden [40]).

Eugen war von der Nützlichkeit wie von der Ausführbarkeit dieser Vorschläge völlig überzeugt. Er versprach sie beim Kaiser bestens zu unterstützen. Denn die in Antrag gebrachte Handelsgesellschaft sei gleichmäßig im Interesse des Kaisers wie der Sicilianer, und man dürfe sich von derselben die heilsamsten Wirkungen versprechen [41]).

Auch andere Vorschläge des Vicekönigs, insbesondere solche, welche auf angemessene Ersparungen abzielten, wurden von Eugen mit Wohlgefallen aufgenommen. Lebhaft stimmte er dem Antrage bei, die ohnedieß nutzlose Stelle eines „Commissario della cruciata" nicht mehr zu besetzen und die Summe von achtundvierzigtausend Gulden, welche dadurch verfügbar wurde, zum Besten der Truppen zu verwenden. Auch für die Wiederherstellung der Festungswerke, insbesondere aber Messina's solle, so bemerkte der Prinz, eifrige Obsorge getragen werden [42]).

Bedauerlich war es, daß diese Bemühungen des Vicekönigs, von denen freilich Graf Traun behaupten wollte, sie beständen meistens in leeren Worten, und Niemand denke im Ernste daran, wirklich Hand an das Uebel zu legen, durch die Rückkehr des Grafen Wallis nach Sicilien wieder gestört wurden. Denn vor der immer drohenderen Feindesgefahr mußten alle übrigen Rücksichten weichen, und dem Kaiser stand kein General zur Verfügung, welcher Sicilien genauer kannte als Wallis, und den man für geeigneter hielt als ihn, erforderlichen Falles die Vertheidigung der Insel zu leiten. Man vermöge das Commando über die Truppen, erklärte Eugen, nur einem Manne zu übertragen, welcher selbstständig aufzutreten und je nach den Unternehmungen der Feinde seine eigenen einzurichten verstehe [43]).

Dennoch hatte man nur allzubald Ursache, die erneuerte Entsendung des Grafen Wallis nach Sicilien zu bereuen. Kaum war er dort wieder eingetroffen, so brach der alte Zwiespalt zwischen ihm und Castago in heftigerer Weise aus, als je zuvor. Trotz der strengen Befehle Eugens, sich in die vorgeschriebene Unterordnung unter den Vicekönig zu fügen [44]),

trieb Graf Wallis seine Feindseligkeit gegen denselben auf das äußerste. Bei einem persönlichen Streite, der sich zwischen ihnen entspann, überließ er sich den heftigsten Zornesausbrüchen, und ging so weit, daß er dem Grafen Sastago die Ehrenwache entzog, welche demselben als Vicekönig gebührte. Dadurch wurde in Palermo, ja im ganzen Lande die Feindseligkeit ruchbar, die zwischen den beiden ersten Würdenträgern herrschte. Daß das Ansehen der Regierung dabei auf's empfindlichste litt, lag klar auf der Hand. Wallis selbst mochte fühlen, er habe sich arg vergangen, denn durch das Anerbieten, an der Spitze des Offiziercorps dem Vicekönige seine Unterwerfung zu bezeigen, beabsichtigte er das Geschehene vergessen zu machen. Sastago aber wies jeden Versuch zur Aussöhnung zurück und brach den Verkehr mit Wallis gänzlich ab. Dieser bat nun um seine Abberufung aus Sicilien und erhielt sie [45]).

Wie sehr Eugen auch jetzt wieder den Vicekönig im Rechte glaubte, und wie er dessen Wirken in Sicilien überhaupt für heilsam hielt, beweist wohl am besten der Umstand, daß er sich nach Ablauf der ersten drei Jahre der Amtsführung Sastago's angelegentlich für dessen Bestätigung in seinem Posten verwendete. Sastago erlangte dieselbe auch wirklich, und Eugen versicherte ihn, daß er von seinem Eifer und seiner Redlichkeit überzeugt sei, er werde sich mit gleicher Thätigkeit wie bisher dem Dienste des Kaisers und dem Wohle des ihm anvertrauten Landes widmen [46]).

Der Abschluß der Verträge, welche im Laufe des Jahres 1731, zuerst mit England und dann mit Spanien zu Stande kamen, schien für längere Zeit hinaus den noch vor kurzem so sehr bedrohten Frieden wieder sicher zu stellen. Er erlaubte dem Kaiserhofe seine Blicke nach einer Richtung zu lenken, nach der sie durch das einzige Waffengetöse gezogen wurden, welches damals in Europa hörbar ward.

Es war dieß kein Streit zwischen fremden Mächten, die sich einander bekriegten, sondern ein Kampf, der zwischen der Republik Genua als Oberherrn, und den Bewohnern der Felseninsel Corsica als ihren Unterthanen ausgebrochen war und seit zwei Jahren mit allen Schrecken des Aufruhrs auf der Insel wüthete.

Jahrhunderte alt war der Haß zwischen Genua und Corsica, durch die Unterdrückungssucht des Ersteren, die rauhe Freiheitsliebe des Letzteren hervorgerufen und genährt. Ströme von Blut waren geflossen, und wilde

Kämpfe, in denen Sampiero's Name zu weitleuchtendem Ruhme gelangte, hatten die Insel entvölkert und verheert, ihren ohnedieß nur geringen Wohlstand völlig zerstört. Während des siebzehnten Jahrhundertes, das in dem übrigen Europa ausgezeichnet war durch erschütternde Kämpfe, lag Corsica in anscheinendem Frieden, durch die Erschöpfung all seiner Kräfte gehindert am Widerstande gegen die Gewaltmaßregeln Genua's. Aber der Haß gegen die stolze Unterdrückerin gährte fort in dem rauhen Inselvolke. Durch die Auflegung einer neuen Steuer wurde derselbe zur Flamme angefacht. Bei einem geringfügigen Anlasse brach wieder der Aufruhr los, welcher die Herrschaft Genua's auf der Insel ernstlich bedrohte.

Im Oktober 1729 griff das Volk von Corsica zu den Waffen. Aleria wurde erstürmt, Bastia belagert. Zwei Männer von Ansehen, Andrea Colonna Ceccaldi und Luis Giafferi stellten sich an die Spitze des Aufstandes. Einmüthig schwor man sich zu, das Joch Genua's für immer abzuschütteln. Und die reißenden Fortschritte der Insurgenten ließen allerdings die Erreichung dieses Zieles als möglich erscheinen.

In Corsica hoffte man darauf, in Genua zitterte man davor. Die Republik fühlte sich zu schwach, durch eigene Kraft den Aufstand zu bewältigen. Ihn durch Zugeständnisse zu beschwichtigen, hielt sie für gefährlich und zugleich für nutzlos. Denn sie fühlte es wohl, daß es sich um nichts geringeres handelte, als um ihre völlige Vertreibung aus Corsica.

In solcher Bedrängniß wandte man zu Genua den Blick nach den auswärtigen Mächten, um durch ihre Hülfe wieder Herr zu werden der empörten Insel. Und da waren es zunächst der Kaiser, Frankreich und Spanien, welche durch ihre ansehnliche Streitkraft wie durch die Lage ihrer Staaten zunächst berufen schienen, der Republik einen mächtigen Arm zu leihen zur Wiederaufrichtung ihres Regimentes auf Corsica.

Wie man auch über die Sache selbst, über die Frage des Rechtes oder Unrechtes zwischen der Republik Genua und dem Volke von Corsica denken mochte, jedenfalls war es ein Vortheil für den Kaiserhof, daß an ihn und nicht an Frankreich oder Spanien das Ansuchen um Hülfeleistung erging. Die beiden letzteren Mächte standen vielmehr zu Genua in dem nicht unbegründeten Verdachte, daß sie dem Aufstande der Insel heimlich Vorschub leisteten. Auf einem französischen Schiffe waren Kriegsvorräthe weggenommen worden, und das Geld, mit welchem die Insurgen-

ten ihren Widerstand organisirten, glaubte man spanischen Ursprunges zu sein.

Schon der politische Gegensatz, der zwischen den Häusern Habsburg und Bourbon damals obwaltete, und die unbedingte Nothwendigkeit für das Erstere, die Ausbreitung des Letzteren in Italien nach Möglichkeit zu hindern, mußten den Kaiser bestimmen, dem Hülferufe Genua's sein Ohr nicht zu verschließen. Nach Eugens Meinung erschien eine Gewährung der Bitte, welche zu Ende des Monates April 1731 durch den genuesischen Abgesandten Marquis Pallavicini an den Wiener Hof gelangte, auch noch aus dem Grunde geboten, weil man den fremden Mächten zeigen müsse, daß es in der That zum Vortheil gereiche, sich um den Beistand des Kaisers zu bewerben. Schon habe man dem genuesischen Gesandten zu Paris höhnische Bemerkungen zu vernehmen gegeben über die mächtige Hülfe, welche die Republik von Wien aus zu erhalten sich schmeichle. Des Kaisers Ansehen erfordere es daher, die Bitte Genua's nicht unerfüllt zu lassen.

Die gleiche Rücksicht gebiete aber auch, so erklärte Eugen in der versammelten Conferenz, eine so beträchtliche Truppenzahl nach Corsica zu schicken, daß die Ehre der kaiserlichen Waffen nicht Gefahr laufe, im Kampfe gegen die Insurgenten einen Makel zu erleiden. Und um der Republik durch die Entsendung einer zahlreicheren Streitmacht, als sie selbst begehre, keine zu große Ueberbürdung aufzuladen, seien ihr die Truppen unter den billigsten Bedingungen zu überlassen. Das Ausmaß derselben so wie die Bestimmung der eigentlichen Anzahl der Streitkräfte, die fernere Verabredung endlich wegen deren Einschiffung zu Genua möge man dem Statthalter von Mailand, Feldmarschall Grafen Daun anheimstellen, welcher mit dem Bevollmächtigten der Republik hierüber Rücksprache pflegen solle. Nur das sei ihm einzuschärfen, daß der Führer der kaiserlichen Truppen sich in die Dinge, welche auf die Verwaltung von Corsica sich bezögen, nicht zu mengen, und daß er den Insurgenten nicht allzuviel Gehör zu geben habe. Denn obwohl man der Republik nur rathen könne, ihre Unterthanen mit Milde zu behandeln und den gerechten Beschwerden derselben abzuhelfen, so dürfe dieß doch nicht auf dem Schauplatze des Aufstandes und von denjenigen geschehen, welche zu dessen Dämpfung berufen seien. Sonst würden die Insurgenten glauben, daß man

für sie und wider Genua Partei nehme, eine Vermuthung, welche sie in ihrem Starrsinne nur noch mehr bestärken könnte [47]).

Es war ein Umstand, dessen Vortheile für die Corsen erst später mehr an den Tag traten, daß nach Eugens Vorschlage die Unterhandlung mit Genua über die Entsendung kaiserlicher Truppen nach Corsica in die Hände des Grafen Daun gelegt wurde. Denn dadurch erhielt dieser einen mächtigen Einfluß auf die ganze Angelegenheit. Und daß seine Einwirkung eine für die Corsen günstige sein werde, zeigten schon die ersten Berichte, welche er an Eugen erstattete. Mit Schärfe tadelt der Feldmarschall das harte Verfahren Genua's wider die Insel. Er erklärt die Beschwerden, durch welche die Corsen veranlaßt worden seien, die Waffen wider Genua zu erheben, für wohlbegründet, und spricht die Hoffnung aus, der Kaiser werde die völlige Unterdrückung dieses Volkes nicht zugeben, sondern es in seinen Rechten ungekränkt erhalten [48]).

Zu Tortona pflog der Feldmarschall Graf Daun die ihm anbefohlenen Verhandlungen mit dem genuesischen Bevollmächtigten Marchese Mari. Nach der Vorschrift, die ihm von Wien aus ertheilt worden war, wurden der Republik die leichtesten Bedingungen gemacht. Weit entfernt davon, auf irgend einen Gewinn hiebei auszugehen, ließ sich der Kaiser in der ganzen Angelegenheit nur durch die wichtigsten politischen Rücksichten leiten. Es wäre ein Irrthum zu glauben, daß es ihm darum zu thun war, nach Art der anderen deutschen Fürsten seine Truppen in fremden Sold zu geben, um dabei Geld zu verdienen. Die Entsendung von Truppen nach Corsica kostete ihn vielmehr die beträchtlichsten Opfer [49]).

Kaum hatte sich die Nachricht verbreitet, daß der Kaiser beabsichtige, der Republik Genua in dem Kampfe wider die Corsen beizustehen, als zahlreiche Bewerbungen um Verleihung des Commando's über die Truppen, welche nach der Insel bestimmt waren, an Eugen gelangten. Vor Allen baten die beiden Brüder Friedrich und Ludwig von Württemberg in dringender Weise, daß bei dieser Gelegenheit auf sie Rücksicht genommen werden möge.

Die Prinzen von Württemberg waren jüngere Brüder jenes Karl Alexander, der von frühester Jugend an unter den Fahnen des Hauses Oesterreich gedient hatte, und durch die Vertheidigung Landau's im Jahre 1713, insbesondere aber durch seine ehrenvolle Theilnahme an Eugens

letzten Türkenfeldzügen bekannt geworden war. Prinz Friedrich war, noch nicht sechzehn Jahre alt, in holländische Kriegsdienste getreten und hatte in denselben, dann in denjenigen seines Heimathlandes Württemberg den spanischen Successionskrieg mitgekämpft. Als im Jahre 1716 der Türkenkrieg ausbrach, begab er sich als Feldmarschall-Lieutenant der Reiterei in den Dienst des Kaisers. Bei dem Sturme auf Peterwardein wurde er, jedoch nicht lebensgefährlich verwundet. Im Jahre 1723 zum General der Cavallerie ernannt, stand er, als es sich um Entsendung eines Armeecorps nach Corsica handelte, bei den Truppen des Kaisers in der Lombardie.

Gleiches war mit seinem Bruder Ludwig der Fall, welcher damals die Würde eines kaiserlichen Feldzeugmeisters bekleidete. Er war der jüngste von vier Brüdern, von denen jeder in die Kriegsdienste einer andern Macht getreten war. Alexander hatte sich den kaiserlichen, Friedrich den holländischen, Maximilian Emanuel den schwedischen Fahnen zugewendet; Ludwig nahm gleichfalls im sechzehnten Jahre Dienste unter König August II. von Polen und Sachsen. Auch er wohnte den Türkenfeldzügen unter Eugen, jedoch nur als Freiwilliger bei, denn erst nach deren Beendigung wurde er vom Kaiser zum Feldmarschall-Lieutenant der Infanterie ernannt. Doch erfolgte sein völliger Uebertritt in österreichischen Dienst erst nach einer Reihe von Jahren, welche er, ein großer und schöner Mann von einnehmendem Wesen, an König Augusts üppigem Hofe zubrachte, wegen seiner Siege auf einem ganz andern Gebiete als auf Schlachtfeldern viel genannt.

Es scheint fast daß Eugen aus persönlichen Rücksichten es vorgezogen hätte, dem Wunsche des Prinzen Friedrich von Württemberg als demjenigen seines Bruders Ludwig zu willfahren. Prinz Friedrich hatte von jeher besondere Hingebung für die Sache des Kaisers und lebhafte Verehrung für Eugen an den Tag gelegt. Auch sein sanfter biegsamer Charakter [50]) mochte dazu beitragen, daß man gern sein Verlangen erfüllt hätte, während sein Bruder Ludwig bei manchem Anlasse, insbesondere während seines Aufenthaltes zu Dresden durch eine ziemlich zweideutige Haltung nicht unbegründete Zweifel an der Aufrichtigkeit seiner Gesinnung erregt hatte. Ein so wichtiges Commando aber in die Hände eines Mannes zu legen, auf welchen man nicht mit völliger Bestimmtheit bauen durfte, mußte gewiß als kein geringes Wagniß angesehen werden.

Andererseits aber war nicht daran zu zweifeln, daß Prinz Ludwig von Württemberg seinen Bruder Friedrich an militärischer Begabung weit übertraf. Sie hatten zwar Beide die Proben ihrer Feldherrntalente erst noch abzulegen. Doch ist es gewiß, daß man dem Prinzen Friedrich nur geringe kriegerische Befähigung zutraute, während Ludwig für einen Mann von tiefem militärischen Wissen und von großer persönlicher Tapferkeit galt [51]).

An dem Widerspruche der Republik, welche nichts davon hören wollte, daß eine so hochgestellte Persönlichkeit wie ein Prinz aus einem der ersten deutschen Fürstenhäuser an die Spitze des nach Corsica bestimmten Armeecorps gestellt werde [52]), scheiterte für das erste die Bewerbung der beiden Brüder. Der kaiserliche Oberst Freiherr von Wachtendonk befehligte die Truppen, welche in einer Stärke von nahezu viertausend Mann sich um Genua versammelten, dort eingeschifft wurden und am 9. August 1731 bei Bastia an's Land traten.

Die Hoffnung des Feldmarschalls Grafen Daun, daß schon bei dem Erscheinen kaiserlicher Streitkräfte auf Corsica die Insurgenten ihre Waffen niederlegen würden, erfüllte sich nicht. Wachtendonk schritt daher unverweilt an die Eröffnung der Feindseligkeiten. Gemeinschaftlich mit dem genuesischen Commandanten zu Bastia, Oberst Vela, zwang er die Corsen zur Aufhebung der Belagerung dieser Festung. Beträchtlich war der Verlust, welchen die Insurgenten hiebei erlitten, und noch empfindlicher die Niederlage, die ihnen Wachtendonk bald darauf bei Furiano beibrachte. Die Corsen aber, welche es deutlich erkannten, daß sie den deutschen Kriegsleuten im Felde nicht Stand zu halten vermochten, zogen sich in ihre Berge zurück. In der Gegend von Vescovato verschanzten sie sich und genossen dort alle die Vortheile, welche eine rauhe und felsige Gegend, tiefe unwegsame Schluchten und schwer zu erklimmende Höhen dem Vertheidigungskriege bieten. Und wenn man sich dessen am wenigsten versah, brachen sie aus ihren Schlupfwinkeln hervor und fügten in vereinzelten Gefechten den Truppen des Kaisers und der Republik so manchen fühlbaren Schaden zu. Um denselben zu ersetzen, schiffte sich eine zweite Abtheilung kaiserlicher Streitkräfte unter dem Obersten de Vins nach Corsica ein.

Ungern sah es der Kaiserhof, daß der Krieg auf Corsica sich in die Länge zog. Auch Eugen betrachtete mit besorgten Blicken die gefährliche

Lage, in der sich die deutschen Truppen daselbst befanden. Nicht vor den Corsen hegte er ernste Befürchtungen, wohl aber schien es ihm möglich, daß Spanien trotz des erst vor wenig Monaten abgeschlossenen Vertrages, oder daß Frankreich plötzlich zu Feindseligkeiten wider den Kaiser schreiten könnte. Abgeschnitten von dem Festlande, wäre das auf Corsica befindliche Armeecorps unrettbar verloren gewesen. Mit Nachdruck drang daher Eugen darauf, die Republik möge bewogen werden, durch Milde und Nachgiebigkeit die Corsen zu gewinnen und für die Zukunft solche Einrichtungen auf der Insel zu treffen, daß auch nach der Entfernung der kaiserlichen Truppen ein neuer Aufstand nicht mehr zu besorgen sei [53]).

Aber es war keine geringe Aufgabe, zwischen zwei so mißtrauischen und so erbitterten Gegnern, wie die Genuesen und die Corsen es waren, Frieden zu stiften. Die Einen sahen durch jedes Zugeständniß, das man von ihnen verlangte, ihr Hoheitsrecht über Corsica beeinträchtigt; die Anderen stellten Forderungen, welche der einer völligen Unabhängigkeit nahe kamen. Eine Schlappe, welche die Corsen dem Obersten de Vins [54]) beibrachten, als er von Calvi aus sich mit Wachtendonk vereinigte, erhöhte ihr Selbstvertrauen und machte sie noch unzugänglicher für die Vorschläge, die man an sie richtete. Die Republik erklärte, daß unter solchen Umständen auf dem Wege der Verhandlungen nichts zu erreichen wäre. Dringend verlangte sie neue Truppen, um den Aufstand mit Waffengewalt niederzuschlagen. Feldmarschall Graf Daun bat um die Ermächtigung, noch sechs Bataillone nach Corsica einschiffen lassen zu dürfen. Die beträchtliche Streitmacht, welche sich nach Ankunft dieser Truppen auf der Insel befinden werde, sei jetzt, so meinte er, unter die Befehle eines Generals von hohem Range zu stellen. Prinz Ludwig von Württemberg verdiene vor seinem Bruder Friedrich schon aus dem Grunde den Vorzug, weil er immer bei dem Fußvolke, Letzterer aber bei der Reiterei gedient habe und Jeder sich hauptsächlich auf die von ihm gewählte Waffengattung verstehe. Nun sei aber Reiterei auf Corsica fast gar nicht zu verwenden und in der That fast nur Fußvolk dahin entsendet worden. Es dürfe also nur ein Infanterie-General den Oberbefehl daselbst erhalten.

Eugen erklärte, keinen Anstand dagegen erheben zu wollen, daß Prinz Ludwig von Württemberg mit dem Commando über das kaiserliche Armeecorps auf Corsica betraut werde. Doch könnte dieß nur geschehen, meinte der

Prinz, wenn man sich darüber klar geworden sei, wirklich auch noch eine dritte Truppenabtheilung nach Corsica zu senden. Hiegegen machten sich aber die erheblichsten Bedenken geltend. Es würde nicht nur eine immer größere Streitmacht in die Gefahr versetzt, auf Corsica abgeschnitten zu werden; eine Gefahr, welche durch die starken Rüstungen in den spanischen Seehäfen von Tag zu Tag vergrößert werde. Durch die wiederholten Entsendungen von Truppen nach Corsica würde der Stand der Streitkräfte des Kaisers in der Lombardie so außerordentlich vermindert, daß sie einem plötzlichen Angriffe von Seite Frankreichs, auf den man immer gefaßt sein müsse, durchaus nicht mehr gewachsen wären. Seiner Ansicht nach habe man eher daran zu denken, die auf Corsica befindlichen Truppen wieder zurückzuziehen, als deren neue dorthin zu entsenden. Doch wolle er nicht entgegen sein, daß Daun, wenn er überzeugt sei, binnen sechs Wochen nach der Ankunft der verlangten Verstärkungen werde der Aufstand unterdrückt sein, dieselben nach Corsica abgehen lasse [55].

Es war begreiflich, daß Graf Daun es nicht wagte, eine solche Verantwortung auf sich zu nehmen. Auch eine sicher scheinende Berechnung schlage häufig fehl, bemerkte er dem Prinzen, und der General, welcher auf Corsica commandiren solle, könne weder von Wien noch von Mailand aus geleitet werden, sondern er müsse selbstständig handeln. Unmöglich sei es daher, sich zu verbürgen, daß der Aufstand in der bestimmten Frist ein Ende nehme. Die Wahrscheinlichkeit aber spreche für ein baldiges Erreichen dieses Zieles, wenn die Verstärkung ausgiebig genug sei, um von verschiedenen Seiten einen Angriff ausführbar zu machen. Für die Lombardie dürfe man wenigstens augenblicklich keine Befürchtungen hegen. Der Hof von Turin neige sich zur Partei des Kaisers; von Rüstungen in Frankreich höre man nichts, und wenn die englische Regierung, mit der man ja vor wenig Monaten in ein neues Bündniß getreten sei, nur einige Schiffe nach dem Mittelmeere absenden wollte, so schwinde auch die letzte Besorgniß, daß das kaiserliche Armeecorps von dem italienischen Festlande abgeschnitten werden könnte [56].

Die Art und Weise, in welcher Graf Daun die Verhältnisse darstellte, bewog den Kaiser, den Befehl zur Einschiffung der dritten Heeresabtheilung unter Prinz Ludwig von Württemberg zu ertheilen. Eugen aber, der sich bis auf den letzten Augenblick dagegen ausgesprochen hatte,

bemerkte dem Grafen Daun, Frankreich und Spanien könnten, bis eine englische Escadre im Mittelmeere erscheine, längst den entscheidenden Streich geführt haben [57]). Wenn es demungeachtet zur Absendung der Truppen kommen solle, so müsse der Republik unumwunden erklärt werden, man wolle zwar Alles thun, binnen zwei Monaten den Aufstand zu beenden. Nach Ablauf dieser Frist werde man jedoch sämmtliche Truppen, es möge der Endzweck erreicht worden sein oder nicht, unfehlbar aus Corsica zurückziehen. Denn Niemand könne dem Kaiser zumuthen, Genua zu Gefallen seine eigenen Staaten in Italien während so langer Zeit von Truppen zu entblößen und sie dadurch der augenscheinlichsten Gefahr auszusetzen [58]). Den Insurgenten aber, fügte Eugen in einem Schreiben an den Prinzen Ludwig hinzu, müsse dieser Entschluß verborgen bleiben, weil er sie in ihrem Widerstande nur noch hartnäckiger machen würde.

Was die Kriegsführung in Corsica betraf, so ermahnte Eugen den Prinzen Ludwig zur höchsten Vorsicht. Denn diese sei nöthig, um in einem Lande, voll von Gebirgen und Engpässen nicht die Truppen zu gefährden und die Ehre der kaiserlichen Waffen auf's Spiel zu setzen. Eine glückliche Kriegsführung sei um so wünschenswerther, als viele Freiwillige beabsichtigten, sich dem Armeecorps anzuschließen. Der König von Preußen werde zwölf Offiziere nach Corsica entsenden und Prinz Ludwig habe dieselben bei jeder Gelegenheit vor denen aller übrigen Mächte auszuzeichnen [59]).

Was den Feldmarschall Grafen Daun betraf, so versprach er sich, obgleich er selbst die Absendung der neuen und ansehnlichen Verstärkung nach Corsica beantragt hatte und eine günstige Meinung von der militärischen Befähigung des Prinzen von Württemberg hegte, doch einen schnelleren Erfolg von friedlicher Unterhandlung als von der Gewalt der Waffen. Man dürfe sich, meinte er, keinen Täuschungen hingeben über die Gegner, mit denen man es zu thun habe. Die Corsen, wenn sie sich in ihre Felsschluchten, auf ihre steilen Bergrücken zurückzögen, seien dort fast unbesiegbar und könnten den Kampf wenigstens unabsehbar in die Länge ziehen. Da es jedoch dem Kaiserhofe um baldigste Beendigung desselben zu thun sei, so müsse man sich über die Ursachen klar werden, an denen die bisherigen Verhandlungen scheiterten. Und da bestehe der wesent-

lichste Grund davon offenbar darin, daß die Insurgenten den Versprechungen der Republik nicht trauten. Denn sie behaupteten, und nicht mit Unrecht, ihre frühere Leichtgläubigkeit oftmals theuer bezahlt zu haben. Es solle daher, so beantragte Graf Daun, der Kaiser mit seinem fürstlichen Worte sich für die pünktliche Erfüllung der Zusagen verbürgen, zu welchen Genua sich zu verpflichten bereit sei. Dann dürfe man erwarten, daß die Insurgenten nicht länger zögern würden, zur Unterwerfung zu schreiten und als sichtbares Zeichen derselben sogar dasjenige, wozu sie sich am schwersten verstehen wollten, die Ablieferung ihrer Gewehre vorzunehmen.

Wenn die Nothwendigkeit es erforderte, so schrieb Graf Daun dem Prinzen Eugen, die kaiserlichen Truppen von Corsica zurückzurufen, bevor noch die Unterwerfung der Insel vollendet wäre, so würde dieselbe ohne Zweifel in fremde Hände fallen. Dieß müsse aber bei der Lage der Dinge in Europa um jeden Preis vermieden werden. Besser wäre es noch, wenn schon Genua seine Herrschaft über Corsica durchaus nicht aufrecht zu erhalten vermöchte, daß die Insel dem Hause Oesterreich huldige. Denn in des Kaisers Händen würde sogar Genua dieselbe lieber als in denjenigen irgend einer anderen Macht sehen [60]).

Es ist nirgends ersichtlich, daß man auf den Gedanken des Grafen Daun, Corsica unter die Oberhoheit des Kaisers zu stellen, zu Wien irgendwie eingegangen wäre. Ueber die Nothwendigkeit aber, den Streit Genua's mit Corsica in einer Art beizulegen, daß zwar die Würde der Republik gewahrt, gleichzeitig aber den schwer bedrückten Corsen eine billige Behandlung zu Theil werde, stimmten Eugen, Sinzendorff und Gundacker Starhemberg den Ansichten Dauns bei. Auch sie glaubten, daß die Gewährleistung der Zugeständnisse Genua's durch den Kaiser bei den Corsen von großem Gewichte sein werde. Und als nun die beiden Häupter derselben, Ceccaldi und Giafferi, in einem „sehr wohl aufgesetzten Schreiben" dem Kaiserhofe Vergleichsvorschläge gemacht hatten, welche nicht anders als gemäßigt angesehen werden konnten, erklärten die Mitglieder der Conferenz sich einstimmig dafür, daß einerseits die Republik zur Annahme dieser Vorschläge vermocht und andererseits die pünktliche Beobachtung der Bedingungen des zu Stande zu bringenden Vergleiches durch des Kaisers Wort verbürgt werde.

Es sei zwar nicht zu zweifeln, fuhr die Conferenz fort, daß Genua nicht wünsche, den Kaiser als Garanten der Zusagen auftreten zu sehen, zu welchen es sich Corsica gegenüber zu verpflichten habe. Gewiß werde es behaupten, daß man dadurch seinen Souveränitätsrechten über die Insel zu nahe trete. Man dürfe sich jedoch hieran nicht kehren, denn es sei durchaus nicht das erste Mal, daß fremde Mächte die Gewährleistung eines Vertrages zwischen einer Regierung und ihren Unterthanen übernommen hätten[61]).

Das Gutachten der Conferenz wurde vom Kaiser vollständig genehmigt[62]). Graf Daun und Prinz Ludwig von Württemberg erhielten Befehl, hienach ihre Haltung sowohl Genua als den Corsen gegenüber einzurichten. Um die Mitte des Monats April 1732 stieg Prinz Ludwig mit seinem Corps zu Calvi an's Land. Noch bevor er zu Feindseligkeiten schritt, erließ er — am 17. April 1732 — ein Manifest an die Corsen. Er verkündigte ihnen die Bereitwilligkeit der Republik, ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und zu diesem Ende ihre Bitten zu hören und ihre Beschwerdeschriften anzunehmen. Der Kaiser sei geneigt, nicht nur die Beobachtung der allgemeinen Amnestie, zu welcher Genua sich herbeilassen wolle, sondern auch die Erfüllung aller sonstigen Zugeständnisse zu verbürgen. Die Corsen sollten daher binnen fünf Tagen Deputirte zu dem Prinzen senden, ihre Unterwerfung zu erklären und ihre Begehren vorzutragen, um, nachdem sie die Waffen niedergelegt und Geiseln gestellt haben würden, an die völlige Pacification der Insel schreiten zu können. Würden die Corsen hierauf nicht eingehen, so sei der Prinz entschlossen, die Feindseligkeiten unverzüglich zu eröffnen und diejenigen mit aller Strenge zu züchtigen, welche die unverkennbaren Gnadenbeweise des Kaisers nicht zu würdigen wüßten.

Ein Lieutenant vom Infanterie-Regimente Maximilian Starhemberg, Namens Brambilla, überbrachte Abschriften des Manifestes nach den Lagern der Insurgenten zu Calenzana, Alziprato, Lumio und Montemaggiore. Ueberall wurde das Volk zusammengerufen, das Manifest verlesen und in Berathung gezogen. Aber in Montemaggiore erklärten die Corsen sogleich, sie würden niemals ihre Waffen niederlegen und sie schätzten es sich zur Ehre, sich von den Soldaten des Kaisers unter den Ruinen ihrer Häuser begraben zu lassen[63]).

Diese Stimmung scheint auch auf den anderen Punkten, auf welchen die Insurgenten sich Anfangs willfähriger gezeigt hatten, die Oberhand erhalten zu haben. Denn obgleich sie den Prinzen um Pässe für ihre Abgeordneten ersuchen ließen, so erschien doch keiner derselben zu dem festgesetzten Termine in Calvi. Seinem Worte getreu setzte sich Prinz Ludwig in der Nacht des 22. April in Marsch. Oberst Suckow führte die Vorhut und umging die Insurgenten bei Calenzana. Prinz Ludwig selbst und der Generalfeldwachtmeister Prinz Albert von Brandenburg-Culmbach rückten von den beiden anderen Seiten auf sie los. Als sie sich umrungen sahen, entschlossen sie sich um Gnade zu bitten und ihre Waffen auszuliefern.

Zu Alziprato, Lumio, Moncalvo und Montemaggiore geschah das Gleiche. Ueberall, wohin Prinz Ludwig vordrang, kamen die Corsen ihm entgegen, riefen seine Gnade an und überlieferten ihre Waffen [64]).

Minder glücklich als Prinz Ludwig war General Schmettau, welcher sich zu San Fiorenzo festgesetzt hatte und von da tiefer in das Land eindringen sollte. Ueberall stieß er auf bewaffneten Widerstand und tapfere Gegenwehr. Dennoch bemächtigte er sich mehrerer Posten, und so wirksam erwiesen sich die Bewegungen, welche jetzt die verschiedenen Truppenabtheilungen nach einem früher verabredeten Plane vornahmen, daß die Corsen, überall in die Enge getrieben und nirgends mehr einen Ausweg sehend, nun froh waren, die noch einmal dargebotene Hand ergreifen und sich zu Corte, wohin der Prinz sie beschied, zum Abschlusse des Friedens einfinden zu dürfen.

Schon am 12. Mai 1732 kam derselbe zu Stande. Eine allgemeine Amnestie, Verzicht auf jede Entschädigung der Kriegskosten und Nachlaß aller Steuerrückstände waren die wesentlichsten Bedingungen des Friedens. Auf den meisten Punkten der Insel wurden die Waffen niedergelegt, und die Ruhe kehrte nach und nach in die aufgeregten Gemüther zurück.

Nicht nach seinem eigenen Willen, sondern nur nach Eugens Verhaltungsbefehlen hatte Prinz Ludwig gehandelt, wenn er sich gütig gegen die Corsen erwies. Denn er selbst war von den Genuesen völlig gewonnen worden. In seinen Berichten an Eugen schilderte er die Corsen in den düstersten Farben. Man dürfe keinen Augenblick daran zweifeln, schreibt er dem Prinzen, daß Genua seine Versprechungen pünktlich erfüllen werde. Von den Corsen aber könne man nicht auf gleiches rechnen, denn ihre

Bosheit sei wirklich unerhört [65]). Niemals werde die Insel ruhig bleiben, wenn man sie nicht mit unnachsichtlicher Strenge behandle. Insbesondere sei es dringend nothwendig, fünf oder sechs der Anführer, hauptsächlich aber Ceccaldi, Giafferi und ihren Kanzler Rafaelli von derselben zu entfernen.

Diese Ansicht, die von den Genuesen eifrig genährt wurde, scheint den Prinzen Ludwig zu einem Schritte verleitet zu haben, welcher dem eben zu Stande gekommenen Frieden geradezu widersprach. Am Tage nach dem Abschlusse desselben ließ er vier von den Häuptern der Corsen, Ceccaldi, Giafferi, Aitelli und Rafaelli, den Bruder des Kanzlers verhaften. Der Kanzler selbst, auf den es hauptsächlich gemünzt war, entfloh in die Berge. Die Gefangenen wurden wohl verwahrt nach Genua geschleppt und dort mit Strenge bewacht.

Es begreift sich leicht, daß diese Maßregel von Seite des Kaiserhofes nicht gebilligt werden konnte. Schon während der ganzen Verhandlung mit den Insurgenten war die Verschiedenheit in der Art und Weise, wie man zu Wien, mit derjenigen, wie Ludwig von Württemberg die Sache ansah, immer deutlicher hervorgetreten. Wie dieser auf die Strenge und die Gewalt der Waffen, so hatte der Kaiserhof, und in seinem Namen Prinz Eugen stets auf die Güte und Milde den Nachdruck gelegt. Gewiß sei es, schrieb Eugen dem Prinzen Ludwig, daß Genua niemals auf den Gehorsam der Corsen werde zählen können, wenn es dieselben nur mit Gewalt unterworfen habe. Bei der ersten Gelegenheit würden sie die Waffen wieder ergreifen, sobald sie den Kaiser in einen Krieg verwickelt und außer Stande sähen, der Republik Hülfe zu senden. Würde hingegen Corsica durch Milde zu seiner Pflicht zurückgeführt und Genua beständig auf diesem Wege beharren, so werde es nach und nach die Gemüther gewinnen und die Unzufriedenheit bannen, welche der Republik so große Verlegenheiten bereitet habe [66]).

Dem Feldmarschall Grafen Daun gebührt das Verdienst, den Kaiserhof darauf aufmerksam gemacht zu haben, daß durch die Verhaftung der Corsenführer die erste Bestimmung des allgemeinen Friedens, durch welche Genua eine ausnahmslose Amnestie ertheilt hatte, willkürlich verletzt worden war [67]). Obgleich Prinz Ludwig von Württemberg Alles that, diese Verfügung zu rechtfertigen, obgleich der Gesandte

Genua's, Marquis Pallavicini, Himmel und Erde in Bewegung setzte, um den Kaiserhof zu vermögen, der Republik nicht nur in Bezug auf die gefangenen Häupter der Insurrection, sondern auch noch zu anderen Maßregeln wider Corsica freie Hand zu lassen [68]), so vermochten doch Beide ihre Absicht nicht zu erreichen. Zu Karlsbad, wohin Eugen und die übrigen Mitglieder der Conferenz dem Kaiser gefolgt waren, und dann zu Prag wurde diese Angelegenheit neuerdings in Berathung gezogen.

Nach reiflicher Erwägung aller Umstände, welche hiebei in Betracht kamen, einigte man sich in der Ansicht, daß Alle, die an der Sache betheiligt seien, mehr oder minder Tadel verdienten. Statt daß Genua, wie es sein unläugbares Interesse erheische, auf dem Wege der Güte die Herzen der Corsen zu gewinnen suche, trachte es nur darnach, dieselben neuerdings zu unterdrücken und mit Härte zu behandeln. Prinz Ludwig habe sich offenbar allzusehr durch die Einflüsterungen der Machthaber zu Genua einnehmen lassen. Andererseits aber sei nicht zu verkennen, daß Daun eine Art von Gehässigkeit gegen die Republik zur Schau trage, welche ebenfalls nur schädliche Folgen nach sich ziehen könne. Es sei also nothwendig, einen Mittelweg einzuschlagen, auf welchem dasjenige, was nach jeder Seite hin als recht und billig erscheine, sich als erreichbar darstelle.

Sowohl was Corsica im Allgemeinen, als was die gefangenen Häupter der Insurgenten betreffe, müsse das treulich gehalten werden, wofür der Kaiser sein geheiliges Wort verpfändet habe. Es lasse sich dieß ganz wohl mit den Maßregeln vereinigen, welche unerläßlich seien, um den Wiederausbruch der Feindseligkeiten zu verhindern. Und als eine solche Nothwendigkeit erscheine es allerdings, die Rückkehr Ceccaldi's und seiner Genossen nach Corsica zu hintertreiben. Denn es sei nur allzugewiß, daß sie nichts geringeres im Sinne geführt hätten, als die Insel unter spanische Botmäßigkeit zu bringen. Wahrscheinlicher Weise trügen sie sich auch für die Zukunft noch mit ähnlichen Planen, welche mit dem Interesse des Kaisers nicht vereinbar wären.

Um beide Zwecke zu erreichen und die Führer der Insurgenten unschädlich zu machen, ihnen aber zugleich die versprochene Amnestie in möglichst ausgedehntem Maße zu Theil werden zu lassen, drang der Kaiserhof darauf, daß Genua sie freigebe, wogegen sie sich anheischig machen sollten, außer Corsica, ja außerhalb Italien zu leben. Nach

ihren neuen Aufenthaltsorten, als welche man die innerösterreichischen Provinzen in Vorschlag brachte, hätten sie sowohl ihre Einkünfte aus Corsica als diejenigen Beträge zu beziehen, welche Genua zur Bestreitung ihres Unterhaltes widmen solle [69]).

In diesem Sinne sprach sich denn auch die kaiserliche Regierung und zwar mit größter Entschiedenheit gegen Genua aus. So entzückt waren die Corsen über die Haltung, welche der Wiener Hof und ihr mächtiger Fürsprecher an demselben, der Prinz Eugen, in ihrer Sache wider Genua annahmen, daß sie durch ihren Bevollmächtigten zu Venedig, Giovanni Tommaso Boerio, dem Kaiser, und wenn er hierauf nicht eingehen wolle, dem Prinzen die souveräne Herrschaft über ihre Insel antrugen [70]).

Weder dem Einen noch dem Anderen derjenigen, welche die Corsen mit ihrer Krone zu schmücken beabsichtigten, fiel es im Ernste bei, die Hand nach derselben auszustrecken. Aber die Sache Corsica's wurde darum doch vom Kaiserhofe nicht verlassen. Ja er ging zuletzt von dem ursprünglichen Gedanken ab, den gefangenen Corsen den Aufenthalt in Italien zu verbieten. Nur die Insel selbst sollten sie nicht wieder betreten dürfen. Die Ausflüchte, welche Genua gebrauchte, um die Gefangenen noch länger festzuhalten, blieben fruchtlos. Ceccaldi, Giafferi, Aitelli und Rafaelli mußten in Freiheit gesetzt werden. Der Erstere ging nach Spanien, wo er Dienste nahm und dadurch gewissermaßen die Befürchtungen bestätigte, welche man von seinem Einverständnisse mit dem Madrider Hofe gehegt hatte. Die Uebrigen wählten Rom und Livorno zu ihrem Aufenthalte.

Schon kurze Zeit nachdem der Unterwerfungsvertrag mit den Corsen zu Stande gekommen war, hatten die kaiserlichen Truppen begonnen, sich abtheilungsweise nach Italien einzuschiffen. Auch diese Rückkehr der deutschen Bataillone bildete den Gegenstand endloser Verhandlungen zwischen der Republik und dem Wiener Hofe. Genua that Alles um dieselbe zu verzögern. Denn nachdem es absichtlich versäumt hatte, durch rechtzeitige Milde die Gemüther der Corsen zu versöhnen, zitterte es vor einem Wiederausbruche des Aufstandes, wenn keine kaiserlichen Truppen mehr auf der Insel anwesend wären. Zu Wien aber fühlte man die Nothwendigkeit, die wenigen noch auf Corsica zurückgebliebenen Bataillone aus der gefährlichen Lage zu befreien, in der sie sich befanden. Insbesondere war es Eugen, der dieß lebhaft wünschte und in jedem seiner Schreiben an den Feldmarschall

Grafen Daun auf beschleunigte Rückkehr der Truppen aus Corsica drang. Denn das Verhältniß des Kaisers zu Frankreich und Spanien verschlimmerte sich zusehends, und der Ausbruch des Krieges stand schon für die nächste Zukunft zu befürchten.

Im Juni 1733, nachdem die Zugeständnisse Genua's an die Corsen sammt der Gewährleistung des Kaisers feierlich verkündigt worden waren, verließ Oberst Wachtendonk, der Erste unter den Feldhauptleuten des Kaisers, welcher Corsica betreten hatte, auch der Letzte die Insel. Allgemeine Ruhe herrschte auf Corsica, und es hatte einen Augenblick den Anschein, als ob dieselbe von Dauer sein würde. Nur wenige Monate vergingen und von neuem entbrannte der Kampf, um noch länger und heftiger zu wüthen als vorher, bis ihn wie früher die österreichische, so später die französische Intervention zum Abschlusse brachte.

Dreizehntes Capitel.

Durch die Verträge, welche im Laufe des Jahres 1731 der Kaiserhof mit den Regierungen von England und Spanien abgeschlossen hatte, durch die Gewinnung verschiedener deutscher Fürsten, unter denen Clemens August von Köln in erster Linie stand, durch die Fortdauer des guten Einvernehmens mit Preußen und Rußland schienen die Gefahren beschwichtigt, welche noch vor kurzer Zeit das Haus Oesterreich schwer bedrohten. Von neuem durfte der Kaiser hoffen, in friedlicher Weise seine Erbfolgeordnung in's Leben rufen und befestigen zu können. Und da war es denn vor Allem das Freundschaftsverhältniß zu Preußen, in welchem er zur Erreichung seiner Lieblingswünsche die kräftigste Stütze finden zu sollen schien.

Es kann nicht anders gesagt werden, als daß König Friedrich Wilhelm bei jeder Gelegenheit, die sich darbot, Beweise einer Anhänglichkeit an den Kaiser gab, welche alle Zeichen der Unwandelbarkeit an sich trug. Als August II. von Sachsen und Polen ihm zu Ende des Jahres 1730 einen Plan [1]) vorlegte zur Errichtung eines Fürstenbundes, um mit Ausschluß des Kaisers Deutschlands Rechte und Freiheiten gegen jeden Angriff zu vertheidigen, da war des Königs Antwort so entschieden und klar, daß sie nach Grumbkows Ausdruck, selbst wenn Eugen sie verfaßt hätte, nicht mehr im Interesse des Kaiserhofes hätte sein können. Schon in der Schule habe er gelernt, erklärte der König, daß nichts bestehen könne, ohne daß ein Haupt sei. Wer solle aber dasselbe vorstellen, wenn man den Kaiser beseitige? Etwa Sachsen oder Baiern? Da wolle er sich lieber sein Land verbrennen lassen. Oder Hannover? Eher lasse er sich Glied um Glied abhauen, als daß er ein englisches Oberhaupt anerkenne. Gern wolle er des Königs von Polen persönlicher Freund bleiben; von Kaiser und Reich aber werde nur der Tod ihn loslösen. Wenn König August andere Wege zu gehen beabsichtige, werde er ihm zwar immer von Herzen gut sein, auf seine Armee und sein Land aber wacker losschlagen [2]).

Auch dadurch hatte der König einen Beweis seines treuen Festhaltens am Kaiserhofe geliefert, daß er dessen Vorschlag, den Kronprinzen Friedrich von Preußen mit einer Nichte der Kaiserin Elisabeth, der Prinzessin Elisabeth von Braunschweig-Bevern zu vermählen, mit Zuvorkommenheit aufnahm und die Versicherung abgab, diese Heirath werde ihm ein hochwillkommene sein.

In der That bildete die Vergebung der Hand des Prinzen Friedrich damals eine der politischen Angelegenheiten, denen man die höchste Wichtigkeit beimaß. Der lebhafte Antheil, welchen die Mächte Europa's an derselben nahmen, zeigte deutlich, welch bedeutenden Werth man auf die Freundschaft Preußens legte. Denn um diese war es ihnen ja eigentlich zu thun, und den künftigen König durch den Einfluß seiner Gemahlin zu gewinnen, bildete das Ziel so eifriger Bemühungen.

Hauptsächlich um die Rückkehr Preußens zum Bunde mit England, so lange dieses den Reigen der Feinde des Hauses Oesterreich führte, zu hintertreiben, hatte man zu Wien den Plan einer Vermählung des Kronprinzen mit Elisabeth von Braunschweig ausgesonnen und bei dem Könige bevorwortet. Friedrich Wilhelms wachsende Feindschaft gegen England überhob den Kaiserhof bald der Sorge, daß er seinen Thronerben einer Prinzessin aus dem englischen Königshause vermählen werde. Aber ein anderer Plan tauchte auf, welchen der König, so lebhaft er sich auch für die Verbindung seines Sohnes mit der Prinzessin von Braunschweig ausgesprochen hatte, doch nicht von der Hand wies, sondern vielmehr zum Gegenstande geheimnißvoller Unterhandlungen machte. Er bestand darin, den Prinzen Friedrich mit der Prinzessin Elisabeth Katharina Christine von Mecklenburg, der muthmaßlichen Erbin des russischen Thrones zu verheirathen.

Am russischen Hofe war es der Kanzler Ostermann, der eifrig für die Sache arbeitete. In Berlin wirkten der Minister Generallieutenant von Bork und der geheime Rath Thulemeier für sie. Durch den preußischen Gesandten Mardefeld wurde die Verhandlung geführt. In zwei Jahren würde die Prinzessin, so nahm man an, das mannbare Alter erreichen. Dann solle das Beilager vollzogen, Prinz Friedrich zum Czar erklärt werden und die völlige Regierungsgewalt in Rußland erhalten [3]).

Der Graf von Seckendorff, welcher den Prinzen Eugen von diesem Heirathsprojekte unterrichtete, bemerkte ihm zugleich, daß der Kronprinz

gegen dasselbe große Abneigung zeige. Schon aus diesem Grunde, und um ihn recht empfindlich zu verletzen, werde die Sache, fügte Seckendorff hinzu, von dem Könige nicht ohne Wohlgefallen betrachtet. Möglich sei es auch, daß die lebhafte Vorliebe Friedrich Wilhelms für seinen zweiten Sohn hieran gleichfalls Schuld trage. Denn es könne leicht sein, daß wenn sich ihm die Aussicht eröffne, den ihm verhaßten älteren Sohn nach Rußland zu entfernen, er trachten werde die Thronfolge in Preußen dessen Bruder zuzuwenden [4]).

Auch einem minder scharfblickenden Auge als dasjenige Eugens war, hätte die Gefahr nicht entgehen können, welche die Verwirklichung eines solchen Planes dem Hause Oesterreich bereiten mußte. Sachsen und Hannover könnten als die besten Beweise dafür gelten, schrieb der Prinz an Seckendorff, wie gefährlich es für Kaiser und Reich sei, wenn deutsche Fürsten fremde Kronen erhielten. Noch bedenklicher erscheine solches bei einem ohnehin so groß gewordenen Hause wie Brandenburg. Wenn ihm auch noch Rußland zufiele, so wäre es allzumächtig, und es würde noch überdieß mit der Zeit den russischen Kriegsheeren den Weg nach Deutschland öffnen. Aber auch alle übrigen, insbesondere die nordischen Mächte könnten dieses Wachsthum des Hauses Brandenburg nicht ruhig mit ansehen. Ueber kurz oder lang müßte darüber ein Krieg ausbrechen und dadurch die Ruhe Europa's neuerdings gefährdet werden. Hiezu komme noch die persönliche Gesinnung des Kronprinzen, von dem sich nicht viel anderes erwarten lasse, als daß er seinen etwaigen Einfluß in Rußland gegen das Interesse des Kaisers brauchen und dadurch das Bündniß zwischen den beiden Staaten schwächen, vielleicht gänzlich auflösen werde [5]).

Dem Prinzen Eugen war es wohlbekannt, mit welcher Eifersucht der König von Preußen jeden fremden Einfluß auf die Angelegenheiten seiner Familie abzuwehren pflegte. Er wußte, daß offene Gegenvorstellungen nur schaden würden. Seckendorff erhielt daher den Auftrag, in der Sache mit größter Behutsamkeit vorzugehen. Durch Grumbkow möge er den König auf die Gründe aufmerksam machen, welche selbst vom preußischen Standpunkte wider diesen Plan in die Wagschale fielen. Die Mehrzahl der europäischen Mächte, ja eine starke Partei in Rußland selbst würde sich dagegen erklären und dessen Ausführung zu hintertreiben suchen. Und auch für Preußen könne Gefahr daraus entstehen, wenn Prinz Friedrich, dessen

blinde Vorliebe für England und Frankreich der König kenne, etwa noch bei Lebzeiten seines Vaters auf den russischen Thron gelange. Nach dessen Tode aber würde er, wenn er auch auf die Nachfolge in Preußen verzichtet hätte, jedenfalls sein Erbrecht gegen seine Brüder geltend zu machen suchen. Blutige Kriege müßten daraus entstehen, welche für Niemand von verderblicheren Folgen sein würden als für Preußen selbst und dessen königliches Haus [6]).

Auch bei diesem Anlasse erneuerte Eugen seine Aufträge an Seckendorff, darauf hinzuwirken, daß sich das Verhältniß des Königs zu seinem Sohne Friedrich besser gestalte und dadurch der Plan, den Letzteren aus Preußen zu entfernen, zu nichte gemacht werde. Es sei vielmehr doppelt wünschenswerth, so meinte Eugen, daß Friedrich sich bald mit der Prinzessin von Bevern vermähle, wodurch er nicht nur den von seinem Vater ausgesprochenen Willen erfülle, sondern sich auch einige Aussicht biete, ihn mehr und mehr auf die Seite des Kaises zu ziehen.

Es war um dieselbe Zeit, daß Prinz Friedrich selbst mit einem Heirathsplane hervortrat, mit dem es ihm wohl nicht Ernst war, sondern der nur darauf berechnet schien, des Königs Gunst zu gewinnen und gleichzeitig die wahren Absichten zu ergründen, welche derselbe für ihn hegte. In einer schriftlichen Erklärung, an den Generallieutenant von Grumbkow gerichtet, behauptete er bereit zu sein, wenn der König es wünsche, durch eine Heirath mit der Erzherzogin Maria Theresia in eine Familienverbindung mit dem Hause Oesterreich zu treten. Würde England durch die Vermählung des Prinzen von Wales mit der ältesten Tochter des Königs von Preußen gewonnen, so erscheine durch den Bund der drei Reiche Oesterreich, Preußen und England die pragmatische Sanction in einer Weise sichergestellt, daß man sich um den Widerspruch Frankreichs und der übrigen Mächte nicht zu kümmern brauche.

Da jedoch vorherzusehen sei, fuhr der Prinz fort, daß eine Verbindung der österreichischen und der preußischen Erbländer unter einem einzigen Regenten dem europäischen Gleichgewichte gefährlich werden und die Eifersucht, ja das offene Widerstreben der fremden Staaten hervorrufen würde, so wolle er, wenn die Sache zu Stande gebracht und ihm für die Lebenszeit des Kaisers ein entsprechender Unterhalt angewiesen werden sollte, auf die Thronfolge in Preußen zu Gunsten seines Bruders verzichten [7]).

Eugen war mit Seckendorff vollkommen einverstanden, daß der Kronprinz mit seinem Vorschlage nichts anderes bezwecke, als der österreichischen Partei zu Berlin einen Fallstrick zu legen. „So sehr nun auch", fuhr Eugen fort, „hieraus des Prinzen Falschheit abzunehmen ist, so sehr „erhellt doch aus diesem Projekte, was für weit aussehende Ideen dieser „junge Herr habe. Wiewohl selbe noch flüchtig und nicht ganz überdacht „sind, muß es ihm doch an Lebhaftigkeit und Vernunft gar nicht fehlen. „Um so gefährlicher dürfte er aber auch mit der Zeit seinen Nachbarn „werden, wenn er von seinen gegenwärtigen Grundsätzen nicht abgebracht „wird. Dieß ist jedoch ohne das Zustandekommen der Heirath mit der „Prinzessin von Bevern nicht zu hoffen, sondern vielmehr zu fürchten, daß „je härter der König mit ihm umgeht, er desto mehr auf seinen Gedanken „beharren und Alles, was jetzt der Vater thut, seiner Zeit umändern „wird [8])".

Man sieht, daß auf diese beiden Punkte, des Kronprinzen Versöhnung mit dem Könige und seine Verheirathung mit Elisabeth von Braunschweig Eugens Wünsche stets wieder hinausliefen. Die Erfüllung des ersteren ließ nicht lange mehr auf sich warten. Am 15. August 1731 ging die Aussöhnung mit dem Könige zu Küstrin vor sich, wo der Kronprinz noch immer in einer Art von Verbannung lebte. Seckendorff besuchte hierauf den Prinzen und Friedrich bat ihn in seinem Namen an Eugen zu schreiben, daß er wohl wisse, er habe dessen Freundschaft und sein Vorwort, welches zu so oft wiederholten Malen für ihn bei dem Könige eingelegt worden sei, in keiner Weise verdient. Er versichere aber, daß er dasjenige, was Eugen für ihn gethan habe, in Ewigkeit nicht vergessen werde. Er bitte den Prinzen, die üble Meinung zu ändern, welche er seines bisherigen Betragens halber, und vielleicht nicht ohne Grund wider ihn gefaßt haben möge. In Zukunft wolle er in den Augen des Kaisers und des gesammten deutschen Vaterlandes darthun, daß ein junger deutscher Fürst zwar irren könne, daß er aber doch mit der Zeit einsehen lerne, ohne die Freundschaft des Kaisers sei eben so wenig als in der Verbindung mit ausländischen Mächten Ruhe und Sicherheit zu hoffen [9]).

Auch mit der zweiten Angelegenheit, welche Eugen am Herzen lag, der Vermählung Friedrichs mit der Prinzessin von Bevern schien es ganz

nach Eugens Wünschen gehen zu sollen. Der Kronprinz war durch seine jüngsten furchtbaren Erlebnisse völlig von dem Gedanken zurückgebracht, seine Verheirathung mit einer englischen Prinzessin durchzusetzen. Ja er erklärte sogar, von einem solchen Plane nichts mehr wissen zu wollen [10]) und vollkommen bereit zu sein, in Bezug auf seine Vermählung den Anordnungen seines Vaters unbedingt Folge zu leisten. Und daß der König in seinem Innern doch eigentlich der Prinzessin Elisabeth vor allen übrigen Fürstentöchtern, welche man in Vorschlag gebracht hatte, den Vorzug gab, war dem Kronprinzen nicht unbekannt geblieben. Außerdem mag er besorgt haben, es könnte denjenigen, welche für die Prinzessin von Mecklenburg stimmten, noch gelingen, den König zu ernstlichen Schritten nach dieser Richtung hin zu vermögen. Solche Plane scheitern zu machen, war sein eifrigstes Bestreben. Er begann nun mit Vorliebe von seiner Heirath mit Elisabeth zu sprechen [11]), und selbst Schilderungen, welche unvortheilhaft für sie lauteten, schienen ihn nicht umstimmen zu können. Freilich hätte er die Anschauung, welche er in vertrauten Kreisen über dieses ganze Verhältniß kundgab, vor einem so strengen Sittenrichter wie sein Vater es war, nicht laut werden lassen dürfen [12]).

Eben so sehr würde es des Königs Unwillen erregt haben, wenn ihm hinterbracht worden wäre, daß der Kronprinz nur kurze Zeit nachdem er sich zu der Verbindung mit der Prinzessin von Braunschweig bereit erklärt, ja sogar die Miene angenommen hatte, als ob er diese Ehe lebhaft wünsche, sich plötzlich wieder energisch gegen dieselbe verwahrte und selbst davon sprach, sich das Leben nehmen zu wollen, um nur dieser Heirath zu entgehen. Nachdrückliche Vorstellungen Grumbkows brachten ihn zwar dahin, diesen Gedanken fahren zu lassen, mit dem es ihm wohl niemals Ernst gewesen und der nur als eine Art Drohung vorgebracht worden sein mag. Aber dennoch besorgte Eugen, daß Prinz Friedrich sich neuerdings, hauptsächlich durch seine Mutter verleiten lassen könnte zu einer Auflehnung wider den Willen des Königs, welcher nun mit Hintansetzung aller übrigen Plane dieses Heirathsprojekt nachdrücklich betrieb. Auch von Seite des Vaters der Prinzessin, des Prinzen Ferdinand Albert von Braunschweig-Bevern geschah solches mit gleicher, wo möglich noch größerer Hast. In so übertriebenem Maße war dieß der Fall, daß Eugens feines Gefühl dadurch verletzt wurde und er besorgte, auch auf das Gemüth des Kron-

prinzen könnte dadurch ein übler Eindruck hervorgebracht werden und dessen Widerstreben gegen diese Heirath neue Nahrung erhalten. So sehr Eugen die Sache selbst wünschte, so entschieden erklärte er sich doch gegen die Ueberstürzung derselben. Denn er befürchtete, daß sie gerade an allzu eifriger Betreibung scheitern könnte.

Eugen beauftragte daher den Grafen Seckendorff, dahin zu wirken, daß diese Dinge in Berlin mit größerer Ruhe behandelt werden möchten. In solcher Weise würde man leichter als durch die jetzige Rastlosigkeit an das Ziel gelangen. Insbesondere mißbilligte es Eugen, daß der Prinz von Bevern seine Tochter im Februar 1732 nach Berlin führte, um die Verlobung vor sich gehen zu machen. Seckendorff solle, so schrieb ihm Eugen, ohne jedoch die Sache selbst zu gefährden, darauf hinwirken, daß das Eheverlöbniß noch für einige Zeit verschoben werde [13]).

Die Besorgniß, der Kronprinz könnte sich zu einem unüberlegten Schritte hinreißen lassen und dadurch nicht nur seine Vermählung mit der Prinzessin Elisabeth vereiteln, sondern auch die frühere Feindschaft mit dem Könige neuerdings wachrufen, bewog Eugen zu diesem Auftrage an Seckendorff. Außerdem trieb ihn jedoch auch die Befürchtung dazu, der Kronprinz werde die Reise der Prinzessin nach Berlin dem Kaiserhofe zuschreiben und dadurch dessen alte Abneigung wider denselben neue Nahrung erhalten. Endlich war es die Rücksicht auf den Hof von S. James, welche Eugen in solcher Weise handeln ließ. Denn er wußte, daß man die Vermählung der englischen Kronprinzessin mit Friedrich dort noch lebhaft wünschte, und er besorgte mit Recht, auch die britische Regierung werde den Wiener Hof als die Ursache der bevorstehenden Verlobung des Kronprinzen von Preußen mit der Prinzessin von Braunschweig ansehen. Dadurch könnte aber das neugeschlossene Bündniß des Kaisers mit England wesentlich beeinträchtigt werden [14]).

Der Kurier, welcher dem Grafen Seckendorff Eugens Befehle überbrachte, traf jedoch allzuspät in Berlin ein, als daß noch an eine Vollziehung derselben zu denken gewesen wäre. Auch fügte sich der Kronprinz, der überhaupt in der ganzen Sache eine auffallend schwankende Haltung zeigte, mit anscheinender Ruhe in das was sein Vater von ihm verlangte. An der ihm bestimmten Braut, welche zuvor das Stichblatt seiner bittersten Sarcasmen gewesen war, fand er nun fast nichts auszusetzen als ihre

geschmacklose Kleidung, deren Abänderung er als eine sehr wünschenswerthe Sache bezeichnete [15]).

Schon am 28. Februar 1732 wurde die Verlobung des Kronprinzen Friedrich mit Elisabeth von Braunschweig im Kreise der königlichen Familie vollzogen. Am 10. März folgte die feierliche Verlobung. Nichts fiel dabei vor, was irgendwie Anstoß gegeben hätte. Eugen erfüllte es mit Genugthuung, daß wenigstens die Befürchtung eines Widerspruches von Seite des Kronprinzen hinwegfiel, und er gab die Hoffnung nicht auf, denselben durch diese Heirath mehr und mehr auf die Seite des Kaiserhofes zu ziehen. Und um auch sonst kein Mittel zu versäumen, den Kronprinzen zu gewinnen, warf ihm Karl VI. ein förmliches Jahrgeld von zweitausend fünfhundert Dukaten aus. Bald wurde dasselbe um fünfhundert Dukaten vermehrt und nicht selten auch noch ein außerordentlicher Zuschuß gewährt [16]). Ja auf einen kläglichen Brief des Kronprinzen [17]) ward auch noch dessen ältester Schwester, der Erbprinzessin von Baireuth, eine Pension von tausend Dukaten zu Theil. Mit Freuden nahm Friedrich das Geld, welches ein fremder Hof ihm verabfolgen ließ, und er bezahlte diese Gabe einstweilen mit oft wiederholten Versicherungen lebhaften Dankes und unverbrüchlicher Anhänglichkeit.

Erneuerten Anlaß hiezu bot dem Kronprinzen die Vergünstigung, welche ihm der Kaiserhof dadurch gewährte, daß er ihm von Zeit zu Zeit großgewachsene Leute zukommen ließ, um in sein Regiment eingereiht zu werden [18]). Denn bei der Leidenschaft des Königs für „lange Kerle", wie er sie nannte, gab es kein besseres Mittel, seine Gnade zu gewinnen, als ihm deren möglichst viele bei der Parade vorzuführen. Auch dem Könige selbst wurde zu oft wiederholten Malen gleiche Aufmerksamkeit erwiesen. Nur hielt man zu Wien mit Strenge darauf, daß keinerlei Gewaltthätigkeiten bei solchen Werbungen vorkommen und nur diejenigen dem preußischen Militärdienste eingereiht werden durften, welche sich freiwillig dazu anboten.

Ueberhaupt war es des Kaisers eifrigstes Bestreben, das Bündniß mit dem Könige von Preußen aufrecht zu erhalten und es mehr und mehr zu befestigen. Man fühlte wahrhafte Dankbarkeit für dasjenige, was der König zum Besten des Hauses Oesterreich gethan hatte und war durchdrungen von der Ueberzeugung, daß er es eben so aufrichtig meine,

als man mit ihm redlich zu Werke zu gehen entschlossen war. Daß dieß wirklich der Fall, und der Kaiserhof von der so oft ihm zugeschriebenen Absicht, den König von Preußen durch leere Vorspiegelungen hinzuhalten, ja um es mit einem Worte zu sagen, sein Spiel mit ihm zu treiben, weit entfernt war, beweisen die unverfänglichsten Zeugnisse. Die Conferenzprotokolle, Eugens geheime Depeschen an Seckendorff, an Philipp Kinsky lassen hierüber keinem Zweifel Raum. Und in der Streitigkeit, welche sich damals zwischen England und Preußen wegen der mecklenburgischen Angelegenheiten erhob, legte der Wiener Hof diese Gesinnungen unverhüllt an den Tag.

Schon zu Anfang des zweiten Jahrzehnts des achtzehnten Jahrhunderts hatten die schweren Bedrückungen, welche die Ritterschaft Mecklenburgs und die Stadt Rostock von Herzog Karl Leopold erdulden mußten, die Dazwischenkunft der obersten Behörden des Reiches hervorgerufen. Da jedoch die Anordnungen des Kaisers ohne Erfolg blieben, erhielten im Jahre 1719 Hannover und Braunschweig Befehl, zur Execution zu schreiten. Ihre Truppen rückten in der That in Mecklenburg ein. Durch ihre Anwesenheit ließ sich jedoch der Herzog in seinen Händeln mit den Ständen des Landes nicht irre machen. Und da sein Ungehorsam gegen die Befehle des Kaisers fortdauerte, entzog ihm dieser die Regierung des Landes, übertrug sie dessen Bruder Christian Ludwig und dehnte das an Hannover und Braunschweig ertheilte Conservatorium auch noch auf den König von Preußen als Herzog von Magdeburg und mitausschreibenden Fürsten des niedersächsischen Kreises aus.

Die bekannte Feindseligkeit zwischen den Königen von Preußen und England war Schuld, daß der Letztere gegen diese Anordnung des Kaisers heftige Beschwerde erhob. Eugen aber bewies ihm, wie wenig gegründet dieselbe sei. „Es ist unzulässig", schrieb er an Philipp Kinsky, „die Ausschließung des Königs von Preußen von der Commission zu verlangen, „nachdem er den Reichssatzungen zufolge als Direktor seines Kreises zum „Mitcommissär ernannt worden ist. Denn es gebührt ihm unbestreitbar „derselbe Anspruch hierauf wie dem Könige von England. Ebensosehr als „man dem Letzteren in Allem, worin es nur immer möglich erscheint, „gefällig zu sein gesonnen ist, eben so fest ist man entschlossen, sich die „Freundschaft eines so nützlichen und treuen Verbündeten zu erhalten, als

„welcher der König von Preußen in der gefährlichsten Zeit sich be-
„währt hat [19])".

„Es ist gewiß", heißt es in einem zweiten Briefe Eugens an Kinsky, „daß der Kaiser sich des Benehmens des Königs von Preußen nur „unendlich beloben kann. Er hat durch seine Festigkeit nicht wenig „dazu beigetragen, die Dinge in den günstigen Zustand zu versetzen, in „welchem sie gegenwärtig sind. Er hört nicht auf, bei jeder Gelegenheit „die überzeugendsten Beweise von der Aufrichtigkeit seiner Anhänglichkeit „an den Kaiser und sein Haus zu geben. So hat er mit einer Wärme, „welche nicht größer hätte sein können, wenn es sich um eine für ihn selbst „und seine Nachfolger höchst wichtige Sache gehandelt hätte, die ihm be- „freundeten Reichsfürsten zur Annahme der pragmatischen Sanction vor- „bereitet. Die Abstimmung seiner Minister in dieser Angelegenheit ist der „klarste Beweis des Eifers, den er für uns bewährt".

Lebhaft wünsche der Kaiser, so endigte der Prinz sein Schreiben, eine günstigere Stimmung zwischen den beiden Höfen von England und Preußen herbeizuführen. Als der gemeinschaftliche Freund werde er sich dieser Aufgabe von nun an mit regem Eifer hingeben. Um jedoch diesen Zweck erreichbar zu machen, müsse England vernünftiger auftreten als es bisher in der Mecklenburgischen Sache gethan habe. Denn die Erklärung des Königs von Preußen hierüber sei eine so edelmüthige gewesen, daß man, ohne das offenbarste Unrecht an ihm zu begehen und ohne die Satzungen des Reiches zu verletzen, ein mehreres von ihm zu verlangen nicht im Stande sei [20]).

So fest der Prinz davon überzeugt war, daß in dem damaligen Augenblicke kein Verbündeter des Kaisers ihm aufrichtiger anhing als der König von Preußen, so sehr fürchtete er doch den bekannten Wankelmuth Friedrich Wilhelms, und besorgte daß diejenigen, welche jeden Schritt des Kaiserhofes bei ihm zu verdächtigen suchten, plötzlich wieder die Oberhand erhalten könnten. Und in der That gaben sich während einer längeren Abwesenheit Seckendorffs von Berlin, um die Höfe von Cassel und Kopenhagen zur Gewährleistung der pragmatischen Sanction und zum Abschlusse eines Bündnisses mit dem Kaiser zu vermögen, verschiedene Anzeichen kund, als ob jene Bestrebungen am preußischen Hofe von Tag zu Tag mehr Boden gewännen. Eugen beauftragte den Grafen Seckendorff,

baldigst dorthin zurückzukehren. So nützlich es sei, schrieb ihm der Prinz, die dänische Regierung zu gewinnen, um so viel nothwendiger erscheine es doch, das Freundschaftsverhältniß mit dem Könige von Preußen aufrecht zu erhalten. Schon habe man dem Letzteren, und zwar nicht ganz ohne Erfolg den Verdacht beizubringen gesucht, der Kaiser halte an dem Bunde mit ihm nicht mehr so fest als früher, und es sei hauptsächlich aus diesem Grunde, daß Karl VI. auch Verbindungen mit anderen Mächten anzuknüpfen trachte. Seckendorff möge sich bemühen dem Könige diesen Argwohn zu benehmen. „Es wird Ihnen dieß," fügte Eugen hinzu, „hoffentlich um so leichter gelingen, als ich in Wahrheit „sagen kann, daß ich nicht weiß wodurch man dem Könige zu einigem „Verdachte Anlaß gegeben hat, da vielmehr der Kaiser fester als jemals „entschlossen ist, eine recht vollkommene Freundschaft mit ihm beständig zu „unterhalten [21])".

So sehr nun auch dem Wiener Hofe daran gelegen war, mit Friedrich Wilhelm I. in dem bisherigen befriedigenden Einvernehmen zu bleiben, so sorgsam glaubte er es doch vermeiden zu sollen, die äußeren Kundgebungen davon allzuweit zu treiben. Denn er fürchtete bei dem Könige von England anzustoßen, dessen ohnehin gespanntes Verhältniß zu seinem Schwager durch die Verlobung des Kronprinzen von Preußen mit Elisabeth von Braunschweig ein noch feindseligeres geworden war. Der Hof von S. James hatte diese Verlobung mit großer Empfindlichkeit aufgenommen, und da man den Kaiser als die Haupturſache davon ansah, so ist es leicht erklärlich, daß auch Eugen besorgte, eine Zusammenkunft des Königs von Preußen mit Karl VI., wie sie um jene Zeit von Friedrich Wilhelm in Antrag gebracht wurde, werde die Eifersucht Englands auf's höchste steigern, ja vielleicht sogar dessen noch nicht allzu fest begründetes Bündniß mit dem Wiener Hofe neuerdings gefährden.

Hauptsächlich aus diesem Grunde [22]) wünschte der Prinz den Besuch des Königs lieber vermieden zu sehen. Wohl mag hiebei auch die Befürchtung rege geworden sein, daß bei der so großen Verschiedenheit der beiden Monarchen der gegenseitige Eindruck, welchen ihr persönlicher Verkehr auf sie hervorbringen werde, ein ungünstiger sein könnte. Zu dem etwas steifen formenstrengen Wesen des Kaisers mochte allerdings das gerade entgegengesetzte Benehmen des Königs von Preußen einen sonderbaren

Contrast bilden. Doch hieß es wieder äußerst behutsam sein in der Ablehnung des angebotenen Besuches. Denn ein offenes Widerstreben hätte von der nachtheiligsten Wirkung auf das Gemüth des Königs sein müssen.

Seckendorff wurde daher angewiesen, nicht persönlich, sondern hauptsächlich durch Grumbkow der beabsichtigten Reise des Königs entgegenzuwirken. Sollte derselbe jedoch von dem einmal gefaßten Gedanken nicht abzubringen sein, so müsse man sich eher das kleinere Uebel, bei England Anstoß zu erregen, als das größere gefallen lassen, Preußen zu verletzen. Beharre der König auf seinem Plane, so habe ihm Seckendorff zu erklären, daß sein Besuch dem Kaiser nur erfreulich sein werde.

Und hierauf kam es denn in der That auch hinaus. Mit der ganzen Lebhaftigkeit seines Wesens hatte der König den Gedanken erfaßt, Karl VI. kennen zu lernen, welchen er niemals gesehen hatte [23]). Nichts in der Welt werde ihn abhalten, erklärte er dem Grafen Seckendorff, dem Kaiser während dessen Reise nach Karlsbad seine Aufwartung zu machen. Man möge ihm die Zeit und den Ort bestimmen, wann und wo er sein Vorhaben ausführen könne. Wenn man ihm dieses nicht abschlage, werde er sich gern zu jeder Bestimmung verstehen, die man hinsichtlich der Zusammenkunft etwa für nöthig ansehe [24]).

Bei solcher Beharrlichkeit des Königs von Preußen wäre es der größte politische Fehler gewesen, ihn England zu Liebe auf's höchste zu beleidigen. Seckendorff gab daher, dem von Eugen erhaltenen Befehle gemäß [25]) die Erklärung ab, daß es den Kaiser wahrhaft freuen werde, des Königs persönliche Bekanntschaft zu machen. Und kaum konnte Friedrich Wilhelm diese Mittheilung erhalten haben, als er sich auch schon beeilte, die Reise nach Böhmen anzutreten.

Am 27. Juli 1732 verließ der König Berlin und ging durch Schlesien nach Böhmen. Als er in dem kaiserlichen Lustschlosse Kladrub eintraf, welches zum Orte der Zusammenkunft bestimmt worden war, wurde er von dem Prinzen Eugen mit Herzlichkeit empfangen. Bald darauf langten der Kaiser und die Kaiserin an, und die erste Begegnung der beiden Monarchen, welche sich lebhaft umarmten, war fürwahr eine höchst freundschaftliche zu nennen. Sichtlich bemühte sich Jeder, sich in das von seinem eigenen Benehmen so sehr verschiedene Wesen des Anderen zu

finden. Der Kaiser übersah es, wenn dem Könige, was nicht selten geschah, eine Verletzung des Ceremoniells begegnete, und dieser wachte in einer Weise über sich selbst, daß die Personen seines Gefolges sich nicht erholen konnten von ihrem Erstaunen über die Veränderung, welche in dem Betragen ihres Herrn vorgegangen war.

Eben so zufriedenstellend wie die erste Zusammenkunft war auch eine zweite, welche auf des Königs ausdrückliches Verlangen in Prag stattfand [26]), wo Friedrich Wilhelm in dem Palaste des Grafen Nostitz abstieg, auch hier wieder von Eugen empfangen und glänzend bewirthet.

Das politische Ergebniß der Zusammenkunft bestand hauptsächlich darin, daß der König sich bereit erklärte, seine Zustimmung zu den Vorschlägen zu ertheilen, durch welche der Kaiserhof einen Vergleich über die Erbfolge in Jülich und Berg herbeizuführen trachtete. Außerdem sagte er mit Hand und Mund es zu, die furchtbaren Excesse, welche seine Werber in allen Nachbarländern begingen, ein für allemal abstellen zu wollen. Der Kaiserhof ertheilte ihm hiegegen die Anwartschaft auf die Belehnung mit Ostfriesland. Was jedoch weit schwerer bei Friedrich Wilhelm in die Wagschale fiel, war daß Eugen bei dem Kaiser den Befehl erwirkte, jedes Regiment zu Pferd und zu Fuß habe einen ausgesucht großen Mann für den Dienst des Königs von Preußen zu stellen.

Ungemein vergnügt über die Zusammenkunft mit dem Kaiser und entzückt über das eben so verbindliche als offene Entgegenkommen, das er bei Eugen gefunden hatte, kehrte Friedrich Wilhelm nach Berlin zurück [27]). Er überbot sich in Versicherungen treuer Anhänglichkeit und Ergebenheit. Dennoch that er bald darauf einen Schritt, von welchem er leicht vorhersehen konnte, daß er dem Wiener Hofe unangenehm sein mußte. Er nahm den Titel eines Fürsten von Ostfriesland an und rief dadurch die heftigsten Protestationen des Fürsten dieses Landes hervor. Und auf die ernsten Gegenvorstellungen, welche ihm von Wien aus zukamen, brauchte der König die sonderbare Ausrede, er habe nicht gewußt, daß man dieser Sache so großen Werth beilege und es bedeute dieselbe eben nichts Anderes, als wenn jemand sich Baron nenne und es doch nicht sei. Wie sehr dieß jedoch nur eine leere Ausflucht war und wie wohl der König die Wichtigkeit seines Entschlusses erkannte, zeigte er dadurch, daß er den einmal angenommenen Titel nicht wieder aufgab.

Schon der Widerspruch, welchen des Königs eigenmächtiger Schritt von Seite des Wiener Hofes erfuhr, scheint ihn dermaßen verstimmt zu haben, daß seine vor kurzem noch so warme Anhänglichkeit an den Kaiser plötzlich erkaltete. Mehr trug noch hiezu das eifrige Bestreben des Letzteren bei, die Gehässigkeit, welche zwischen den beiden Königen von England und Preußen immer tiefere Wurzeln geschlagen hatte, zu beseitigen und zu einer wahren und dauernden Versöhnung zwischen ihnen den Weg zu bahnen.

Daß der Wiener Hof hiezu vor Allem durch die Rücksicht auf sein eigenes Wohl bewogen wurde, bedarf eben so wenig einer besonderen Versicherung als einer Entschuldigung. Er wollte mit beiden Monarchen in freundschaftlichem Verhältnisse stehen, und sich die Mithülfe Beider zur Durchführung des großen Planes, der alle seine Bestrebungen beherrschte, zur Verwirklichung der pragmatischen Sanction in gleichem Maße sichern. Wenn auf England, wenn auf Preußen und Rußland mit Festigkeit gebaut werden konnte, dann durfte man mit Gewißheit hoffen, dereinst der Feinde, welche sich wider die pragmatische Sanction erheben mochten, ohne allzu große Anstrengung Herr zu werden.

Eine unparteiische Erwägung wird die Richtigkeit der Anschauungsweise darthun, welche die kaiserliche Regierung damals zu der ihrigen gemacht hatte, und die insbesondere in Eugen und Starhemberg die lebhaftesten Vertreter fand. Dennoch scheint es, daß man bei Entwerfung des Planes, den man von nun an befolgte, auf die Eigenthümlichkeiten der Personen, welche hiebei vorzugsweise in Betracht kamen, allzu geringes Gewicht legte. An diesem Umstande scheiterte die Absicht des Wiener Hofes, deren Verwirklichung für ihn selbst so wie für diejenigen, welche sie zunächst anging, für England und Preußen nur von wohlthätiger Wirkung gewesen wäre. Statt das Bündniß mit beiden Mächten immer fester zu knüpfen, lockerte sich das mit Preußen, ohne daß die Allianz mit England die Früchte trug, welche man von derselben erwartete.

Von dem aufrichtigen Wunsche beseelt, beide Könige und zwar in einer Weise mit einander zu versöhnen, daß sie von der Ueberzeugung durchdrungen wären, die Beseitigung ihres Zwiespaltes einzig und allein dem Kaiserhofe zu danken, rief man sich in Wien die Ursachen in's Gedächtniß zurück, welche die gegenseitige Gehässigkeit vornehmlich herbeigeführt hatten.

Als solche erschienen die Werbungen der Preußen auf hannover'schem Gebiete und das Scheitern der beantragten Doppelheirath zwischen Prinzen und Prinzessinnen aus den beiden königlichen Häusern.

Was die Excesse der preußischen Werber betraf, so hatte man darauf gehofft, denselben durch die Versprechungen welche der König zu Prag ertheilte, wenigstens für einige Zeit abgeholfen zu sehen. Zwar trübten die Streitigkeiten, die damals aus dem gleichen Anlasse zwischen Preußen und Holland ausbrachen, und welche die ernstesten Vorstellungen Eugens an den König zur Folge hatten, diese Aussichten wieder. Dennoch wußte man, daß die Excesse der preußischen Werber stets mehr der Vorwand als die wirkliche Ursache der Feindseligkeit zwischen den Königen von Preußen und England gewesen waren. Von weit größerer Wichtigkeit schien die Frage der Heirathen, und da war man denn in Wien der Ansicht, daß was vorerst den englischen Hof betraf, die Gereiztheit des Königs und der Königin wider Friedrich Wilhelm von Preußen hauptsächlich daher rührte, daß derselbe es verschmäht hatte, seinen ältesten Sohn mit einer Prinzessin aus dem Hause Hannover zu vermählen. Um nichts sei es, so behauptete man im Schoße der geheimen Conferenz, der Königin von England so sehr zu thun, als ihre Töchter an Mann zu bringen. Sie sehe es daher nur mit scheelem Auge, daß der König von Preußen eine seiner Prinzessinnen nach der anderen, und zwar an eben diejenigen deutschen Fürsten verheirathe, auf welche sie für ihre eigenen Töchter ihre Blicke geworfen habe.

Schon während der Zusammenkunft mit dem Könige von Preußen zu Prag hatte der englische Bevollmächtigte Robinson, jedoch wie er behauptete ohne hiezu beauftragt zu sein, den kaiserlichen Ministern diesen Weg als denjenigen empfohlen, auf welchem sich seiner Ansicht nach die Versöhnung der beiden Könige am ehesten erreichen lasse. Der Kronprinz von Preußen solle, wie es ja bereits festgesetzt worden sei, mit der Prinzessin Elisabeth von Braunschweig-Bevern, ihr ältester Bruder, der Erbprinz Karl hingegen, welcher mit Friedrich Wilhelms dritter Tochter Philippine Charlotte versprochen war, mit der Kronprinzessin von England vermählt werden [28]).

Dem kaiserlichen Hofe dünkte diese Combination wirklich annehmbar zu sein. Er glaubte durch dieselbe die Wünsche aller dabei betheiligten Personen befriedigen zu können. Diejenigen des Königs und der Königin

von England, weil sie für ihre älteste Tochter einen Gatten erhielten, dessen Stellung und Persönlichkeit ihren Ansprüchen angemessen erschien. Des Königs Friedrich Wilhelm, weil diejenige Heirath, welche für ihn die wichtigste war, die seines Sohnes Friedrich, ganz nach seinem Verlangen geregelt wurde, und noch überdieß seiner Tochter Charlotte auf dem Throne von England ein weit glänzenderes Los harrte als eine Vermählung mit dem Erbprinzen von Braunschweig-Bevern ihr hätte bieten können. Des Herzogs von Bevern endlich, weil es seinem Hause größeren Vortheil bringen mußte, seinen Sohn mit der Kronprinzessin von England, als ihn mit der dritten Tochter des Königs von Preußen zu vermählen, welch Letzterer noch überdieß in derlei Dingen von einer Sparsamkeit war, die kaum den allerbescheidensten Anforderungen gerecht wurde.

Diese Betrachtungen verleiteten die kaiserlichen Minister zu dem Glauben, der König von Preußen werde gegen Robinsons Vorschlag keine wesentlichen Einwendungen erheben. Nur Eugen war nicht dieser Ansicht. Er stimmte vielmehr der Meinung Seckendorffs und Grumbkows bei, welche vorhersagten, Friedrich Wilhelm werde aus tief eingewurzelter Feindschaft gegen den König von England von dem einmal gefaßten Plane nicht abzubringen sein [29]). Die übrigen Mitglieder der Conferenz behaupteten hingegen, Grumbkow, dessen Einfluß auf Seckendorff von größtem Gewicht sei, widerstrebe aus persönlichen Rücksichten der Aussöhnung zwischen England und Preußen. Er kenne die Feindschaft, welche die englische Partei zu Berlin wider ihn beseele, und fürchte, daß durch die beantragte Heirath ihre Macht verstärkt und dann ohne Zweifel wider ihn gebraucht werden würde [30]).

Wie dem auch sein mochte, gewiß ist es, daß der Vorschlag, welchen Seckendorff dem Könige zu machen beauftragt wurde, bei demselben Anfangs nicht die üble Aufnahme fand [31]), die Eugen besorgt hatte. Bald aber gelang es fremder Einwirkung, unter welcher man in Wien diejenige Grumbkows vermuthete, den König von Preußen auf andere Gedanken zu bringen und gerade die entgegengesetzte Wirkung von derjenigen hervorzurufen, welche der Wiener Hof beabsichtigt hatte. Die Heftigkeit der Aeußerungen des Königs wider England, durch welches man sich in Wien zu einem solchen Schritte habe verleiten lassen, kannte keine Grenzen mehr. Hiezu kam noch die Eifersucht über das steigende Ansehen Englands

am Kaiserhofe. Er glaubte sich zurückgesetzt, seine Freundschaft verachtet, und die Einflüsterungen derjenigen, welche dem Hause Oesterreich mißgünstig gesinnt waren, fanden mehr und mehr Eingang bei ihm.

Nach der entschiedenen Zurückweisung, welche der von England ausgegangene und vom Wiener Hofe befürwortete Vorschlag in Berlin gefunden hatte, sei es, erklärte Eugen, weder des Kaisers Wille noch überhaupt anständig, länger in den König zu dringen und sich in die Angelegenheiten einzumengen, die seine Familie beträfen. Die Absicht aber, welche hiebei die leitende gewesen sei, die Feindschaft zwischen den beiden Königen zu mäßigen und endlich ganz zu beseitigen, werde man darum doch nicht aufgeben. So schwer es auch sein möge, zu dem erwünschten Ziele zu gelangen, so wolle man doch nach wie vor unverdrossen daran arbeiten [32]).

Der Kaiserhof täuschte sich, wenn er glaubte, daß die britische Regierung so leicht vermocht werden könnte, von einem Plane abzustehen, dessen Verwirklichung ihr schon so lange am Herzen lag. Daß sie dieß in keiner Weise that, sondern sogar noch weiter ging als bisher, daran war hauptsächlich die englische Partei in Berlin Schuld. Durch eines ihrer thätigsten Mitglieder, den preußischen Gesandten Degenfeld zu London ließ sie den König Georg II. versichern, Friedrich Wilhelm werde zu der Heirath seines Sohnes Friedrich mit der Kronprinzessin von England seine Zustimmung ertheilen, wenn sich nur der Kaiserhof damit einverstanden erkläre [33]).

Es läßt sich nicht läugnen, daß dieser Plan mit vieler Schlauheit ausgesonnen war. Gelang er, und ließ sich der König wirklich überreden, die Verlobung seines Sohnes mit Elisabeth von Braunschweig zu widerrufen und ihn mit der Prinzessin von England zu vermählen, so waren die heißesten Wünsche der Partei, an deren Spitze die Königin von Preußen stand, erfüllt. Dann war sie nach ihrer Ueberzeugung sicher, den Einfluß Englands in Berlin dermaßen gekräftigt zu haben, daß sie an der völligen Verdrängung derer, die es mit dem Kaiser hielten, kaum mehr zu zweifeln brauchte.

Mißlang jedoch der Plan, und blieb die Verwendung, zu welcher man den Wiener Hof zu bereden suchte, fruchtlos, so konnte man einerseits den König von England glauben machen, das Vorwort des Kaisers sei mit zu geringem Nachdrucke eingelegt worden. Der König von Preußen aber

werde leicht zu überreden sein, darauf wurde gehofft, daß ihn der Kaiser zu einem Schritte habe bewegen wollen, der unverträglich mit der Heiligkeit seines fürstlichen Wortes und somit seiner Ehre nachtheilig sei.

Es war ein vorbereitender Schritt dazu, Degenfelds Plan in's Werk zu setzen, daß der König von England in den ersten Tagen des Monates Mai 1733 durch seinen Bevollmächtigten zu Wien geradezu die Abberufung Seckendorffs vom preußischen Hofe verlangte.

Die Beschwerden, welche der britische Minister Robinson wider Seckendorff vorbrachte, waren der mannigfachsten Art. Er habe sich, so hieß es, jederzeit allem widersetzt, was dem Könige von England oder dessen Familie wünschenswerth erschien. Die Doppelheirath zwischen den Häusern Brandenburg und Braunschweig sei durch ihn betrieben worden, und als während einer Abwesenheit Seckendorffs der König von Preußen sich den Planen Englands geneigter gezeigt habe, sei er nach dessen Rückkehr bald wieder auf die früheren Gedanken verfallen. Seckendorff habe dem ersten Antrage auf Abänderung der Heirathsprojekte entgegengewirkt, statt ihn dem Befehle des Kaisers gemäß beim Könige zu unterstützen. Eben so unbotmäßig zeige er sich auch in allen übrigen Dingen. Ohne seines Monarchen Wissen und Willen mische er sich in Sachen, welche ihn als kaiserlichen Gesandten durchaus nichts angingen, ja sogar in die Familienangelegenheiten des Königs ein. Man begreife zwar in England recht gut, daß nicht nur des Kaisers, sondern das gemeinsame Interesse es fordere, mit dem Könige von Preußen in gutem Einvernehmen zu bleiben und ihn davon abzuhalten, den verführerischen Anträgen Frankreichs Gehör zu schenken. Man wisse auch, daß er auf eine ganz eigene Art behandelt werden müsse. Und man sei endlich nicht nur bereit, sich mit ihm zu versöhnen, sondern man wünsche es sehnlichst. Gerade durch dieses Verlangen aber sehe man sich bewogen, darauf zu bringen, daß das Haupthinderniß dieser Versöhnung ein für allemal beseitigt werde.

Dieses Hinderniß sei jedoch Niemand als Seckendorff. Durch einen andern Minister als ihn würde des Kaisers Interesse in Berlin weit besser besorgt werden. Auch der holländische Gesandte Ginckel hätte sich bei dem Könige beliebt zu machen gewußt. Zwischen ihm und Seckendorff walte jedoch der bedeutende Unterschied ob, daß der Erstere des Königs Heftigkeit zu mäßigen, während sie der Letztere immer mehr an-

zuschüren suche, insbesondere in Dingen, bei welchen es sich um England handle.

König Georg II. werde sich, fügte Robinson diesen Worten bei, zu jeglichem Opfer bereit finden lassen, um die Versöhnung mit Preußen zu verwirklichen, wenn nur Seckendorff sich nicht mehr zu Berlin befinde. Die feindselige Haltung des Königs Friedrich Wilhelm, welche einzig und allein durch Seckendorff verursacht werde, nöthige England, nach dieser Seite hin fortwährend auf seiner Hut zu sein. Dadurch werde es aber gehindert, des Kaisers Interesse dort wo es etwa nöthig erscheine, mit dem erwünschten Nachdrucke zu vertreten. Der König von England bitte sich also Seckendorffs Entfernung von Berlin als einen besonderen Beweis der wohlwollenden Gesinnung des Kaisers aus. Würde seinem Verlangen nicht willfahrt, so müsse er auf den Gedanken verfallen, man ziehe zu Wien einen Mann wie Seckendorff der Freundschaft Englands vor und es mißfalle dem Kaiserhofe nicht, was von jenem in so gehässiger Weise wider die königliche Familie von England verübt worden sei [34]).

In größtem Geheimniß, denn selbst Sinzendorff wußte nicht darum, verlangte der Kaiser das Gutachten Eugens und des Grafen Gundacker Starhemberg über das Begehren Robinsons zu vernehmen. Ihrer übereinstimmenden Meinung gemäß wurde die Antwort an die englische Regierung eingerichtet. Sie begann mit einer erschöpfenden Aufzählung alles dessen, was von Seite des Wiener Hofes geschehen sei, um England mit Preußen zu versöhnen. Freilich habe man, so wurde unumwunden gesagt, bei ihnen nur schlechten Dank erworben, indem die beiden Könige niemals der Stimme der Vernunft und der Billigkeit Gehör geschenkt, sondern sich immer von ihrer persönlichen Abneigung hätten leiten lassen. Robinson wisse selbst am besten, wie nachdrücklich dem Könige von Preußen zu Prag wegen der Aussöhnung mit England zugesprochen worden sei. Wie gern sich der Kaiser dem Könige Georg gefällig bezeigt hätte, habe er durch Bevorwortung des Antrages auf Abänderung der Heirathen zu Berlin sattsam bewiesen. Und gerade Seckendorff sei es gewesen, welcher mit solchem Eifer dem Könige zugesprochen habe, daß er sich dessen lebhaften Unwillen zuzog und man besorgte, er werde bei demselben ganz in Ungnade fallen. Wenn England wirklich auf die Freundschaft Preußens so großen Werth lege, wie könne es auf ein Mittel verfallen, durch welches man in die

augenscheinlichste Gefahr gerathe, dieselbe zu verlieren? Wer vermöge denn besser als Seckendorff den König zur Wiederversöhnung mit England vorzubereiten? Wie hoch man zu Wien die Freundschaft Englands schätze, habe man bei jeder Gelegenheit offen zu erkennen gegeben. Eben so aufrichtig müsse man aber gestehen, daß wohl Niemand mehr als England selbst an dem Scheitern des abgeänderten Heirathsplanes Schuld sei. Denn nur dadurch, daß man auf Degenfelds Einflüsterungen von dem einen Vorschlage abgegangen und auf den anderen, viel weiter gehenden verfallen sei, habe man den Wiener Hof außer Stand gesetzt, auch dasjenige durchzusetzen, was sonst wohl noch erreichbar gewesen wäre.

Auf Seckendorff selbst übergehend, wurde dem englischen Bevollmächtigten erklärt, der Kaiser werde Niemand, also auch Seckendorff nicht Unrecht geschehen lassen. Derselbe habe ganz Recht gethan, wenn er zu einer Zeit, als England sich wider den Kaiser so feindselig bezeigte, dessen Absichten entgegengewirkt habe. Wo sollte man fürder einen treuen Staatsdiener finden, wenn man bei eingetretener Veränderung dasjenige bestrafen wollte, was früher für ihn Pflicht und Verdienst gewesen sei. Und da England die Feindschaft gegen den Kaiser viel weiter getrieben habe als dieß umgekehrt geschah, so könnte der Wiener Hof mit ungleich größerem Rechte die Entfernung englischer Minister verlangen, als man dort Ursache habe, wider Seckendorff Beschwerde zu führen. Robinson möge sich an die Stelle der kaiserlichen Regierung setzen und bedenken, was man wohl in England dazu sagen würde, wenn der Kaiser bald gegen den Einen, bald gegen den Anderen der dortigen Minister Ausstellungen machen und ohne Beweise wider ihn beizubringen, sich dessen Entfernung von seinem Amte als eine Gefälligkeit ausbitten wollte. Würde man jedoch, so schloß die Erklärung des Wiener Hofes an Robinson, wirklich darzuthun vermögen, daß Seckendorff seit dem Abschlusse des Bündnisses zwischen dem Kaiser und England in einem dem letzteren Staate feindseligen Sinne gehandelt habe, so sei der Kaiser bereit, dem Könige von England die gebührende Genugthuung zu Theil werden zu lassen.

Eugen selbst war völlig der Ueberzeugung, daß dem Grafen Seckendorff durch die Beschwerde Englands Unrecht geschehe. Die Anklagen wider ihn, sagte er, und Starhemberg stimmte ihm bei, rührten hauptsächlich von der englischen Partei am preußischen Hofe her. Ja sogar des

Königs Benehmen sei zweideutig, denn während er gegen Seckendorff bei dem Vorschlage einer Abänderung der Heirathen mit Heftigkeit losbreche, dulde er es, daß sein eigener Gesandter in London dem englischen Hofe mit viel weiter gehenden Anträgen schmeichle.

Trotz dieses anscheinenden Schwankens des Königs waren doch Eugen und Starhemberg der gleichen Meinung, derselbe sei zu keiner Aenderung seiner so oft und so bestimmt ausgesprochenen Absicht zu vermögen. Und da ihm der Kaiser zugesagt habe, sich nicht wider seinen Willen in seine Familienangelegenheiten einzudrängen, sei es weder rathsam noch ausführbar, in dieser Sache auch nur den geringsten Schritt mehr zu thun [35]).

Bei einer so entschiedenen Meinungsäußerung der beiden Staatsmänner, welche der Kaiser in diesen Fragen allein zu Rathe zog, müssen es in der That ganz besondere Einflüsse gewesen sein, die ihn bewogen, einem erneuerten Andringen Englands Folge zu geben und dasjenige dennoch zu thun, wogegen er sich noch kurz zuvor so ernstlich verwahrt hatte. Denn am 3. Juni 1733 wandte sich Robinson neuerdings schriftlich an den Wiener Hof. Dringend wiederholte er das frühere Begehren, man möge sich in Berlin dafür verwenden, daß der Kronprinz von Preußen sich mit der Prinzessin Amalie von England vermähle, wogegen zu gleicher Zeit der Prinz von Wales der Prinzessin Elisabeth von Braunschweig seine Hand reichen würde.

Aus Eugens eigenen Worten geht hervor, daß er jetzt eben so wenig wie kurze Zeit vorher an das Gelingen dieses Planes glaubte. Die Verwirklichung desselben wurde dadurch noch schwerer, ja fast unmöglich gemacht, daß der Auftrag an Seckendorff, wenn man ihm denselben wirklich ertheilen wollte, nur wenige Tage vor der Vollziehung des Beilagers zwischen Friedrich und Elisabeth eintreffen konnte. Die Gefahr, den König von Preußen durch einen solchen Antrag sehr zu verletzen, wurde dadurch auf's äußerste gesteigert. Dennoch fügte sich Eugen dem entschiedenen Willen des Kaisers und so weit ging er darin, daß er, stets bereit sich dort voranzustellen wo irgend eine Unannehmlichkeit zu besorgen war, und nichts mehr scheuend als durch eine abschlägige Antwort des Königs von Preußen das Ansehen des Kaisers beeinträchtigt zu sehen, sich herbeiließ, selbst an Friedrich Wilhelm zu schreiben und den Antrag Englands bei demselben zu bevorworten [36]).

Seckendorff erhielt Befehl, dem Könige vorerst nur eine Abschrift des Briefes vorzulegen, welchen der Prinz in dieser Sache an ihn zu richten sich erlaubte. Würde Friedrich Wilhelm sich hierüber erzürnt zeigen, so möge Seckendorff nicht allzu heftig in ihn dringen und ihn bitten, die ganze Mittheilung als nicht geschehen ansehen zu wollen. Sei aber nur irgend eine, wenn gleich geringe Hoffnung vorhanden, ihn zur Annahme des Antrages zu bewegen, so dürfe hiebei nicht das mindeste versäumt werden. Jedenfalls möge Seckendorff, der Ausgang sei welcher er wolle, es so anstellen, daß die Königin von Preußen und der englische Bevollmächtigte zu Berlin die Ueberzeugung erhielten, von Seite des Kaiserhofes sei nichts unterlassen worden, um die Annahme der Vorschläge Englands zu erwirken [37]).

Wenige Tage nachdem der Eilbote an Seckendorff Wien verlassen hatte, übersandte Eugen eine Abschrift seines Schreibens an den König von Preußen dem kaiserlichen Gesandten in London, Grafen Philipp Kinsky. Er solle es, befahl ihm Eugen, dem Könige und der Königin von England mittheilen und ihnen die Größe des Opfers, welches der Kaiser gebracht habe, so wie die Gefahr begreiflich machen, in die man sich um Englands Willen begebe. Es müsse ihnen, befahl der Prinz, recht eindringlich zu Gemüthe geführt werden, daß Niemand als ihnen selbst die Schuld beizumessen sei, wenn wie leicht vorauszusehen, der ganze Plan mißlinge [38]).

Es ist bekannt, daß Eugens Depeschen dem Grafen Seckendorff erst am 11. Juni 1733 zu Salzdahlum, einem braunschweigischen Schlosse bei Wolfenbüttel zukamen, wohin der preußische Hof sich begeben hatte, um die Vermählung zu feiern. Der Antrag Englands wurde vom Könige Friedrich Wilhelm mit Entschiedenheit, als seiner Ehre und seinem Gewissen zuwider, jedoch immerhin noch mit geringerer Heftigkeit zurückgewiesen als Eugen befürchtet hatte [39]). Ja der König erneuerte sogar die Versicherung, der Versöhnung mit seinem Schwager nicht abgeneigt zu sein [40]), wenn sie nur in anderer Weise gesucht werde. Dennoch fühlte man gar bald, daß durch diese ganze Angelegenheit, welche durch die am 12. Juni 1733 vollzogene Vermählung Friedrichs mit Elisabeth endlich zum Abschlusse kam, des Königs Feindschaft wider England nicht beschwichtigt, sein Mißtrauen gegen den Wiener Hof aber in verstärktem Maße rege geworden war. Er fand die kaiserliche Regierung allzusehr für England eingenommen,

und gab ihr eine Vernachlässigung der früheren Freundschaft mit Preußen Schuld. Er horchte auf die Zuflüsterungen Frankreichs, welches behauptete, der Kaiser und England beabsichtigten den König um seinen Antheil an der Erbfolge in Jülich und Berg zu bringen. Die Beziehungen zwischen Wien und Berlin erkalteten sichtlich, und in einem Augenblicke geschah dieß, in welchem enges Zusammenhalten vielleicht dringender nöthig gewesen wäre als je zuvor.

Vierzehntes Capitel.

Schon früher ist der feindseligen Gesinnung Erwähnung geschehen, welche König August II. von Polen und Sachsen während der zweiten Hälfte seiner Regierungszeit gegen das Kaiserhaus an den Tag legte. Bei jedem Anlasse zeigte sich dieselbe in gehässigster Weise; am empfindlichsten jedoch damals, als es sich um die Gewährleistung der pragmatischen Sanction von Seite des deutschen Reiches handelte.

Gleich den Kurfürsten von Baiern und der Pfalz hatte auch August von Sachsen keine Bemühung gespart, um das Zustandekommen des Beschlusses zu verhindern, durch welchen Deutschland die Garantie der kaiserlichen Erbfolgeordnung übernahm. So wie Karl Albrecht von Baiern wurde auch er hiezu durch die Hoffnung bewogen, sich selbst oder doch seinem Hause nach des Kaisers Tode beträchtliche Theile der österreichischen Erblande anzueignen. Um sich einen Schein von Recht darauf zu verschaffen, hatte er seinen Sohn, den Kurprinzen August, mit des Kaisers Joseph älterer Tochter Maria Josepha vermählt, wie Karl Albrecht von Baiern die jüngere Tochter Josephs, Maria Amalia, als Gemahlin heimgeführt hatte.

Die Bestrebungen der beiden Kurfürsten von Baiern und Sachsen, welchen sich Karl Philipp von der Pfalz, obgleich des Kaisers nächster Verwandter, doch aus dem Grunde anschloß, weil er befürchtete, der Kaiser wolle ganz Jülich und Berg dem Hause Brandenburg verschaffen, waren zwar fruchtlos geblieben. Dennoch gaben die Kurfürsten ihre Plane nicht auf und betrieben sie, von Frankreich ziemlich unverholen unterstützt, in thätigster Weise.

Mit der Bemühung, einen Theil der österreichischen Länder für sich und sein Haus zu gewinnen, waren jedoch die ehrgeizigen Absichten des Königs August noch bei weitem nicht erschöpft. Durch lange Zeit schon hatte er den Gedanken gefaßt, die polnische Königskrone, welche durch Wahl auf sein Haupt gekommen war, in seiner Familie erblich zu machen.

klug genug zu erkennen, daß er bei seiner geringen Beliebtheit im Lande diese Absicht durch eigene Kraft nicht zu verwirklichen vermöge, hatte er sich längst nach fremder Hülfe dazu umgesehen. Niemand war geeigneter, dieselbe zu leisten, als die Herrscher der beiden Nachbarländer, Oesterreich und Preußen. Friedrich Wilhelms Beistand vermochte er, das wußte König August, am leichtesten zu gewinnen. Denn wenn man dem Könige von Preußen einen Ländererwerb in Aussicht stellte, so war er nicht allzu wählerisch in demjenigen, wozu er sich herbeiließ. Dieß zeigte sich denn auch jetzt. Als August II. mit seinem Plane neuerdings, und zwar in höchstem Geheimniß, jedoch dringlicher hervortrat als je zuvor, da zögerte der König von Preußen, welchem ansehnliche Landestheile, das polnische Preußen, ein Theil Großpolens und Kurland in Aussicht gestellt wurden, nicht länger sich in förmliche Verhandlungen hierüber einzulassen.

Anders war jedoch die Aufnahme, welche die gleichen Vorschläge zu Wien fanden. Dem Kaiser war es, im geraden Gegensatze zu Preußen, nicht um den Gewinn neuer Provinzen, sondern nur um die Erhaltung derjenigen zu thun, die er schon besaß. Allerdings war auch die Lockspeise mit welcher man ihn zu ködern suchte, eine ziemlich geringe. Denn nur die Zips sollte ihm zugesprochen werden. Aber des Kaisers vertrauliche Mittheilungen an Eugen zeigen es zur Genüge, daß nicht der wenige Glanz des Preises, der ihm für seinen Beitritt geboten wurde, ihn davon abhielt. Die Sache selbst bezeichnete er als eine unehrenhafte, und daß ihm diese Aeußerung von Herzen ging, wird dadurch am besten bewiesen, daß sie nicht etwa in einer für die Oeffentlichkeit bestimmten Schrift, sondern in Karls vertraulichen Schreiben an Eugen vorkommt.

Zu derselben Zeit, als August II. daran arbeitete, die polnische Wahlkrone in seinem Hause erblich zu machen, hatten auch die Mächte, deren Länder seinen Staaten am nächsten lagen, Oesterreich, Preußen und Rußland, die Möglichkeit eines baldigen Todes des Königs von Polen in's Auge gefaßt. Sie fühlten Alle, daß die Frage der Nachfolge auf dem polnischen Throne ihre wichtigsten Interessen nahe berühre. Für den Kaiserhof war es ein bedauerlicher Umstand, daß diejenigen Bewerber, welche die meiste Aussicht dazu hatten, Polens Krone zu erlangen, der Schwiegervater des Königs von Frankreich, Stanislaus Leszczynski, und der Kurprinz von Sachsen, ihm beide durchaus nicht willkommen sein konnten.

In weit höherem Maße als bei dem Kurprinzen August war dieß allerdings bei Stanislaus Leßczynski der Fall. Durch die Verheirathung seiner Tochter mit Ludwig XV. war derselbe, wie leicht begreiflich, in die innigsten Beziehungen zu Frankreich getreten. Seine Erwählung zum Könige hätte für den Kaiserhof nahezu gleiche Bedeutung mit der Einsetzung eines französischen Statthalters in Polen gehabt. Ueberdieß stand Stanislaus von jeher, und das wußte man genau in Wien, in eben so eifrigem als vertraulichem Verkehre mit denjenigen, welche zu den erbittertsten Feinden des Hauses Oesterreich zählten. Unter ihnen müssen Rakoczy und Bonneval in vorderster Reihe genannt werden. Ihre Hoffnungen, ihre Plane knüpften sich daran, daß Stanislaus mit Hülfe Frankreichs den polnischen Thron besteige. Diesen Zeitpunkt in's Auge fassend, suchten sie schon jetzt die Pforte wider den Kaiser aufzuwiegeln. Wenn die ganze ungeheure Grenzlinie entlang, von dort wo Schlesien mit Polen zusammenstieß, bis hinab zu dem Punkte, an welchem die croatische und die türkische Grenze sich schieden, nur Feinde des Kaiserhofes sich fänden, wenn derselbe gleichzeitig in Italien durch Spanien und Sardinien, in Deutschland durch Frankreich bedroht sei, dann werde, so meinten sie, der Tag nicht mehr fern sein, an welchem sie endlich die lang aufgesparte Rache zu befriedigen vermöchten.

Daß es, um so gefährlichen Anschlägen entgegen zu wirken, das erste Erforderniß war, die Wahl Stanislaus Leßczynki's zum Könige von Polen zu hintertreiben, lag klar auf der Hand. Doch schien auch die Erhebung des Kronprinzen von Sachsen auf den polnischen Thron durchaus nicht wünschenswerth. Denn es wäre dieß ja der erste Schritt zur Verwirklichung der Absichten Augusts II. gewesen. Der Nachfolge des Sohnes auf dem Throne des Vaters lag die Erblichkeit der Krone in dem Hause Sachsen nicht mehr allzufern. War aber diese einmal gesichert, so gewährte sie eine Fülle der Macht, welche, wie man ohne Schwierigkeit vorhersehen konnte, vor Allem zur Geltendmachung der wirklichen oder vermeintlichen Erbansprüche auf einen Theil der österreichischen Länder benützt werden würde.

Fielen jedoch Stanislaus und der Kurprinz von Sachsen weg, so konnte nur an die Wahl eines gebornen Polen, eines Piasten, oder an diejenige eines fremden Prinzen gedacht werden. Was die Piasten betraf, so wußte man keinen zu Wien, dessen anhänglicher Gesinnung man völlig

versichert gewesen wäre. Das Wünschenswertheste werde daher, so glaubte man, die Wahl eines fremden Prinzen sein. Allen Parteien gleichmäßig fern geblieben, werde ein solcher, so meinte man am Kaiserhofe, zwar von Niemand mit Wärme unterstützt, jedoch auch ebenso wenig gehaßt, und daher seine Wahl vielleicht mit geringerer Hartnäckigkeit, ja etwa gar nicht bekämpft werden.

Der Infant Don Emanuel von Portugal war es, den man zum Bewerber um die polnische Krone für geeignet ansah. Dennoch dürfe man, so wurde im Schoße der geheimen Conferenz erklärt, niemals daran denken, die Wahl des Infanten mit Waffengewalt zu erzwingen. Es würde dieß dem öffentlichen Rechte, den Verträgen mit der Republik, den immer heilig gehaltenen Grundsätzen des Erzhauses, dessen Wohle endlich in gleichem Maße widersprechen. Alles was man über die polnische Königswahl verhandle, müsse vielmehr darauf abzielen, die Verfassung und das freie Wahlrecht des Landes aufrecht zu erhalten. Eine Entfernung von diesem Grundsatze würde in Polen selbst eine ganz entgegengesetzte Wirkung von derjenigen hervorbringen, welche man im Auge habe. Denn nichts wäre geeigneter als ein solches Auftreten, um die polnischen Magnaten zu bewegen, den Infanten von der Wahl auszuschließen und sie auf einen der Bewerber zu lenken, deren Thronbesteigung der Wiener Hof zu hintertreiben suche.

Ein Anderes wäre es jedoch, so bemerkten die Mitglieder der Conferenz dem Kaiser, wenn durch die Zusammenziehung von Truppen an der Grenze Polens nicht beabsichtigt würde, die Wahl des Infanten von Portugal zu erzwingen, sondern vielmehr die etwa von anderer Seite her versuchte Anfechtung des freien Wahlrechtes der Republik zu verhindern. In diesem Falle, oder wenn es sich um die Unterstützung eines rechtmäßig gewählten, von einer Partei aber angefeindeten Königs, oder um Hintertreibung der Wahl eines nach den Gesetzen der Republik nicht wahlfähigen Individuums handle, könne die Aufstellung von Truppen an der polnischen Grenze nicht als schädlich, sondern nur als eine auch in früheren Zeiten nicht selten ergriffene Maßregel erscheinen [1]).

Dieß waren im wesentlichen die Ansichten, welche der Wiener Hof in Bezug auf die polnische Königswahl zu befolgen gedachte. Sie entsprachen so ziemlich denjenigen, die Rußland über diesen Gegenstand hegte und zu denen sich äußerlich wenigstens auch der König von Preußen bekannte.

Daher kann es nur einem Mißverstehen dieser Anschauungsweise zugeschrieben werden, daß die Uebereinkunft völlig anders lautete, welche der russische Oberstallmeister Generallieutenant Graf Löwenwolde, während er sich im September des Jahres 1732 zu Berlin aufhielt[2]), mit Seckendorff einerseits und den preußischen Ministern Bork und Thulemeier andererseits unter dem Namen einer „Punctation" unterzeichnete.

Durch diesen Vertrag sollten die drei Mächte sich verpflichten, bei der nächsten Erledigung des polnischen Thrones jedem Bewerber entgegenzuwirken, welchen Frankreich unterstützen würde. Insbesondere hätte dieß in Bezug auf Stanislaus Leßczynski zu geschehen. Dem Infanten Don Emanuel wolle man zur Krone verhelfen und ihn zu diesem Ende mit beträchtlichen Geldsummen und mit Truppen unterstützen, welche letzteren im Nothfalle in Polen einzurücken hätten. Was Rußland betreffe, so sei die muthmaßliche Erbin dieses Reiches, die Prinzessin Katharina von Mecklenburg, dem Prinzen Anton Ulrich von Braunschweig-Bevern zu vermählen. Für den Fall des Erlöschens des kurländischen Herzogshauses wolle man die dortige Wahl auf einen preußischen Prinzen lenken. Dem Könige von Preußen endlich wäre das Herzogthum Berg nebst Düsseldorf und einem daranstoßenden Landstriche am Rheine zuzusagen.

Von den Herrschern, deren Minister sich über den Vertrag geeinigt hatten, war nur der König von Preußen mit demselben einverstanden, unter dessen Augen er abgeschlossen worden war und der in der That auch seine Rechnung dabei gefunden hätte. Denn ganz Kurland wäre seinem Hause zugefallen, ohne daß er für diese beträchtliche Erwerbung auch nur das geringste Opfer zu bringen brauchte. Im Gegentheile hätten sogar seine Ansprüche auf Berg in noch ausgedehnterem Maße Verwirklichung gefunden, als dieß nach den jüngsten Verhandlungen in dieser Sache, insbesondere denjenigen welche zu Prag gepflogen worden, der Fall gewesen wäre.

Weder Oesterreich noch Rußland konnten sich mit einer so wesentlichen Vergrößerung der Macht des Hauses Brandenburg einverstanden erklären. Ersteres um so weniger als bei dem üblen Stande der Gesundheit des Königs dessen baldiges Ableben zu besorgen war. Von dem Kronprinzen Friedrich aber befürchtete man, daß er nicht für, sondern gegen Oesterreich Partei nehmen werde in dem großen Streite, der sich trotz

aller verbriefter Versicherung nach des Kaisers Tode über den Besitz seiner Erbländer anspinnen könnte. Seine Macht verstärken, hieß also geradezu die Waffe schärfen, von der man nur zu deutlich vorhersah, daß er sie, zur Regierung gelangt, wider das Haus Oesterreich kehren werde.

Es schien dieß um so gefährlicher, als Kraft desselben Vertrages der Schwager des Kronprinzen von Preußen, Anton Ulrich von Braunschweig, dereinst den russischen Thron besteigen sollte. Gar leicht konnte diese Familienverbindung dazu dienen, durch den Einfluß Frankreichs künftighin auch Rußland von dem Bündnisse mit dem Kaiser abzuziehen.

So sehr nun auch der Wiener Hof eine allzu beträchtliche Vergrößerung Preußens zu scheuen Ursache hatte, so weit war er doch davon entfernt, dem Hause Brandenburg nicht denjenigen Zuwachs an Macht zu gönnen, zu dem ihm zu verhelfen er sich selbst anheischig gemacht hatte. Es sollte dieß bekanntlich durch die Nachfolge in Berg und Ravenstein geschehen. Hierüber war aber trotz der rastlosen Bemühungen der kaiserlichen Regierung noch immer kein Vergleich mit dem pfälzischen Kurhause zu Stande gekommen. Daß letzteres durchaus nicht dazu vermocht werden konnte, daran war hauptsächlich England Schuld. Denn in seiner Abneigung gegen Friedrich Wilhelm von Preußen versäumte König Georg nichts um den Kurfürsten von der Pfalz in seinem Widerstande zu bestärken und ihn seine Anforderungen immer höher spannen zu machen. Die einzige Hoffnung, den Vergleich, welcher dem Kaiserhofe am Herzen lag, weil er nichts mehr als den Ausbruch eines inneren Krieges in Deutschland fürchtete, dennoch zu verwirklichen, beruhte darauf, den König von Preußen in einzelnen Punkten zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Und um dieß zu erreichen, hatte man sich Kurlands bedienen wollen. Für den Preis, einen seiner Söhne als Herzog dieses Landes zu sehen, könnte der König, so glaubte man zu Wien, sich hinsichtlich seiner Ansprüche auf Berg etwas willfähriger bezeigen als es bisher der Fall gewesen war.

Man wurde jedoch in solcher Erwartung völlig getäuscht. Friedrich Wilhelm wollte zwar Kurland für seinen zweiten Sohn, und verlangte sogar daß der Kaiserhof dessen Nachfolge in diesem Herzogthume garantire. Zu gleicher Zeit erklärte er jedoch, nicht das mindeste von demjenigen aufgeben zu wollen, worauf ihm durch den Vertrag vom Jahre 1728 Aussicht eröffnet worden war.

In der Besorgniß, den König von Preußen zu verletzen und dadurch der feindlich gesinnten Partei in Berlin noch größeren Spielraum zu verschaffen, ging der Kaiserhof in dieser Sache weiter, als es sonst wohl der Fall gewesen wäre. Er erklärte zwar, den Vertrag, welchen man nach seinem Haupturheber, den Löwenwolde'schen nannte, so wie er jetzt laute, nicht ratificiren zu können. Dennoch wolle er, was Kurland betreffe, die Nachfolge des zweitgebornen preußischen Prinzen in dem Herzogthume garantiren, unter der Bedingung jedoch, daß die freie Wahl des kurländischen Adels auf ihn fiele. Hinsichtlich der Erbangelegenheiten von Jülich und Berg habe es bei den bisherigen Verabredungen zu verbleiben. Was endlich die polnische Königswahl betreffe, so sei man bereit sich für den Infanten von Portugal zu verwenden, die nöthigen Geldsummen zu liefern und einstweilen die Truppen in Bereitschaft zu setzen, welche an der Grenze Polens zusammenzuziehen wären. Dieß dürfe jedoch durchaus nicht so weit gehen, um die Wahl des Infanten mit Waffengewalt zu erzwingen oder irgend etwas zu thun was den Verträgen mit der Republik und dem Völkerrechte zuwider sei. Die Aufstellung der Truppen solle keinen anderen Zweck haben, als die Wahl des Stanislaus Leßczynski zu verhindern und diejenige eines Königs zu vertheidigen, welcher rechtmäßig gewählt, von einer feindlichen Partei aber nicht anerkannt werden würde [3]).

So wie der Kaiserhof, so nahm auch Rußland Anstand, den Löwenwolde'schen Vertrag zu ratificiren. Derselbe trat also niemals eigentlich in Kraft. Für uns ist er jedoch aus dem Grunde besonders merkwürdig, weil nach der Versicherung des bestunterrichteten Gewährsmannes, den es geben kann, des Staatssecretärs Bartenstein, sich von diesem Zeitpunkte angefangen die seltene Einigkeit zu trüben begann, welche bisher zum Heile des Kaiserhauses und seiner Erbländer zwischen Eugen und Gundacker Starhemberg bestanden hatte. Zwar stimmten sie beide in der Ansicht überein, daß Seckendorff durch Abschluß und Unterzeichnung eines Vertrages, zu welchem er weder Vollmacht noch Instruktion besaß, einen groben Fehltritt begangen habe. Eugen gab ihm dieß auch in unverholener Weise kund. Dennoch glaubte der Prinz, daß man den Tractat nicht völlig umstoßen, sondern ihn mit gewissen Abänderungen immerhin annehmen könne, während Starhemberg auf unbedingte Verwerfung des Vertrages drang [4]).

Dieß war der Stand dieser wichtigen Angelegenheit, und nicht nur die Mächte, welche zu gemeinschaftlichem Handeln sich verbinden sollten, sondern auch die hervorragendsten Staatsmänner an den einzelnen Höfen waren uneins über das was zu geschehen habe. Da traf plötzlich die Nachricht ein, daß König August II. am 1. Februar 1733 zu Warschau gestorben sei. Nun war der Fall eingetreten, der schon so lange vorher die Cabinete Europa's beschäftigt hatte. Alles gerieth in die lebhafteste Bewegung, und auch zu Wien wurden Berathungen über Berathungen gehalten, um sich über dasjenige völlig klar zu werden, was man zu thun habe, um dem kaiserlichen Botschafter in Polen, Feldmarschall Grafen Wilczek [5]) eine feste Richtschnur für sein Auftreten zu geben.

Was die künftige Königswahl in Polen betraf, so blieb man zu Wien Anfangs so ziemlich den Ansichten treu, welche man noch bei Lebzeiten Augusts II. gefaßt hatte. Unbedingte Ausschließung Leßczynski's und möglichste Verhinderung der Wahl des neuen Kurfürsten von Sachsen, hingegen thunlichste Beförderung derjenigen des Infanten Emanuel, hierauf sollte Wilczeks Bestreben gerichtet sein. Doch sei durchaus an keine andere Art der Erhebung des Infanten auf den polnischen Thron als durch die freie Wahl des Landes zu denken. Wäre keine Aussicht vorhanden, die Mehrzahl der Stimmen auf Don Emanuel zu lenken, so habe man auch wider die Wahl eines Piasten nichts einzuwenden. Gegen die Mehrzahl unter denjenigen, welche überhaupt in Betracht kämen, walte kein Bedenken ob. Freilich wäre die Wahl eines der beiden Fürsten Wiesnowicki, der Fürsten Sanguszko und Lubomirski, oder des Großmarschalls der Krone, Grafen Mniszek, derjenigen eines Andern vorzuziehen. Minder wünschenswerth erscheine die Wahl Potocki's, Palatins von Kiew, dessen Familie in früherer Zeit Frankreich anhänglich gewesen sei. Doch brauche ihr Wilczek nicht so wie derjenigen des Palatins von Rußland, Fürsten Czartoryski, geradezu entgegenzuwirken, sondern er solle vielmehr die sogenannte republikanische Partei zur Einigkeit ermahnen, daß sie nicht durch unzeitige Spaltung einem Dritten den Weg zur Krone bahne [6]).

Diese letztere Rücksicht, durch die Zwietracht der Parteien nicht denjenigen den Thron besteigen zu sehen, dessen Wahl man um jeden Preis hintertreiben zu müssen glaubte, bewog jedoch den Kaiserhof, in den Instruktionen, welche er dem Grafen Wilczek ertheilt hatte, baldigst Aende-

rungen eintreten zu lassen. Denn nach kurzer Zeit überzeugte man sich davon, daß der Infant von Portugal keine wirkliche Aussicht habe, zum Könige gewählt zu werden. Die Polen zeigten sich zwar, wie sie selbst gestanden, gern bereit die Summen zu empfangen, welche man ihnen anbot, um ihre Stimmen für den Infanten zu gewinnen. Aber nichts bürgte dafür, daß sie ihren Versprechungen auch im entscheidenden Augenblicke treu bleiben würden. Alles deutete vielmehr darauf hin, daß sie zwar das Geld nicht zurückzuweisen, ja dasselbe sogar von verschiedenen Bewerbern anzunehmen und dann doch dasjenige zu thun gesonnen wären, was ihnen beliebte.

Auch darüber konnte man sich keiner Täuschung hingeben, daß Leßczynski's Partei die stärkste im Lande war. Seine Thronbesteigung zu hindern, dafür hatten sich jedoch der Kaiser und Rußland unwiderruflich entschieden. Sie wollten es zu diesem Ende auf das Aeußerste ankommen lassen. Ihn auszuschließen, behauptete man in Wien, freilich nicht ohne zu einer sehr gezwungenen Auslegung seine Zuflucht zu nehmen, heiße nicht das freie Wahlrecht der Polen beeinträchtigen. Denn es sei nur zum allgemeinen Besten der Christenheit, wenn man sich der Erhebung eines Mannes auf den Königsthron widersetze, welcher in genauester Verbindung mit der Pforte stehe und von dem mit Recht besorgt werden müsse, daß er die letztere nicht von dem Bruche des Friedens mit den angrenzenden christlichen Mächten abhalten, sondern sie vielmehr hiezu aufreizen werde [7]).

Um es jedoch nicht zu gewaffnetem Einschreiten kommen zu lassen, gab es nur ein einziges Mittel, welches darin bestand, alle Gegner Leßczynski's zu einer Partei zu vereinigen und ihn im Wahlkampfe selbst durch die Mehrheit der Stimmen zu schlagen. Und da fand sich denn unter all den übrigen Mitbewerbern nur Einer, der es mit Stanislaus Leßczynski aufnehmen konnte. Es war dieß Kurfürst August, welcher seinem Vater in Sachsen gefolgt war und gleiches auch in Polen erstrebte.

Noch während sein Vater lebte, war mit dem damaligen Kurprinzen August von Sachsen, welcher um die Zeit seiner Verheirathung mit der Erzherzogin Maria Josepha große Anhänglichkeit an das Kaiserhaus an den Tag gelegt hatte, eine große Veränderung vorgegangen. Mehr und mehr hatte er sich auf die Seite derjenigen geneigt, welche mit dem Plane umgingen, die Macht des sächsischen Kurhauses dereinst durch Aneignung

österreichischer Erbländer zu vergrößern. Diese Haltung konnte nicht anders als den Wiener Hof mit gerechtem Mißtrauen erfüllen und ihm den Entschluß erschweren, den Kurfürsten bei der Bewerbung um die polnische Krone zu unterstützen. Denn man mußte ja besorgen, daß er durch diesen Zuwachs an Macht noch mehr befähigt werde, dereinst die Plane in Ausführung zu bringen, die er schon seit längerer Zeit kaum mehr verhehlt hatte. Und wenn er auch, so wurde in der geheimen Conferenz erwogen, jede nur irgend denkbare Zusicherung künftiger Loyalität geben, wenn er sich auch auf das Engste mit dem Kaiser, mit Rußland und Preußen verbinden würde, so sei es doch leider mit Treue und Glauben schon so weit in der Welt gekommen, daß hierauf in keiner Weise mehr gebaut werden dürfe. Das Beispiel seines Vaters, ja sein eigenes habe zur Genüge gezeigt, wie wenig sie vertragsmäßige Verpflichtungen zu beobachten gesonnen seien.

Auch die bitteren Erfahrungen müßten in die Wagschale gelegt werden, wurde ferner bemerkt, die man an dem verstorbenen Könige August, wie an dem Hause Hannover gemacht habe. Durch sie werde es klar bewiesen, welch große Uebelstände es in Reichssachen mit sich bringe, wenn deutsche Kurfürsten auch fremde Königskronen trügen. Der Kaiser möge sich zweimal bedenken, bevor er selbst dazu mitwirke, eine solche Mißstellung eines der vornehmsten Fürsten des Reiches neuerdings herbeizuführen.

Man sieht, daß man zu Wien die Gründe bedachtsam abwog, welche wider die Unterstützung der Bewerbung des Kurfürsten von Sachsen um die polnische Krone in die Wagschale fielen. Da jedoch, so wurde dagegen angeführt, in Weltsachen das geringere Uebel dem größeren vorzuziehen sei, möge man wohl bedenken, daß der Kurfürst, wenn ihm der Kaiserhof Hülfe verweigere, sich unfehlbar in die Arme Frankreichs werfen werde. Die französische Regierung aber würde ihn entweder mit Beseitigung Leßczynski's auf den polnischen Thron setzen und er dann als geschworner Feind des Kaiserhauses daselbst regieren, oder er müßte sich dazu verstehen, seine Ansprüche an die Krone Polens aufzugeben und seine Anhänger an Leßczynski zu weisen, wogegen ihm Frankreich, wie es längst schon beabsichtigte, seinen Beistand zusichern würde, ihm eine namhafte Entschädigung in des Kaisers Erbländern zu verschaffen. Dann aber wäre das Schlimmste eingetreten: Stanislaus Leßczynski, der vertraute Freund der erbittertsten Gegner Oesterreichs, auf dem polnischen Throne, und aus

dem Kurfürsten von Sachsen ein kaum minder gefährlicher Feind geworden, von welchem im Vereine mit Frankreich und Baiern für die Zukunft das Aergste zu besorgen sei [8]).

In dieser Stimmung befand sich der Kaiserhof, als in der zweiten Hälfte des Monats März 1733 Graf Lützelburg und Freiherr von Zech als Gesandte des Kurfürsten von Sachsen zu Wien erschienen. In feierlicher Audienz übergaben sie Karl VI. ein eigenhändiges Schreiben ihres Herrn, worin derselbe unter den lebhaftesten Versicherungen unverbrüchlicher Ergebenheit um des Kaisers Beihülfe zur Erlangung des polnischen Thrones bat.

Zu den Gründen, welche für die Gewährung eines solchen Ansuchens, wenn es nach Wien gelangte, schon früher angeführt worden waren, wurde jetzt noch bemerkt, daß der Kurfürst von Sachsen von weit geringerer Begabung sei als sein verstorbener Vater, und man annehmen dürfe, er würde die Hülfsquellen, welche ihm der Besitz der polnischen Krone etwa liefern könnte, zur Ausführung eines Anschlages auf die Erbländer des Kaisers nicht zu benützen verstehen. Auch seien diese Hülfsquellen eben nicht allzu hoch anzuschlagen. Denn es liege keineswegs im Interesse der Republik, ihrem Könige eine so große Machtfülle zu Theil werden zu lassen, daß er sich derselben bedienen könnte, ihre freie Verfassung umzustoßen. Das Beispiel der letzten Könige aus Jagellonischem Stamme habe dieß klar bewiesen. Während denselben das Königreich Schweden von Rechtswegen gebührte, habe ihnen zur Behauptung desselben die Republik Polen eher Hindernisse in den Weg gelegt, als daß sie ihnen Unterstützung gewährt hätte [9]).

Dieß waren die Gesichtspunkte, welche den Kaiser bewogen, den Anerbietungen der sächsischen Gesandten ein geneigtes Gehör zu schenken. Sich ihnen willfährig zu bezeigen, dazu entschied ihn jedoch hauptsächlich das unablässige Andringen Rußlands und Englands. Denn im steten Einvernehmen mit diesen beiden Mächten und mit Preußen wurden die Verhandlungen des Kaiserhofes mit den sächsischen Gesandten geführt. Rußland und England zeigten in gleichem Maße das wärmste Interesse, Stanislaus Leßczynski als Frankreichs getreuen Anhänger vom polnischen Throne auszuschließen. Insbesondere war es die britische Regierung, welche sich die Zustandebringung des Vertrages mit dem Kurfürsten von Sachsen

dermaßen angelegen sein ließ, daß wie Bartenstein sich ausdrückt, Robinson und Dieden, die Bevollmächtigten Englands und Hannovers am Kaiserhofe, wesentlicheren Antheil hieran nahmen als selbst die sächsischen Gesandten Lützelburg und Zech [10]).

Weniger entschieden als die Haltung der britischen und der russischen Regierung war diejenige des Königs von Preußen. Derselbe war eben damals wegen der Excesse seiner Werber in einen neuen Zwiespalt, und zwar dießmal mit Holland gerathen. Ein preußischer Offizier hatte sich auf holländisches Gebiet gewagt und Soldaten der Besatzung von Mastricht zur Fahnenflucht und zum Eintritte in preußischen Dienst zu verleiten gesucht. Er wurde ergriffen und vor ein Kriegsgericht gestellt, welches das Todesurtheil über ihn aussprach und dasselbe auch in Vollzug setzen ließ. Allsogleich wurde auf Befehl des Königs eine Anzahl holländischer Offiziere und Soldaten, welche sich eben auf seinem Gebiete befanden, gefangen genommen. Er drohte sie alle hinrichten zu lassen, wenn ihm nicht von Seite Hollands eine außerordentliche Genugthuung gewährt würde. Und als seine Minister sich anfragten, worin dieselbe zu bestehen habe, schrieb er auf ihren Bericht: „Am neuen Thore soll der holländische Gesandte aus „der Kalesche treten und knieend marschiren bis auf den Paradeplatz, „und knieend um Pardon bitten. Dann will ich mich bedenken was ich „thun will [11])".

Dem Kaiserhofe war dieser Zwiespalt des Königs von Preußen mit Holland außerordentlich unangenehm. Nicht nur gerieth hiedurch der Vergleich wegen der Erbfolge in Jülich und Berg, an dessen Zustandekommen so viel gelegen war, neuerdings in's Stocken. Man fürchtete auch, daß der täglich sich steigernde Haß, welchen der König bei der Mehrzahl seiner Nachbarn sich zugezogen hatte, gegen den Kaiser sich wenden werde, der als Preußens treuester Verbündeter galt. Endlich sah man vorher, der König werde sich bei den Gewaltmaßregeln, die er vorbereitete, an den Kaiser um Unterstützung wenden. Dieselbe könne ihm jedoch, darüber waren Eugen und die übrigen Minister einig, unmöglich in einer Sache gewährt werden, in welcher er so vollkommen Unrecht habe. Denn obgleich man es lebhaft bedauere, daß die holländische Regierung trotz der Gegenvorstellungen des kaiserlichen Gesandten Grafen Wenzel Sinzendorff gleich zum Aeußersten, zur Hinrichtung des preußischen Offiziers geschritten sei,

so könne man doch nicht in Abrede stellen, daß das strenge Recht um somehr für sie spreche, als sie geraume Zeit her solche Uebergriffe mit Langmuth ertragen habe. Es könne durchaus nicht Wunder nehmen, wenn sie, als keine Mittel der Vorstellung oder Ueberredung mehr fruchten wollten, sich endlich genöthigt sah, entscheidende Maßregeln zu ergreifen.

Der Kaiser könne die auf deutschem Reichsgebiete verfügte Anhaltung holländischer Offiziere und Soldaten, so erklärten Eugen und die übrigen Mitglieder der Conferenz, nicht mit Stillschweigen übergehen. Denn auf Reichsgebiet sei der König von Preußen nicht unabhängig, und ließe man die Sache auf sich beruhen, so würde dieß, wie es schon so oft der Fall gewesen, als eine unverantwortliche Begünstigung Preußens angesehen werden. Zwar werde der König auf das erste mißbilligende Wort behaupten, man ziehe die neuen Freunde den alten vor, und zwinge ihn, sich Frankreich in die Arme zu werfen. Dadurch dürfe jedoch der Kaiser sich nicht von demjenigen abhalten lassen, was seine Pflicht als Oberhaupt des Reiches erheische [12]).

Seckendorff wurde beauftragt, am Hofe zu Berlin nachdrückliche Vorstellung zu erheben. Obwohl er nicht zu tadeln sei, bemerkte ihm Eugen, wenn er dem Könige gegenüber seine Haltung nach dessen Eigenthümlichkeiten einrichte, so dürfe sich solches doch nicht so weit erstrecken, Preußens Verfahren zu billigen, wenn die Rechte eines Dritten dadurch verletzt würden. Der König sei aufzufordern, alle Werbungen in fremden Ländern, außer wenn ihm von deren Fürsten ausdrückliche Bewilligung hiezu ertheilt werde, ein für allemal einzustellen. Denn er könne es nicht wagen sich ein Recht anzumaßen, welches für sich zu verlangen noch niemals einem regierenden Fürsten beigekommen sei, dasjenige, auf fremdem Gebiete ohne Einwilligung des Landesherrn Soldaten anzuwerben.

Um Seckendorffs Vorstellungen noch größeren Nachdruck zu geben, schrieb Eugen selbst dem Könige und suchte ihm in ehrfurchtsvoller, doch unzweideutiger Weise sein Unrecht klar zu machen und ihn zu vermögen, diesen stets und in immer drohenderer Gestalt wiederkehrenden Reibungen ein Ende zu machen [13]). Und da er erfuhr, daß der König, obgleich er das Schreiben Anfangs wohlwollend aufnahm, doch bald darauf Andeutungen machte, als ob man zu Wien nicht aufrichtig mit ihm verfahre, sondern sich wider ihn parteiisch zeige, so richtete Eugen, dießmal an Seckendorff, ein

Schreiben, welches er jedoch ausdrücklich als zur Mittheilung an den König von Preußen geeignet bezeichnete.

Er beauftragte den Grafen Seckendorff, dem Könige zu Gemüthe zu führen, wie sehr es den Kaiser verletzen müsse, jeden Augenblick und ohne daß er den mindesten Anlaß dazu gebe, seine wohlwollenden Absichten, an denen er stets unverrückt festhalte, in Zweifel gezogen zu sehen. Hinsichtlich aller einzelnen Punkte wurden die Beschwerden des Königs als ungegründet dargestellt [14]). Und das möge er, fügte Eugen hinzu, offenherzig erklären, daß in der bisherigen Weise nicht fortgefahren werden könne, wenn man Alles, was in der besten Absicht geschehe, in falschem Lichte darzustellen suche. „Ich hoffe", so schloß der Prinz sein Schreiben, „daß Seine „Königliche Majestät von meiner Devotion und Ehrlichkeit noch eine so „gute Meinung haben, daß Sie versichert sein werden, ich sei wohl im „Stande zu schweigen, niemals aber mit Unwahrheit und Falschheit umzu„gehen. Wäre ich nicht gewiß, daß des Kaisers Majestät so aufrichtig in „ihrer Freundschaft gegen den König ist, so würde ich nicht so unumwunden „schreiben, wie es in dem gegenwärtigen Augenblicke geschieht. Da ich „aber völlig davon überzeugt bin, so wird der König meine aus wahrer „Ergebenheit herrührende Freiheit nicht ungütig aufnehmen. Und es kann „ja Seine Majestät, wenn Sie zu irgend einem Argwohn Ursache zu haben „glaubt, dieselbe ohne Scheu entdecken, auf daß man sehen könne, ob deren „Grund zu beheben sei oder nicht. Denn es gibt nichts gefährlicheres unter „Verbündeten und Freunden, als Argwohn zu fassen und sich um dessen „Grund oder Ungrund nicht recht zu erkundigen. Dieß ist der beste Weg, „daß bei Minderung des so nöthigen gegenseitigen Vertrauens nach und „nach auch die Freundschaft geschwächt werde [15])."

Bei einem für alle Eindrücke so leicht empfänglichen Manne wie Friedrich Wilhelm konnte Eugens freimüthiges Schreiben nicht ohne Wirkung bleiben. Aber sie war auch, wie es bei derlei Menschen zumeist der Fall ist, nur eine vorübergehende. Hochtönende Betheuerungen rief sie hervor, welche, als es sich um Thaten und nicht bloß um Worte handelte, ohne Erfüllung blieben. „Meine Feinde mögen thun, was sie „wollen", schrieb der König an Seckendorff, als er ihm Eugens Depesche zurücksandte, „so gehe ich nicht ab vom Kaiser, oder er muß mich mit Füßen „wegstoßen, sonst ich mit Treue und Blut sein bin bis in mein Grab."

So lauteten des Königs Worte am 26. März 1733 [16]); wenige Wochen später war die frühere mißtrauische Stimmung völlig wieder zurückgekehrt, und jeder Schritt des Kaiserhofes unterlag zu Berlin leidenschaftlicher Erörterung und bitterem Tadel.

Es ist kaum zu zweifeln, daß persönliche Eifersucht des Königs gegen den Kurfürsten von Sachsen die Hauptursache war, warum Friedrich Wilhelm, der sich früher der Erste gegen Stanislaus Leßczynski erklärt und durch den Löwenwolde'schen Vertrag dessen Ausschließung vom polnischen Throne herbeizuführen gesucht hatte, nun plötzlich eine wenig versteckte Hinneigung zu Stanislaus an den Tag legte. Zwar deutete er an, daß wenn ihm der Kurfürst seine Unterstützung theuer bezahle, er bereit sei, ihm dieselbe zu Theil werden zu lassen. Dem Kurfürsten schien jedoch der geforderte Preis zu hoch, und in seinem Unmuthe darüber nahm der König von Preußen eine Haltung an, welche der Sache Leßczynski's wesentlichen Vorschub leistete. Nichts könne für denselben, so schrieb Eugen am 1. Juli 1733 an Seckendorff, günstiger sein als das Benehmen des Königs. „Wie ist „aber", fuhr der Prinz fort, „eine solche Aufführung mit den so oft ertheil„ten Versprechungen unveränderlicher Freundschaft für den Kaiser zu ver„einbaren? Wie kann der König, wenn ihm in der That das Wohl des „Erzhauses so sehr am Herzen liegt, dessen ärgstem Feinde, der mit Frank„reich und der Pforte so viel Nachtheiliges im Schilde führt, zur polnischen „Krone zu verhelfen suchen."

„Mir wäre unendlich leid", erklärte Eugen in einem zweiten Schreiben, „wenn wegen dieser Angelegenheit die früher so glücklich bestandene „Einigung mit Preußen erkalten sollte. Denn ich weiß in der That nicht, „weßhalb der König sich über uns zu beschweren hätte, indem wir ihm „Alles getreulich mitgetheilt und eben so oft als aufrichtig erklärt haben, „uns von ihm in keiner Weise trennen zu wollen [17])."

Es ist leicht begreiflich, daß die zweideutige Haltung des Königs von Preußen zu Wien Unwillen erregte. Die Gegner Friedrich Wilhelms am Kaiserhofe, Sinzendorff voran, ließen sich die Gelegenheit nicht entgehen, wacker auf den König zu schmähen und ihn noch mehr zu verdächtigen, als er es verdienen mochte. Daß Eugen sich seiner annahm und die Hoffnung aussprach, der König werde, wenn es zum Ernste komme, sich vom Kaiser nicht lossagen, fachte Friedrich Wilhelms alte Zuneigung zu

dem Prinzen neuerdings an. Hoch und theuer versprach er, daß er dessen gute Meinung rechtfertigen werde. So lang er lebe, bis in den Tod wolle er dem Kaiser und dem Hause Oesterreich treu bleiben und seine Verpflichtungen pünktlich erfüllen [18]).

Auf Seckendorffs Rath suchte Eugen den König in dieser Stimmung durch ein Schreiben zu bestärken, welches er am 28. Juli 1733 an ihn richtete. Er dankte ihm für die Versicherungen seiner Anhänglichkeit an den Kaiser, und verbürgte sich, daß er auf die gewissenhafteste Erfüllung der Verpflichtungen rechnen könne, welche man gegen ihn eingegangen sei. Nichts werde ruhmvoller für den König sein, als wenn er durch eine baldige Vereinigung seiner Truppen mit den österreichischen ihre innige Eintracht klar an den Tag lege. Dann würden sich diejenigen arg getäuscht sehen, welche auf die Behauptung Frankreichs gebaut hätten, der König von Preußen werde dessen Unternehmungen kein Hinderniß in den Weg legen. Und zum Schlusse erbot sich der Prinz, mit dem Könige an einem von ihm näher zu bezeichnenden Orte zusammenzutreffen, um für den Fall eines Krieges sich über ein gleichmäßiges Vorgehen und gemeinschaftliche Unternehmungen zu verständigen [19]).

Wirklich waren die Dinge so weit gekommen, daß die Wahrscheinlichkeit eines allgemeinen Krieges von Tag zu Tage zunahm. Die Verhandlungen des Kaisers und Rußlands mit dem Kurfürsten von Sachsen hatten nach längerer Dauer endlich zu einem bestimmten Ergebnisse geführt. Gegen die Gewährleistung der pragmatischen Sanction, gegen die Versicherung, den Absichten Rußlands mit Kurland nicht zu widerstreben, war ihm die Hülfe beider Mächte zur Erlangung der polnischen Krone zugesagt worden. Ungemein entschieden lauteten die Erklärungen, welche der Wiener Hof nach den verschiedensten Seiten hin abgab. Sinzendorffs Rathschläge sollen es gewesen sein, durch die sich der Kaiser hiezu verleiten ließ. Denn bei der genauen Kenntniß, welche er aus längerem Umgange mit dem Cardinal Fleury von dessen Charakter zu besitzen meinte, glaubte Sinzendorff sich dafür verbürgen zu können, daß eine entschlossene Sprache den Cardinal einschüchtern, und er es nicht leicht zum Kriege kommen lassen werde. Eugen hingegen soll ernstlich gewarnt haben, die Sache nicht auf das Aeußerste zu treiben und Frankreich keinen Vorwand zum Kampfe zu liefern [20]). In noch höherem Maße war dieß von Seite des Grafen

Gundacker Starhemberg der Fall. Wohl mögen Beide erkannt haben, wie wenig es in des Kaisers Interesse lag, in einen allgemeinen Krieg verwickelt zu werden, bei welchem auf keine von all den verbündeten Regierungen, weder auf Preußen noch auf Dänemark, auf Holland oder England mit Gewißheit gerechnet werden konnte, während die Hülfe Rußlands nur allzuweit entfernt war.

Es erscheint als eine Folge der Anschauungsweise, welche zu Wien die Oberhand behauptete, daß ein starkes Armeecorps in Schlesien zusammengezogen wurde. Prinz Ludwig von Württemberg, von seinem Zuge nach Corsica bekannt, erhielt den Oberbefehl über dasselbe. Auch die Russen sammelten ansehnliche Streitkräfte an der Grenze. Man meinte, durch die Aufstellung dieser Heeresmacht den Glauben zu widerlegen, welchem damals Viele sich hingaben, daß es dem Kaiser und Rußland nicht Ernst damit sei, sich nöthigenfalls auch mit Waffengewalt der Wahl Leßczynki's zu widersetzen. Die Russen sollten, so wurde bestimmt, wenn es erforderlich sein würde, zuerst die Grenze überschreiten. Und da sei es denn wahrscheinlich, schmeichelte man sich in Wien, daß auf die erste Nachricht von dieser Bewegung sich Alles nach dem Willen der verbündeten Mächte richten und die widerstrebende Partei von jeder ferneren Anstrengung abstehen werde [21]).

Nicht für weniger nothwendig als die Aufstellung von Truppen gegen Polen hielt man die Zusammenziehung einer zulänglichen Streitmacht, um Frankreich vom Friedensbruche abzuhalten. Auch hiezu wurden die Anstalten, jedoch freilich mit einer Langsamkeit getroffen, welche darauf hinwies, daß man nicht daran glaube, die Feindseligkeiten noch im Laufe des Jahres 1733 beginnen zu sehen. Inzwischen erneuerte man zu Wien die früheren Bestrebungen, von den verbündeten Mächten die Zusage zu erhalten, daß sie, wenn Frankreich aus Anlaß des Wahlstreites in Polen den Kaiser angreifen würde, demselben die allianzmäßige Hülfe nicht versagen wollten.

Die Erklärungen, die hierüber an den Kaiserhof ergingen, waren jedoch keineswegs zufriedenstellender Art. Diejenigen, welche von Preußen kamen, widersprachen sich so, daß man wenigstens einsah, auf den König durchaus nicht mit Bestimmtheit zählen zu können. Einmal versicherte er, bei erfolgendem Friedensbruche dem Kaiser mit seiner ganzen Macht zu Hülfe ziehen zu wollen [22]). Dann aber sagte er wieder, es sei ihm weit lieber, wenn

Stanislaus Leszczynski, als wenn der Kurfürst von Sachsen die polnische Krone erhalte [23]). Die größte Besorgniß sprach er für den Fall seiner Betheiligung an dem bevorstehenden Kampfe für seine Truppen aus. Er fürchtete nicht nur, daß sie in einem Feldzuge, wie es wohl nicht anders denkbar war, vielfachen Schaden leiden, sondern mehr noch, daß sie zum größten Theile der Fahne entlaufen würden [24]). Und bei der gewaltsamen Art, mit welcher die Mehrzahl der Soldaten zum Dienste gepreßt war, hätte dieß keineswegs Wunder nehmen können.

Auch die Aeußerungen der übrigen Verbündeten des Kaisers lauteten nicht viel tröstlicher als diejenigen Preußens. Dänemark behauptete, der Ausbruch eines Krieges über die polnische Königswahl sei kein Fall, in welchem die traktatmäßig festgesetzte Hülfe einzutreten habe. Holland aber und England sprachen sich zwar beruhigender, jedoch immerhin in einer Weise aus, welche an ihrem guten Willen, die Bundesverträge treulich zu beobachten, einigen Zweifel hervorrief.

Eben so gern als er die ihm verbündeten Regierungen zur Erfüllung ihrer Verpflichtungen vermocht hätte, würde der Kaiser einen neuen Alliirten für sich gewonnen haben, dessen Hülfeleistung wider Frankreich ihm für Italien von höchster Wichtigkeit gewesen wäre. Es war dieß Eugens naher Verwandter, Karl Emanuel III., König von Sardinien.

Seitdem König Victor Amadeus durch die verwerflichsten Umtriebe Eugens Macht am Kaiserhofe zu brechen, ja ihn wohl gar von dort zu entfernen gesucht hatte, war das früher schon so sehr gelockerte Band zwischen den beiden erlauchten Sprößlingen des Hauses Savoyen völlig zerrissen. Es ist keine Spur vorhanden, daß dasselbe neuerdings angeknüpft worden wäre. Nicht allein der Umstand, daß jenes empörende Betragen den Prinzen auf's tiefste verletzt hatte, war daran Schuld. Das gierige Verlangen des Königs Victor nach Vergrößerung seines Länderbesitzes auf Kosten des Kaisers, sein wenig verhülltes Bestreben, sich immer beträchtlichere Bestandtheile der Lombardie anzueignen und endlich völlig Herr von Mailand zu werden, mußte jede Annäherung des Prinzen an seinen Vetter von vorn herein unmöglich machen. Denn auf nichts hielt Eugen so sehr als darauf, dem Hause Oesterreich seine Staaten ungeschmälert zu erhalten. Bei jeder Gelegenheit sprach daher der Prinz es aus, daß von Victor Amadeus nichts Gutes für Oesterreich zu erwarten sei.

Der König denke an nichts, als ein Stück des mailändischen Gebietes nach dem andern zu erhaschen. Ihm hierin auch nur im geringsten zu willfahren, sei auf das entschiedenste zu widerrathen. Denn wenn man jedesmal, sobald der politische Himmel sich verdüstern sollte, die Freundschaft Sardiniens mit einer neuen Gebietsabtretung erkaufen würde, so könnte ja nur der allmälige Verlust alles dessen, was man sich eben erhalten wolle, die Folge davon sein [25]).

Eine völlige Aenderung schien in diese Verhältnisse zu kommen, als König Victor Amadeus plötzlich den Entschluß faßte, der Krone zu entsagen. Am 2. September 1730 legte er die königliche Würde in die Hände seines Sohnes Karl Emanuel nieder. Den Grafen Philippi aber, des Kaisers Gesandten zu Turin beauftragte Victor Amadeus, den Schritt welchen er gethan, dem Prinzen Eugen anzuzeigen. „Versichern Sie meinen Vetter," sagte er demselben, „daß ich ihn immer geliebt und geschätzt habe, „und daß ich ihn bitte mich zu bedauern, wo ich bedauerungswürdig erscheine, und mir dort, wo ich es verdiene, Gerechtigkeit widerfahren zu „lassen. Ich empfehle ihm meinen Sohn und er möge sich immerdar unserer „gemeinsamen Abstammung erinnern [26])".

Zwei Tage nach seiner Thronbesteigung erstattete Karl Emanuel III. in den verbindlichsten Ausdrücken und mit der Versicherung aufrichtigster Freundschaft und Anhänglichkeit dem Prinzen Eugen Anzeige von diesem Ereignisse [27]). Auch Philippi berichtete viel von der günstigen Stimmung des neuen Königs für Eugen. Der Prinz aber forderte den kaiserlichen Gesandten auf, von nun an seine Wachsamkeit zu verdoppeln. Denn die Gegner des Hauses Oesterreich würden es an Bemühungen nicht fehlen lassen, den König auf ihre Seite zu ziehen. Und wenn derselbe, wie Philippi behaupte, die Ruhe und den Frieden dem Kriege vorziehe, so müsse man ihm klar machen, daß er beides bei Niemanden mehr als in enger Vereinigung mit dem Kaiser zu finden vermöge. Sei er jedoch kriegerisch gesinnt und bereit dazu, einen Theil des Seinigen zu wagen um noch mehr zu gewinnen, so möge man ihn davon überzeugen, daß ihm nichts gefahrdrohender sei als fremden Truppen den Zutritt in sein Land zu gestatten, welche er, wenn er deren nicht mehr bedürfe, aus demselben zu entfernen schwerlich im Stande sein würde. Er müßte sich der Gnade des bourbonischen Königshauses preisgegeben sehen, welches zu jeder Zeit der gefähr-

lichste Feind des Hauses Savoyen gewesen sei. Und sollte der Krieg noch überdieß zu seinem Nachtheile ausschlagen, so würde er sich in Gefahr setzen nicht nur dasjenige, was die Allianz mit dem Hause Oesterreich seinem Vater eingetragen habe, sondern auch noch mehr zu verlieren. Vom Kaiser hingegen würden ihm wirkliche Vortheile in Aussicht gestellt. Denn derselbe sei bereit, wenn sich der König mit ihm verbünden wolle, jedem billigen Verlangen zu entsprechen [28]).

Hierauf nun, auf die Verwirklichung einer Allianz zwischen Oesterreich und Sardinien waren Eugens eifrige Bemühungen gerichtet. Wie es der Prinz vorhergesagt hatte, so suchten auch die übrigen Mächte, insbesondere Frankreich und Spanien die Freundschaft des neuen Königs zu gewinnen. Der Graf von Santa Cruz unterhandelte für das Erstere, für das Letztere aber Eugens Vetter, der Prinz von Carignan, sammt seiner Gemahlin, welche eine natürliche Tochter des Königs Victor und als Meisterin in der Intrigue [29]) eine durchaus nicht gering zu achtende Gegnerin war.

Daß die Bestrebungen Frankreichs und Spaniens, den König von Sardinien mit dem Kaiser zu verfeinden, erfolglos blieben, konnte dem Prinzen nur höchst erwünscht sein. Durch den Grafen Philippi ließ er den König über die Zurückweisung der Anerbietungen Frankreichs beglückwünschen. Wiederholt machte er ihn darauf aufmerksam, daß die Erfahrung lehre, wie wenig den Versprechungen dieser Krone zu trauen sei [30]). Das einzige Mittel sich vor deren üblen Absichten zu schützen, bestehe in der engsten Vereinigung mit dem Kaiser. Denn dieser habe das meiste Interesse, darüber zu wachen, daß die Ruhe in Italien erhalten werde und Frankreich seine Nachbarn, insbesondere Sardinien nicht unterdrücke [31]).

Ueberhaupt zeigte Eugen von nun an wieder lebhaften Antheil an Allem, was Sardinien selbst und dessen Königshaus anging. Nur die Persönlichkeit und die Haltung König Victors hatten die frühere Entfremdung verursacht. So rieth der Prinz dringend zur Beilegung der Streitigkeiten, welche damals zwischen dem Hofe von Turin und dem heiligen Stuhle ausbrachen, und er bot hiezu die Vermittlung des Kaiserhofes an. In erhöhtem Maße aber beschäftigte ihn jenes Ereigniß, welches sich im Schoße des Hauses Savoyen zutrug und überall das größte Aufsehen erregte.

Nur allzubald hatte König Victor den übereilten Schritt bereut, der Krone zu entsagen und sie in seines Sohnes Hände zu legen. Die Unthätigkeit seiner Lebensweise langweilte, das Aufhören der früheren Huldigungen verletzte ihn. Hiezu kamen noch die Aufreizungen eines ehrgeizigen Weibes, welches den alten König beherrschte und durch ihn Sardinien zu regieren trachtete. Und was vielleicht das Wirksamste war, Victor Amadeus mißbilligte die friedliche Politik, welche sein Sohn befolgte. Diese Mißstimmung König Victors wurde von Frankreich mit gewohnter Geschicklichkeit benützt. Man brachte ihm den Gedanken in den Kopf, die Krone den Händen seines Sohnes zu entreißen und sie sich selbst wieder auf das Haupt zu setzen.

Die Art und Weise, in welcher Victor Amadeus hiebei vorging, läßt keinen Zweifel übrig, daß er sich damals nicht mehr im Besitze seiner früheren Geisteskräfte befand. Der Scharfsinn und die schlaue Berechnung, mit welchen er sonst seine Plane anzulegen verstand, die Selbstbeherrschung, mit der er über jedes seiner Worte, über jede seiner Mienen wachte, um die Andern zu täuschen, waren verschwunden. Schon durch Wochen vorher machte er seinem Ingrimme wider den Sohn und dessen Umgebung in erbitterten Ausdrücken Luft und kündigte seinen Entschluß an, sich des Staatsruders wieder zu bemächtigen, welches Jener nicht zu führen verstehe. Hiedurch und durch die verletzende Begegnung, die er von seinem Vater erfahren mußte, sah Karl Emanuel sich veranlaßt, am 29. September 1731 dessen Verhaftung zu verfügen. Noch an demselben Tage kündigte er diesen Schritt und die Gründe, welche ihn dazu vermocht hatten, dem Prinzen Eugen an [32]).

Es ist natürlich, daß der Prinz jede Einmischung in eine so widerwärtige Begebenheit zu vermeiden trachtete. Er beschränkte sich darauf, dem Könige Karl Emanuel für den Beweis des Vertrauens zu danken, welchen er ihm durch die schleunige Benachrichtigung und durch die Art und Weise gegeben habe, in der dieselbe abgefaßt war [33]). Einer unbetheiligten Person, dem Grafen Seckendorff gegenüber äußerte jedoch der Prinz, daß es ohne allen Zweifel ein schweres Vergehen wäre, wenn Karl Emanuel sich ohne zureichenden Grund zu solchen Schritten wider seinen Vater hätte verleiten lassen. Doch dürfe man nicht vergessen, daß der jetzige König von einer besonders guten Gemüthsart sei. Auch solle er alles nur

mit Vorwissen und auf Einrathen seiner Minister gethan haben. Endlich dürfe man kaum daran zweifeln, daß sich König Victor auf Anstiften und mit Hülfe Frankreichs wieder auf den Thron zu schwingen gesucht habe, wodurch nothwendiger Weise gefährliche innere Spaltungen im Lande hervorgerufen worden wären. Die Bestürzung, welche die französische Regierung über den Ausgang dieses Anschlages nicht zu verläugnen vermocht habe, sei hiefür der deutlichste Beweis [34]).

Die Ansicht, welche damals so ziemlich allgemein die herrschende war, König Victor sei durch Frankreich aufgestachelt worden, seinen Sohn wieder vom Throne zu stoßen, sich selbst der Gewalt zu bemächtigen und dieselbe zu einem gemeinschaftlichen Einfalle mit Frankreich in die Lombardie zu benützen, mochte Ursache sein daß Eugen die Maßregeln Karl Emanuels wider seinen Vater doch milder beurtheilte, als er es sonst wohl gethan hätte. Denn er mußte auch seinerseits das Mißlingen der Absichten König Victors als ein Glück für den Kaiserhof ansehen. Und er durfte daraus den Schluß ziehen, daß durch diesen Vorfall Karl Emanuel dem Hofe von Versailles völlig entfremdet und in noch höherem Maße als bisher an den Kaiser gekettet werden würde.

Ueberzeugt von der Nothwendigkeit, diese Stimmung, die er bei Karl Emanuel voraussetzte, zu benützen, drang Eugen darauf, daß der General Graf Philippi, welcher eben damals von Turin abwesend war, schleunigst dahin zurückkehre. Er überbrachte ein Schreiben Eugens an den König, erfüllt von den Versicherungen wahrer und beständiger Freundschaft des Kaisers. „Sie sind zu wohl unterrichtet", schrieb ihm der Prinz, „über Ihre „eigenen Interessen und diejenigen ganz Italiens, um nicht zu erkennen, „daß nichts natürlicher, nichts nothwendiger ist als die Vereinigung beider „Höfe. Die Sorge für ihre gegenseitige Sicherheit sollte sie zu einer un„auflöslichen gestalten. Denn nur so sind sie im Stande, eben so gefähr„lichen als mächtigen Nachbarn zu widerstehen, welche aus tausend „Gründen weder der einen noch der anderen der beiden Mächte wohl„wollen [35])".

Mit der Versicherung seines lebhaften Wunsches, diese Einigung zwischen den Höfen von Wien und Turin sich zu einer dauernden gestalten zu sehen, mit den Ausdrücken wahrhafter Zuneigung und Ergebenheit schloß Eugen sein Schreiben. Es wurde von Karl Emanuel in gleicher Weise erwiedert [36]).

Solche Erklärungen führten jedoch nothwendiger Weise zu einer Erörterung der Mittel und Wege, durch welche ein Freundschaftsverhältniß, das der Kaiserhof aufrichtig wünschte und welches man auch in Turin zu begehren schien, zu gründen und zu befestigen wäre. Eugen bat den König, dem Grafen Philippi den Entwurf eines Bundesvertrages zwischen den beiden Höfen einzuhändigen, um hierüber in fernere Verhandlung treten zu können [37]).

Auch an den Marquis d'Ormea, jenen talentvollen Emporkömmling, welcher von König Victor aus unscheinbaren Lebensverhältnissen hervorgezogen, unter dessen Sohne und Nachfolger unbedingt die bedeutsamste Stelle in der Regierung einnahm, schrieb Eugen in gleichem Sinne. Indem er ihn seiner hohen Achtung versicherte und seiner Befähigung sowohl als seiner Gesinnung die schmeichelhaftesten Lobpreisungen spendete, sprach der Prinz die Hoffnung aus, der Marquis d'Ormea werde seinen großen Einfluß anwenden, um die Freundschaft zwischen dem Kaiser und dem Könige von Sardinien immer mehr zu befestigen. „Beide Höfe werden darin", sagte ihm der Prinz, „ihre Sicherheit und ihren Vortheil, Italien aber die einzige „Schutzwehr gegen die Gefahr finden, welche es bedroht. Wenn ich jemals „die Hoffnung gehegt habe, die beiden Staaten vollkommen geeinigt zu „sehen, so ist es unter einem Monarchen wie der König, und unter einem „Minister wie Sie es sind, welcher die Wirklichkeit vom eitlen Scheine „und das wahre Wohl unseres Hauses von falschen Vorurtheilen zu un„terscheiden versteht [38])".

Leicht mag es sein, daß diese zuvorkommende Sprache des Prinzen weniger der Ausdruck seiner Ueberzeugung von den wohlwollenden Absichten des Königs von Sardinien und des Marquis d'Ormea, als derjenige seines Bestrebens war, beide für die Sache des Kaisers zu gewinnen. Aber mit Worten, so wohlklingend sie auch lauten und so begründet sie sein mochten, ließ sich am Turiner Hofe nichts ausrichten. Gar bald zeigte es sich, daß König Emanuel, so feindselig er auch gegen seinen Vater aufgetreten war, hinsichtlich der auswärtigen Politik doch völlig in dessen Geiste handelte. Er hegte die gleiche Begierde nach Vergrößerung seines Landes, die gleiche Absicht, sich nicht auf die Seite desjenigen zu stellen, für welchen das offenbare Recht sprach, sondern dem Meistbietenden seine Freundschaft zu verkaufen und in dem Streite, dessen Ausbruch für eine

nicht allzuferne Zukunft vorherzusehen war, demjenigen beizustehen, welcher dafür die größten Vortheile versprach.

Es war ein Unglück für den Kaiser, daß während er allein nichts suchte als sich und seinem Hause den Besitz jener Erbländer zu wahren, welche kraft so vieler feierlich beschworner Verträge ihm angehörten, eine Kette von Nachbarstaaten ihn umgab, deren Fürsten mit einer Ländergier ohne Gleichen nach Vergrößerung ihres Besitzthums strebten, und diese Absicht einzig und allein auf Kosten des Hauses Oesterreich zu erreichen trachteten. Gleiches war auch von Seite Sardiniens der Fall. Bald zeigte es sich, daß trotz der oft wiederholten Versicherungen von Anhänglichkeit und Ergebenheit, welche Karl Emanuel und der Marquis d'Ormea aussprachen, ein Bündniß mit Sardinien nur durch eine neue Gebietsabtretung erlangt werden konnte. Hiezu war aber der Kaiser eben so schwer zu bewegen, als Eugen selbst ihm zu solchem Zugeständnisse nicht rathen konnte [39]). Es handelte sich gerade darum, dem Kaiser seine Erbländer zu erhalten, und nicht sie stückweise wegzuwerfen für Versprechungen, von denen noch überdieß höchst ungewiß war, in welcher Weise sie erfüllt werden würden.

Durch das allmälige Verschwinden der früher gehegten Hoffnung, als Preis seines Beistandes von dem Kaiser ein beträchtliches Stück Landes zu erlangen, wurde Karl Emanuel bewogen, den Einflüsterungen Frankreichs mehr und mehr sein Ohr zu leihen. Bald war es vergessen, daß Frankreich durch König Victors Wiedererhebung auf den Thron dessen Sohn von demselben zu verdrängen gesucht hatte. Waren ja doch die Zusagen Frankreichs wahrhaft glänzende zu nennen. Denn nicht auf seine eigenen Kosten, sondern auf diejenigen des Hauses Oesterreich wollte es Karl Emanuel bezahlt machen für die Hülfe, die er in dem Kriege wider den Kaiser zu leisten sich anheischig machte.

Am 7. September 1733 wurde das Bündniß Sardiniens mit Frankreich gegen das Haus Oesterreich unterzeichnet. Dennoch fuhr Karl Emanuel fort, mit dem Grafen Philippi, welchen er bis auf den letzten Augenblick über seine wahren Absichten zu täuschen gewußt hatte, über einen Allianzvertrag mit dem Kaiser zu unterhandeln. Erst als die französischen Truppen so nahe herangerückt waren, daß der König von den österreichischen Streitkräften, die sich in der Lombardie befanden, nichts mehr zu besorgen hatte,

warf er die Maske ab. Am 14. Oktober 1733 wurde dem Gesandten des Kaisers die Kriegserklärung zugestellt. Wenige Tage darauf verließ er Turin und begab sich, da man ihm die Erlaubniß versagte, zu Lande zu reisen, den Po hinab nach Mantua [40]).

Obgleich Eugen schon längst eingesehen hatte, daß seine frühere Meinung von Karl Emanuel und dem Marquis d'Ormea eine allzu günstige gewesen war [41]), so wurde er doch durch dieses treulose Benehmen des Turiner Hofes nicht wenig überrascht. Die lebhaften Verhandlungen desselben mit Frankreich hatten ihn zwar sehr beunruhigt; dennoch war er immer der Meinung gewesen, der König beabsichtige eigentlich nichts als die kaiserliche Regierung einzuschüchtern und sie zu den gewünschten Zugeständnissen zu drängen [42]). Er könne es nicht glauben, schrieb er noch wenige Tage bevor Karl Emanuel seinen Vertrag mit Frankreich wirklich abschloß, daß der König so weit gehen werde, seine Truppen mit denjenigen Frankreichs zu vereinigen, oder den letzteren auch nur den Durchmarsch durch sein Land zu gestatten. Das Beispiel des vergangenen Krieges und die Gefahr, in welcher König Victor sich befunden habe, seine Länder für immer zu verlieren, seien noch zu neu, um so schnell vergessen zu werden. „Und wenn auch," fuhr der Prinz fort, „es den beiden Monarchen gelänge „uns aus der Lombardie zu vertreiben, wer würde mehr hiebei verlieren „als dieser Fürst, der sich dann von allen Seiten von dem Hause Bourbon „umringt sähe, während wir außer Stand gesetzt wären, ihn gegen „die Bedrückungen in Schutz nehmen, welche sicher nicht ausbleiben „würden [43])".

So sehr hatte Eugen darauf gehofft, daß der König von Sardinien es mit seinen so oft wiederholten Freundschaftsversicherungen redlich gemeint habe, daß er noch am 14. Oktober 1733, an demselben Tage, an welchem des Kaisers Gesandter zu Turin die sardinische Kriegserklärung erhielt, den Schritt des Statthalters Grafen Daun billigte, welcher bei dem Anmarsche der französischen Truppen gegen die Grenze den Oberst von Berlichingen nach Turin absandte, um dem Könige den größten Theil der in der Lombardie befindlichen Streitkräfte zum Beistande wider Frankreich anzubieten [44]). Vierzehn Bataillone, vierzehn Grenadiercompagnien und zweitausend Pferde sollten unter dem Commando des Generals der Cavallerie Prinzen Friedrich von Württem-

berg auf den ersten Wink nach Piemont aufbrechen. Die plötzliche Abreise des sardinischen Gesandten Solar von Wien mußte jedoch den stärksten Verdacht erregen. Und als endlich die Nachricht eintraf von dem wiederholten Treubruche, welchen der Kaiserhof von Seite Sardiniens erleiden mußte, da zeigte sich Eugen durch diesen Schlag im Innersten verletzt. „Als Prinz des Hauses Savoyen," schrieb er dem Grafen Philippi, „schmerzt mich dieser Schritt des Königs, denn er hätte keinen thun können, „der seinem eigenen Wohle schädlicher wäre. Er und seine Nachfolger wer„den höchst wahrscheinlicher Weise Ursache haben, ihn schwer zu bereuen. „Aber so ist das Schicksal der Fürsten, welche sich von Ministern „leiten lassen, die ihre Privatinteressen denjenigen ihres Monarchen vor„ziehen [45])."

Fünfzehntes Capitel.

Während der Kaiser in seinen Erbländern rüstete, in Deutschland aber und in Italien unterhandelte, um einem Angriffe Frankreichs begegnen zu können, waren in Polen selbst die Dinge zur Entscheidung gekommen. Durch Verkleidung unkenntlich gemacht, war Stanislaus Leßczynski dorthin geeilt und in Warschau zum Könige gewählt worden. Dieses Ereigniß gab das Zeichen zum Einmarsche russischer Truppen in Polen. Unter ihrem Schutze wurde von der Gegenpartei der Kurfürst von Sachsen als August III. zum Könige gewählt. Stanislaus, von der Mehrzahl seiner Anhänger verlassen, floh nach Danzig, wo russische und sächsische Streitkräfte ihn belagerten. Ganz Polen unterwarf sich dem Könige August, der zu Ende des Jahres 1733 in Krakau feierlich gekrönt wurde.

Zwei Gründe waren es, welche den Kaiser abhielten, so wie es von Rußland geschah, auch seinerseits Truppen in Polen einrücken zu lassen. Er mochte nicht derjenige sein welcher den Frieden brach, und dadurch daß er nach keiner Seite hin als Angreifer auftrat, wollte er auch jede Unternehmung gegen seine eigenen Länder als offenbares Unrecht erscheinen lassen. Außerdem begriff er leicht daß es weit zweckmäßiger sei, seinen Streitkräften eine Stellung anzuweisen, in der sie wider den furchtbarsten Feind, wider Frankreich gebraucht werden konnten, als sie in Polen zu verwenden, wo die Russen und Sachsen vollkommen genügten, um der geringen Hindernisse Meister zu werden, welche sich dem Könige August entgegenstellten. Der Kaiser rief daher den größten Theil seiner Truppen aus Schlesien ab und ließ sie bei Pilsen ein Lager beziehen.

Aber die eine wie die andere Rücksicht erwies sich in gleicher Weise als wirkungslos. Dadurch, daß der Kaiser den Frieden nicht brach, ließ Frankreich, wenig um Recht oder Unrecht bekümmert, sich nicht beirren, seinerseits den ersten Schritt zur Eröffnung der Feindseligkeiten zu thun. Und die Zusammenziehung von Truppen bei Pilsen erschien ebenfalls nur als eine halbe Maßregel. Denn lange bevor dieselben an Ort und Stelle

eintrafen, hatte Frankreich den ersten Streich geführt, der es wider den Kaiser in unberechenbaren Vortheil setzte.

Um sich mit größerer Bestimmtheit den Sieg zu sichern, war Frankreich wie mit Sardinien, so auch mit Spanien in Verhandlungen getreten und hatte sich dessen Beistandes zum Kampfe wider das Haus Oesterreich vergewissert. Noch waren kaum zwei Jahre vorüber, seit Spanien mit dem Kaiser und England den Vertrag abgeschlossen hatte, in Folge dessen der Infant Don Carlos von Parma und Piacenza so wie von den toscanischen Festungen ungehindert Besitz nahm. Trotz dieser pünktlichen Erfüllung dessen, wozu der Kaiser sich anheischig gemacht hatte, zögerte König Philipp V., von seiner ehrgeizigen Gemahlin angetrieben, doch nicht im mindesten, den Frieden mit dem Kaiser zu brechen und sich zum Kriege wider ihn mit Frankreich zu vereinigen.

Die Wahl des Kurfürsten von Sachsen zum Könige von Polen gab das Zeichen zum Beginne der Feindseligkeiten. Obgleich die Truppen des Kaisers die polnische Grenze nicht überschritten, sondern die russischen Streitkräfte allein die Bekämpfung Leßczynski's unternommen hatten, so behauptete doch der König von Frankreich, durch die seinem Schwiegervater vom Kaiser zugefügte Schmach sei seine eigene Ehre verletzt, und durch gerechte Rache müsse er dieselbe wieder rein waschen vor aller Welt.

In diesem Sinne lautete das Kriegsmanifest, welches der französische Hof verbreiten ließ, um den Friedensbruch zu beschönigen. Es fiel dem Kaiserhofe nicht schwer es darzulegen, daß Frankreich die polnische Wahlsache nur als Vorwand benutzte zur Erneuerung seiner so oft wiederholten und nicht selten geglückten Versuche, die Macht des Hauses Oesterreich zu schwächen und seine eigene auf dessen Kosten zu erhöhen. Gleiches war von Seite Spaniens und Sardiniens der Fall, deren Manifeste noch überdieß mit so geringer Geschicklichkeit abgefaßt waren, daß sie auch das kurzsichtigste Auge über das eigentliche Vorhaben der Höfe von Madrid und Turin nicht zu täuschen vermochten.

An dem Tage an welchem die Nachricht von der Erwählung Augusts III. zum Könige von Polen in Versailles eintraf, ging an den Herzog von Berwick der Befehl ab, den Rhein zu überschreiten. Am 12. Oktober 1733 wurde der Uebergang bewerkstelligt und Kehl berannt. Ein Versuch, die Festung im ersten Anlauf zu nehmen, mißlang. Man schritt daher zu einer

förmlichen Belagerung, und am 29. Oktober capitulirte die Besatzung auf die Bedingung freien Abzuges nach Ettlingen.

Von weit größerer Bedeutung noch waren die Kriegsunternehmungen der Franzosen in Italien. Auch hier stellten sie an die Spitze ihrer Streitkräfte, wie sie es am Rheine gethan hatten, eine Berühmtheit aus dem letzten großen Kriege wider den Kaiser. Es war dieß Niemand geringerer als Eugens alter Gegner auf den Schlachtfeldern wie in diplomatischer Verhandlung, und zu gleicher Zeit sein langjähriger Freund, der Marschall von Villars.

Zwei Jahrzehnte hindurch hatte der wohlwollende Verkehr zwischen den beiden berühmten Feldherrn ununterbrochen fortgedauert. Seit den Tagen jener lebhaften Wortgefechte zu Rastadt, welche, statt sie einander zu entfremden, vielmehr den Grund ihrer Freundschaft legten, hatten sie sich zwar nicht wiedergesehen, aber auch keinen Anlaß unbenützt vorüber gehen lassen, sich gegenseitig Zeichen wohlwollender Erinnerung zu geben. Bald sprach der Marschall Villars dem Prinzen seinen lebhaften Antheil an dessen Siegen wider die Türken aus; bald forderte er ihn auf, ja gewiß zu persönlicher Ausübung seiner Statthalterschaft nach den Niederlanden zu kommen. Dann werde er, was die Politiker auch darüber sagen möchten, die Reise dorthin unternehmen, um ein fröhliches Wiedersehen zu feiern [1]). Hierauf empfahl er ihm wieder — im Juli 1724 — den Herzog von Richelieu, welcher sich als Frankreichs Botschafter an den Kaiserhof begab [2]). Endlich theilte er ihm freundschaftlichster Weise nähere Angaben über seine Lebensweise mit. Der Marschall rühmte dem Prinzen die Schönheit seines Hauses und seiner Gärten zu Villars, welche in seinen Augen um so größeren Werth hätten, als er zu den Kosten von sechzehn Millionen, die ihre Anlegung erforderte, auch nicht das Mindeste beigetragen habe. Mit der Geschwätzigkeit des Alters und der Selbstbewunderung des Franzosen brüstete er sich, daß er sich täglich nach Paris begebe, um der Oper beizuwohnen, und noch des Nachts wieder nach Versailles zurückkehre [3]).

Alle diese Mittheilungen wurden von Eugen in seiner gewohnten verbindlichen und zugleich bescheidenen Art erwiedert [4]). Und noch in demselben Jahre, in welchem der Krieg zwischen dem Kaiser und Frankreich ausbrach, beantwortete der Prinz ein Schreiben des Marschalls mit

lebhaften Versicherungen unveränderlicher Freundschaft. „Wie übrigens „alle menschlichen Dinge", sagte er ihm, „ihren Lauf und ihre Zeit haben, „so ist es wohl natürlich, daß wir beide nicht jünger werden. Daher freut „es mich besonders, daß Sie sich noch so kräftig fühlen, und ich verfehle „nie, mich bei den Personen welche von Paris kommen, nach Ihrer Ge„sundheit zu erkundigen, an der ich so großen Antheil nehme. Was die von „Ihnen berührten Weltsachen betrifft, so ist es mit denselben jetzt wie „allzeit beschaffen. Viele Plane, große Entwürfe und tausend geheime Um„triebe, welche nur darauf abzielen, die öffentliche Ruhe und das Glück „zu stören, dessen Europa so leicht genießen könnte, wenn man sich nicht „immer das Vergnügen machte es daran zu hindern. Was uns betrifft, „so wünschen wir nichts als das Unsrige zu behalten und sind weit entfernt „nach dem Gute Anderer zu streben. Daher erwarten wir auch ruhig die „Entwicklung der Scene, und wenn man uns angreift, so werden wir uns „so gut zu vertheidigen suchen als wir es im Stande sind [5])".

Der Augenblick, welcher gleichsam prophetisch hier angedeutet wird, war nun eingetreten, und beide Feldherrn, Eugen und Villars erhielten die Bestimmung, in dem großen Drama, welches begann, Hauptrollen zu übernehmen. Kaum war am Rheine der erste Schlag geschehen, so schickte Frankreich sich an, einen zweiten und noch kräftigeren in Italien zu führen. Am 25. Oktober 1733 verließ der Marschall Villars Fontainebleau. Am 6. November war er in Turin, am 11. bei den französischen und sardinischen Streitkräften, mit welchen König Karl Emanuel die Feindseligkeiten bereits begonnen hatte.

Es soll nicht bestritten werden, daß der Kaiserhof, ja Eugen selbst der Meinung waren, der Krieg werde nur am Rheine oder mit einem Angriffe auf Luxemburg, nicht aber zu gleicher Zeit in Italien beginnen. Die Erwartung, Sardinien seinen so oft wiederholten Versicherungen treu bleiben und nicht wider den Kaiser Partei nehmen zu sehen, trug zu dieser Täuschung das Meiste bei. Sie war Schuld, daß der Feldmarschall Graf Daun im August 1733 den Auftrag erhalten hatte, einige Regimenter aus der Lombardie zu dem Armeecorps abzusenden, welches bei Pilsen zusammengezogen wurde [6]). Und als endlich die Annäherung französischer Truppen an die italienische Grenze doch auf eine Unternehmung nach jener Seite schließen ließ, da meinte Eugen, seinem königlichen Vetter noch im-

mer keinen Treubruch zutrauend, Karl Emanuel werde den Franzosen den Durchzug durch sein Land nicht gestatten, und daher Frankreich sich hüten, bei so weit vorgerückter Jahreszeit noch den Kampf zu beginnen [7]).

Zu spät klärte das Benehmen des Königs von Sardinien den Irrthum auf, in welchem man sich ihm gegenüber befunden hatte. Sein plötzlicher Angriff auf die Lombardie traf die kaiserlichen Streitkräfte daselbst nicht gehörig vorbereitet zu ausreichender Vertheidigung. Und was das Uebel am ärgsten machte, war derselbe Umstand, der so oft schon dem Hause Oesterreich die tiefsten Wunden geschlagen hatte: die Uneinigkeit unter denjenigen, welche fest hätten zusammen halten sollen zur Erfüllung ihrer Pflicht, zur Vertheidigung der so sehr gefährdeten Interessen ihres Monarchen.

Der kaiserliche Feldmarschall Graf Wirich Daun und der General der Cavallerie Prinz Friedrich von Württemberg befanden sich an der Spitze der österreichischen Streitkräfte in Italien; Ersterer als Statthalter im Herzogthume Mailand, und Letzterer, jedoch in einem Verhältnisse der Unterordnung unter Daun, als Commandant der dort befindlichen kaiserlichen Truppen. Beide Generale bildeten den entschiedensten Gegensatz zu einander. Daun war ein Mann von großer kriegerischer Erfahrung und bedeutendem militärischen Rufe, wie er denn lange Zeit hindurch für den besten General des Kaisers nach Eugen und Guido Starhemberg galt. Aber er war sehr bejahrt, von äußerst geschwächter Gesundheit, unentschlossen, dabei aber doch eigensinnig und fremdem Rathe völlig unzugänglich. Der Prinz von Württemberg hingegen war jung, konnte sich an Erfahrung und Leistungen mit Daun in keiner Weise messen, und verdankte wohl zumeist seiner hohen Geburt und den hervorragenden Diensten seines Bruders Alexander die bedeutende Stelle, die er einnahm.

Obgleich Eugen, seinen Grundsätzen getreu, den beiden Generalen die Beobachtung des genauesten Einverständnisses zur Pflicht gemacht hatte, so war doch Niemand weiter davon entfernt als sie. Im letzten Augenblicke erst von ihrer früheren Ansicht zurückgekommen, der König von Sardinien meine es aufrichtig mit den Betheuerungen seiner Anhänglichkeit an das Kaiserhaus, begriffen sie nun Beide, er werde sich mit Frankreich verbinden und den Angriff auf die Lombardie binnen wenig Tagen eröffnen. Nun aber hegten sie eine völlig verschiedene Anschauung über die Art und Weise, in welcher die Vertheidigung zu organisiren sei. Daun wollte, um

den Gegner aufzuhalten, Novara und Pavia stark besetzen; der Prinz von Württemberg aber war dafür, die geringe Anzahl Truppen, welche überhaupt zu Gebote stand, nicht auf Besatzungen zu zersplittern, sondern dem Feinde wo möglich im freien Felde zu begegnen. Daun beharrte auf seinem Willen. Er warf drei Bataillone nach Novara, ebenso viele nach Pavia, und nur dreihundert Reiter ließ er dem Prinzen von Württemberg, um am Tessin den Anmarsch der Franzosen und Piemontesen zu beobachten [8]).

Natürlicher Weise war diese Streitmacht allzu gering, um die Verbündeten auch nur zu beunruhigen; viel weniger ihre Fortschritte aufzuhalten. Hiezu kam noch der damals so niedrige Wasserstand des Tessin, daß der Uebergang über denselben keinerlei Schwierigkeit bot. Bei der Annäherung der Feinde bereitete der Feldmarschall Graf Daun sich vor, Mailand zu verlassen. Vierzehnhundert Mann warf er als Besatzung in das dortige Castell; er selbst wich in ziemlich übereilter Weise bis Mantua zurück.

Ungehindert und ohne mit der Belagerung der Festungen Zeit zu verlieren, setzten die Verbündeten ihren Marsch fort. Kaum waren sie über den Tessin gegangen, so erschienen Deputirte aus Mailand, die Schlüssel ihrer Stadt zu überbringen und um Schonung für dieselbe zu bitten. Am 4. November, dem Namenstage des Kaisers, hielt König Karl Emanuel seinen feierlichen Einzug in Mailand. Ohne Freude daselbst aufgenommen, that er alles Mögliche, um den Adel und das Volk für sich zu gewinnen. Er ließ Steuern nach, deren Ertrag nicht ihm gehörte, und gab prächtige Feste, auf denen sogar der achtzigjährige Marschall Villars sich noch als Tänzer versuchte [9]).

Aber weder der König noch Villars vernachlässigten hierüber die militärischen Maßregeln. Nachdem sie sich Mailands versichert hatten, griffen sie die einzelnen Festungen des Landes an. Pizzighetone wurde von dem bejahrten General Livingstein schon nach wenig Tagen übergeben. Die Besatzung erhielt freien Abzug nach Mantua. Mit größerer Ausdauer widerstand der alte Feldmarschall Marquis Hannibal Visconti im Castelle von Mailand. Aber auch er sah sich gezwungen, am 30. Dezember die Uebergabe anzubieten. Am 2. Jänner 1734 verließ die schwache Besatzung mit allen Kriegsehren das Castell und zog gleichfalls nach Mantua.

Der Kaiser und Eugen waren von diesen Ereignissen in Italien auf's schmerzlichste betroffen. Sie konnten und wollten es sich nicht verhehlen,

daß durch den übereilten Rückzug des Feldmarschalls Grafen Daun und durch die schnelle Uebergabe Pizzighetone's die Ehre der kaiserlichen Waffen empfindlich gelitten hatte. Daun selbst schien einzusehen, daß sein Betragen nicht als vorwurfsfrei erscheinen könne, und er wandte sich unaufgefordert an den Kaiser mit der Bitte, sich vor ihm verantworten zu dürfen [10]).

Um ihm hiezu Gelegenheit zu gewähren, wurde Graf Daun abberufen und befehligt, sich einstweilen nach seinen Gütern zu begeben. Auch den Prinzen Friedrich von Württemberg wollte Eugen nicht länger in Italien lassen. Er wurde zu dem Heere versetzt, das sich in Deutschland gegen Frankreich versammelte. Der Feldmarschall Graf Mercy erhielt den Oberbefehl über des Kaisers Streitkräfte in Oberitalien.

Die unglücklichen Ereignisse in Deutschland und Italien hatten wenigstens das Gute, daß der Wiener Hof die Kriegsrüstungen mit rastlosem Eifer betrieb. Der Kaiser selbst suchte überall zu rascherer Thätigkeit anzuspornen, und Eugen, obgleich den ganzen Winter hindurch nicht unbedenklich leidend, versäumte nichts um das Vertrauen seines Herrn zu rechtfertigen. Erklärte ihm ja doch derselbe in jeder seiner zahlreichen Zuschriften, daß er sich, „vor Allem, ja einzig und allein auf Eugens Liebe, „Eifer und zweckmäßige Anstalten verlasse [11])".

Um auf so vielen Kriegsschauplätzen so zahlreichen und starken Feinden begegnen zu können, hielt der Prinz eine ansehnliche Vermehrung der kaiserlichen Streitkräfte für unerläßlich. Dieselben bestanden damals aus hundert siebenundfünfzig Bataillonen, worunter dreizehn fremde, die sich nur in kaiserlichem Solde befanden. Es gab dieß eine Gesammtstärke von hundertsiebzehntausend Mann Fußvolk. Die Reiterei zählte zweiunddreißig deutsche und drei Husaren-Regimenter. Durch sie wurde die Anzahl des ganzen Heeres auf hundertdreiundfünfzigtausend Mann vermehrt. So hoch sollte sie sich wenigstens belaufen, wenn die Bataillone und Reiterregimenter vollzählig gewesen wären. Der Abgang bei denselben war aber so beträchtlich, daß der Prinz, wenn er die Truppen abrechnete, welche zum Schutze Ungarns, Neapels, Siciliens und der Niederlande zurückbleiben mußten, nur vierzigtausend Mann verfügbar fand, um mit denselben im freien Felde zu erscheinen. Eugen drang also auf die Errichtung von sechs Infanterie-, einem Cavallerie- und zwei Husaren-

Regimentern. Er beantragte die unverzügliche Anwerbung von zwei Schweizer-Regimentern und zwei Graubündtnerischen Bataillonen.

„Man kann sich die Gefahr", erklärte der Prinz dem Kaiser, „nicht „groß genug vorstellen, und das Erzhaus hat sich noch niemals in einer „befunden, welche der gegenwärtigen gleicht. So bedeutend jedoch dieselbe „auch erscheint, so wenig ist der Muth sinken zu lassen, sondern Gottes „Segen anzurufen und dasjenige mit rechtem Ernst und Eifer anzugreifen, „was die Vernunft anräth, die Noth erfordert und die Möglichkeit zuläßt. „Doch ist hiebei kein Augenblick zu verlieren, indem Alles binnen vier „Monaten geschehen sein muß. Denn bricht der Feind einmal in die Erb„lande ein, so bleibt fast nichts übrig, als sich dem zu unterwerfen was er „vorschreibt. Außerdem muß es die Hauptsorge sein, den Krieg in einer „Weise zu führen, daß er baldigst zu Ende gehe. Denn sonst wird Frank„reich denselben größtentheils auf Eurer Majestät und des Reiches Unko„sten unterhalten, seine Intriguen in Deutschland fortsetzen, einen und den „andern von Eurer Majestät Alliirten von Ihnen abziehen und zuletzt „noch die Türken in's Spiel bringen, wodurch dann die ganze Lage unver„gleichlich schwieriger werden würde, als sie es jetzt ohnehin ist, während „wenn man mit rechtem Ernst es angreift, Frankreich wohl noch mit Bei„hülfe unserer Verbündeten zum Frieden zu zwingen sein wird [12])".

„Ich habe dem allen nichts beizusetzen", schrieb der Kaiser eigenhändig auf Eugens Bericht, „als Eurer Liebden vorsichtigen Eifer, Ihre Liebe „für meinen Dienst und Ihre Standhaftigkeit zu beloben. Eure Liebden „fahren hierin fort, damit ich und mein Haus Ihnen allzeit mehr schuldig „seien, wie ich denn auch immer erkenntlich sein werde. Nach diesen Ihren „eigenen und mit meiner Meinung vollkommen übereinstimmenden Ideen „ist vorzugehen, und werden mir es Eure Liebden beständig erinnern, wie „die Sachen fortschreiten, wo ein Aufschub eintritt und wie derselbe zu „beheben sein wird".

Nach Eugens Ansicht handelte es sich vor Allem darum, den Fortschritten des Feindes in Deutschland Einhalt zn thun. Deßhalb hatte schon bei dem Eintreffen der ersten Nachricht von dem Uebergange der Franzosen über den Rhein der Feldmarschall Prinz Ferdinand Albert von Braunschweig-Bevern den Befehl erhalten, mit den kaiserlichen Truppen, welche in einer Gesammtstärke von ungefähr dreißigtausend Mann bei Pilsen

standen, durch die Oberpfalz bis Ulm vorzurücken. Was Oberitalien betreffe, so müßten daselbst, erklärte der Prinz, wohl fünfzig Bataillone und zwölf Cavallerie-Regimenter dem Grafen Mercy zur Verfügung gestellt werden. Es sei zu hoffen, daß er mit einer solchen Streitmacht nicht nur die Feinde aus der Lombardie zu vertreiben, sondern auf piemontesischem Gebiete Eroberungen zu machen im Stande sein werde. Er sehe nicht ein, fuhr Eugen fort, warum der Kaiser nicht daran denken solle, seinen Feinden Land und Leute abzunehmen, und diesen Gewinn, um sich Bundesgenossen zu erwerben, an Andere zu verschenken. Es würde ja solches doch nur zum Nachtheile derjenigen geschehen, welche dem Kaiser ein Gleiches zu thun sich anmaßen wollten. Er bedauere nichts mehr, als daß er bei dem Stande der Dinge in Italien das Commando über die dortige Armee nicht selbst zu übernehmen im Stande sei. Aber wenn Gott, wie allerdings gehofft werden dürfe, des Kaisers gerechte Waffen segnen und es ihm möglich machen werde, den Treubruch Sardiniens zu strafen, so könne er als Prinz des savoyischen Königshauses nicht als Werkzeug hiezu dienen. „Dem Grafen Mercy werde ich jedoch", so lauteten Eugens Worte, „in „Allem was Eurer Majestät Dienst erheischt, treu an die Hand gehen; „auch wenn es zu einem Reichskriege kommt, oder der Kampf nach der „Mosel oder den Niederlanden sich ziehen sollte, mit eben der Freude mein „Leben darbringen, mit der ich es jederzeit willig für Eure Majestät auf„geopfert habe. Denn ich erkenne es nur allzuwohl, daß dieses die Krisis „für das durchlauchtigste Erzhaus ist, von welcher dessen künftiges Glück „oder Unglück abhängt, weßhalb mit um so größerem Muthe und uner„schütterlicher Standhaftigkeit zum Werke zu schreiten ist."

„Was Eure Liebden wegen Ihrer eigenen mir liebsten und schätzbaren „Person melden", schrieb der Kaiser eigenhändig auf Eugens Vortrag, „da verlasse ich mich ohnehin allein und völlig auf Sie. Ich habe ja wegen „der Gegenwart und der Vergangenheit alle Erkenntlichkeit und Liebe zu „Ihnen, und bin sicher, daß wo Sie sind, es allzeit um meinen Dienst am „besten bestellt sein wird. Doch sind Sie mir auch hier so nothwendig und „lieb, daß ich Sie nie, außer bei dringendster Noth, selbst in das Reich oder „die Niederlande — wo endlich wohl Ihre Person nöthig sein dürfte — von „mir lassen werde. Sonst bin ich mit Eurer Liebden vernünftigen und eif„rigen Dispositionen sowohl wegen Wälschland als hier und im Reich völlig

„einverstanden, und wiederhole es nur, daß ich mich gänzlich auf Eurer „Liebden Eifer, Erfahrung und Liebe verlasse, welche besorgen werden, „daß Alles zu rechter Zeit befolgt werde [13])".

Als Oberbefehlshaber der kaiserlichen Heere that Eugen Alles was möglich war, um dieselben in den Stand zu setzen, dem Feinde mit Kraft begegnen zu können. Als Staatsmann aber begriff er, daß nicht viel weniger darauf ankomme, die Zahl der Gegner zu lichten, und wenn es noch ausführbar erscheine, den Einen oder den Andern, der noch nicht offen wider den Kaiser Partei genommen habe, auf dessen Seite herüber zu ziehen.

Der Kurfürst Karl Albrecht von Baiern war es, welchen der Prinz vorzugsweise im Auge hatte, wenn er davon sprach, daß die Eroberungen in Italien dazu angewendet werden sollten, sich aus bisherigen offenen oder versteckten Gegnern Verbündete zu gewinnen. Doch war geringe Rechnung darauf zu machen. Nicht um Erwerbungen in Italien, sondern um solche in Deutschland schien es dem Kurfürsten zu thun. So feindselig war er wider das Kaiserhaus gestimmt, daß er sogar gegen den Obersten Marquis Botta, welchen Prinz Bevern aus Anlaß des Durchmarsches durch die Oberpfalz an ihn abgesendet hatte, seine Freude über die Fortschritte der Franzosen nicht zu verbergen vermochte. Aber die Stimmung seines Volkes, welches nichts hören wollte von einer Parteinahme wider den Kaiser, legte ihm Zurückhaltung auf und ließ immerhin einige Hoffnung übrig, daß er durch die Aussicht auf Erwerbungen in Italien bewogen werden könnte, dem Kaiser gewaffneten Beistand zu leihen [14]).

In fast noch höherem Maße als die Gewinnung des Kurfürsten von Baiern lag dem Prinzen die Sorge am Herzen, daß die Alliirten des Kaisers und vor Allem die Seemächte rechtzeitig die bundesmäßige Hülfe zu leisten bereit seien. In drängendster Weise schrieb er an die Grafen Kinsky und Uhlefeld, Oesterreichs Gesandte in London und im Haag. Denn das Benehmen der Bevollmächtigten Englands und Hollands in Wien gab zu den größten Befürchtungen Anlaß. Mit nachdrucksvollen Worten hatte insbesondere Robinson noch während der Verhandlungen mit Sachsen für den Fall eines Krieges die kräftigste Beihülfe Englands in Aussicht gestellt [15]). Auch der hannover'sche Bevollmächtigte Dieden erging sich in den gleichen Versicherungen; jetzt aber wollte keiner mehr von einer solchen

Zusage etwas hören. „Wenn ein so unverantwortlich schändliches Com„plott", schrieb Eugen dem Grafen Uhlefeld, „als Spanien, Frankreich „und Sardinien wider Ihre kaiserliche Majestät gemacht haben, kein „casus foederis sein soll, so hört Treue und Glauben fernerhin auf, und „es wird unnöthig Allianzen zu schließen. Wie könnte das ohnehin schon „allzuschwache Gleichgewicht Europa's noch ferner bestehen, wenn man „dem Hause Bourbon, nachdem es bereits der spanischen Monarchie sich „bemächtigt hat, auch noch eine dritte Krone in Italien wollte zu Theil „werden lassen. Für das gemeinsame Beste hat sich das Erzhaus bei so viel„fältigen Gelegenheiten jederzeit geopfert, und wird auch jetzt das Aeußerste „thun. Sollte es sich aber von seinen Verbündeten verlassen sehen, so „müßte es sich, wenn gleich wider seinen Willen zu Dingen entschließen, „welche dieselben bereuen dürften [16])."

Auch gegen Philipp Kinsky sprach Eugen sich in gleichem Sinne aus. „Es war größentheils auf das Begehren Englands", schrieb er ihm, „daß „der Kaiser es unternommen hat, die Wahl des Kurfürsten von Sachsen „zum König von Polen zu unterstützen. Einzig und allein aus Rück„sicht auf England hat er seine Zustimmung zur Zulassung der Spanier „nach Italien, und zwar zu einer Zeit ertheilt, in welcher er von den „Verbündeten von Sevilla nicht nur nichts zu fürchten hatte, sondern von „jedem derselben abgesondert angegangen wurde, sich mit ihm zu vereinigen. „Ohne zu schwanken, zog er die Freundschaft Englands derjenigen der übri„gen Mächte vor. Aus Rücksicht für die britische Regierung opferte er den so „beträchtlichen Vortheil, welchen das Bestehen der Ostendischen Compagnie „ihm gewährte. Doppelt traurig wäre es daher, wenn als Preis für so „viele Zugeständnisse der Kaiser sich von dem Verbündeten, auf welchen „er am meisten zählte, nur wenig oder gar nicht unterstützt sehen würde. „Die Anstrengungen, die wir machen, überschreiten weit unsere Kräfte. „Sie sind der Art, daß wir sie nicht fortsetzen können, ohne binnen kurzem „des Kaisers Erbländer zu Grunde zu richten, welche schon für das gegen„wärtige Jahr eine außerordentliche Last von mehr als achtundzwanzig „Millionen zu tragen haben werden. Zu glauben, daß der Kaiser einer „solchen Bürde gewachsen sei, und für sich allein dem Hause Bourbon die „Spitze zu bieten vermöge, hieße sich mit Unmöglichem schmeicheln. In der „Lage in welcher derselbe sich befindet, kann er sich nicht mit wohlklingen-

„den Worten abfertigen lassen. Er bedarf aufrichtiger und schleuniger Zu„sicherungen, welche in Verhältniß stehen zu der Gefahr, die ihn von allen „Seiten her bedroht. Und während er selbst Alles thun wird, um die allge„meine Freiheit zu retten, ist es unerläßlich daß die übrigen Mächte, welche „an dieser Freiheit gleiches Interesse haben, hiezu ihrerseits mit dem „nöthigen Nachdrucke mitwirken. Mit dem Verluste Italiens kann eben„sowenig das Gleichgewicht Europa's als der Handel der Seemächte fort„bestehen. An diese wird die Reihe kommen, wenn Frankreich und Spanien „einmal das Haus Oesterreich erniedrigt haben werden. Denn es ist gewiß „nicht wider den Kaiser, daß Frankreich fünfzig Linienschiffe, daß Spanien „ebensoviele ausrüstet, und der Cardinal Fleury, sparsam wie er ist, wird „sich zu einer so ungeheuren Ausgabe höchst wahrscheinlicher Weise nicht „ohne guten Grund herbeilassen [17])".

So beredt diese Worte des Prinzen auch sein mochten, so blieben sie doch bei den Seemächten ohne Erfolg. Die Generalstaaten beantworteten sie damit, daß sie einen Neutralitätsvertrag mit Frankreich abschlossen, durch welchen letzteres sich anheischig machte, die österreichischen Niederlande, außer wenn es von dort aus angegriffen werden sollte, nicht mit Krieg zu überziehen. England aber behauptete, ohne die Mithülfe Hollands sich an dem Kampfe wider Frankreich und Spanien nicht betheiligen zu können.

Nicht viel glücklicher als bei den Seemächten war der Kaiser bei Preußen. Denn wie immer in Zeitpunkten, in welchen rascher Entschluß und entschiedenes Handeln am Platze gewesen wären, kam ein rathloses Schwanken in die Haltung des Königs, welches verursachte, daß man seinen Freundschaftsversicherungen keinen Werth beilegte, seine Drohungen nicht fürchtete. Aehnliches war auch jetzt wieder der Fall. Während er den französischen Gesandten zu Berlin, Marquis von Chetardie, mit einer Auszeichnung behandelte wie keinen seiner Vorgänger, erklärte er dem Kaiser, ihm nicht nur mit der im Allianztractate festgesetzten Zahl, sondern mit seiner gesammten Truppenmacht Beistand leisten zu wollen. Die Bedingung jedoch, an welche er dieses Anerbieten knüpfte, machte dasselbe wieder völlig werthlos. Er wollte nach dem Niederrheine marschiren und dort, wie er sich ausdrückte, sein Land bedecken. Daß es Niemanden daselbst gab, der es bedrohte, machte ihn hiebei nicht irre. Zu Wien aber mußte

man glauben, der König handle in einem gewissen Einverständnisse mit Frankreich, und die beabsichtigte Zusammenziehung aller seiner Truppen bei Wesel, während die Franzosen den Südosten von Deutschland bedrohten, sei eben nichts anderes als eine verkappte Neutralität.

Nur eine Zusammenkunft mit Eugen sei im Stande, so berichtete Seckendorff dem Prinzen, den König von diesem Gedanken abzubringen. Friedrich Wilhelm selbst äußerte das Verlangen, Eugen zu sprechen, und er bezeichnete das Lager von Pilsen als den geeignetsten Ort hiezu. Offenbar hegte er dabei die leicht begreifliche Nebenabsicht, sich persönlich von dem Zustande der kaiserlichen Truppen zu überzeugen und ein Urtheil über das zu fällen, was sich von ihnen im Kampfe gegen die Franzosen erwarten ließe.

Höchst ungern entschloß sich Eugen, seine Bereitwilligkeit zu der Zusammenkunft in Pilsen zu erklären. Sein hohes Alter — er hatte die siebzig damals schon überschritten — seine zunehmende Kränklichkeit erschwerten es ihm, sich zu einer so beschwerlichen Reise in rauher Jahreszeit anheischig zu machen. Aber auch jetzt trat die Rücksicht auf das eigene Wohl in den Hintergrund vor derjenigen auf das Interesse seines kaiserlichen Herrn. Er ließ dem Könige den Entschluß ankündigen, sich gleich nach dem Eintreffen der Nachricht von der Eröffnung der Feindseligkeiten durch die Franzosen auf den Weg nach Pilsen zu machen.

Er werde zu diesem Schritte, so schrieb Eugen an Seckendorff, durch die Nothwendigkeit bewogen, mit Bestimmtheit zu wissen, woran man mit Preußen sei und ob man auf dessen Beistand zu zählen habe. „Denn ist „der König", bemerkte der Prinz, „im Herzen noch wohlgesinnt und bloß „durch falschen Argwohn irre gemacht, so könnte ihm dieser benommen „und er wieder auf den rechten Weg gebracht werden. Man hätte sodann „dasjenige erreicht, was man wünscht, und es würden die Reichsstände, „welche für das allgemeine Beste gestimmt sind, ebensosehr aufgemuntert „als die Uebelgesinnten abgeschreckt und im Zaume gehalten. In dem zweiten Falle aber, wenn der König sich wider Verhoffen zu dem, was seine „allianzmäßige Schuldigkeit erfordert, nicht bequemen will, weiß man „wenigstens woran man ist, um für jetzt und die Zukunft die geeigneten „Maßregeln darnach zu nehmen [18])".

Die feierliche Erklärung, welche Friedrich Wilhelm um jene Zeit — am 6. September 1733 — schriftlich an Seckendorff richtete, daß

wenn die österreichischen Truppen in Polen nicht einrückten und Frankreich dennoch die Feindseligkeiten eröffnete, das entschiedene Recht auf der Seite des Kaisers sei [19]), mußte der Hoffnung des Wiener Hofes, daß der König sich der ihm obliegenden Hülfeleistung nicht entziehen werde, neue Nahrung geben. Und nachdem Frankreich wirklich, ohne daß der Fuß eines kaiserlichen Soldaten den polnischen Boden berührt hatte, den Frieden brach, beauftragte Eugen den Grafen Seckendorff, den König zu schleunigster Absendung des tractatmäßigen Hülfscorps von zehntausend Mann aufzufordern. An demselben Tage, an welchem er dieß schreibe, bemerkte der Prinz — am 21. Oktober 1733 — verlasse das kaiserliche Heer sein Lager bei Pilsen. Mit den braunschweigischen, würzburgischen und gothaischen Truppen, welche während des Marsches zu demselben stoßen würden, dann mit der preußischen Streitmacht, an deren Absendung man nicht zweifeln wolle, werde man mit Gottes Hülfe im Stande sein, den Fortschritten der Franzosen für dieß Jahr zu steuern [20]).

Von der beabsichtigten Zusammenkunft des Königs mit Eugen war von keiner Seite mehr die Rede. Aber eine andere Erklärung gab der Prinz ab, von welcher man eine günstige Wirkung auf Friedrich Wilhelm erwarten durfte. Wenn der König, so schrieb er an Seckendorff, wie er es angeboten habe, für das künftige Jahr seine ganze Armee zu dem Kriege gegen Frankreich stellen wolle, so werde es nicht den mindesten Anstand haben, daß er dann selbst den Oberbefehl über das vereinigte Heer Oesterreichs und Preußens erhalte. „Ich aber werde mir eine Ehre „daraus machen," fügte Eugen hiezu, „unter Seiner königlichen Majestät „bei demselben zu dienen [21])".

So schmeichelhaft dem Könige auch der Antrag des Prinzen erscheinen mochte, so war er doch zu bescheiden, um darauf einzugehen, daß ein Eugen seinen Befehlen sich unterordne. Er könne so etwas nicht verlangen, erwiederte Friedrich Wilhelm, als Seckendorff die Sache ihm vortrug. Wenn es aber dazu kommen sollte, daß man so ansehnliche Heere aufzustellen im Stande wäre, so könnte ihm nichts erwünschter sein als eine Einrichtung, wie sie seiner Zeit in den Niederlanden bestanden habe, wo Eugen die eine, Marlborough aber die andere Hälfte des vereinigten Heeres befehligte [22]).

So tröstlich diese Erklärungen des Königs auch klingen mochten, so wurde der Werth derselben doch gleich wieder dadurch herabgedrückt, daß

er sich durchaus nicht bereit finden ließ, das Hülfscorps von zehntausend Mann zu dem Heere zu beordern, welches unter den Befehlen des Prinzen von Bevern durch die Oberpfalz gegen Ulm vorrückte. Vor dem Monate März des künftigen Jahres werde er keinen Mann aufbrechen lassen, erklärte er dem Grafen Seckendorff und blieb dabei, was man ihm auch von seinen bundesmäßigen Verpflichtungen sagen mochte. Den Argwohn, den diese Haltung in Wien erregen mußte, nährte er durch lebhaften Verkehr mit Chetardie, der ihm in Frankreichs Namen die glänzendsten Versprechungen machte, freilich ohne an deren wirkliche Erfüllung auch nur im entferntesten zu denken. Dadurch endlich, daß er sich jetzt plötzlich des Herzogs Karl Leopold von Mecklenburg annahm und zu dessen Unterstützung Truppen in dieses Land einrücken ließ, hielt er auch den König Georg II. von England ab, als Kurfürst von Hannover dem Kaiser Hülfsvölker zuzusenden [23]).

Bei solcher Haltung des Königs von Preußen war es begreiflich, daß man auch die Rathschläge, welche er dem Wiener Hofe ertheilte, daselbst nicht als wohlgemeinte ansah, und weit entfernt war darauf zu hören. Um so weniger war dieß der Fall, als Friedrich Wilhelm von beträchtlichen Zugeständnissen, welche man mit der Ehre Oesterreichs für unvereinbar hielt, und von der Abtretung weit ausgedehnter Länder sprach, die der Kaiser seinem Hause zu erhalten hoffte. „Laßt Stanislaus auf dem polnischen Throne", schrieb der König an Seckendorff [24]), und forderte damit etwas geradezu Unmögliches. Denn nach der Wahl des Kurfürsten von Sachsen zum Könige, nach dem Einmarsche der Russen in Polen lag es ja gar nicht mehr in der Macht des Kaisers, das was dort vorgefallen war, ungeschehen zu machen. „Laßt euch die Lombardie und Parma geben", fuhr Friedrich Wilhelm fort, „gebt Sicilien und Neapel an Don Carlos; etwas muß „auch der Schelm Sardinier haben, weil ihr es versprochen habt in der „alten Allianz; alsdann profitirt ihr noch."

So schimpfliche Vorschläge mußten den Wiener Hof mit Entrüstung erfüllen und ihn in dem Verdachte bestätigen, daß der König von Preußen in geheimem Einverständnisse mit Frankreich handle [25]). Sonst könnte er nicht, so glaubte man, nach jeder Richtung hin zu einer Nachgiebigkeit rathen, welche der Ehre wie dem Vortheile des Kaiserhauses in gleicher Weise zum Schaden gereiche. Hinsichtlich der Hauptveranlassung des

Krieges, der polnischen Königswahl, Frankreichs Begehren zu erfüllen, und statt dafür von einer andern Seite Schadloshaltung zu empfangen, nicht nur ganze Königreiche hintanzugeben, sondern noch überdieß einen neuen Theil des lombardischen Gebietes an Sardinien abzutreten und es dadurch seinem eingestandenen Ziele, sich nach und nach des ganzen Herzogthumes Mailand zu bemächtigen, um einen starken Schritt näher zu bringen, das schien in der That allzuviel verlangt. So weit waren die Vortheile, welche Frankreich errungen hatte, so beträchtlich sie auch sein mochten, doch noch nicht gediehen, um solche Rathschläge zu rechtfertigen. Aus dem Munde eines Mannes aber, der sich einen Freund des Kaisers nannte, konnten sie nicht dazu führen, den Letzteren zur Nachgiebigkeit zu vermögen, sondern sie mußten vielmehr die Freundschaft desjenigen verdächtigen, der sich nicht scheute sie zu ertheilen.

Eben so sehr wie durch diese Aeußerungen verletzte der König von Preußen den Wiener Hof durch die Haltung, welche er in Bezug auf das Bestreben des Kaisers annahm, das deutsche Reich zur Kriegserklärung zu vermögen. Mit äußerstem Nachdrucke betrieb man zu Wien diese Angelegenheit. Nicht nur an diejenigen deutschen Fürsten, deren Ergebenheit für den Kaiserhof bekannt war, sondern auch an dessen Gegner hatte man Abgesandte geschickt. Die Ersteren trachtete man in ihrer Anhänglichkeit zu bestärken, hinsichtlich der Letzteren aber wenigstens einen Versuch zu machen, sie von der Seite Frankreichs, der sie sich zuneigten, auf diejenige des Kaisers herüberzuziehen. So begab sich Feldmarschall Graf Königsegg zu den Kurfürsten von Baiern und Köln, Graf Ferdinand Kuefstein aber zu dem Kurfürsten von der Pfalz. Doch blieben ihre Bemühungen fruchtlos. Die drei Kurfürsten und der Bischof von Regensburg waren die einzigen deutschen Fürsten, welche der Kriegserklärung wider Frankreich nicht beistimmten, sondern vielmehr feierlichen Protest dagegen erhoben.

So weit ging nun allerdings der König von Preußen nicht. Er ertheilte der Kriegserklärung seine Zustimmung, jedoch nur unter dem Vorbehalte, weder jetzt noch künftig zu irgend einer Leistung zum Reichskriege, weder an Geld noch an Truppen verbunden zu sein. So halsstärrig beharrte er hierauf, daß der Kaiser sich herbeilassen mußte, ihm die Stellung der Kriegsmannschaft nachzusehen, welche er außer der Bundeshülfe noch zum Reichsheere zu geben hatte. Hiedurch wurde in gewisser Weise der Allianztractat vom

Jahre 1728 wirkungslos gemacht. Denn wenn derselbe auch nicht bestanden hätte, so wäre doch Preußen verpflichtet gewesen, nahezu die gleiche Truppenzahl als Reichscontingent wider Frankreich in's Feld zu stellen. Und außerdem war noch die Vergünstigung, welche Preußen gewährt wurde, eine Quelle von Verlegenheiten für den Kaiser. Denn nicht nur Baiern, Köln und Pfalz, sondern jeder andere säumige Reichsfürst, und deren gab es zu allen Zeiten in genügender Anzahl, wies auf Preußen hin, wenn er selbst seinen Verpflichtungen sich entziehen wollte.

Dadurch, daß es dem Kaiserhofe gelang, die Kriegserklärung des deutschen Reiches wider Frankreich zu erwirken, wurde ihm für den bevorstehenden Kampf immerhin eine wesentliche Unterstützung zu Theil. Aber Karl VI. mußte dieselbe mit beträchtlichen Summen erkaufen, welche er an verschiedene deutsche Fürsten vertheilen ließ, um ihrer Stimmen versichert zu sein. Hiezu, weit mehr aber noch zur Anwerbung und Ausrüstung der Truppen so wie zur Kriegführung bedurfte man großer Geldbeträge, welche dem kaiserlichen Staatsschatze nicht zur Verfügung standen. „Ohne „Geld können die Armeen, ohne die Armeen aber des Kaisers Erbländer „nicht erhalten werden", hatte Eugen längst in der Conferenz erklärt, und schon zur Mobilmachung des Heeres verlangte der Prinz die Summe von anderthalb Millionen [26]).

Die Thätigkeit, welche der Wiener Hof entwickelte, um die erforderlichen Beträge flüssig zu machen, war in der That eine außerordentliche zu nennen. Er wurde hiebei von den kaiserlichen Erbländern mit größter Aufopferung unterstützt. Die Geistlichkeit, der Adel, wohlhabende Privatpersonen wetteiferten in der Entrichtung namhafter Beisteuern. So gaben, abgesondert von den Leistungen der einzelnen Provinzen, die Prälaten von Oesterreich ob und unter der Enns eine halbe Million. Von denjenigen Böhmens verlangte man dreimalhunderttausend Gulden, von den Prälaten Innerösterreichs die gleiche Summe. Die Jesuiten in Böhmen werden, so heißt es in dem betreffenden Protokolle, hundertfünfzigtausend, diejenigen in Oesterreich hunderttausend Gulden wohl nicht zu viel finden. Die Familie Liechtenstein schoß hundertfünfzig, Graf Gallas hunderttausend, Graf Waldstein siebzigtausend Gulden vor. Der Proviantcommissär Schilling erlegte für sich allein fünfzigtausend Gulden, und eben so viel wurde von der steirischen Eisengewerkschaft aufgebracht.

So beträchtlich diese Summen auch waren, so genügten sie doch nicht von fern dem Bedürfnisse. Man schritt daher neuerdings zu dem schon so oft betretenen Auswege der Anleihen. Auf das sogenannte Vicedomamt zu Wien trachtete man dreimalhundertfünfzehntausend, auf die tirolischen Cameralgefälle dreimalhunderttausend Gulden aufzunehmen. Und der Hofkammerrath von Prandau, von dessen Eifer und Geschicklichkeit man sich die besten Erfolge versprach, wurde nach Holland entsendet, um auf die kaiserlichen Quecksilberbergwerke eine, auf die schlesischen Landeseinkünfte aber zwei Millionen Thaler zu erhalten. In England, der Schweiz, in Genua und Portugal wurden Anleihen contrahirt.

Der wichtigste Schritt, zu welchem der Kaiser sich entschloß, bestand aber in der Ausschreibung einer Vermögenssteuer. „Es ist beobachtet „worden", heißt es in dem betreffenden Conferenzprotokolle[27]), „daß es nur „wenige Länder in der Welt gibt, wo nicht eine solche Steuer sogar in „Friedenszeit eingeführt ist. Der Reiche genießt gleich dem Armen, ja „gewissermaßen noch weit mehr den kaiserlichen Schutz. Warum sollte er „dann von seinen eigenen Einkünften, keineswegs aber von denjenigen seiner „Unterthanen nicht einen Antheil an den nothwendigen Ausgaben des „Staates tragen, da ihm dieß doch viel weniger empfindlich als dem „Armen fällt"?

Durch diese und ähnliche Mittel, wie durch die Einziehung zahlreicher Besoldungen und Pensionen wurden wirklich die Summen herbeigeschafft, welche nöthig erschienen, um wenigstens das erste Jahr hindurch die Kosten des Krieges zu bestreiten. Nicht nur die Heeresmacht des Kaisers selbst war ansehnlich verstärkt worden, auch zahlreiche Hülfstruppen verschiedener deutscher Fürsten hatte man in österreichischen Sold genommen. So durfte man hoffen, daß wenn Jeder seine Verpflichtungen redlich erfüllte, es trotz der unglücklichen Ereignisse, welche im Spätherbste des Jahres 1733 in Deutschland und Italien eingetreten waren, dennoch gelingen könne, nicht nur ferneres Vordringen der Feinde zu hintertreiben, sondern ihnen ihre Eroberungen wieder abzunehmen, ja vielleicht solche für den Kaiser zu machen.

Die sicherste Gewähr für einen glücklichen Erfolg des Kampfes lag in den Augen der Mehrzahl darin, daß Eugen selbst, wie er längst sich angeboten hatte, den Oberbefehl über das kaiserliche Heer in Deutschland übernahm.

Es soll in keiner Weise geläugnet werden, daß der Prinz sich um jene Zeit nicht mehr im vollen, ungeschwächten Besitze der Kräfte befand, welche ihm in den Tagen seiner Jugend und seines Mannesalters eigen gewesen waren. Er gehörte nicht zu jenen wenigen, aber glücklichen Greisen, denen die Last der Jahre nichts anzuhaben vermag, und welche, wie wir noch in unseren Tagen ein einzig dastehendes glänzendes Beispiel gesehen haben, erst in einem Alter, zu dem die Mehrzahl der Menschen niemals gelangt und in welchem der Körper derjenigen, die es erreichen, gebrochen dem Grabe sich zuneigt, ihre höchsten Triumphe feiern. Daß dieß bei Eugen nicht der Fall war, kann jedoch nicht Verwunderung erregen, sondern das Gegentheil hätte fast wie etwas Uebernatürliches angesehen werden müssen. Abgesehen davon, daß der Prinz niemals von fester Gesundheit war, daß er immer mit Brustübeln und Lungenleiden zu kämpfen hatte, muß dasjenige in's Auge gefaßt werden, was er während der Zeit seines Lebens mit seinem an sich nicht starken Körper geleistet und ertragen hatte, um zu begreifen, daß auch eine weit größere körperliche Kraft unter solcher Aufgabe erliegen mußte.

Und wirklich fehlt in jetziger Zeit der Maßstab völlig, welchen man an ein so reich bewegtes Leben anlegen könnte, an ein Leben so voll Anstrengungen und Gefahren, wie dasjenige Eugens war. Nicht weniger als einunddreißig Feldzüge hatte er mitgekämpft, deren fast unabsehbare Reihe nur durch die Jahre, die zwischen dem Abschlusse des Carlowitzer Friedens und dem Ausbruche des spanischen Successionskrieges, und dann durch diejenigen unterbrochen ward, welche zwischen dem Rastädter Frieden und dem Ausbruche des zweiten Türkenkrieges innelagen. Zu oft wiederholten Malen war er, und darunter lebensgefährlich verwundet worden. Kälte und Nässe, unerträgliche Hitze hatte er gleichmäßig ertragen und sich dabei niemals geschont, sondern immer das Aergste auf sich genommen. Und als nun endlich die Reihe der Kriege geschlossen, und wie es sonst bei Feldherrn der Fall ist, die Zeit des Ausruhens gekommen schien, da begann erst für Eugen diejenige unabläßiger geistiger Anstrengung auf dem Felde staatsmännischer Thätigkeit. Anfangs in mancher Weise verletzt und gekränkt, dann aber zu solchem Ansehen, zu so unbeschränktem Vertrauen beim Kaiser gelangt, daß er fast allein die ganze Last der Geschäfte trug, trat für den Prinzen niemals die Zeit der Ruhe ein, deren jeder

Körper bedarf, um sich zu erholen und wieder Kräfte zu sammeln zu erneuertem Wirken.

Hiezu kam noch, daß der Prinz sich diese Art von Geschäften keineswegs leicht nahm. Er wollte sie mit eben der Pünktlichkeit vollzogen wissen, mit welcher er jeder ihm obliegenden Verpflichtung nachkam. So weit ging er in dieser Genauigkeit, daß er sogar niemals, obwohl sonst durchaus kein Freund größerer Feste, vom Hofe wegbleiben wollte, wenn irgend eine Feierlichkeit seine Gegenwart daselbst zu fordern schien. Und was die Staatsgeschäfte betraf, so suchte sich zwar Eugen die Last derselben einigermaßen dadurch zu erleichtern, daß er nur die wichtigsten Dinge sich selbst vorbehielt. Doch auch diese Geschäftsbesorgung fiel ihm, wie er in einem Briefe an den Marschall Villars unumwunden gesteht [28]), ziemlich schwer, weil er nicht von Jugend auf an eine solche Art der Thätigkeit gewöhnt war. Die zahlreichen dringenden Schreiben, welche der Kaiser eigenhändig an den Prinzen richtete und worin er ihn angelegentlich bat, doch seine Kräfte zu schonen, sich nicht durch allzu angestrengte Arbeit völlig zu erschöpfen und zu bedenken, daß im Vergleiche mit seiner Gesundheit Alles andere nur von geringem Werthe sei, zeigen einerseits Karls liebevolle Sorgfalt für Eugen, und andererseits die rastlose Thätigkeit, welcher der Prinz sich hingab. Sie beweisen aber auch, wie schlecht es mit ihm stand und wie sehr seine Kräfte in der Abnahme begriffen waren [29]).

Obgleich man sich hierüber keiner Täuschung hingeben konnte, dachte doch Niemand nur einen Augenblick daran, daß einem Andern als Eugen der Oberbefehl über die Armee am Rheine übertragen werden könnte. Der Zauber seines Namens hatte noch nichts von seinem früheren Glanze verloren, und so groß war das Vertrauen welches er im Volke wie im Heere genoß, daß wie Bartenstein bezeugt, Niemand den Muth besessen hätte zu irgend einer Maßregel, welche den Prinzen von der Leitung der kriegerischen Unternehmungen fern gehalten haben würde [30]).

Mehr noch als an dem Muthe hiezu fehlte es jedoch an der Absicht und dem Willen zu einem solchen Schritte. Denn derjenige, von welchem derselbe hätte ausgehen müssen, der Kaiser selbst war gleichfalls von unbegrenztem Zutrauen zu Eugen erfüllt. In jedem seiner Schreiben sagte er ihm dieß und zeigte sich durchdrungen davon, daß er an dem Prinzen den

größten Schatz besitze, welchen sich so lang als möglich zu erhalten die dringendste Nothwendigkeit fordere.

Und in der That war es nicht allein die Anerkennung der unvergleichlichen Dienste, welche Eugen geleistet hatte, nicht bloß Pietät für ihn, wodurch jeder Gedanke an seine Fernhaltung von der Führung des Heeres beseitigt wurde, sondern die feste Ueberzeugung, daß er, obgleich nicht mehr ganz derselbe wie zuvor, doch alle die Uebrigen welche vielleicht an seine Stelle hätten treten können, immer noch weit überstrahlte. Derjenige, der ihm am nächsten kam an kriegerischem Rufe und militärischer Begabung, Guido Starhemberg, war um vier Jahre älter als der Prinz, und auch seine Gesundheit war so geschwächt, daß bald eine Lähmung der unteren Gliedmaßen eintrat, welche ihn während der letzten zwei Jahre seines Lebens völlig an das Lager fesselte. Ihm den Oberfehl zu übergeben, daran konnte also gar nicht gedacht werden. Daun, gleichfalls alt und gebrechlich, war durch den übereilten Rückzug aus der Lombardie ganz unmöglich geworden. Der Landgraf Philipp von Hessen-Darmstadt, Gouverneur von Mantua, hatte von jeher nur eine äußerst geringe Meinung von seiner Befähigung erweckt. So blieben von des Kaisers Feldmarschällen, welche etwa auf den Oberbefehl hätten Anspruch machen können, nur noch Mercy, der in Italien commandiren sollte, dann Königsegg, seit Leopold Herbersteins Tode Vicepräsident des Hofkriegsrathes, Karl Alexander von Württemberg, an welchen vor Kurzem, nach Herzog Eberhard Ludwigs Tode die Regierung dieses Landes gefallen war, der Prinz Ferdinand Albert von Braunschweig-Bevern und Graf Joseph Harrach übrig.

Niemanden fiel es bei, den Einen oder den Andern dieser Generale, so verdienstlich ihre bisherige Laufbahn auch sein mochte, nur von fern mit Eugen zu vergleichen. Auch sie selbst wagten es nicht sich irgend eine Leistung zuzutrauen, welche sie nicht von ihrem großen Lehrmeister weit besser erwartet hätten. Ihr Ehrgeiz war damit befriedigt, wie in früheren Zeiten so auch jetzt wieder unter dem Prinzen dienen zu können. Mit den Herzogen von Württemberg und Braunschweig, dann mit Graf Joseph Harrach war dieß der Fall. Nur der Feldmarschall Graf Königsegg sollte in Wien zurückbleiben, um während Eugens Abwesenheit die Geschäfte des Hofkriegsrathes zu leiten, welche damals natürlicher Weise eben so wichtige als vielfältige waren.

Sechzehntes Capitel.

Es ist ein Irrthum, wenn bisher behauptet ward, Eugen habe sich gesträubt, den Oberbefehl über das Heer zu übernehmen, welches wider Frankreich am Rheine in's Feld zog. Mit seinen eigenen Worten konnte es nachgewiesen werden, daß er nicht wünschte in Italien zu commandiren, weil er dort seinen Vetter, den König Karl Emanuel von Sardinien hätte bekämpfen und vielleicht sein eigenes Vaterland mit den Waffen in der Hand betreten müssen. Aber zur Uebernahme des Oberbefehls in Deutschland und den Niederlanden bot er sich freiwillig an, und der Kaiser, voll lebhaften Vertrauens zu Eugens Kriegserfahrung und Feldherrntalent, ging mit Freuden und ohne sich durch des Prinzen Alter und Gebrechlichkeit irre machen zu lassen, auf diesen Vorschlag ein.

Nicht etwa die Hoffnung, in seinen späten Jahren noch frische Lorbeern um seine Schläfe zu winden, veranlaßte Eugen zu dem Entschlusse, nach einer Unterbrechung von fünfzehn Jahren neuerdings in's Feld zu gehen und sich nochmals den Mühseligkeiten des Kriegslebens auszusetzen. Ein glücklicher Feldzug hätte, dieß wußte Eugen wohl, seinem militärischen Rufe kaum erhöhten Glanz gebracht, während ein unglücklicher Ausgang des Kampfes den in so vielen Schlachten erworbenen Ruhm leicht zu schmälern drohte. Es war also eine jener Handlungen wahrhafter Selbstverläugnung, wie man deren so viele von Eugen kennt, wenn er sich dem Obercommando über die Armee am Rheine unterzog.

Die Richtigkeit dieser Anschauungsweise wird am besten durch die Art bewiesen, in welcher Eugen sich über die ihm zu Theil gewordene Aufgabe aussprach. Dieselbe als eine leichte anzusehen, so schrieb er am 11. März 1734 dem Könige von Preußen [1]), würde eine arge Täuschung sein. „Die Macht eines Feindes wie Frankreich," fuhr der Prinz fort, „welcher sich seit langer Zeit zu dem Streiche vorbereitet hat, den er nun „zu führen gedenkt, und der Alles in Bereitschaft hält, um frühzeitig mit „einer durch ihre große Anzahl furchtbaren Armee auftreten zu können, die

„glückliche Lage seiner Staaten und die Menge fester Plätze, durch welche „seine Grenzen gedeckt sind, die Zerstreutheit der Streitkräfte des Kaisers, „die Zeit welche es bedürfen wird um die Reichstruppen zu sammeln, und „so viele andere Schwierigkeiten zeigen es auf's deutlichste, wie leicht es „den Franzosen werden wird, in Deutschland angriffsweise vorzugehen".

„Andererseits sind aber auch," bemerkte der Prinz, „das Selbstver„trauen, welches eine so gerechte Sache wie die unsrige einflößt, die ge„meinsame Gefahr und die Unwürdigkeit, mit der Frankreich gegen den „Kaiser und das Reich gehandelt hat, ebenso viele Beweggründe um die „natürliche Thatkraft der deutschen Nation zu verdoppeln, und diese wird „die übrigen Vortheile aufwiegen, die der Feind für sich hat".

Es scheint mehr, daß Eugen diese Thatkraft dem Könige von Preußen gegenüber anpries, um ihn zu solcher zu ermuntern, als daß er sich wirklich derselben zu beloben gehabt hätte. Denn unmittelbar daran knüpfte der Prinz die dringende Bitte um baldige Absendung des preußischen Hülfscorps zur Armee, um durch diese namhafte Verstärkung dieselbe in den Stand gesetzt zu sehen, den Unternehmungen der Feinde zu begegnen. Er drang in den König, den Abmarsch seiner Truppen derart zu beschleunigen, daß sie bis zur Hälfte des Monats April beim Heere eintreffen könnten. „Es würde mir eine außerordentliche Befriedigung gewähren," so schloß Eugen sein Schreiben, „sie bei meiner Ankunft daselbst vor„zufinden. Denn zu oft war ich Zeuge ihrer Tapferkeit, um nicht ihre „baldige Anwesenheit lebhaft wünschen zu müssen. Außerdem wird das „Beispiel Eurer Majestät die übrigen Fürsten und Stände des Reiches „aneifern, den Anmarsch ihrer Truppen gleichfalls zu beschleunigen".

Eugens dringende Bitten blieben jedoch bei Preußen so wie bei den übrigen Reichsständen nahezu wirkungslos. Noch immer war von einem Marschbefehle nichts zu hören, und schon bestürmte der Herzog von Württemberg den Prinzen, sich baldigst zum Heere zu begeben, indem seine Anwesenheit das einzige Mittel sei, der überhandnehmenden Verwirrung zu steuern und der Gefahr zu begegnen, welche von Frankreich drohe [2]). Auch Eugen erkannte diese Nothwendigkeit, und obgleich er wußte, daß die Mehrzahl der Reichstruppen noch kaum aus ihren Standquartieren aufgebrochen war, verließ er doch am 17. April 1734 Wien und ging, das baierische Gebiet möglichst vermeidend, über Nürnberg nach dem Kriegsschauplatze.

Am Morgen des 25. April traf er zu Heilbronn ein. Am 27. begab er sich in das Lager zu Waghäusel unfern von Philippsburg. Siebzehn Bataillone, aus kaiserlichen Regimentern, dann den Kriegsvölkern des schwäbischen Kreises zusammengesetzt, bildeten das gesammte Fußvolk, acht Reiterregimenter die ganze Cavallerie, als Eugen am 28. April das Heer in Augenschein nahm und von den Soldaten mit Enthusiasmus empfangen wurde. Die übrigen kaiserlichen Regimenter, die fränkischen Kreisvölker und ein Theil der Truppen, welche der Oberrheinische Kreis zu stellen hatte, standen vom Schwarzwalde an den Rhein entlang bis gegen Coblenz postirt. Von den anderen, und gerade den mächtigsten Fürsten, von Preußen, Hannover, Dänemark und Hessen-Cassel war kein Mann im Felde erschienen [3]). Und fast mußte man befürchten, daß auf eine so ausgiebige Vermehrung der Reichsarmee, wie sie doch unumgänglich nothwendig war, gar nicht gerechnet werden dürfe. Denn die meisten Reichsstände hielten mit ihren Truppen zurück, in der Absicht oder wenigstens unter dem Vorwande mit denselben ihr Land zu bedecken. Ja viele von ihnen verlangten noch zu gleichem Zwecke Kriegsvölker von Eugen, statt deren zu seinem Heere abzuordnen.

So bat in wahrhaft flehentlicher Weise der Kurfürst Franz Georg von Trier aus dem Hause Schönborn um Belassung der Truppen, welche sich in Coblenz und Ehrenbreitstein befanden, ja um Entsendung von Verstärkungen dorthin [4]). In nicht minder beweglicher Weise jammerte der Kurfürst von Mainz über den Befehl des Prinzen, daß ein Theil der dortigen Besatzung sich zu dessen Armee zu verfügen habe [5]). Der Prinz Wilhelm von Hessen-Cassel aber, welcher statt seines Bruders, des Königs von Schweden im Lande regierte, drang auf den Schutz von Rheinfels [6]), und so hatte fast jeder Reichsstand ein anderes, nur auf den eigenen Vortheil abzielendes Begehren.

Eugen zeigte sich jedoch ganz unerbittlich gegen solche Forderungen. Er begriff, daß wenn er ihnen zu willfahren sich herbeiließe, er sich niemals an der Spitze einer Armee befinden würde, mit welcher er derjenigen des Feindes Widerstand zu leisten vermöchte. Die Franzosen würden vielmehr, so mußte er besorgen, unaufhaltsam vordringen, eines der zerstreuten Corps, von denen jedes für sich allein zur Gegenwehr zu schwach wäre, nach dem anderen aufreiben und bald völlig in Deutschland den Meister spielen [7]).

Und wirklich war das Mißverhältniß zwischen Eugens Heere, das noch kaum ein solches genannt werden konnte, und demjenigen des Marschalls Berwick, welcher den Oberbefehl über die Franzosen führte, so beträchtlich, daß in der That zu den größten Besorgnissen Ursache vorhanden war. Schon in den ersten Tagen des Monats April hatte sich die französische Armee in einer Anzahl von nahezu hunderttausend Mann, in drei Colonnen getheilt, in Bewegung gesetzt. Die erste derselben, fast fünfzigtausend Mann stark, bezog unter Berwick selbst ein Lager bei Heiligenstein, Philippsburg gegenüber. Die zweite Heeresabtheilung, gegen dreißigtausend Mann zählend, lagerte unter dem Herzoge von Noailles bei Kaiserslautern. Und das dritte Armeecorps rückte in einer Anzahl von zwanzigtausend Mann unter den Befehlen des Generallieutenants Grafen Belleisle in das Kurfürstenthum Trier und begann die Feindseligkeiten mit der Belagerung von Trarbach. Am 2. Mai 1734 ergab sich diese Stadt nach wackerer Vertheidigung, und Belleisle wurde nun befehligt, mit seinen Truppen der französischen Hauptarmee zuzuziehen.

Dieselbe war in der Zwischenzeit auch ihrerseits nicht müßig geblieben. Schon vor Beginn des Feldzuges hatte Berwick die Belagerung von Philippsburg als diejenige Unternehmung in Vorschlag gebracht, von welcher er sich den größten Nutzen versprach. Sein Antrag wurde genehmigt, und seine Bewegungen zielten nun darauf ab, die Belagerung baldigst in's Werk setzen zu können. Hiezu schien es ihm aber vor Allem nöthig, seinen Gegner aus den Linien von Ettlingen zu vertreiben, durch welche einerseits Philippsburg und andererseits das ganze Land am rechten Ufer des Rheines, von diesem Flusse angefangen bis zum Gebirge gedeckt wurde.

Berwick täuschte sich nicht darüber, daß das beste Mittel, seine Aufgabe zu erreichen, darin bestand, ohne Zeitverlust an dieselbe zu schreiten. Denn jetzt war Eugen, das wußte er wohl, noch allzuschwach, um ihm irgendwie die Spitze bieten zu können. Was er also zu thun vorhatte, das mußte unverzüglich geschehen. Nachdem er den Herzog von Noailles an sich gezogen hatte, ließ Berwick den Marquis d'Asfeld mit dreißig Bataillonen bei Speyer zurück, und ging mit dem Hauptheere in zwei Colonnen bei Kehl und Fort Louis über den Rhein. Von zwei Seiten wollte er die Linien angreifen und dadurch, daß Asfeld mit einem Theile seiner Truppen bei

Rheingönheim über den Strom ging und sich in der Neckarau festsetzte, sie im Rücken bedrohen.

Auf die erste Nachricht von dem Uebergange des Herzogs von Berwick über den Rhein entschloß sich Eugen, mit seinen Truppen, welche seiner eigenen Angabe nach damals nicht über fünfzehntausend Mann stark waren, den Ettlinger Linien zu Hülfe zu ziehen. Hauptsächlich waren es die Vorstellungen des Herzogs von Württemberg und des Prinzen von Bevern, welche Eugen hiezu bewogen. Denn er selbst gab nur ungern seine höchst vortheilhafte Stellung bei Waghäusel auf, von der er Philippsburg gegen jeden feindlichen Angriff zu schützen vermochte. Prinz Bevern aber suchte dem Prinzen darzuthun, daß die zu Ettlingen befindlichen Streitkräfte, durch Eugens Truppen verstärkt, die Linien wider die Franzosen zu halten vermöchten, während sie sonst unfehlbar überstiegen und die darin befindlichen fränkischen und schwäbischen Kreisvölker zu Grunde gerichtet werden würden. Nach Eroberung der Linien stände es jedoch in der Macht der Franzosen, in Schwaben einzudringen und die im Schwarzwald befindlichen Truppen, welche den besten Theil des kaiserlichen Fußvolkes bildeten, von Eugen entweder völlig abzuschneiden, oder doch ihre Vereinigung mit ihm außerordentlich zu erschweren.

Dieß waren die Betrachtungen, welche den Prinzen bewogen, sich gegen die Ettlinger Linien zu wenden. Am 4. Mai 1734 begab er sich dorthin. Kaum war er jedoch, seinen Truppen voraneilend, in den Linien eingetroffen, kaum hatte er sich davon überzeugt, daß der Herzog von Berwick sich mit weit überlegener Heeresmacht zum Angriffe auf dieselben bereite, da kam ihm die Nachricht von dem Uebergange des Marquis d'Asfeld über den Rhein zu. Augenblicklich entschloß sich der Prinz, die Linien zu räumen. Seinen eigenen Streitkräften übersandte er den Befehl ihren Marsch zu unterbrechen; die schwäbischen und fränkischen Kreistruppen aber zog er in bester Ordnung, mit aller Artillerie und Munition nach Bruchsal, wohin er sich gleichfalls begab [8]).

Am 5. Mai versammelte Eugen alle seine Streitkräfte bei Bruchsal, so daß er sich nun an der Spitze von ungefähr zwanzigtausend Mann befand. Die Nachricht jedoch, daß der Herzog von Berwick, welcher die verlassenen Linien in Besitz genommen und unmittelbar nachher seinen Marsch fortgesetzt hatte, mit einer dreifach stärkeren Heeresmacht heran-

ziehe, die Besorgniß, zwischen zwei Feinde, Berwick und d'Asfeld zu gerathen, die Nothwendigkeit endlich, sich der Uebergangspunkte über den Neckar zu versichern, um nicht von seinen Zufuhren und den Truppen abgeschnitten zu werden, welche zur Verstärkung seines Heeres herannahten, alle diese Gründe bewogen Eugen zu fernerem Rückzuge. Am Abende des 8. Mai traf die Reiterei, am Morgen des 9. das Fußvolk in Heilbronn ein.

Eugen betrachtete es als einen großen Gewinn, daß es ihm gelungen war, alle in den Linien und sonst in der Gegend zerstreuten Truppen ohne den geringsten Verlust an sich zu ziehen und Meister des Ueberganges über den Neckar zu bleiben. Dennoch täuschte er sich nicht über das Mißliche seiner Lage. Die geringe Zahl seiner Streitkräfte und die Langsamkeit des Anzuges der Hülfstruppen erschwerte dieselbe nur noch mehr. „Ich besorge," schrieb er am 9. Mai 1734 aus Heilbronn dem Kaiser [9]) „wie die Sachen „stehen, daß ich dem Feinde kein sonderliches Hinderniß in den Weg zu „legen vermag und nicht wenig zu thun haben werde, um mich mit meinem „schwachen Corps, mit welchem ich nichts zu wagen im Stande bin, auch „nur einigermaßen zu behaupten. Denn wenn der Feind seine ganze Stärke, „wie er es kann, sich zu Nutzen macht und mich umringt, so werde ich mit „nicht geringen Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Ich kann daher noch „bis auf diese Stunde nicht sagen, ob ich hier verbleiben oder anderswohin „mich wenden werde. So viel aber darf ich versichern, daß alles was „Menschen möglich ist, mit Standhaftigkeit angewendet werden wird, um „in einer so gefahrvollen Stellung, wie ich mich während so vieler Feldzüge „niemals in einer ähnlichen befunden habe, von keinem Unglücke betroffen „zu werden. Ob dieß aber dann, wenn ein Mann wider vier oder fünf zu „streiten hat und von allen Seiten mit öffentlichen und heimlichen Feinden „umgeben ist, sich bewirken läßt, insbesondere da ein großer Theil der „bei mir befindlichen Truppen in neuer und noch unerfahrener Mannschaft „besteht, dafür glaube ich, kann Niemand, der in solcher Lage sich befindet, „sich verbürgen. Und wie alles, was die Möglichkeit nur immer zuläßt, „geschehen ist, so muß das Uebrige der göttlichen Allmacht anheimgestellt „werden, welche eine so gerechte Sache wie diejenige Eurer Majestät „gewiß nicht verlassen wird".

Die Haltung Eugens und die Maßregeln, welche er traf, wurden vom Kaiser vollständig gebilligt. Mit wenigen eigenhändigen Zeilen, die er

dem amtlichen Rescripte beifügte, versicherte Karl VI. den Prinzen seiner Zustimmung zu demjenigen, wozu er sich entschlossen hatte, und seines unwandelbaren Vertrauens zu seinem Eifer und seiner kriegerischen Erfahrung [10]). Wahrhaft rührend ist es aber, den Eindruck zu beobachten, welchen diese Worte des Monarchen auf dessen greisen Heerführer hervorbrachten, und es wird genügen, Eugens Antwort hier anzuführen, um das innige Verhältniß zu kennzeichnen, welches damals zwischen dem Kaiser und seinem Feldherrn bestand.

„Eurer Majestät allermildeste Handzeilen vom 7. dieses Monates [11])", schrieb ihm der Prinz, „und das Ihrem Handschreiben vom 14. beigefügte „Postscript sind so voll Dero unschätzbarer Gnadensversicherungen, daß ich „nicht Worte genug finde, meinen unterthänigsten Dank dafür abzustatten. „So lang mir Gott das Leben läßt, wird meine einzige Sorge sein, mich „deren würdig zu machen, und für die Sicherheit Ihrer Erblande und „Nachkommenschaft das Aeußerste anzuwenden, was nur immer in meinen „Kräften liegt. Eure Majestät seien versichert, daß ich weder Mühe noch „irgend eine Gefahr, welche dieselbe auch sein möchte, scheuen werde, um „Ihren Dienst, der jederzeit meine einzige Absicht sein wird, zu besorgen. „Wozu die mir noch übrigen wenigen Kräfte nicht ausreichen, das wird „Gottes Segen ersetzen, der Ihnen hoffentlich zu einer Zeit nicht entgehen „wird, in welcher Sie dessen mehr als jemals nöthig haben. Eure Majestät bitte ich zugleich inständigst, sich die Lage, in welcher die Sachen sich „derzeit befinden, nicht allzusehr zu Gemüthe zu nehmen. Die göttliche „Allmacht, welche Eure Majestät so oft gerettet hat, wird Sie auch dieses „Mal retten, und es ist nicht das erste Mal bei dem durchlauchtigsten „Erzhause, daß die äußeren Umstände Anfangs das schlimmste Ansehen „hatten und dann zu dessen Ruhme und Vortheil ausgeschlagen sind. An „Erhaltung Eurer Majestät Gesundheit hängt das Heil Ihrer Staaten, „und es wird Jeder unter Ihren Dienern mit Freuden, keiner aber lieber „als ich sein Leben für Eure Majestät aufopfern [12])".

Auf dasjenige, was er von des Kaisers versteckten Gegnern zu besorgen habe, legte Eugen immer und immer wieder den größten Nachdruck, wenn er auf die Gefahren seiner Lage zu sprechen kam. Niemand andern wollte er mit jenen Worten bezeichnen als die Kurfürsten von Baiern, Köln und der Pfalz, welche alle drei, obgleich nicht nur durch ihre Pflicht als

Reichsfürsten, sondern noch insbesondere durch spezielle Verträge an den Kaiser gebunden, die feindseligste Haltung wider ihn angenommen hatten und jeder Gegenvorstellung ungeachtet in derselben verharrten.

Die größten Besorgnisse mußte dem Wiener Hofe ohne Zweifel der Kurfürst von Baiern erregen, weil er der mächtigste, durch die Lage seiner Länder für Oesterreich der furchtbarste, weil er endlich persönlich ein noch hartnäckigerer Gegner des Kaisers als die beiden anderen Kurfürsten war. Und es schien in der That fast unmöglich, diese Feindschaft zu beseitigen. Denn sie wurzelte in nichts geringerem als in demjenigen, was Karl VI. am meisten am Herzen lag, in seiner Erbfolgeordnung. Durch diese, wenn sie dereinst zum Vollzuge kam, wären ja die vermeintlichen Erbrechte des Hauses Baiern auf Oesterreich, zu deren Verstärkung der Kurfürst selbst sich mit der zweitgebornen Tochter des Kaisers Joseph I. vermählt hatte, zu nichte geworden.

Ein Ausweg bot sich jedoch zur Gewinnung des Kurfürsten, zur Wiederversöhnung der Häuser Oesterreich und Baiern; allerdings ein solcher, der dem Kaiser völlig unannehmbar schien, von dem Kurfürsten aber nichts destoweniger immer und immer wieder von neuem in Vorschlag gebracht wurde. Es war dieß eine Vermählung der Erbtochter des Kaisers, der Erzherzogin Maria Theresia, mit des Kurfürsten ältestem Sohne, dem Kurprinzen von Baiern.

Ohne die Vortheile zu verkennen, welche eine solche Vereinigung der österreichischen und baierischen Länder nach sich gezogen hätte, genügt doch die Erwähnung des Umstandes, daß die Erzherzogin zehn Jahre älter war als der ihr zugedachte Bräutigam, um die Abneigung des Kaisers gegen eine solche Verbindung ausreichend zu erklären [13]). Karl VI. sah nur allzuwohl die Stürme vorher, welche nach seinem Tode seine Erbin zu bestehen haben würde. Der Gemahl, an dessen Seite er seine Tochter zurückzulassen gedachte, sollte ihr daher eine feste, männliche Stütze sein. Eine solche konnte ein Knabe nicht gewähren, der völlig unter dem Einflusse seines ehrgeizigen Vaters stehen und wohl für alle Zukunft das Interesse Baierns demjenigen Oesterreichs vorziehen würde.

An der Weigerung des Kaisers, seine älteste Tochter dem Kurprinzen von Baiern zur Ehe zu geben, war die Sendung des Grafen Königsegg gescheitert, welcher sich im Jänner 1734 nach München verfügt hatte, um

einen letzten Versuch zur Gewinnung des Kurfürsten zu wagen. Seit Karl Albrecht sich hierüber keiner Täuschung mehr hingeben konnte, zeigte er seine feindselige Gesinnung von Tag zu Tag in höherem Grade. Insbesondere erregten die großartigen Rüstungen, welche er in einem Augenblicke in's Werk setzte, in dem er seine Zustimmung zum Reichskriege versagte, den gerechten Verdacht des Kaiserhofes. Allenthalben in Baiern wurde stark geworben, und so hoch war die Bezahlung dieser Truppen, so regelmäßig wurde sie verabfolgt, daß man glaubte, nur französische Zuschüsse könnten den Kurfürsten in den Stand setzen, solches zu thun.

Nicht nur in Wien, sondern auch an anderen Orten erweckte die Haltung Baierns Unruhe und Verdacht. So hatte die Reichsstadt Nürnberg den Prinzen durch ein eigens an ihn abgesendetes Mitglied ihres Rathes darauf aufmerksam machen lassen, mit welchem Nachdrucke der Kurfürst die Erweiterung und Verstärkung der alten Bergfestung Rottenberg betrieb. So weitläufig sollten die Fortificationen daselbst sein, daß in diesem Schlosse, welches zwischen dem fränkischen Kreise und Böhmen gelegen war, fünftausend Mann Unterkunft und Vertheidigungsmittel finden konnten. Eugen selbst hatte sich während seiner jüngsten Reise durch Franken die vortheilhafte Lage dieser Veste betrachtet und wohl begriffen, daß man von dort aus einen großen Theil von Franken und Böhmen in Contribution zu setzen und die Verbindung zwischen diesen Ländern abzuschneiden vermöchte. Auch könnte Rottenberg, so meinte der Prinz, erforderlichen Falls dem Kurfürsten einen ziemlich sicheren Zufluchtsort und seinen Truppen einen festen Stützpunkt gewähren [14]).

Minder gefährlich, aber immerhin von schädlicher Wirkung war es, daß auch der zweite Kurfürst aus dem Hause Baiern, Clemens August von Köln, durch seines Bruders überwiegenden Einfluß bewogen, der erst vor wenig Jahren mit dem Kaiser abgeschlossenen Allianz untreu ward und mit Ludwig XV. einen Freundschaftsvertrag abschloß, in Folge dessen er nicht nur der Kriegserklärung des Reiches wider Frankreich seine Zustimmung versagte, sondern auch sonst eine mehr als zweideutige Haltung annahm.

Aehnliches war mit dem Kurfürsten Karl Philipp von der Pfalz der Fall. Obgleich durch nahe Verwandtschaft mit dem Hause Oesterreich verknüpft, hatte doch der Kurfürst dem Kaiser niemals dessen Bemühungen

vergeben, die Nachfolge im Herzogthume Berg dem Könige von Preußen zuzuwenden. Immer näher schloß Karl Philipp sich an Frankreich an, welches ihn mit den glänzendsten Versprechungen zu ködern verstand. Einen gewichtigen Entschuldigungsgrund für dieses Benehmen besaß er übrigens in der Gefahr, welche ihm gedroht hätte, wenn er offen auf die Seite des Kaisers getreten wäre. Die unmenschliche Verwüstung der Pfalz, vor nicht viel mehr als vier Jahrzehnten durch die Franzosen verübt, mußte den Kurfürsten allerdings abschrecken, sich gegen eine Macht zu erklären, deren Streitkräften der Einmarsch in sein Land widerstandslos offen lag.

Für Eugen aber hatte die Haltung des kurpfälzischen Hofes, abgesehen davon, daß ihm dessen Truppencontingent entging, noch mancherlei nachtheilige Wirkung. So war durch dieselbe der Uebergang des Marquis d'Asfeld über den Rhein wesentlich erleichtert worden, indem der pfälzische Offizier, welcher in der Neckarau, einem nach Eugens Worten fast unüberwindlichen Posten commandirte, bei der Annäherung der Franzosen das Gewehr präsentiren ließ, und ohne einen Schuß zu thun, die Verschanzungen räumte [15]).

Es ist leicht begreiflich, daß solche Verhältnisse nur dazu beitragen konnten, Eugens Lage noch mehr zu erschweren, welche an und für sich schon wegen der ungeheuren Uebermacht des Feindes eine äußerst gefährliche war. „In dieser wahrhaft traurigen und harten Bewandtniß", schrieb er dem Kaiser, „kann ich für einen Unglücksfall nicht gut stehen, indem „zwanzigtausend Mann mehr als siebzigtausend nicht die Spitze zu bieten „vermögen [16])".

Dieses Mißverhältniß wenigstens einigermaßen auszugleichen, darauf war Eugens regste Sorgfalt gerichtet. Das wichtigste, wo nicht das einzige woran für jetzt zu denken sei, bestehe darin, erklärte der Prinz, so viele Truppen als nur immer möglich an sich zu ziehen. Nach allen Richtungen hin schrieb Eugen, um den Anmarsch der Streitkräfte, die er erwartete, zu beschleunigen. An den Prinzen Georg von Hessen, der mit vier Bataillonen in Mainz eingetroffen war, erging die Einladung, sich unverweilt mit dem Hauptheere zu vereinigen [17]). An die Generale Röder, Pontpietin und Mörner, dann den Grafen von Nassau, welche die preußischen, hannoverschen und dänischen Truppen, endlich diejenigen des Oberrheinischen Kreises

herbeizuführen hatten, erließ der Prinz in den dringendsten Worten die gleiche Aufforderung [18]).

Es konnte Eugen nur mit lebhaftem Unmuthe erfüllen, wenn er sah, wie wenig seine Schreiben doch eigentlich fruchteten, und wie lässig die Mehrzahl der Reichsstände und der Verbündeten des Kaisers in der Erfüllung ihrer Verpflichtungen war. Zur Kennzeichnung der Art, wie dieß geschah, sei hier nur ein einziges Beispiel angeführt. Am 10. Mai berichtete General Mörner dem Prinzen, daß am 7. desselben Monats die dänischen Hülfstruppen zu Altona eingetroffen und am 9. vom Könige besichtigt worden seien. Am 20. Mai, also nach dreizehntägigem Verweilen, würden sie bei Blankenese die Elbe passiren, um ihren Marsch weiter fortzusetzen.

Während Eugen rastlos daran arbeitete, bald eine genügende Streitmacht um sich zu sammeln, befleckten die Franzosen die Vortheile, die sie errangen, durch wahrhaft empörende Excesse, welche sie in den Landstrichen an beiden Ufern des Rheines verübten. Für Eugen, welchen nichts mehr anwiderte, als derlei rohe Mißhandlung wehrloser Landleute, war es ein schmerzliches Gefühl, daß er derselben nicht durch die Gewalt der Waffen zu steuern vermochte. Voll tiefer Entrüstung bezeichnet er die Grausamkeiten, welche die Franzosen begingen, als unerhört unter christlichen Nationen, als so himmelschreiend, daß sie „ehrliebenden Ge„müthern Abscheu verursachen und die göttliche Rache nach sich ziehen „müßten [20])".

Eugen konnte es nicht über sich bringen, keinen Schritt zu thun, um den Leiden der Bewohner jener unglücklichen Gegenden abzuhelfen, welche von den französischen Truppen durchzogen wurden. Er wandte sich geradezu an den Oberfeldherrn der feindlichen Armee, den Herzog von Berwick. „Ihre Soldaten", so schrieb er ihm, „nicht zufrieden selbst jene Ort„schaften zu verbrennen und zu plündern, welche mit Ihren eigenen „Schutzbriefen versehen sind, überlassen sich Excessen, von denen die „Geschichte nicht viele Beispiele aufzuweisen haben wird. Sie respec„tiren weder die Kirchen noch die geweihten Hostien, welche sie zur Erde „werfen, nicht die Priester, die sie nackt an die Fenster und Thüren der „Häuser binden, nicht die Frauen, welche sie mit den Händen an Bäume „nageln und in dieser furchtbaren Lage in so empörender Weise mißhan-

„deln, daß viele unter ihren Händen sterben, endlich die unschuldigen Kinder „nicht, welche sie in gräßlichster Weise verstümmeln".

„Zu sehr überzeugt von Ihrer Rechtlichkeit, um glauben zu können, „daß man solche Grausamkeiten mit Ihrem Wissen verübt, setze ich vielmehr „voraus, daß Sie dieselben mit gleichem Abscheu wie ich vernehmen und „bereit sein werden, ihnen für die Zukunft zu steuern. Die Drangsale „des Krieges haben ihre Grenzen, und die Gesetze der Menschlichkeit sollten, „so scheint es mir, niemals außer Acht gelassen werden von den Heeren so „großer Monarchen, wie diejenigen sind, welchen wir die Ehre haben zu „dienen. Ich wende mich daher an Sie, um die Beendigung von Excessen „zu erwirken, die bisher unbekannt waren zwischen civilisirten und „christlichen Nationen. Außerdem versichere ich feierlich, daß ich mit der „äußersten Strenge sowohl Offiziere als Soldaten meiner Armee bestrafen „lassen werde, wenn sie es wagen sollten, sich mit ähnlichen Unwürdigkeiten „zu beflecken. Ueberdieß ist ja das Glück der Waffen leicht wechselnd, und „derjenige, welcher nur das Beispiel befolgt das sein Feind ihm gegeben „hat, thut dasjenige rechtmäßig was der Andere grausamer und wider„rechtlicher Weise verübt hat [21])".

Zur Ehre des Marschalls Berwick mag angenommen werden, daß nicht die in Eugens letzten Worten enthaltene Drohung, sondern schon die bloße Mittheilung des Prinzen Ursache war, strenge Maßregeln wider die Uebelthäter hervorzurufen. Wenigstens ist von Seite Eugens keine Beschwerde mehr über Excesse französischer Soldaten laut geworden.

Erfreulicher noch war es für Eugen, daß ihm auch, was den ungleich wichtigeren Punkt der kriegerischen Unternehmungen betraf, Berwick in gewissem Sinne Grund zu lebhafter Befriedigung gab. So hatte der Marschall es unterlassen, dem Prinzen, als er sich nach Heilbronn zurückzog, mit der Schnelligkeit zu folgen, welche denselben in die peinlichste Lage gebracht hätte. „Ich gestehe", schrieb Eugen in seiner gewohnten unumwundenen Weise, „daß ungeachtet aller getroffenen Anstalten, dem Feinde, „wenn er die Nachhut angreifen sollte, bestens zu begegnen, ich doch nicht „weiß wie die Sachen abgelaufen wären, wenn er dasjenige unternom„men hätte, was er thun konnte und sollte. Ebensowenig", fuhr der Prinz fort, „begreife ich, aus welcher Ursache er schon den zwölften „Tag unbeweglich bleibt und sich mit der Eintreibung von Contri=

„butionen aufhält, ohne noch etwas wichtiges unternommen zu haben. „Mir aber läßt er hiedurch Zeit, die abgematteten Leute und Pferde sich „wieder erholen zu lassen, die schwere Bagage voraus zu senden und immer „mehr Truppen an mich zu ziehen, so daß ich binnen wenig Tagen ein und „vierzig Bataillone und siebzig Schwadronen, also ungefähr dreißigtau„send Mann streitfähiger Mannschaft um mich haben werde [22])".

Dennoch sei dieß, erklärte der Prinz, viel zu wenig, um auf die Länge einer viermal stärkeren Heeresmacht mit Aussicht auf Erfolg Widerstand leisten zu können. Noch weniger dürfe hierauf gerechnet werden, wenn etwa Baiern die Maske fallen lasse und an die Ausführung derjenigen Absichten schreite, zu deren Verwirklichung es so ansehnliche Streitkräfte sammle. Nichts sei daher wünschenswerther, als daß der Feind, wie seine Haltung andeute, die Belagerung irgend einer Festung unternehme, es möge dieselbe nun Mainz, Philippsburg, Freiburg oder Breisach sein.

Eugen blieb bei dieser Ansicht, als er vernahm, daß Berwick sich wirklich zur Belagerung von Philippsburg entschlossen habe. Er schätze dieß, so schrieb er dem Kaiser, in der That für ein großes Glück, weil er hoffe, dadurch Zeit zu gewinnen und die noch immer nicht angelangten Truppen, insbesondere die Preußen, Hannovraner und Dänen an sich zu ziehen. Philippsburg sei, so bemerkte Eugen, eine starke Festung, und der dortige Commandant, Feldmarschalllieutenant Freiherr von Wutgenau, zeige sich voll Muthes und guten Willens. Er zweifle nicht, daß derselbe als wackerer Offizier seine Pflicht thun und eine tapfere und langdauernde Gegenwehr leisten werde. Doch könne man sich nicht verhehlen, daß der Feind, welcher die Belagerung unternehme, durch die umliegenden Moräste und Waldungen größtentheils gedeckt sei. Es werde daher mit den bedeutendsten Schwierigkeiten verknüpft sein, ihm beizukommen und den Platz zu entsetzen [23]).

Nur an der Stelle Seckendorffs, des eigentlichen Commandanten von Philippsburg, befehligte Wutgenau daselbst. Denn als Seckendorff im Spätherbste des verflossenen Jahres, während man befürchtete, die Franzosen würden Philippsburg angreifen, um die Erlaubniß gebeten hatte, sich in die ihm anvertraute Festung werfen zu dürfen und deren Vertheidigung zu leiten [24]), da war ihm bedeutet worden, in Berlin zu bleiben und dort

in so wichtiger Zeit nicht dem Einflusse der Feinde des Hauses Oesterreich freien Spielraum zu gewähren. Feldmarschalllieutenant Gottfried Ernst von Wutgenau wurde mit der Stellvertretung des Grafen von Seckendorff betraut, und er erfüllte die ihm gewordene Aufgabe zu Eugens lebhaftester Zufriedenheit. Insbesondere lobte es der Prinz schon in seinen ersten Berichten an den Kaiser, daß Wutgenau den Brückenkopf bei Philippsburg angelegt habe, ein schönes und zu guter Vertheidigung tüchtiges Werk, dessen sich sogar bei einer ordentlichen Belagerung der Feind nur schwer bemeistern werde. Völlig unbegreiflich sei es, bemerkte der Prinz, daß Berwick, dessen Lager nicht über eine Stunde entfernt sei, ein solches Werk im Angesichte seines Heeres habe errichten lassen [25]).

Philippsburg bildete damals ein regelmäßiges bastionirtes Sechseck. Auf der Nordseite dehnte sich gegen den Rhein hin ein Kronen- und Hornwerk aus. Die Westseite und der dortige Sumpf waren durch zwei Schanzen, die Sternschanze und die Thüngensche Schanze vertheidigt. Die Rheinbrücke wurde durch den von Wutgenau angelegten geräumigen Brückenkopf, die sogenannte Rheinschanze gedeckt. Die Besatzung zählte ungefähr viertausend Mann. Außer dem Obercommandanten befand sich auch noch der fränkische General Hölzel in der Festung, welchem Eugen das Zeugniß gibt, daß er ein lang dienender braver Offizier sei [26]). So schien in der That für eine wackere Vertheidigung Philippsburgs in genügender Weise Vorsorge getroffen.

Am 22. Mai 1734 war es, daß Wutgenau dem Prinzen Eugen zu berichten hatte, an demselben Tage um zwölf Uhr Mittags sei die feindliche Generalität zu Waghäusel erschienen, wo Eugens erstes Hauptquartier in diesem Feldzuge gewesen war, und habe von der dortigen Capelle aus lange Zeit hindurch mit Fernröhren die Festung und ihre Lage betrachtet. Auch Ingenieure seien nach sämmtlichen Rheininseln abgeschickt worden, dieselben zu recognosciren. Es dürfe nicht mehr daran gezweifelt werden, bemerkte Wutgenau, daß es nun wirklich zur Belagerung Philippsburgs komme. Eugen solle sich darauf verlassen, er werde zur Vertheidigung der ihm anvertrauten Festung mit Freude Leib und Leben auf's Spiel setzen. Der Prinz möge daher, so schloß Wutgenau sein Schreiben, sich keineswegs übereilen, der Festung zu Hülfe zu kommen, sondern die dazu nothwendige Verstärkung seiner Armee in Ruhe abwarten [27]).

Wie Wutgenau richtig vorausgesetzt hatte, so war das Erscheinen der französischen Generalität vor Philippsburg der Vorbote der Belagerung. Schon am 23. Mai 1734 begann die Umschließung der Festung durch den Generallieutenant d'Asfeld. Bald umgaben seine Truppen Philippsburg von Wiesenthal über Waghäusel und Oberhausen bis an den Rhein. Der Graf von Belleisle erschien auf dem linken Ufer des Stromes vor der Rheinschanze, welche die Philippsburger Brücke schützte, und eröffnete den Angriff wider dieselbe. Berwick selbst nahm Stellung bei Wiesloch, um die Belagerung zu decken. Einen Theil seiner Reiterei postirte er unter Generallieutenant Quadt bei Graben; den Rest sandte er in Cantonnirungen auf das linke Rheinufer [28]). Unverweilt wurden die Laufgräben gegen die Stadt eröffnet und die Circumvallationslinien vollendet. Am 2. Juni waren die Franzosen mit ihren Belagerungsarbeiten schon so weit gekommen, daß sie zwei Stürme gegen die Rheinschanze ausführen konnten. Dieselben wurden zwar glücklich abgeschlagen; dennoch zog Wutgenau, um die aus vierhundert Mann bestehende Besatzung der Rheinschanze nicht zu verlieren, dieselbe nach Philippsburg zurück.

Von nun an war es diese Festung selbst, welcher die Franzosen in heftigster Weise zusetzten. Wutgenau aber widerstand ihren Fortschritten mit größter Hartnäckigkeit. Um dieselben zu beschleunigen, zog Berwick in eigener Person und mit dem größten Theile seines Heeres vor Philippsburg und übernahm den Oberbefehl über die Belagerung. Schon am 12. Juni fiel er jedoch, durch eine Kanonenkugel getödtet, welche ihm in den Laufgräben den Kopf wegriß. Der älteste Generallieutenant Marquis d'Asfeld, bald darauf vom Könige Ludwig XV. zum Marschall von Frankreich ernannt, übernahm nach Berwicks Tode das Obercommando über das französische Heer.

Während dieß sich vor Philippsburg ereignete, war Eugen ruhig zu Heilbronn geblieben, in derselben Stellung in welcher Markgraf Ludwig von Baden im Jahre 1694 ein vielfach überlegenes französisches Heer aufgehalten hatte. Die unumgängliche Nothwendigkeit, seine schwache Streitmacht zu verstärken, bevor er daran denken konnte angriffsweise wider die Feinde vorzugehen, fesselte den Prinzen daselbst. Und wirklich trafen nach und nach, freilich in großer Gemächlichkeit, die Contingente und Hülfstruppen der verschiedenen Reichsfürsten ein. Am 5. Juni konnte der

Prinz dem Kaiser die Ankunft der Hannoveraner anzeigen, welche unter General Pontpietin in einer Anzahl von sechstausend Mann, „in auserle„senem Stande", zu Heilbronn einrückten. An demselben Tage langten zu Kochendorf, eine Meile von Heilbronn, die Preußen an, wo Eugen sie einstweilen lagern ließ, indem er sich vorbehielt, sie im geeigneten Augenblicke völlig an sich zu ziehen. Unter Generallieutenant von Röder, welchen Seckendorff als einen schwer umgänglichen, abgelebten Mann bezeichnet, der wenig Lust an den Tag gelegt habe in's Feld zu gehen [29], waren sie durch Franken herbeigerückt und hatten überall, insbesondere aber auf Würzburgischem Gebiete so furchtbare Excesse verübt, daß zu einer Zeit, in welcher ganz Deutschland sich wider den fremden Feind hätte erheben sollen, von dem schrecklich mißhandelten Landvolke ein Aufstand wider die Hülfstruppen des Kaisers zu besorgen war.

Umsonst drang Eugen in entschiedenster Weise auf allsogleiche Abstellung dieser Uebelthaten. Umsonst wies er überzeugend nach, daß wenn man schon für die Leiden der so schwer Bedrückten kein Herz habe, man sie doch aus dem Grunde schonen solle, weil durch solche Verheerungen ganze Landstriche außer Stand gesetzt würden, den von ihnen zu erwartenden Leistungen an Truppen und Geld zur Kriegführung wider Frankreich nachzukommen [30]. Es gelang ihm nur in geringem Maße, seiner gerechten Beschwerde in Berlin Eingang zu verschaffen. Daraus, daß selbst die höher gestellten unter den preußischen Offizieren, vor Allen der Generalfeldwachtmeister Prinz Leopold von Anhalt, ein Sohn des Fürsten Leopold von Dessau, an den Excessen Antheil genommen [31], ja sie gewissermaßen angeordnet hatten, glaubte man darauf schließen zu dürfen, sie hätten auf des Königs ausdrücklichen Befehl stattgefunden. Denn er war, das wußte man, schon seit langer Zeit aufgebracht wider die fränkischen Reichsstände, welche sich die Uebergriffe seiner Werber nicht hatten gefallen lassen [32]. Und insbesondere schien es ihm willkommen, den Reichsvicekanzler Schönborn, Fürstbischof von Bamberg und Würzburg seinen Ingrimm fühlen zu lassen. Denn dieser hatte ihm stets als ein Gegner Preußens und in der letzten Zeit, was bei Friedrich Wilhelm einem Verbrechen gleichkam, als ein Anhänger des Königs Georg II. von England gegolten.

Um den Klagen über das Benehmen seiner Truppen und dem Begehren um Schadenersatz zuvorzukommen, trat der König mit einer gleichen

Forderung auf. Er behauptete von General Röder Bericht erhalten zu haben, daß auf Würzburgischem Gebiete die Bauern sich verschworen hätten, eine ganze Compagnie preußischer Dragoner zu ermorden. Sie würden diesen Anschlag auch wirklich vollzogen haben, wenn er nicht entdeckt und durch energische Maßregeln vereitelt worden wäre. Da aber selbst eine solche Absicht nicht ungeahndet bleiben könne, so verlange er strenge Bestrafung der Schuldigen und angemessene Genugthuung für sich selbst.

Aus Seckendorffs Antwort konnte der König es entnehmen, daß man seinen Wunsch durchschaute, dasjenige zu beschönigen, was seinen Truppen zur Last fiel. Es sei ihm aus langer Erfahrung bekannt, erklärte Seckendorff, daß die Landleute sich niemals eines solchen Wagnisses unterfiengen, wenn sie nicht durch die gröbsten Mißhandlungen auf's äußerste gebracht würden [33]). Doch erlangte Seckendorff nicht mehr, als daß längst nachdem die preußischen Truppen Franken verlassen hatten, des Königs Befehl an sie abging, sich aller Excesse daselbst in Zukunft zu enthalten [34]).

Wie tadelnswerth aber das Benehmen der preußischen Kriegsvölker in den Gebieten, die sie durchzogen, auch sein mochte, so anerkennenswürdig war andererseits ihre Kriegstüchtigkeit, ihre in jener Zeit unübertroffene Einübung im Waffendienste. Leider ist nirgends eine Mittheilung über den Eindruck zu finden, welchen die Besichtigung der preußischen Truppen, die Eugen am 9. Juni 1734 vornahm, auf ihn hervorbrachte. Eine solche wäre von desto höherem Interesse, als der Prinz seit zwanzig Jahren keiner größeren Abtheilung preußischer Kriegsvölker ansichtig geworden war, eine Zeit, während welcher das dortige Heer eine völlig neue Gestaltung erhalten hatte. Und so ungünstig auch Eugens früheres Urtheil über die Art und Weise, in welcher damals die Einübung der Truppen in Preußen betrieben wurde, über das unausgesetzte Exerciren, Manoeuvriren und Paradiren gelautet hatte, so mochte er sich jetzt doch davon überzeugen, daß man, auch ohne die Uebertreibung nachzuahmen, mit welcher der König demjenigen oblag, was er die Ausbildung seines Heeres nannte, doch in Oesterreich wohl daran gethan hätte, wenn man nicht geradezu das Entgegengesetzte beobachtet haben würde.

Es wurden ernste Klagen laut, daß die Infanterie, insbesondere in Italien, im Gebrauche des Feuergewehrs höchst unerfahren sei, und selbst der Kaiser berührte in seinen eigenhändigen Briefen an den Prinzen die-

sen Gegenstand mit der Hinweisung auf die Nothwendigkeit gründlicher Abhülfe [35]).

Eugen war weit davon entfernt, etwa mit der gewöhnlichen Zähigkeit des Alters an einer vorgefaßten Meinung festzuhalten. Es wundere ihn nur, erwiederte er, solche Klagen über das kaiserliche Fußvolk in Italien zu vernehmen, indem dasselbe aus lauter alten Regimentern bestehe, welche sich schon seit längerer Zeit dort befänden. Doch sei es höchst nöthig, diesem Mangel abzuhelfen und die Commandanten der Regimenter dazu anzuhalten, ihre Soldaten gehörig im Feuer exerciren zu lassen. „Denn „so wenig ich," setzte der Prinz hinzu, „für das unnöthige Schießen „im Frieden bin, so sehr erkenne ich, daß die Leute in Kriegszeiten „im Feuer geübt sein müssen. Daher lasse ich auch die Regimenter all„hier täglich exerciren, und Einer sucht es dem Andern darin zuvor „zu thun [36])".

Nicht bloß an den Soldaten selbst, auch an den Generalen und Offizieren machte es sich fühlbar, daß die kaiserliche Armee nicht mehr auf der früheren Stufe kriegerischer Tüchtigkeit sich befand. „Die Generale „sind zwar," berichtete Eugen dem Kaiser, „alle voll guten Willens, nicht „aber von ausreichender Erfahrung, und es befinden sich sogar mehrere unter „ihnen, die noch gar keinen Feldzug, andere aber, welche einen solchen nur „als Subalternoffiziere mitgemacht haben. Es ist dieß jedoch nur die „natürliche Folge eines langen Friedens, während dessen Dauer sich Un„ordnungen und Mißbräuche bei den Regimentern eingeschlichen, auch viele „Offiziere einen Theil des Dienstes vergessen haben. Ich kann daher „Eurer Majestät nicht bergen, daß ich den Unterschied gar wohl erkenne, „wie Dero Truppen ehedem waren und wie sie jetzt sind. Und bei den „Kreisvölkern, welche größtentheils aus ganz frisch errichteten Compagnien „bestehen, sieht es noch weit schlimmer aus. Ich muß daher ohne es viel „merken zu lassen, bedacht sein, der eingerissenen Verwirrung zu steuern, „welche sich nach und nach auch geben wird und wirklich, seit wir uns hier „befinden, in vielem schon sehr gebessert hat. Doch muß ich bei solcher „Beschaffenheit mit größerer Vorsicht und Behutsamkeit umgehen, weil ich „es mit einem beträchtlich stärkeren Feinde zu thun habe, der sein schon „durch die Natur wohl befestigtes Lager durch Verhaue, Schanzen und „Gräben noch weit stärker gemacht hat [37])".

Zunächst war es die Vermehrung seiner Streitkräfte durch die Ankunft der preußischen, hannoverschen und noch anderer Truppen, wodurch Eugen sich veranlaßt sah, nicht länger mit dem Aufbruche der Armee gegen Philippsburg zu zögern. Berwicks Tod und die Verwirrung, welche dadurch bei dem Feinde hervorgebracht wurde, mag den Prinzen bewogen haben, den Zug gegen das französische Lager noch mehr zu beschleunigen. Der Hauptbeweggrund hiezu lag aber in den Nachrichten, welche ihm über die Fortschritte der Belagerung von Philippsburg zukamen. Zwar vertheidige sich Wutgenau, so lauteten sie, sogar nach dem Geständnisse des Feindes mit äußerster Tapferkeit; nichts destoweniger werde ihm stark zugesetzt, und es stehe ihm sogar, wenn nur erst alle französischen Batterien fertig wären, ein noch heftigeres Feuer bevor.

Ehe der Prinz den Aufbruch seines Heeres bewerkstelligte, bat er den Kaiser dringend, ausgiebiger als bisher mit Geldmitteln unterstützt zu werden. Sollte dieß nicht der Fall sein, so müßte die Armee immer mehr zusammenschmelzen, denn die Hülfstruppen würden entweder nicht dienen, oder ihre Reihen durch Desertion sehr gelichtet werden. „Wenn aber dieses erfolgen sollte", fügte Eugen hinzu, „so „wäre der Schaden ganz unersetzlich, indem Eure Majestät in einem „Augenblicke, in welchem Sie keinen Alliirten besitzen und sich allein „zu helfen suchen müssen, eine zweite Armee nicht aufzutreiben vermöch„ten und somit außer Stande wären, auf die Länge ihre eigenen Länder „zu schützen [38])".

Bezeichnend ist es für die damalige geringe Ausbildung des Dienstes, welcher heut zu Tage von dem General-Quartiermeisterstabe besorgt wird, daß Eugen erst wenige Tage vor seinem Aufbruche von Heilbronn daran ging, seine Armee mit einem Generalquartiermeister zu versehen. In die Hände des Feldmarschall-Lieutenants Freiherrn von Schmettau legte er dieses Amt. Schmettau's Bruder, welcher als Hauptmann im Regimente Müffling diente, wurde zum Generalquartiermeister-Lieutenant ernannt [39]).

Am 19. Juni 1734 führte Eugen sein Heer auf drei Schiffbrücken über den Neckar, während das Geschütz und das Gepäck den Fluß auf der steinernen Brücke zu Heilbronn gleichfalls überschritt. Noch einmal wiederholte er seine Versicherung, nichts verabsäumen zu wollen, um dem

Feinde, wenn es nur irgend möglich sei, empfindlichen Schaden zuzufügen. „Eine glückliche Hauptschlacht hier oder in Italien", so schrieb er dem Kaiser, „ist freilich das Einzige, wodurch den aller Orten so übel aussehenden „Sachen eine andere Gestalt gegeben werden kann. Bevor diese nicht „erfolgt, sind nur höchst nachtheilige, ja unehrenhafte Friedensvorschläge von „Frankreich und dessen Alliirten zu erwarten, insbesondere nachdem die „Seemächte mit so unglaublicher Gelassenheit die Gefahr, in welcher Eure „Majestät sich befinden, ungeachtet ihrer übernommenen Verbindlichkeiten „und ihres eigenen dabei betheiligten Wohles ansehen. Eure Majestät seien „daher überzeugt, daß ich nichts unterlassen werde, was nur immer möglich „erscheint, um mich Ihres gnädigsten Vertrauens würdig zu machen und „die Ehre Ihrer Waffen wieder empor zu bringen, welche von ihrem frü„heren, in der ganzen Welt erworbenen Ruhme durch dasjenige, was im „vorigen Herbste in Italien vorgefallen ist, nicht wenig gelitten hat, wäh„rend doch an ihrer Erhaltung Eurer Majestät für die Gegenwart wie für „die Zukunft so gar viel gelegen ist. Daher könnten aber auch die Folgen „eines unglücklich ausfallenden Kampfes so sehr gefährlich sein, daß insbe„sondere bei der Beschaffenheit der Sachen im Römischen Reiche eine „Schlacht sich nicht mit der Leichtigkeit wie sonst liefern läßt [40]."

Es ist unmöglich zu verkennen, daß dieses Bedenken, welches sich fast in jedem der zahlreichen Berichte Eugens an den Kaiser wiederholt, ein wohlbegründetes war. Dennoch mag es in der Zeit, von welcher jetzt die Rede ist, in den Entschlüssen des Prinzen eine allzu große Rolle gespielt haben. Gerade darin zeigte es sich, daß Eugen zum Greise geworden war, daß sein Genie nicht mehr die ursprüngliche Frische, sein Geist nicht mehr ganz die frühere Spannkraft besaß, wie in den Tagen der Jugendblüthe und ungebrochenen Manneskraft. Eine der glänzendsten Eigenschaften Eugens, die blitzesgleiche Raschheit des Entschlusses und der unwiderstehliche Nachdruck der Ausführung hatte einer bedächtigen Erwägung des Für und Wider, einer minder energischen Vollziehung des Beschlossenen Platz gemacht. Bei Eugens reicher Erfahrung, bei den übrigen Feldherrngaben, welche ihn auch damals noch als den Ersten unter allen am Leben befindlichen Heerführern erscheinen ließen, beseitigte sein jetziges Vorgehen freilich jede Befürchtung einer Niederlage, wie er denn eine solche auch unter den mißlichsten Umständen zu vermeiden wußte. Aber von einer Erreichung so

glänzender Erfolge, wie er sie vor mehr als dreißig Jahren unter ähnlichen Umständen gleichfalls einem weit überlegenen Feinde abzuringen gewußt hatte, hiezu war nun freilich wenig Aussicht mehr.

Wer die Langsamkeit der jetzigen Bewegungen Eugens mit der Raschheit vergleicht, mit welcher er in den Jahren 1701 und 1706 in Italien vordrang, wird gegen die Richtigkeit dieser Bemerkungen nichts einzuwenden finden. Am 19. Juni 1734 war die Armee von Heilbronn aufgebrochen; am 21. traf sie zu Adelshofen ein, wo ein neunjähriger Bettelknabe dem Prinzen einige Zeilen von Wutgenau's Hand überbrachte. Nur mit wenig Worten bat er darin um baldigen Entsatz [41]). Am 26. rückte Eugen mit seinem Heere zu Bruchsal ein, wo er nur mehr drei Stunden von der französischen Circumvallationslinie entfernt war. Hier machte er Halt, um vorerst die feindliche Stellung zu recognosciren und sodann ferneren Beschluß zu fassen [42]).

Am Morgen des 29. Juni näherte sich Eugen in Begleitung der beiden Herzoge von Württemberg und Braunschweig-Bevern unter starker Bedeckung bis auf die Entfernung von anderthalb Stunden dem Lager der Franzosen. An demselben Tage erhielt er durch eine Bäuerin, die er nach Philippsburg gesendet hatte, um Wutgenau Nachricht von dem Anmarsche des kaiserlichen Heeres zu geben, Antwort von demselben. Wutgenau sprach die Vermuthung aus, der Feind werde in der kommenden Nacht das Hornwerk stürmen, welches er schon früher als den schwächsten Punkt der Festung bezeichnet hatte. Seine Garnison fange an, so erklärte Wutgenau, stark zusammenzuschmelzen. Dennoch sei er guten Muthes und hoffe wohl noch einige Wochen sich halten zu können [43]).

Es sei nicht zu zweifeln, bemerkte Eugen hiezu, daß der Feind, je dichter man an ihn heranrücke, desto größere Anstrengungen machen werde, sich Philippsburgs zu bemächtigen. Um ihn wo möglich hieran zu hindern, führte Eugen am 1. Juli sein Heer nach Wiesenthal, wo er nur mehr eine starke Viertelstunde vom französischen Lager entfernt war. Hier nahm er in der Rheinebene, den feindlichen Verschanzungen gegenüber Stellung. Seinen linken Flügel lehnte er an Neudorf, den rechten an Waghäusel; das Hauptquartier kam nach Wiesenthal.

Eugen beschäftigte sich nun ernstlich mit den erforderlichen Vorbereitungen zum Entsatze von Philippsburg. Am 2. und 3. Juli recognoscirte

er in Begleitung der Herzoge von Württemberg und Bevern die Verschanzungen des Feindes. Er fand dieselben ungemein stark und überall reichlich mit Kanonen besetzt. Ueberdieß waren sie noch durch einen breiten Graben und durch tiefe und umfangreiche Gruben geschützt, an deren Anlegung und Vermehrung d'Asfeld Tag und Nacht sowohl durch seine Soldaten als durch Bauern arbeiten ließ. Sie waren darauf berechnet zu verhindern, daß die kaiserliche Cavallerie, wenn auch die Infanterie Posten zu fassen im Stande wäre, sich nicht zu formiren vermöge[44]).

So schwer ausführbar nun auch dem Prinzen unter solchen Verhältnissen ein Angriff auf die Stellung des Feindes erschien, so wenig gab er doch den Gedanken hiezu auf. Er wußte wie sehr man sich zu Wien, wie sehr insbesondere der Kaiser selbst sich darnach sehnte, daß eine Schlacht geliefert, daß den Franzosen eine entscheidende Niederlage beigebracht werde. „Ein glücklicher Hauptstreich ist das einzige noch übrige menschliche Mittel", hatte ihm auch der Kaiser geschrieben, „um mich, mein Erzhaus und ganz „Europa von der Uebermacht des Hauses Bourbon zu retten[45])". Die Aufforderung, die in diesen Worten lag, würde genügt haben, den Prinzen, wenn es dessen noch bedurft und er nicht selbst dieser Ansicht beigepflichtet hätte, zu äußerster Anstrengung zu vermögen. Zu wiederholten Malen besichtigte er selbst mit Genauigkeit das Terrain, und ließ durch die Generale Seckendorff, Schmettau und Neipperg ein Gleiches thun. Der Erstere war erst vor einigen Tagen, ein Vorläufer des Königs von Preußen selbst, in Eugens Heerlager eingetroffen; der Letztere befand sich auf dem Wege von Luxemburg nach Italien, und hatte den Prinzen inständig gebeten, nur wenigstens so lange bei ihm verweilen zu dürfen, bis man sehe ob es zu einer Schlacht komme. Gern hatte Eugen dieser Bitte willfahrt, denn Neipperg war einer jener Generale, auf welche er am meisten hielt. Man werde sich seiner, bemerkte der Prinz, für den Fall einer Schlacht gar nützlich gebrauchen können[46]).

Seckendorff und Schmettau arbeiteten einen Vorschlag aus, den Feind anzugreifen, ohne daß dadurch eine allgemeine Schlacht herbeigeführt würde. Es hätte dieß den Vortheil gehabt, daß nicht Eugens sämmtliche Streitkräfte, sondern nur diejenigen Truppen auf's Spiel gesetzt worden wären, welche der Prinz zum Angriffe befehligte. An einem Punkte sollte er vollführt werden, an welchem die dort aufgestellten neun feindlichen

Bataillone durch einen Sumpf von dem übrigen französischen Heere getrennt waren und von demselben nicht leicht Hülfe erhalten konnten. In solcher Weise hoffte man nach Philippsburg durchzudringen, Verstärkung in den Platz zu werfen und die neu zu gewinnende Verbindung mit demselben auch fortan offen zu erhalten [47]).

Obwohl noch durchaus nicht entschlossen, dem Vorschlage der Generale Seckendorff und Schmettau wirklich Folge zu geben, ließ doch Eugen einstweilen die nöthigen Vorarbeiten dazu in's Werk setzen. Dem Punkte gegenüber, an welchem die Erstürmung der Verschanzungen ausgeführt werden sollte, wurden Redouten erbaut, die Gehölze gelichtet und Brücken über die verschiedenen Bäche und Sümpfe geschlagen, um den Uebergang über dieselben zu erleichtern. Endlich ließ der Prinz sogar Laufgräben wider die feindlichen Schanzen anlegen, mittelst deren man sich denselben bis auf wenige hundert Schritte zu nähern vermochte.

Diese Anstalten, so zweckmäßig sie auch an und für sich waren, hatten doch andererseits wieder den Nachtheil, daß die Feinde auf Eugens Bewegungen aufmerksam wurden, seine Absicht durchschauten und derselben entgegenarbeiteten. Sie suchten durch unaufhörliche Beschießung aus Kanonen und Kleingewehr die Arbeiten der kaiserlichen Soldaten zu stören, die Verbindung ihres eigenen Hauptheeres mit den isolirt stehenden neun Bataillonen herzustellen und den letzteren Posten durch Vermehrung der dortigen Mannschaft, durch Erhöhung der Verschanzungen und Vertiefung des vor denselben befindlichen Grabens noch mehr zu verstärken.

So eifrig waren die Franzosen in ihren Vorkehrungen, daß man auf kaiserlicher Seite von der Ausführung des Planes, welchen man bisher befolgte, bald nicht mehr die früheren Erwartungen hegte. Da man jedoch an dem Gedanken, Philippsburg zu entsetzen, noch immer festhielt, so glaubte man zur Erreichung dieses Zweckes außer dem zuerst vorgeschlagenen Angriffe, welchen man keineswegs schon aufzugeben beabsichtigte, sich auch noch eines anderen Mittels bedienen zu sollen. Dasselbe bestand darin, die Fluthen des hoch angeschwollenen Rheines in einen Theil des feindlichen Lagers zu leiten und hiedurch die Franzosen von dort zu vertreiben. Würde gleichzeitig der Sturm auf die Verschanzungen ausgeführt, so wäre Philippsburg von zwei Seiten frei und man könnte so viele Mannschaft und Munition, als man wolle, in den Platz werfen.

Zur Ausführung dieses Projectes schreitend, ließ Eugen in der Nacht des 14. Juli 1734 die französischen Truppen, welche sich außerhalb ihrer Verschanzungen in dem Dorfe Russenheim befanden, von dort vertreiben. Allsogleich begann man, die nöthigen Durchschnitte zu machen, um den Rhein in das feindliche Lager zu leiten. Und wirklich ging Alles gut von Statten. Schon begann das Wasser in das französische Lager zu treten, da fiel plötzlich der Rhein in gleichem Maße, wie er früher angeschwollen war. „Da nun", berichtet Eugen dem Kaiser, „das an sich gut ausgesonnene Project durch einen Zufall fehlgeschlagen, so bleibt, um den Platz „zu retten, nichts übrig als eine allgemeine Schlacht zu liefern oder zu „sehen, ob man einen Angriff dießseits Knaudenheim vornehmen könne. „Zu diesem Ende ist auch unsere Arbeit daselbst mit allem Nachdrucke „wider des Feindes rechten Flügel getrieben worden, wo man so nahe „von ihm steht, daß dessen Verschanzung gar füglich von da aus übersehen werden kann. Der Feind hat jedoch verschiedene Flêchen und Batterien daselbst aufgeworfen, um uns den Angriff beschwerlich zu machen. „Ich vermag daher bis auf diese Stunde nicht verläßlich zu melden, ob „ich eines von beiden, oder in Anbetracht der fast unglaublichen Stärke „der feindlichen Verschanzungen gar nichts werde unternehmen können".

„Die üblen Folgen," fuhr der Prinz fort, „welche der Verlust von „Philippsburg nach sich ziehen wird, begreife ich nur allzuwohl. Denn es „werden sodann der schwäbische wie der fränkische Kreis zu ferneren Leistungen untüchtig gemacht werden. Wo immer man sich hinwenden will, wird „man ein Armeecorps zur Beobachtung der Besatzung von Philippsburg, und zwar umsomehr zurücklassen müssen, als man sich auf Mannheim gar nicht verlassen kann. Außerdem vermag der Feind von Philippsburg aus, wenn nicht in diesem, so doch im künftigen Jahre, bevor noch „unsere Armee zusammenkommt, nach jeder Richtung hin zu operiren. Und „endlich gereicht es nicht eben zum Ruhme der Waffen Eurer Majestät „und derjenigen des Reiches, diesen wichtigen Platz im Angesichte des „Heeres wegnehmen zu lassen, ohne wenigstens etwas zu dessen Rettung „gewagt zu haben. Andererseits würde es aber von einer noch weit schädlicheren Wirkung sein, wenn man die Truppen, ohne einen glücklichen „Erfolg zu erringen, lediglich zur Schlachtbank führen und nebst Philippsburg auch noch die Armee selbst einbüßen würde [48])".

Noch war Eugen beschäftigt, mit den ihm beigegebenen drei Feldmarschällen, den Herzogen von Württemberg und Bevern, dann dem Grafen Harrach, von welchen der Erstere mehr für das kühnere Wagniß eines Angriffes stimmte, während die beiden Letzteren zur Vorsicht riethen, dasjenige zu überlegen was zu thun sei, als die Uebergabe Philippsburgs sie der Nothwendigkeit eines ferneren Entschlusses überhob. Am 18. Juli 1734 hatte Wutgenau, nachdem alle Hülfsmittel völlig erschöpft waren, welche eine Verlängerung der Vertheidigung möglich machen konnten, die Capitulation abgeschlossen. Die Besatzung erhielt die Bewilligung freien Abzuges nach Mainz.

Was Eugen immer erklärt hatte, während Philippsburg sich noch hielt, das wiederholte er auch jetzt: „Wutgenau habe das äußerste und „alles dasjenige gethan, was man von einem rechtschaffenen Commandanten nur verlangen könne." An diese Belobung Wutgenau's knüpfte der Prinz eine Rechtfertigung seines eigenen Benehmens. Er wiederholte die schon früher angeführten Gründe, welche ihn bestimmt hatten, lieber Philippsburg verloren gehen zu sehen, als sein eigenes Heer dem wahrscheinlichen Verderben auszusetzen. Denn nicht umsonst hätten ihn der Herzog von Bevern und Graf Harrach darauf aufmerksam gemacht, daß seine Armee aus lauter neugeworbenen Truppen bestehe, mit denen sich kaum ein Wagstück vollführen lasse wie die Erstürmung von Schanzen, welche in solcher Stärke fast niemals gesehen worden seien. Außerdem hätten die neuen Unglücksfälle in der Lombardie, wo Feldmarschall Graf Mercy bei Parma geblieben, sein Heer aber zum Rückzuge gezwungen worden war, vor Allem aber die drohende Haltung Baierns die entscheidendste Wirkung auf seinen Entschluß geübt. Denn Baiern, das ebenso wie Köln und Pfalz wohlgerüstet dastehe, würde auf die erste Nachricht von einem Unfalle, welcher die kaiserliche Armee betreffen sollte, sich entweder mit der französischen Heeresmacht vereinigen oder auf eigene Faust einen Einfall in die österreichischen Erblande unternehmen. Zu einer Zeit würde dieß geschehen, zu welcher der Kaiser weder in Ungarn noch sonst irgendwo Truppen besäße, um einem solchen Einfalle zu widerstehen. Um noch größeres Uebel zu hintertreiben, hätte man sich dann entschließen müssen, die Armee ganz aus der Lombardie herauszuziehen, und es wäre dem Kaiser nichts übrig geblieben, als sich ohne Widerrede jeder Bedingung zu fügen, welche seine Geg-

ner ihm auferlegen wollten. „So lang hingegen die hiesige Armee beisam„men ist“, fügte Eugen hinzu, „sind die Erblande bedeckt und wird „Baiern im Zaume gehalten, des Feindes ferneres Vordringen diesen „Feldzug hindurch gehindert und das Heer in den Stand gesetzt, je nach „Beschaffenheit der Umstände noch an irgend eine Unternehmung zu „schreiten [49])“.

So fest nun auch Eugen davon überzeugt war, daß der Entschluß, den er gefaßt hatte, dem Dienste des Kaisers und dem allgemeinen Wohle am besten entsprach, so wenig täuschte er sich darüber, daß derselbe nur in geringem Maße die glänzenden Erwartungen erfüllte, die man von seiner Kriegführung am Rheine gehegt hatte. Denn so groß war der Zauber seines Namens, daß obgleich Jedermann einsah, wie unzureichend die in seine Hand gelegten Mittel waren, man dennoch glaubte, von Eugen würde das Größte damit vollbracht werden. Und allerdings mochte es auch dem Prinzen selbst empfindlich sein, daß dasjenige was vorging und worin er selbst eine gewisse Demüthigung sah, vor Personen geschah, vor deren Augen er am liebsten die kaiserlichen Waffen in ihrem alten Glanze gezeigt hätte. Es waren dieß der König Friedrich Wilhelm und der Kronprinz Friedrich von Preußen.

Eigenthümlich war es in der That, daß der König von Preußen, dessen Haltung in der letzten Zeit dem Kaiserhofe zu so vielfacher Beschwerde Anlaß gegeben hatte, dennoch an dem Gedanken festhielt, nicht nur seinen Sohn unter Eugens Augen seinen ersten Feldzug machen zu lassen, sondern selbst zur Armee zu gehen und wie er sich ausdrückte, noch etwas von dem Prinzen zu lernen.

Schon im Anfange des Jahres 1734 hatte er durch Seckendorff diesen Vorsatz kundgethan, welcher von Eugen mit lebhafter Befriedigung aufgenommen wurde. „Daß des Königs von Preußen Majestät der Cam„pagne im Reich mit beiwohne“, schrieb der Prinz den 13. Februar 1734 an Seckendorff [50]), „wäre dem gemeinsamen Interesse aus verschiedenen „Ursachen nützlich, und müssen Sie bei solchem Vorsatze ihn möglichst er„halten. Denn wenn sich der König bei der Armee befindet, wird sich „Manches zu des Kaisers Dienst thun lassen, was man in Berlin, wo „er mit so vielen französisch Gesinnten umgeben ist, nicht auszuführen „vermag“.

Bald wurden dem Prinzen die näheren Bestimmungen des Königs über seine und seines Sohnes Reise zum Heere kundgethan. Er selbst wolle nur incognito dort erscheinen, erklärte Friedrich Wilhelm, bei General Röder wohnen, sich täglich bei Eugen zur Parole einfinden und ihn zu Pferde begleiten, wohin der Prinz sich eben zu begeben habe. Man möge ihn mit aller Ehrenbezeugung verschonen und ihn nur als einen Privatmann behandeln, weil ihm sonst jede Freude verdorben würde. Er wolle sich in seinen Reden sehr zurückhalten, nicht in das geringste mischen und vor Allem dem Oberbefehlshaber in nichts zu nahe treten, indem er nur aus Wißbegierde zur Armee komme und daselbst zu lernen beabsichtige. Der Kronprinz solle sich mit Eugens Erlaubniß gleichfalls bei Röder aufhalten und in dem Dorfe, wo der Letztere wohnen werde, auch sein Quartier nehmen; doch habe er allzeit bei Eugen zu erscheinen und denselben überall hin zu begleiten. „Man könne ihm zwar Höflichkeit thun, dürfe ihm aber", so lauteten die Worte des Königs, „keine kaiserliche Wache geben, weil er „auf keine Weise dem Kronprinzen noch mehr Hochmuth, dessen er ohnehin „schon genug besitze, wolle in den Kopf bringen lassen [51])".

In den lebhaftesten Ausdrücken sprach Eugen gegen den König selbst seinen Dank für dessen Entschluß aus, sich zur Armee zu begeben [52]). Der Prinz hegte wirklich die Hoffnung, durch seinen persönlichen Einfluß Friedrich Wilhelms frühere und jetzt so sehr erkaltete Anhänglichkeit an das Kaiserhaus von neuem zu beleben. Insbesondere wünschte er den König zum Abbruche seiner Verbindungen mit Frankreich und zur Wegweisung des französischen Gesandten Marquis von Chetardie aus Berlin zu vermögen. Denn dieser gewandte und schlaue Mann, ein Meister in der Intrigue, war es wohl zunächst dem man in Wien es zuschrieb, daß der König von Preußen zwar immer die wohlklingendsten Erklärungen abgab, dort aber wo es auf die Leistungen selbst ankam, nur allzuweit hinter seinen Versprechungen zurückblieb.

Ein Grund mehr, warum man die Entfernung Chetardie's aus Berlin sehnlichst wünschte, lag darin, daß man ihm die verderblichste Einwirkung auf den Kronprinzen beimaß. So groß war das Vertrauen, welches in einem Augenblicke, in dem Frankreich mit dem deutschen Reiche im Kriege lag, Prinz Friedrich dem französischen Gesandten in Berlin bezeigte, und so lebhaft war der Verkehr zwischen ihnen, daß die freilich thörichte

Meinung auftauchte, Friedrich werde ihn nach seinem Regierungsantritte zum ersten Minister ernennen [53]).

Bei solcher Gesinnung war es leicht begreiflich, daß der Kronprinz es weit lieber vermieden hätte, zu Eugens Heere zu gehen und dadurch eine gewisse Parteinahme für die Sache des Kaisers öffentlich an den Tag zu legen. Ungemein groß waren die Anstrengungen, welche von den Gegnern des Kaiserhauses zu Berlin, die Königin an der Spitze, gemacht wurden, um den König von diesem Gedanken abzubringen. Prinz Friedrich aber kannte seinen Vater zu genau, um nicht zu wissen, daß diese Vorstellungen bei ihm nichts ausrichten würden. Er verfiel daher auf den Gedanken, sich zuerst zum kaiserlichen, und dann zum französischen Heere zu begeben. Hiedurch würde, so dachte er wohl im Stillen, seine Anwesenheit auf dem Kriegsschauplatze einzig und allein den Stempel militärischer Wißbegierde, und zugleich denjenigen vollkommener politischer Parteilosigkeit erhalten.

So weit war es jedoch mit der Sinnesänderung des Königs von Preußen noch nicht gekommen, daß er einem solchen Vorschlage seine Zustimmung ertheilt hätte. Auch Eugen scheint dieß nicht besorgt zu haben, denn auf die Mittheilungen Seckendorffs hierüber beschränkte er sich lakonisch zu erwidern: „zu zwei Armeen zu gehen würde sich gar nicht „schicken [54])".

Es blieb somit bei des Königs ursprünglichem Plane und der festgesetzten Reise des Kronprinzen zu Eugens Heere. Am 7. Juli erschien er daselbst, von vier andern dem preußischen Königshause angehörenden Prinzen begleitet. Er überbrachte ein Schreiben seines Vaters an Eugen, worin gesagt wurde, daß Friedrich vor Begierde brenne, unter Eugens Augen den Feldzug mitzumachen. Der König bat Eugen, den Kronprinzen wohlwollend aufzunehmen und mit seinen weisen Rathschlägen zu beehren, auf daß er sich unter der Anleitung eines so großen Feldherrn mehr und mehr im Kriegshandwerke ausbilden könne. Auch seine eigene Ankunft kündigte Friedrich Wilhelm an, indem er, auf einer Reise nach Cleve begriffen, es sich nicht versagen könne, Eugen im Lager einen Besuch abzustatten [55]).

Dem Kaiser gegenüber hatte Eugen die Absicht ausgesprochen, wenn der Kronprinz bei ihm eintreffen werde, nichts zu versäumen um denselben für die österreichische Sache zu gewinnen und ihn von seiner bisherigen

französischen Gesinnung zurückzubringen [56]). Doch ist nirgends gesagt, wie weit Eugen hierin etwa mit dem Kronprinzen gekommen sein mag, als einige Tage nach seinem Sohne auch König Friedrich Wilhelm im kaiserlichen Heerlager eintraf [57]). Es scheint vielmehr, daß Beide, der König von Preußen und sein Sohn, es sorglich vermieden, sich über die öffentlichen Angelegenheiten mit Eugen zu besprechen. Doch brach der Letztere die Gelegenheit vom Zaune, dem Könige mit soldatischem Freimuthe zu erklären, Chetardie sei ein nichtswürdiger Mensch, der ihm bloß Unwahrheiten vorsage, und es gereiche dem Könige zur Schande, denselben noch immer an seinem Hofe zu dulden [58]).

Nach und nach fand jedoch, wie es wohl einer Persönlichkeit gleich derjenigen Eugens gegenüber nicht leicht anders sein konnte, eine vertraulichere Annäherung zwischem ihm und Friedrich Wilhelm statt. „Der König von „Preußen ist“, so berichtet der Prinz am 17. August 1734 dem Kaiser [59]), „vor einigen Tagen vom Podagra befallen worden, befindet sich aber jetzt „so wohl, daß er morgen seine Reise nach Wesel antritt, den Kronprinzen „aber bis zu Ende dieses Monats hier zurückläßt. Den König habe ich „in der günstigsten Stimmung verlassen und ich halte ihn von all den „Seinigen am besten für Eure Majestät gesinnt. Zu bedauern ist nur, daß „seine Gesundheit so schlecht, und er gar kein langes Leben verspricht. „Auch will ich gar nicht gut dafür stehen, daß der Kronprinz dieselben „guten Grundsätze wie sein Vater hege. Denn der alte Fürst von Dessau „hat mir im Vertrauen gestanden, daß dieser Prinz ganz französisch gesinnt „sei, was mir auch von anderen Seiten her nicht unbekannt ist“.

Wirklich schien es, als ob Eugens Befürchtung, daß dem Könige von Preußen keine lange Lebensdauer mehr beschieden sei, nur allzubald in Erfüllung gehen sollte. Erst kurze Zeit hatte der König das Lager verlassen und sich nach Wesel begeben, als in der Nacht des 1. September ein Eilbote eintraf, welcher den Leibarzt des Kronprinzen zu dem Könige berief, welcher lebensgefährlich erkrankt war. Niemand zweifelte mehr daran, daß es mit Friedrich Wilhelm I. zu Ende gehe. Am Morgen des 4. September erschien Prinz Leopold von Anhalt, der älteste Sohn und der Liebling des alten Fürsten von Dessau bei Eugen und betheuerte seinen eigenen und seines Vaters lebhaften Wunsch, in so kritischer Lage ihre gut kaiserliche Gesinnung zu beweisen. Er versicherte, daß er allsogleich nach dem Ein-

treffen der Nachrichten aus Wesel dem Kronprinzen zugesprochen habe, er möge das Interesse seines Hauses erkennen und sich fest an die Partei des Kaisers halten. Gern sei er hiezu bereit, habe Prinz Friedrich erwiedert, wenn nur auch der Kaiser sich eben so wohlwollend für ihn wie für seinen Vater bezeige [60]).

Ob nun Eugen diese Erklärungen des Kronprinzen von Preußen als aufrichtig gemeint ansehen mochte oder nicht, gewiß ist es, daß er durchdrungen war von der Nothwendigkeit, ihn, der sich bisher immer als ein Gegner des Kaiserhauses benommen hatte, zum Anhänger desselben zu machen. „Unendlich viel liegt daran", so schrieb er dem Kaiser, „diesen „jungen Herrn zu gewinnen, welcher sich dereinst mehr Freunde als sein „Vater in der Welt machen und eben so viel Schlimmes als Gutes wird thun „können. Daher werde auch ich, so lang er noch hier bleibt, nichts unter„lassen, um sowohl ihn selbst für Eure Majestät zu stimmen, als auch die „Prinzen von Anhalt völlig auf unsere Seite zu ziehen. Ebenso trachte ich „den hier anwesenden Erbprinzen von Baireuth auszuzeichnen, dessen „Gemahlin bis jetzt einen großen Einfluß auf ihren Bruder, den Kron„prinzen von Preußen zu haben schien".

Eugen benützte die erste Gelegenheit, die sich ihm bot, um sich in diesem Sinne gegen den Kronprinzen auszusprechen, und gleiches auch durch den General Grafen Philippi thun zu lassen, welchem Prinz Friedrich einiges Vertrauen bezeigt hatte. Das Ergebniß dieser Unterredungen war wenigstens anscheinend ein durchaus günstiges. „Der Kronprinz hat mich „ersucht", berichtet Eugen hierüber, „Eurer Majestät zu melden, daß ihm „von dem Inhalte des mit seinem Vater geschlossenen Tractates bisher gar „nichts bekannt, und ihm aus allem ein größeres Geheimniß, als es seiner „Meinung nach wohl hätte sein sollen, gemacht worden sei. Euer Majestät „dürften aber zuversichtlich vertrauen, daß er diesen Vertrag demungeachtet „genau vollziehen, auch nach Beschaffenheit der Umstände sich in noch „engere Verbindlichkeit einlassen werde, wogegen er hoffe, Eure Majestät „würden eben dieselbe Freundschaft für ihn wie für seinen Vater haben. „Er bitte übrigens, diese seine Erklärung geheim zu halten, indem sein „Vater, wie er hoffe und wünsche, ungeachtet seines anscheinend schlimmen „Gesundheitszustandes noch genesen nnd eine solche Mittheilung ihm „einen für den Kronprinzen ungünstigen Eindruck verursachen könnte".

„Zu gleicher Zeit hat der Kronprinz", fuhr Eugen fort, „auch zu „verstehen gegeben, er hoffte, Eure Majestät würden bei des Königs erfol„gender Genesung, so viel an Ihnen liege, dazu behülflich sein daß derselbe „ihm nicht mehr so hart wie bisher begegnen möge".

„Ich habe ihm nicht nur", fügte Eugen hinzu, „wie billig das äußerste „Geheimniß darüber versprochen, sondern auch alles Andere zugesagt, um „ihn in seiner anscheinend so guten Stimmung zu befestigen [61])".

Das willkommenste für den Prinzen Friedrich mag wohl die Andeutung gewesen sein, welche er Eugens Worten entnehmen konnte, daß der ihm so sehr verhaßte Seckendorff nicht mehr nach Berlin zurückkehren solle. Denn seinem Einflusse schrieb er ja, obwohl mit Unrecht, das tyrannische Betragen größtentheils zu, welches sein Vater bisher gegen ihn beobachtet hatte. Und so tief gewurzelt fand Eugen diese Mißgunst wider Seckendorff bei Friedrich, daß er selbst, sonst Seckendorffs großer Gönner, dessen Abberufung von Berlin und seine Ersetzung durch eine andere, dem Kronprinzen angenehmere Persönlichkeit in Antrag brachte.

So wie Eugen, so sah auch der Kaiser völlig den großen Werth ein, welchen er auf die Gewinnung des Kronprinzen von Preußen zu legen habe. Hatte man ja doch schon seit Jahren, wenn gleich bisher noch immer fruchtlos, auf die Erreichung dieses Zieles hingearbeitet. „Die Versicherung", so antwortete Karl VI. auf Eugens Schreiben, „daß ich nicht weniger dem „Kronprinzen, wenn anders sein Betragen darnach eingerichtet ist, als „seinem Vater meine Freundschaft zuwenden werde, können Eure Liebden „ihm in kräftigster Weise ertheilen. Sie wissen, daß ich durch mein eigen„händiges Schreiben an den König den Kronprinzen aus der großen Gefahr, „welche ihm damals bevorstand, gerettet habe, und daß ihm auch von Zeit „zu Zeit mit Geld beigesprungen worden ist. An mir hat es also nicht „gefehlt, daß dasjenige nicht abgeändert worden, was bei ihm die meiste „Unlust gegen Seckendorff erweckt hat. Dieser Letztere schmeichelt sich zwar „noch sehr viel bei dem Kronprinzen zu gelten, doch bin ich vollkommen „mit Eurer Liebden einverstanden, daß er am preußischen Hofe nicht mehr „zu gebrauchen sei [62])".

„Dem Kronprinzen von Preußen", erwiederte Eugen am 25. September 1734 [63]) auf die vorstehenden Worte des Kaisers, „habe ich „dasjenige, so Eure Majestät mir anbefohlen, hinterbracht, worüber er sich

„auch auf das verbindlichste gegen mich vernehmen ließ. Doch wollen „Philippi und Andere, welche vertraulich mit ihm umgehen, merken, daß „das französische Gift ziemlich tief bei ihm eingewurzelt ist".

Natürlicher Weise waren es nicht allein die politischen Angelegenheiten, sondern weit mehr noch die Dinge, welche auf das Kriegswesen Bezug hatten, die den Gegenstand der häufigen Besprechungen Eugens mit dem Kronprinzen von Preußen bildeten. Mit wahrer Begierde horchte Friedrich den belehrenden Worten des greisen Feldherrn [64]). Tief prägte er dieselben seinem Gedächtnisse ein, insbesondere den einen Rath, den Eugen ihm gab, die Geschichte der früheren Feldzüge zu durchdenken, sich die Lage der Generale zu vergegenwärtigen und so in seinem Geiste die Fähigkeit auszubilden, in dringenden Augenblicken das rechte Mittel zu ergreifen [65]). Immer betrachtete es Friedrich als ein Glück, Eugen noch persönlich gekannt und unter seiner Leitung die ersten praktischen Studien in der Kriegskunst gemacht zu haben. Für Beide, für Eugen wie für Friedrich war es ehrenvoll, wenn der Letztere sich noch Jahrzehnte nachher mit Stolz einen Schüler des Ersteren nannte.

Siebzehntes Capitel.

Als die Uebergabe Philippsburgs allen Entwürfen zum Entsatze der Festung ein Ende gemacht hatte, war Eugen noch einige Tage hindurch zu Wiesenthal stehen geblieben, theils um abzuwarten, was mit der Besatzung von Philippsburg geschehen werde, theils um das Gepäck vorauszusenden und sich selbst zu jeder zweckmäßig erscheinenden Bewegung die Arme frei zu machen. Am Morgen des 22. Juli 1734 brach er mit seinem Heere in acht Colonnen von Wiesenthal auf und rückte noch an demselben Tage in das frühere Lager zu Bruchsal ein. Es war sein fester Vorsatz, dahin zu wirken, daß die Wegnahme Philippsburgs dem Feinde so wenig Früchte trage als es nur immer möglich sei [1]). Der Generalquartiermeister Freiherr von Schmettau wurde beauftragt, schriftlich sein Gutachten über die Unternehmungen, die man vom Feinde zu gewärtigen habe, und über die Art und Weise abzugeben, in welcher dieselben zu vereiteln wären.

Nach Schmettau's Ansicht stand den Franzosen, nachdem sie sich Philippsburgs bemächtigt hatten, die Auswahl zwischen den beiden Belagerungen von Mainz und Altbreisach frei. Was jedoch die Unternehmung auf Mainz betreffe, so könne Eugen dieselbe allzeit hintertreiben, so lange er sich die Verbindung mit Heidelberg und der dortigen Brücke über den Neckar offen erhalte. Auch sei es nicht wahrscheinlich, daß der Feind mit dem Gedanken einer Belagerung von Mainz umgehe, indem er der Philippsburger Besatzung gerade dorthin zu ziehen gestattet habe.

Größere Vermuthung spreche dafür, daß des Feindes wahre Absicht auf den Oberrhein, und zwar auf Altbreisach gerichtet sei. Denn durch die Wegnahme dieses Platzes werde er in den Stand gesetzt, mehr als zwanzigtausend Mann frischer Truppen auf den Kriegsschauplatz zu bringen, welche er, so lange Breisach sich in den Händen des Kaisers befinde, aus den Festungen des Elsasses zu ziehen nicht wagen dürfe. Schmettau schloß mit dem Antrage, der Besatzung von Breisach ungesäumt eine beträchtliche Verstärkung zuzusenden, indem diese Festung, ungenügend besetzt, sich kaum

so lange als Philippsburg halten könnte, während sie, wenn mit einer ausreichenden Garnison versehen, sich gewiß lange und hartnäckig zu vertheidigen im Stande wäre [2]).

Die Anschauungsweise des Feldmarschall-Lieutenants von Schmettau wurde von Eugen gleichfalls getheilt. Auch ihm schien der Umstand, daß der Feind die Besatzung von Philippsburg nach Mainz geschickt hatte, darauf hinzudeuten, daß er die Belagerung dieses Platzes nicht beabsichtige. In diesem Sinne beantwortete der Prinz die Anfrage des Kurfürsten Philipp Karl von Mainz, welcher angsterfüllt um Auskunft bat, wohin er seine eigene Person und das Reichsarchiv retten solle [3]). Er könne nicht dazu rathen, schrieb Eugen dem commandirenden General zu Mainz, Feldzeugmeister Grafen Olivier Wallis, daß der Kurfürst vor der Zeit seine Residenz verlasse, auf welche ohnehin höchst wahrscheinlicher Weise des Feindes Absicht gar nicht gerichtet sei. Doch könnte es allerdings nicht schaden, das Reichsarchiv nach Würzburg oder Erfurt in Sicherheit zu bringen [4]).

In ganz anderer Weise lautete jedoch das Schreiben, welches Eugen an den Befehlshaber von Altbreisach, Feldzeugmeister Freiherrn von Rodt abgehen ließ. Es sei sehr wahrscheinlich, hieß es darin, daß der Feind eine Unternehmung gegen Breisach beabsichtige. Rodt möge unverweilt jede Anstalt zur Vertheidigung treffen und insbesondere die nöthigen Lebensmittel in die Festung bringen lassen. Der Commandant von Freiburg, Feldmarschall-Lieutenant von Tillier habe den Auftrag erhalten, ihm zwei, ja vielleicht sogar drei Bataillone zuzusenden. Zu noch größerer Verstärkung der Garnison sei wo möglich auch Landmiliz in die Festung aufzunehmen. „Ich verlasse mich", so schloß Eugen sein Schreiben, „auf Ihre „Thätigkeit und Erfahrung, daß Sie sowohl von nun an alle diensamen „Anstalten zu einer tapferen Gegenwehr eifrigst vorkehren, als bei wirklich „erfolgender Belagerung alles nur immer mögliche mit äußerster Kraftan„strengung zur Vertheidigung des Ihnen anvertrauten Platzes thun wer„den, wie es Ihre Pflicht zu des Kaisers Dienst nebst Ihrer eigenen Ehre „und derjenigen der kaiserlichen Waffen mit sich bringt [5])".

Es schien fast als ob die Meinung Eugens und Schmettau's sich als irrig darstellen und trotz aller behaupteten Unwahrscheinlichkeit die Absicht des Feindes doch auf Mainz gerichtet sein sollte. Hierauf schienen wenig-

stens die ersten Bewegungen der Franzosen abzuzielen. Der Marschall d'Asfeld ließ fünfundzwanzig Bataillone und zwanzig Schwadronen unter dem Herzoge von Noailles in den Philippsburger Linien zurück und ging mit dem Reste seines Heeres auf das linke Rheinufer. In den ersten Tagen des Monats August setzte er sich mit all den Streitkräften, welche nicht zur Besatzung von Philippsburg gehörten, gegen Oppenheim in Marsch, von wo aus er Mainz bedrohte. Auf die erste Nachricht hievon rückte Eugen über Ladenburg und Weinheim gleichfalls dorthin. „Mein „Vorsatz ist", schrieb er am 6. August 1734 aus Lorsch an den Grafen Wallis, „mich geraden Weges nach Mainz zu wenden, um den „Feind, wenn er den Rhein oberhalb oder unterhalb des Mains passiren „sollte, sogleich anzugreifen, ja wenn es nöthig wäre, zu Mainz selbst über „den Rhein zu gehen".

Am 8. August traf Eugen zu Trebur ein, von wo er in einem einzigen Marsche in Mainz sein konnte. Seinen linken Flügel fast bis an den Rhein, den rechten aber nahe an den Main ausdehnend, blieb er hier stehen und ließ eine Brücke über den letzteren Fluß schlagen, um denselben erforderlichen Falles sogleich und ohne irgend ein Hinderniß überschreiten zu können [6]). Nur den Feldmarschall-Lieutenant Freiherrn Ernst von Petrasch, welcher während des ganzen Feldzuges als wackerer Reiterführer die besten Dienste gethan hatte, entsandte er mit zweitausend Pferden bis unter die Kanonen von Mainz, um nicht nur den Feind zu beobachten und über seine Bewegungen Bericht zu erstatten, sondern auch wenn es die Nothwendigkeit erfordern sollte, sich dem Feldzeugmeister Grafen Wallis zur Verfügung zu stellen.

Wohl scheint es Eugens schleuniger Anmarsch gegen Mainz gewesen zu sein, welcher den Marschall d'Asfeld zwang, jeden Gedanken an eine Belagerung dieser Festung, wenn er einen solchen überhaupt ernstlich gehegt hatte, wieder aufzugeben. Bald erhielt Eugen die Nachricht, daß d'Asfeld am 11. August den Rückmarsch nach Worms angetreten habe. Von dort wolle er, so hieß es, entweder vor Breisach ziehen oder sich gegen den Neckar wenden, um Schwaben und Franken in Contribution zu setzen [7]).

Seinem Vorsatze getreu, die Unternehmungen des Feindes möglichst zu vereiteln, kehrte auch Eugen des Weges, den er gekommen war, wieder zurück. Zu Weinheim traf ihn ein kaiserliches Rescript, dessen hier nur

aus dem Grunde Erwähnung geschieht, weil die Ansicht, die Eugen über seinen Inhalt ausspricht, für ihn wahrhaft bezeichnend ist. Auf die dringende Bitte einiger Reichsstädte hatte der Kaiser ein sogenanntes „limitirtes Commercium“ mit Frankreich bewilligt. Seiner Antwort auf die Weisung, welche ihm hierüber zukam, sandte der Prinz die Bemerkung voraus, daß er des Kaisers Befehlen in jeder und also auch in dieser Beziehung unbedingten Gehorsam leisten werde. „Doch könne er nur wünschen, daß unter solchem Vorwande nicht viele contrebandemäßige Waaren „dem Feinde zukommen, und das deutsche Reich wirklich denjenigen Nutzen „davon ziehen möge, der dadurch beabsichtigt werde. Ich meines Ortes sehe „den Handel mit Frankreich“, fuhr Eugen fort, „für also beschaffen an, „daß statt eines dem Reiche und Eurer Majestät Erblanden daraus erwachsenden Geldverdienstes keine andern als bloß zur Pracht dienende unnöthige Waaren herauskommen, und bei völliger Sperrung des Handels „nicht das Reich, sondern Frankreich und zwar jährlich sehr namhafte „Summen einbüßen würde [8])“.

Um sich den so wichtigen Uebergang über den Neckar zu sichern und eine etwaige Absicht des Feindes auf Heidelberg oder Heilbronn zu vereiteln, sandte Eugen den Prinzen Georg von Hessen mit einer starken Truppenabtheilung voraus. Er selbst folgte ihm auf dem Fuße und traf am 19. August 1734 zu Heidelberg ein, wo er stehen blieb, noch immer ungewiß ob der Feind eine Belagerung von Altbreisach oder eine Besetzung der Gegenden am Neckar beabsichtige, und stets bereit, den einen wie den anderen Vorsatz nach Möglichkeit zu hintertreiben [9]).

Es muß zugegeben werden, daß der Prinz sein Vorhaben vollständig erreichte. Bald sahen die Franzosen ein, daß sie weder den Rhein aufwärts noch abwärts irgend etwas unternehmen konnten, ohne Eugen mit seinem Heere als ein nicht zu beseitigendes Hinderniß auf ihrem Wege zu finden. Er zweifle nicht mehr, berichtete daher schon am 4. September der Prinz dem Kaiser, daß der Feind jeden Gedanken an eine Belagerung von Breisach aufgegeben habe und nur noch Sorge trage, seine Magazine zu füllen, die Truppen sich erholen zu lassen und sie baldigst in die Winterquartiere zu verlegen, um den nächsten Feldzug um so frühzeitiger eröffnen zu können.

Unter solchen Umständen blieb auch dem Prinzen nichts zu thun übrig, als des Feindes Beispiel nachzuahmen, in beobachtender Stellung

in Heidelberg zu bleiben und zu möglichster Schonung seiner Truppen unnütze Märsche zu vermeiden. Um aber seinen Soldaten dasjenige zu Theil werden zu lassen, dessen sie zu ihrer Erholung bedurften, war es nothwendig, daß den umliegenden Gegenden, welche ohnehin schon schwer genug litten unter der Anwesenheit eines so beträchtlichen Kriegsheeres, Alles erspart wurde was ihre Leistungsfähigkeit hemmte und sie untüchtig machte, die Truppen mit den erforderlichen Lebensmitteln und anderen Bedürfnissen zu versorgen. Und da verursachte es denn dem Prinzen eine wahre Betrübniß, daß die furchtbaren Excesse, welchen auch jetzt wieder die preußischen Truppen und zwar unter den Augen ihres Kronprinzen ganz ungescheut sich hingaben, das Land ringsumher völlig zu Grunde richteten.

Niemals empfand Eugen es schmerzlicher als in solcher Lage, daß so viele Truppenabtheilungen, welche wenigstens dem Namen nach unter seinem Befehle standen, doch nicht demjenigen Monarchen angehörten, dessen Feldherr er war. Sie dienten vielmehr einem Könige, der eine Klage wider seine Soldaten nicht einmal hören, und noch viel weniger selbst für die empörendsten Freveltaten eine gerechte Bestrafung eintreten lassen wollte. Solches aber in seiner Eigenschaft als Oberbefehlshaber zu thun, glaubte Eugen nicht auf sich nehmen zu können, weil darüber ein völliges Zerwürfniß mit dem Könige von Preußen zu befürchten war. „Ich frage „mich an", schrieb er dem Kaiser, „ob ich, wenn ungeachtet aller meiner „wiederholten und schärfsten Befehle keine Obhut von den preußischen „Generalen geschieht, welche mir zwar täglich solche versprechen, in der „That aber gar nichts thun, mich des in dem Tractate vorbehaltenen „Rechtes, vermöge dessen ich innerhalb vierundzwanzig Stunden Standrecht über sie zu halten befugt bin, bedienen darf oder nicht, wohingegen „das ganze Land sich der von Eurer Majestät eigenen Truppen beobachteten genauen Disciplin nicht genugsam beloben kann [10])".

Der Abschluß eines Cartels mit dem Marschall d'Asfeld wegen gegenseitiger Auswechslung der Gefangenen war gewissermaßen die letzte Berührung mit dem Feinde. Daß Eugen mehr Gefangene gemacht hatte als sein Gegner [11]), ist ein Zeichen, daß das Ergebniß des Feldzuges ungeachtet des Verlustes von Philippsburg ein weniger ungünstiges war als man gewöhnlich dafür hält. Allerdings konnte von einem wider Frankreich errungenen Erfolge nicht die Rede sein. Aber es durfte in der That schon

als ein solcher angesehen werden, daß bei der ungeheuren Uebermacht des Gegners, bei der Art der Zusammensetzung des kaiserlichen Heeres, bei der feindseligen Haltung der Kurfürsten von Baiern, Köln und der Pfalz, an deren Einverständniß mit Frankreich nicht zu zweifeln war, der Verlust sich auf den einer einzigen Festung beschränkte.

Am 2. Oktober 1734 verließ Eugen Heidelberg, nachdem er das Commando über die gesammte Armee in die Hände des Herzogs Karl Alexander von Württemberg als des ältesten Feldmarschalls gelegt hatte. Er gab ihm den Befehl, die Truppen in der Weise in die Winterquartiere zu vertheilen, daß der Schwarzwald, insbesondere Freiburg und Breisach, dann die Gegenden am Neckar und am Main vollkommen vor den etwaigen Einfällen der Feinde gedeckt wären. Philippsburg, Fort Louis und Kehl sollten mit Aufmerksamkeit beobachtet, und nichts dürfte versäumt werden um es möglich zu machen, binnen wenigen Tagen ein Truppencorps von zulänglicher Stärke zusammenzuziehen [12]).

Den Feldzeugmeister Grafen von Seckendorff ließ Eugen als vornehmsten Rathgeber des Herzogs von Württemberg bei demselben zurück. Mehrfache Ursachen bestimmten den Prinzen hiezu. Er hielt, und nicht mit Unrecht, Seckendorff für einen der besten und thätigsten Generale des kaiserlichen Heeres [13]), und glaubte daß er, insbesondere was die Vorsichtsmaßregeln wider die Franzosen und die zweckmäßige Vertheilung der Truppen in die Winterquartiere betraf, dem Herzoge von Württemberg vom wesentlichsten Nutzen sein werde. Außerdem schien es ihm wünschenswerth, in der Umgebung des Herzogs einen Mann zu wissen, welcher ganz geeignet war, denselben in seiner bisherigen Anhänglichkeit an das Kaiserhaus zu bestärken. Denn so wenig Grund Herzog Alexander auch bisher zu dem geringsten Mißtrauen gegeben hatte, so wußte doch Eugen genau, daß es um ihn her an Leuten nicht fehlte, welche ihn nach und nach und ohne daß der eben nicht allzu scharfsichtige Herzog selbst es merkte, in andere Bahnen zu lenken suchten [14]).

Der wichtigste Beweggrund aber, welcher Seckendorffs neue Bestimmung entschied, lag in der Absicht, denselben nicht mehr nach Berlin zurückkehren zu lassen. Denn unter den damaligen Verhältnissen und bei der schweren Erkrankung des Königs von Preußen, welche auf eine baldige Thronbesteigung des Kronprinzen schließen ließ, mußten die Wünsche des

Letzteren von Seite des Kaiserhofes die größte Beachtung finden. Und man entschloß sich in Wien um so leichter zu Seckendorffs Abberufung von Berlin, weil derjenige, durch dessen Beihülfe derselbe bei dem Könige von Preußen das Meiste bewirkt hatte, der Generallieutenant von Grumbkow nicht mehr desselben Vertrauens wie früher am Kaiserhofe genoß. Selbst Eugen traute ihm nicht mehr recht und hielt es für möglich, daß er ein doppeltes Spiel spiele und sich in einem gefährlichen Einvernehmen mit dem französischen Gesandten Marquis von Chetardie befinde [15]). Und da man zu Wien den Entschluß gefaßt hatte, die Anerbietungen des Fürsten Leopold von Anhalt und seines Sohnes, im Interesse des Kaisers zu wirken, nicht von der Hand zu weisen, so schien es nothwendig das frühere Verhältniß zu Grumbkow, dem Todfeinde des Fürsten Leopold allmälig zu lösen.

So sehr nun auch Eugen selbst dazu rieth, Seckendorff nicht mehr nach Berlin zurückkehren zu lassen und ihn dort durch eine andere geeignetere Persönlichkeit zu ersetzen, so schwer schien es doch, den passenden Mann hiezu ausfindig zu machen. Es solle dieß Jemand sein, schrieb Eugen an den Kaiser, „der von gutem und lustigem Humor und Ausgaben „zu machen im Stande ist, um sich in des Kronprinzen Genie zu schicken „und selben für Eurer Majestät Interesse zu gewinnen, für welches er „bisher wenig Neigung bezeigt [16])“.

Der Kaiser selbst war es, welcher den Fürsten Wenzel Liechtenstein als denjenigen bezeichnete, der ihm am geeignetsten schien, um Seckendorff, insbesondere wenn der gefürchtete Fall eintreten und König Friedrich Wilhelm nicht mehr am Leben sein würde, am preußischen Hofe zu ersetzen. Wenigstens wäre er, wenn er auch nicht zu Berlin verbleiben wollte, doch zur Beileidsbezeigung dorthin abzusenden, wozu ja immer Personen von vornehmster Geburt und von persönlichem Ansehen bestimmt worden seien [17]).

Aus diesen Vorbereitungen ist klar ersichtlich, daß man zu Wien auf eine längere Lebensdauer des Königs Friedrich Wilhelm kaum mehr zu hoffen wagte. Für jetzt ersparte jedoch ein günstiges Geschick dem Kaiserhofe die neue Verwicklung, welche aus einem Thronwechsel in Preußen ohne Zweifel hervorgegangen wäre. Auch ohne dieses Ereigniß hatte sich die Lage des Kaisers zu einer höchst sorgenvollen gestaltet, und hauptsächlich waren es die unglücklichen Vorfälle in Italien, welche

Karls Gemüth in einer Weise mit Betrübniß und Kummer erfüllten, wie er sie vielleicht noch niemals, seit ihm Spanien verloren gegangen und Barcelona gefallen war, in so hohem Grade empfunden hatte. Nicht mit Unrecht erklärte der Kaiser dem Prinzen sein lebhaftes Bedauern, daß derselbe nicht zu der gleichen Zeit in Deutschland und in Italien das Obercommando zu führen vermöge. Denn ein Feldherr, der wie Eugen mit einem schwachen, aus den verschiedenartigsten Bestandtheilen zusammengesetzten, meist aus neugeworbenen Soldaten bestehenden Heere den Fortschritten eines überlegenen Feindes Einhalt zu thun vermochte, er hätte ohne Zweifel in Italien, wo sich der Kern der kaiserlichen Streitkräfte befand und das französisch-sardinische Heer demjenigen, welches am Rheine stand, weder an Stärke noch an Vorzüglichkeit im entferntesten gleichkam, gar bald das Verlorne wieder gewonnen und wahrscheinlich neue Eroberungen gemacht.

So aber herrschte ein ganz eigener Unstern über den kriegerischen Unternehmungen des Kaisers in Italien. Schon zu Ende des Monats Jänner 1734 war der Feldmarschall Graf Mercy nach Südtirol geeilt, um das Commando über die dortigen Truppen zu übernehmen und so bald als möglich an die Wiedereroberung der Lombardie zu schreiten. Eben im Begriffe hieran zu gehen, wurde er am 9. März 1734 wieder von jenem schlagartigen Zustande befallen, der ihn schon zweimal, vor Belgrad und im sicilianischen Feldzuge, mitten in angestrengter Thätigkeit überrascht und wenigstens für einige Zeit zur Ausübung seines Dienstes untauglich gemacht hatte. Auch jetzt war ihm wieder die Sehkraft gänzlich verloren gegangen. Dennoch wollte er nicht davon ablassen, seine Feldherrnpflichten, so gut es eben möglich war, selbst zu erfüllen [18]). Daß sie trotz aller Aufopferung Mercy's bei der Hülflosigkeit desselben ungemein leiden mußten, davon war Jedermann, insbesondere aber Eugen fest überzeugt.

Dennoch wollte der Prinz sich nicht dazu entschließen, dem Grafen Mercy, wenn Hoffnung auf dessen baldige Wiederherstellung vorhanden wäre, den Oberbefehl zu entziehen. So gewiß war er, daß Mercy denselben besser als irgend ein Anderer zu führen verstand. Allsogleich sandte er ihm den Feldarzt Jourdain, welcher Eugen an den Rhein zu begleiten bestimmt war, um wo möglich Mercy's schleunige Heilung zu bewirken [19]). Gleichzeitig forderte er den Feldzeugmeister Prinzen Ludwig von Württemberg, im Range den nächsten General an Mercy auf, ihm vertraulich zu berich-

ten, ob auf baldige Genesung des Feldmarschalls zu hoffen sei oder nicht. Zugleich befahl er ihm, jede Vorkehrung zu treffen, um nach erfolgter Ankunft der Truppen die Operationen mit Entschlossenheit und Nachdruck beginnen zu können [20]).

Begreiflich ist es, daß ein Mann von dem Ehrzeige Mercy's von dem ihm übertragenen Oberbefehle nicht lassen wollte. Als aber seine Krankheit schon über einen Monat gedauert hatte, als Eugen am 14. April 1734 ihm schrieb [21]), er hoffe daß die Kriegsunternehmungen bereits ihren Anfang genommen hätten, weil es ein unwiderbringlicher Verlust sei, mit einer so schönen Armee durch so lange Zeit unthätig zu bleiben, als endlich der Prinz in schonenden Worten ihn anwies, das Commando dem Prinzen Ludwig von Württemberg zu übergeben, wenn er dasselbe noch nicht selbst zu führen vermöge, da entschloß sich Mercy zu dem Schritte, der ihn ein so großes Opfer kostete. Am 28. April legte er den Oberbefehl in die Hände des Prinzen von Württemberg. Doch blieb er bei dem Heere, als sich dasselbe in Bewegung setzte, und bei San Nicola, ohne vom Feinde beunruhigt zu werden, über den Po ging [22]).

Ein neuer Rückfall, welcher ihn am 6. Mai betraf, zwang Mercy die Armee zu verlassen. Er begab sich nach Albano, bei Padua gelegen, und der Prinz von Württemberg sollte einstweilen die kriegerischen Unternehmungen fortsetzen, bis der Feldmarschall Graf Königsegg, vom Kaiser zur Uebernahme des Oberbefehles über das Heer in Italien bestimmt, daselbst eintreffen würde [23]).

Wirklich gelang es dem Prinzen von Württemberg, die Franzosen aus Colorno zu vertreiben, und Alles hoffte nun auf neue siegreiche Fortschritte des kaiserlichen Heeres, auf Wegnahme Parma's und Piacenza's, auf Wiedereroberung der Lombardie. Da blieb Prinz Ludwig mehrere Tage hindurch unthätig zu Colorno stehen und gab dem Feinde Zeit, seine Kräfte zu sammeln und ihn in dem neugewonnenen Posten anzugreifen. Obgleich es ihm glückte, die Franzosen zweimal zurückzutreiben, verließ er doch ohne genügenden Grund Colorno und wich auf Sorbolo zurück. Der Feind machte sich diesen Fehler allsogleich zu Nutzen. Er besetzte Colorno, verschanzte sich daselbst und nahm mit seiner ganzen Armee eine so vortheilhafte Stellung ein, daß es bei weitem nicht mehr so leicht schien als früher, ihn aus derselben zu vertreiben.

So standen die Sachen als Mercy, mit dessen Gesundheit es sich seither gebessert hatte, plötzlich wieder bei dem Heere erschien. Er war eben so erstaunt als erbittert, die Armee, welche er bereits jenseits Parma geglaubt hatte, bei Sorbolo zu finden. Unverzüglich traf er alle Anstalten, um das Versäumte wieder einzubringen. Doch der Ungestüm und die Heftigkeit seines Wesens übermannten ihn dabei so sehr, daß am 11. Juli, den Tag bevor er den Feind angreifen wollte, ihn ein neuer und noch heftigerer Krankheitsanfall als die früheren überkam. Nun übergab er neuerdings dem Prinzen Ludwig das Commando und zog sich nach Mantua zurück [24]).

Nichts hatte Eugen für schädlicher angesehen, als diesen steten Wechsel in der Führung des Heeres. Er müsse dringend rathen, schrieb er dem Kaiser, entweder den Grafen Königsegg unverzüglich nach Italien abgehen zu lassen, oder dem Prinzen Ludwig das Commando unmittelbar und ohne irgend ein Abhängigkeitsverhältniß zu Mercy zu übertragen. Würde man sich nicht hiezu entschließen, so könnte daraus großes Unglück entstehen [25]).

Eher als ein den Wünschen Eugens entsprechender Befehl zu dem kaiserlichen Heere in Italien gelangen konnte, ging die Weissagung des Prinzen schon in Erfüllung. In der Absicht, sich dem Feinde zu nähern und demselben eine Schlacht zu liefern, war Ludwig von Württemberg mit der Armee vorwärts gerückt. Da traf am Abende des 28. Juni Mercy neuerdings bei derselben ein. Er hatte sein Gesicht so ziemlich wieder erlangt und übernahm allsogleich den Oberbefehl, um am folgenden Morgen die Franzosen bei Parma anzugreifen. Wirklich setzte er sein Vorhaben ohne Zaudern in's Werk. Aber gleich im Beginne der blutigen Schlacht, welche sich am 29. Juni 1734 entspann, fiel Mercy, von zwei Kugeln zum Tode getroffen. Groß war die Unordnung, welche hiedurch in den Reihen des kaiserlichen Heeres einriß. Dennoch behauptete sich dasselbe, zumeist wohl durch seine eigene Tapferkeit und nicht durch die Geschicklichkeit seiner Führer, bis zum Abende standhaft in seinen Positionen. Mit Einbruch der Nacht führte der Prinz von Württemberg, welcher selbst verwundet war, seine Truppen in der Richtung von Reggio zurück.

Da Mercy sich nicht mehr am Leben befand um sich selbst zu verantworten, so war es natürlich daß Prinz Ludwig alle Schuld der verlornen Schlacht auf ihn zu wälzen sich bemühte. Aber bei den beiden Personen,

auf deren Urtheil es eigentlich ankam, gelang es ihm nicht, Mercy's Andenken zu verkleinern. Der Kaiser sah in den unglücklichen Ereignissen bei Parma nur eine Bestätigung der Ansicht, die er immer ausgesprochen hatte, daß Prinz Ludwig trotz aller guten Eigenschaften, die er besitzen mochte, doch einer so großen Aufgabe wie der Führung des Oberbefehls über ein zahlreiches Heer nicht gewachsen war [26]). Eugen aber sagte es unumwunden, der Kaiser habe an Mercy, was man auch jetzt wider ihn vorbringen möge, doch einen „großen Mann" verloren [27]). Und Beide waren froh, daß Königsegg, was nach Eugens oft wiederholtem Drängen schon längst hätte geschehen sollen, am Tage nach der Schlacht von Parma Wien verlassen und sich auf die Reise nach Italien begeben hatte, um das Obercommando daselbst zu übernehmen.

Ein Uebelstand, welchen langdauernde Regierungen leicht mit sich bringen, besteht darin, daß sich dann zumeist nur hochbejahrte Personen in den wichtigsten Aemtern des Staates und des Heeres befinden. Dieß war damals in Oesterreich unstreitig der Fall. Die Gebrechlichkeit aber, welche mit höherem Alter fast immer verbunden ist, paralysirt nur allzuleicht, insbesondere in militärischen Stellungen, die sonst wohl vorhandene Befähigung zu vollkommen entsprechender Erfüllung der übernommenen Dienstpflicht. So war der Feldmarschall Graf Königsegg, der einzige unter den Generalen seines Ranges, welchem man an Mercy's Stelle den Oberbefehl in Italien anvertrauen zu können glaubte, obgleich schon seit länger als zwei Monaten dorthin bestimmt, noch immer nicht im Stande gewesen, sich auf seinen Posten zu begeben. Ein hartnäckiges Gichtleiden hatte ihn fortwährend an Wien gefesselt. Ohne diesen bedauerlichen Zufall wären vielleicht all die unglücklichen Ereignisse in der Lombardie nicht eingetreten und des Kaisers Waffen dort siegreich gewesen, wo sie jetzt nur Unglücksfälle erlitten.

Am 11. Juli 1734 traf Graf Königsegg bei dem Heere ein, das sich nun zu Revere am Po befand. Nach Königseggs Berichten hatte dasselbe durch die blutige Schlacht und den übereilten Rückzug außerordentlich gelitten. Er schätzte seine Streitmacht nicht höher als auf zwanzigtausend Mann Fußvolk und achttausend Reiter. Trotz dieser Verluste waren die Truppen voll Muth und Kampflust, und Königsegg hoffte sie bald wieder gegen den Feind führen zu können [28]).

Auch Eugen drang mit Nachdruck auf baldigste Wiederaufnahme der Operationen in Italien. „Dem Feinde sich zu nähern", schrieb er an Königsegg, „kann nur eine gute Wirkung hervorbringen. In den Verhält„nissen, in denen wir uns jetzt befinden, ist es immer schon ein großer „Gewinn, dem Gegner durch eine sichere und entschlossene Haltung zu „zeigen, daß man ihn nicht fürchtet [29])".

Wider seine anfänglichen Versprechungen zögerte Königsegg durch längere Zeit, bis er sich entschloß, angriffsweise gegen die Franzosen vorzugehen. Er müsse abwarten, so berichtete er dem Prinzen, bis dieselben ihrer Gewohnheit gemäß von der bisherigen Wachsamkeit nachließen und nur auf die Stärke ihrer Verschanzungen vertrauten [30]).

Endlich glaubte Königsegg den Angriff mit Aussicht auf glücklichen Erfolg beginnen zu können. Die beiden Heere waren nur durch die Secchia getrennt, hinter welcher die Franzosen unter den Befehlen des Marschalls Broglio bei Guistello standen. Am 15. September 1734, noch vor Anbruch des Tages führte Königsegg seine Truppen durch die halb ausgetrocknete Secchia und überfiel das französische Lager. Niemand in demselben dachte an Widerstand, Alles nur an die eiligste Flucht. Mehr als dreitausend Gefangene wurden gemacht; das Lager und alles was es enthielt blieb in den Händen der Kaiserlichen.

Die reiche Beute aber war Schuld, daß der gewonnene Sieg nicht mit größerem Nachdrucke benützt wurde. Statt die Feinde zu verfolgen und ihre aufgelösten Schaaren völlig zu zersprengen, zerstreuten sich die kaiserlichen Soldaten im Lager, um Beute zu machen. Theuer mußte Königsegg es büßen, daß er dem nicht zu steuern verstanden hatte. Denn die Franzosen, die er so leicht hätte gänzlich aufreiben können, verstärkten sich durch sardinische Truppen und boten ihm bald neuerdings die Stirne. Schon am 19. September 1734 kam es bei Guastalla zur Schlacht, in welcher Königsegg völlig besiegt wurde, Philipp Ludwig von Württemberg aber, der sich während des Kampfes besonders hervorthat, auf der Wahlstatt blieb.

So weit war es gekommen, daß man es schon für eine Art von Erfolg ansah, als Königsegg nur bis auf Montechiaro zurückwich, das Seraglio und Mantua deckte und sich wenigstens gegen die Franzosen noch im Felde zu halten vermochte.

Noch unglücklicher als in der Lombardie waren für den Kaiser die Kriegsereignisse in Unteritalien. An der Spitze einer spanischen Armee zog der Infant Don Carlos von Parma aus zu Lande gegen Neapel, während eine zahlreiche Flotte vor dieser Stadt erschien. Weder die Eine noch die Andere stieß auf Widerstand. Schiffe waren nicht vorhanden, um sie denjenigen der Spanier entgegenzustellen. Und was die Truppen betraf, so waren die beiden vornehmsten Führer derselben, der Feldmarschall Fürst Carafa und der Feldmarschall-Lieutenant Graf Traun verschiedener Meinung über die Art und Weise ihrer Verwendung. Carafa wollte sie zusammenziehen, dem Feinde entgegen gehen und eine Schlacht liefern. Ein glücklicher Ausgang derselben würde, so meinte er, Neapel dem Kaiser retten.

Graf Traun war gerade der entgegengesetzten Ansicht. Er mochte wohl mit den vorhandenen Streitkräften auf kein günstiges Ergebniß eines offenen Kampfes zählen. Er war dafür, die Regimenter in die Festungen zu verlegen, bis die Hülfstruppen anlangten, die er mit Bestimmtheit erwartete.

Die letztere Anschauungsweise überwog und sie gereichte der Sache des Kaisers zum Unglücke. Die Streitkräfte wurden in die Festungen vertheilt, eines Succurses zu harren, dessen Absendung die üble Lage der Dinge in Deutschland und der Lombardie unmöglich machte. Unaufgehalten drang der Infant Don Carlos vor. Die Stadt Neapel sandte ihm ihre Schlüssel entgegen, und eines der dortigen Schlösser nach dem andern ergab sich. Ein kaiserliches Armeecorps von siebentausend Mann, das unter dem Fürsten von Belmonte bei Gaeta stand, wurde von den Spaniern unter dem Grafen von Montemar geschlagen. Gaeta fiel fast ohne Gegenwehr zu thun, und bald besaß der Kaiser von dem ganzen Königreiche Neapel nichts mehr als Capua, wo Graf Traun, der allein noch festhielt wo Alles schwankte und fiel, sich mit großer Standhaftigkeit vertheidigte.

Der Infant Don Carlos, zum Könige von Neapel ausgerufen, begnügte sich nicht mit der Eroberung dieses Königreiches, sondern er ließ zu Ende des Monats August 1734 seine Truppen unter Montemar nach Sicilien einschiffen. Auch hier öffnete die Hauptstadt dem anrückenden Feinde ihre Thore, und nur die Citadelle von Messina, durch den Feldmarschall-Lieutenant Fürsten Lobkowitz vertheidigt, dann Trapani und Syracus widerstanden.

Dieß war die Lage des Kaiserhofes, als Eugen am 10. Oktober 1734 zu Wien eintraf. Es läßt sich nicht bestreiten, daß dieselbe kaum eine bedrängtere sein konnte. In Deutschland hatte Karl VI. zwar nur eine einzige Festung, in Italien aber drei blühende Länder, fast seine ganzen Besitzungen daselbst und mit ihnen die Einkünfte verloren, welche er von dort bezog und die nun dem Feinde zu Gute kamen. „Gewiß ist es", schrieb Eugen dem Grafen Königsegg, „daß wir einen entscheidenden Ent-„schluß fassen müssen. Je länger wir ihn verschieben, desto mehr verschlechtert „sich unser Zustand, um am Ende völlig unheilbar zu werden. Unsere „Geldmittel genügen auch nicht von ferne, um so mächtigen Feinden „die Spitze zu bieten. Trotz des persönlichen Wohlwollens des Königs von „England ist doch nur wenig Hoffnung auf eine Hülfeleistung von Seite „der Seemächte. Denn England verharrt dabei, ohne Mitwirkung Hollands „nichts für uns thun zu können, und das letztere will sich durchaus nicht „am Kriege betheiligen. Im deutschen Reiche wächst die Zahl derer, die „zur Neutralität zwischen dem Kaiser und Frankreich hinneigen, von Tag „zu Tage. Der sächsische Hof thut nichts, weder für sich selbst, noch für „den Kaiser. Das Leben des Königs von Preußen verspricht nur noch eine „kurze Dauer. Die Kurfürsten von Baiern und Köln verstärken ihre „Truppen durch höchst beträchtliche Aushebungen. Ihr Subsidientractat „mit Frankreich ist abgeschlossen, sechs Monate davon sind bezahlt, und „Baiern beginnt sich über jede Schranke hinwegzusetzen und Maßregeln „zu ergreifen, welche nur zu leicht noch während des Winters uns mit „ihm in offenen Kampf bringen könnten. In der Türkei ist nur mehr der „einzige Großwesir gegen den Krieg mit uns; alle Uebrigen sind durch den „französischen Botschafter und durch Bonneval gewonnen".

„Dieß ist in wenigen Worten", fährt der Prinz fort, „unsere Lage „nach Außen. Diejenige nach Innen ist Eurer Excellenz zu wohl bekannt, „als daß Sie nicht selbst die Schwierigkeit, um nicht zu sagen die Unmög-„lichkeit beurtheilen könnten, so ungeheure Summen herbeizuschaffen, wie „sie die Fortsetzung des Krieges erheischen wird. Andererseits kann unter „solchen Umständen der Frieden nur ein höchst unvortheilhafter sein. Denn „die uns feindlich gegenüber stehenden Mächte, welche den Kaiser in so „empörender Weise von seinen Verbündeten verlassen und auf dem Punkte „sehen, von der Pforte und Baiern gleichzeitig angegriffen zu werden, sie

„wollen gewiß nichts von ihren Eroberungen aufgeben, sondern uns vielleicht „auch noch andere sehr drückende Bedingungen auferlegen. Es handelt sich „also darum, mit Ernst an ein Heilmittel, und zwar an ein solches zu „denken, durch welches man einem so großen Unheil zu steuern in den „Stand gesetzt wird und das uns für die Zukunft jene Sicherheit gewährt, „die wir bisher entbehrten [31])".

Es ist gewiß bezeichnend, daß gerade die Feldherrn des Kaisers es waren, welche in dringendster Weise zum Frieden riethen. Dem Grafen Königsegg gebührt der Ruhm, zuerst seine Meinung ausgesprochen zu haben, mit ächt soldatischem Freimuthe, unbekümmert darum, ob sie am Hofe auch gern gehört werde. Zwei Tage bevor Eugen das eben erwähnte Schreiben an Königsegg erließ, war dem Kaiser ein erschöpfender Bericht zugekommen, worin Graf Königsegg die trostlose Lage, in welcher nicht nur in der Lombardie, sondern auch auf allen übrigen Kriegsschauplätzen die Sache des Kaisers sich befand, mit lebhaften Farben schilderte. Er zog daraus den Schluß, daß es für Karl VI. allein ganz unmöglich sei, den drei verbündeten Mächten, Frankreich, Spanien und Sardinien zu widerstehen. Er kenne, erklärte Königsegg, die völlige Erschöpfung des kaiserlichen Staatsschatzes und der österreichischen Erbländer nur allzuwohl, um zu wissen, daß wenn man auch zu den größten Anstrengungen entschlossen sei, man doch in so kurzer Zeit dem allenthalben einreißenden Mangel nicht zu steuern vermöge. Man könne eben nicht viel anderes thun als dasjenige wiederholen, was so oft schon geschehen sei. Die verschiedenen Behörden, insbesondere die Hofkammer und der Hofkriegsrath würden zusammentreten, die Geldnoth schildern, aber doch erklären, man wolle sich die äußerste Mühe geben, das Nothwendige herbeizuschaffen. Vorschläge würden gemacht, Verhandlungen angesponnen werden. Der größte Theil derselben schlüge fehl, mit den übrigen würde ungemein viele Zeit verloren. Inzwischen gingen die Armeen zu Grunde. Denn die Offiziere müßten einen Dienst verlassen, in welchem sie Monate hindurch keinen Sold erhielten. Die Soldaten aber würden sich eine Zeit lang vom Plündern ernähren und dann gänzlich der Fahne entlaufen. Von kriegerischen Unternehmungen könnte keine Rede mehr sein, und die Feinde würden sich die höchste Bedrängniß, in welcher der Kaiser sich befände, wohl zu Nutzen machen.

In einer so traurigen Lage stünde derselbe allein, ohne irgend einen nennenswerthen Verbündeten. England und Holland wollten ihm um jeden Preis den Frieden aufdringen. Auf Preußen wäre gar nicht, auf Sachsen wenig zu bauen. Dänemark werde sich auf nicht mehr als auf das vertragsmäßige Hülfscontingent einlassen. Nur Rußland hätte sich bisher als treuer Bundesgenosse benommen. Jedoch auch auf seinen Beistand dürfe man nicht zählen, wie denn in der That während des ganzen Feldzuges der großen Entfernungen und anderer Ursachen wegen keine russischen Hülfstruppen gestellt worden seien. Im Orient ziehe sich düsteres Gewölk zusammen, und nur der persische Krieg so wie die Friedensliebe des Großwesirs hätten die Türken bisher abgehalten, mit dem Kaiser zu brechen. Auf die Länge würden jedoch Frankreichs unermüdliche Bestrebungen, dessen lebhafte, ja übertriebene Schilderungen von den in dem verflossenen Feldzuge erfochtenen Vortheilen, die Geldsummen endlich, welche es mit vollen Händen ausstreue, der kriegerischen Partei in Constantinopel zur Oberhand verhelfen. Es sei dieß um so mehr zu fürchten, als die Grenze wider die Türkei fast überall offen und an den wenigsten Orten geschützt sei. Der Versuchung, welche dieß mit sich bringe, würden die Türken gewiß nicht lange widerstehen.

Wenn in einem Falle, wie der gegenwärtige, Alles auf dem Spiele stehe, so sollte nicht gezaudert werden, meinte Königsegg, mit einigen, obgleich bedeutenden Opfern doch die Hauptsache zu retten. Nur dürfe der Kaiser, wie es sich wohl von selbst verstehe, auf keine Vorschläge hören, deren Annahme seiner Ehre widerstreiten würde. So wäre es nicht anders als schimpflich für ihn, wenn man es wagen wollte, ihm in Sachen die nur ihn selbst angingen, wie hinsichtlich der Verheirathung seiner Töchter Gesetze vorzuschreiben. Sollte es dahin kommen, fügte Königsegg hinzu, und er wäre der Kaiser, so wollte er lieber an der Spitze seiner Heere sein Leben einbüßen, als solche Schmach sich gefallen lassen. „Daß man aber „Länder verliere", so lauteten seine Worte, „absonderlich wo man meineidig und friedensbrüchig überfallen und von seinen Alliirten und Garanten „treulos verlassen worden ist, das verletze mehr ihre als die eigene Ehre [32]."

Dieß waren im wesentlichen die Gründe, in Anbetracht deren Graf Königsegg sich mit Nachdruck dafür erklärte, man möge Alles aufbieten, um noch vor Eintritt des Winters Frieden zu schließen. Ein solcher Antrag,

von einem Manne wie Königsegg und in so drängender Weise vorgebracht, konnte nicht verfehlen, einen tiefen Eindruck auf den Kaiser hervorzubringen. Allsogleich sandte er Königseggs Schreiben an Eugen, um hierüber seine und der übrigen Conferenzminister Meinung zu vernehmen [33]).

Die Conferenz wurde damals außer Eugen noch von den Grafen Sinzendorff und Gundacker Starhemberg, von dem Feldmarschall Grafen Königsegg und dem Grafen Alois von Harrach gebildet. Der Reichsvicekanzler Graf Schönborn, gleichfalls ein Mitglied der Conferenz, war meistens in seinen Bisthümern Bamberg und Würzburg abwesend, und zählte also wohl noch dem Namen nach zur Conferenz, ohne doch an deren Arbeiten wirklichen Antheil zu nehmen. Den Feldmarschall Königsegg hatte der Kaiser einige Zeit nach dessen Rückkehr aus Spanien, den Grafen Harrach aber erst vor Kurzem zum Mitgliede der Conferenz ernannt, nachdem seine Verzichtleistung auf die Statthalterschaft in Neapel angenommen worden und er eben zu rechter Zeit nach Wien zurückgekehrt war, um die unglücklichen Ereignisse in jenem Königreiche nicht mehr mit anzusehen.

Eugen, Sinzendorff, Starhemberg und Harrach waren es, denn Königsegg befand sich noch bei dem Heere in Italien, welche am 6. November 1734 bei dem Kaiser selbst zusammentraten, um über die von Königsegg in Anregung gebrachten Fragepunkte zu berathen. So wichtig erschienen dieselben dem Kaiser, daß er es nicht an mündlicher Meinungsäußerung genügen ließ, sondern von jedem Mitgliede der Conferenz sein Gutachten schriftlich verlangte. Und es ist leider bezeichnend für die Langsamkeit, mit welcher damals auch die dringendsten Geschäfte zu Wien behandelt wurden, daß erst im Anfange des Monats Februar 1735, also nach drei Monaten die schriftlichen Erklärungen sämmtlicher Mitglieder der Conferenz, denn zuletzt war auch Königsegg zu diesen Berathungen von Italien nach Wien berufen worden, vollständig vorlagen.

Auch jetzt waren es wieder die beiden Heerführer Eugen und Königsegg, welche mit weit größerer Entschiedenheit als die dem Civilstande angehörenden Staatsminister darauf drangen, daß baldigst der Friede geschlossen und nicht leicht ein Opfer, wenn es anders mit der Ehre des Kaisers vereinbar sei, als zu bedeutend angesehen werde, um denselben zu erkaufen. Bei Königsegg war diese Erklärung vorherzusehen, denn er unter-

stützte ja nur mit derselben seine eigenen Anträge. Aber auch Eugens Gutachten lautete ganz in dem gleichen Sinne.

Auch der Prinz begann damit, die Lage der Dinge nach Innen von derjenigen nach Außen zu unterscheiden. Was die erstere betreffe, so gebe sich, bemerkte Eugen, der überhand nehmende Geldmangel von Tag zu Tag in höherem Grade kund. Die Hofkammer erkläre ohne Scheu, nicht zu wissen, woher sie nur den Winter hindurch den Unterhalt für die beiden im größten Elende schmachtenden Armeen herbeizuschaffen vermöge. Es sei zwar endlich gelungen, für das Heer in Deutschland die Proviantirung sicher zu stellen; dasjenige in Italien aber lebe, wie man zu sagen pflege, nur von einem Tage zum andern. Oft hätten die dortigen Truppen durch acht bis zehn Tage kein Brod erhalten, und in beiden Ländern, in Deutschland wie in Italien, sei seit dem 15. Jänner den Soldaten keine Löhnung, den Offizieren aber schon seit sieben Monaten kein Sold verabfolgt worden. Die Regimenter seien völlig von Geld entblößt, und daher liege die Recrutirung eben so wie der Ankauf der Pferde gänzlich darnieder. Und doch scheine man gar nicht daran zu denken, den Armeen die erforderlichen Summen zuzusenden, gleich als ob sie nicht wirklich dem Kaiser gehörten.

Freilich sei dieß wieder erklärlich, fuhr der Prinz fort, wenn man den Zustand in's Auge fasse, in welchem sich die kaiserlichen Erbländer befänden. Völlig ausgesaugt müßten sie genannt werden, und mit fast unerschwinglichen Ausgaben überladen. Das bare Geld, welches sich ehemals darin befunden habe, sei nach dem Auslande gezogen worden. Der größte Theil der reicheren Kaufleute habe seine Zahlungen eingestellt, und die wenigen, welche sich noch zu halten vermöchten, hätte der Staat so tief in seine Geschäfte verflochten, daß wenn derselbe seine Verbindlichkeiten nicht einhielte und die in ihren Händen befindlichen, längst verfallenen Bankpapiere nicht einlöste, sie auch für ihn keine Opfer mehr zu bringen im Stande wären. Der Credit der Stadtbank sei verloren, und derjenige des Staates im Auslande so gering, daß man trotz eifrigster Bemühungen doch niemals die erforderlichen Summen aufbringen werde.

Auf die Verhältnisse mit den fremden Staaten übergehend, bemerkte Eugen, daß was die Pforte betreffe, die Aussicht auf Erhaltung des Friedens mit ihr sich gebessert habe und er für einige Zeit noch den Ausbruch eines

Krieges mit den Türken nicht befürchte. Auch habe der König von Polen sechstausend, die Czarin von Rußland sogar dreißigtausend Mann Hülfstruppen zugesagt. Dagegen nehme die Gefahr eines Bruches mit Baiern täglich zu. Das spanische Corps aus Neapel nähere sich jetzt — denn auch Capua war im Spätherbste des verflossenen Jahres gefallen — der Lombardie. Frankreich werde sehr frühzeitig und mit noch stärkerer Kriegsmacht als im verflossenen Jahre operiren. Die Hoffnung, der spanischen Regierung von Seite Portugals eine Diversion zu machen, sei ebenso wie die Aussicht verschwunden, von dorther mit Geld unterstützt zu werden. Im deutschen Reiche sei Alles des Krieges überdrüßig, und blos die Uebelgesinnten wünschten dessen Fortdauer, um ihre gefährlichen Absichten in's Werk zu setzen. Vor Allem aber dürfe Niemand mehr daran zweifeln, daß auf den Beistand der Seemächte, wie die Verhältnisse sich auch immer gestalten möchten, durchaus nicht zu zählen sei.

Bei einer so mißlichen Lage der Dinge scheine es ihm, erklärte der Prinz, nicht dem mindesten Zweifel unterworfen, daß man zur Zustandebringung des Friedens, unter welchen Bedingungen es auch immer sein möge, die Hände bieten und den Krieg nicht fortführen solle, wenn man nicht Alles in die äußerste Gefahr zu stürzen gesonnen sei. Denn das Günstigste, was sich für den Kaiser ereignen könne, bestehe darin, daß man sich in Italien in der gegenwärtigen Stellung erhalte, in Deutschland aber die Vereinigung der französischen mit den baierischen Streitkräften verhindere und die kaiserlichen Erbländer vor einem feindlichen Einfalle bewahre. Ja wenn man auch im Stande wäre, den Gegnern auf dem einen oder dem anderen Kriegsschauplatze einen empfindlichen Streich beizubringen, so sei ihnen doch der trostlose Zustand des österreichischen Staatsschatzes ebenso wie aller Welt bekannt und sie wüßten es wohl, daß der Kaiser auf's höchste noch einen Feldzug ausdauern könne. Zu Ende desselben werde man sich also im glücklichsten Falle in dem gegenwärtigen Zustande befinden, nur mit dem Unterschiede, daß die Erblande um mehrere tausend Menschen weniger, die Staatskassen aber um viele Millionen mehr Schulden zählen würden.

Andererseits könnten sich den Sommer hindurch die gefährlichsten Ereignisse zutragen, und beide Armeen aus Abgang an Geldmitteln zu Grunde gerichtet werden. Bei derjenigen in Italien sei nicht nur Noth und Ent-

behrung, sondern auch das Einreißen von Krankheiten sehr zu befürchten. Der Kurfürst von Baiern könne, wie die Sachen jetzt ständen, und wenn nicht ein großer Theil der Armeen aus Italien herausgezogen würde, überall wo es ihm beliebe, in Tirol, in Oesterreich oder Böhmen einfallen. Von allen Seiten häuften sich die Nachrichten, daß es Frankreichs ernste Absicht sei, schon im bevorstehenden Monate März mit Baiern zugleich in Oesterreich einzudringen und die pragmatische Sanction zu vernichten. Mit seiner viel geringeren Streitmacht vermöge der Kaiser die Vereinigung dieser beiden Gegner kaum zu hintertreiben. Und wenn man, um dieß zu bewerkstelligen, sich auf ein Wagstück einlasse und dasselbe mißlinge, so sei vollends Alles verloren. Ein siegreich vordringender Feind könnte eben sowohl in Tirol Posten fassen und die in Italien befindliche Armee von des Kaisers deutschen Erbländern abschneiden, als geraden Weges nach Wien vordringen. Keine festen Plätze seien vorhanden, um den Gegner aufzuhalten. Es bliebe also dem Kaiser nichts übrig, als demjenigen sich unbedingt zu unterwerfen, was Frankreich ihm vorschreiben wollte. Ja die Feinde würden sich auch damit noch nicht begnügen, sondern die österreichischen Länder auf Jahre hinaus zu Grunde richten und hiedurch, anderer Uebel zu geschweigen, die Lust der Pforte zum Kriege in einer Weise reizen, daß die friedliebende Partei des Großwesirs bald unterliegen müßte.

„Bei so beschaffenen Umständen auf einen vortheilhaften Frieden zu „hoffen", fuhr Eugen fort, „ist vergebens. In dem Zustande, in welchen „die Sachen durch das unerlaubte Benehmen der Alliirten Eurer Majestät „gerathen sind, wird übrigens jeder Friede besser als der gegenwärtige „Krieg, auch der zu besorgende Verlust noch zu verschmerzen sein, wofern „ein Mittel gefunden werden kann, daß dasjenige, was Eurer Majestät „allenfalls in Italien bleibt, nebst den hiesigen Erblanden, die eigentlich „die Stärke der Monarchie ausmachen, Ihrer durchlauchtigsten Frau Erb„tochter, wenn doch der Allmächtige Eure Majestät durchaus mit keinem „Erzherzoge segnen will, unzertrennlich und in unangefochtenem Besitze „gelassen wird."

„Der Kurfürst von Baiern kann ohne Abtretung eines Theiles der „österreichischen Erbländer, worauf er ohne Scheu abzielt, unmöglich ge„wonnen werden, und es wäre auch dann noch keine Rechnung auf ihn zu „machen, indem er sich doch immer an Frankreich hängen wird, außer es

„entschließen sich Eure Majestät in sein anderweitiges Verlangen zu willigen, „welchem aber das Alter seines Kurprinzen hauptsächlich im Wege steht. „Ohne dieses Zugeständniß ist jede dem Kurfürsten von Baiern einzu„räumende Vergrößerung zu Eurer Majestät und Ihrer Nachfolgerin größ„tem Schaden."

Was die Friedensbedingungen betreffe, so sei es, bemerkte Eugen weiter, allerdings schmerzlich, dem Infanten Don Carlos und dem Könige von Sardinien so beträchtliche Abtretungen zu machen, wie sie begehrten, statt Beide und insbesondere den Letzteren, wenn sich die Gelegenheit dazu ergäbe und des Kaisers Waffen die Oberhand gewännen, die begangene Treulosigkeit empfindlich büßen zu lassen. Durch den Besitz von Parma und Piacenza, durch die Anwartschaft auf Toscana würde aber dem Kaiser ein ziemlicher Ersatz gewährt und wenigstens der eine Gewinn geboten, daß seine Macht in Zukunft weit mehr concentrirt wäre als bisher.

So lauteten die Gründe, welche Eugen zu dem dringenden Rathe vermochten, auch mit so großen Opfern wie die Abtretung Neapels und Siciliens an den Infanten Don Carlos und einiger lombardischer Landstriche an Sardinien den Frieden zu erkaufen. Doch wollte er nicht, daß man darum die Vorbereitungen zum Kampfe außer Acht lasse. Er verlangte vielmehr, man solle auf alle Fälle gefaßt sein und einstweilen nichts vernachlässigen, um die Lage der Dinge zu verbessern, und wenn es durchaus zum Kampfe kommen müsse, zu retten was noch zu retten sei. Daher schloß er sein umfassendes Gutachten mit einer Erörterung der Bewegungen, welche die kaiserlichen Truppen vorzunehmen hätten, um vor Allem die österreichischen Erbländer gegen Baiern zu decken, bei den ersten Anzeichen einer bevorstehenden Vereinigung der französischen mit den baierischen Streitkräften den Kurfürsten mit überlegener Macht zu überfallen und seine gefährlichen Anschläge mit einem gewaltigen Streiche zu nichte zu machen [34]).

So wie Eugen, so stimmten auch die übrigen Mitglieder der Conferenz, am nachdrücklichsten aber Königsegg für den Frieden. Nur Sinzendorff rieth dazu, daß man, wie er sich ausdrückte, in Italien mit Standhaftigkeit ausharre. Man habe ja auch, so bemerkte er, im Successionskriege durch fünf Jahre fruchtlos gekämpft, bis endlich im sechsten Jahre Mailand und Mantua erobert und die Franzosen völlig aus Italien vertrieben worden seien. Er wisse nicht, warum sich Gleiches nicht auch jetzt wiederholen könne [35]).

Sinzendorff übersah dabei, oder wollte es übersehen, daß die anscheinend so schlagende Parallele, welche er zwischen den damaligen Verhältnissen und der Zeit des spanischen Successionskrieges zog, doch der wirklichen Grundlage gänzlich entbehrte. Denn darüber konnte sich derjenige, der ein tiefer eingehendes Urtheil fällte, keinen Augenblick täuschen, daß das Kaiserhaus auch den Kampf um Spaniens Krone nicht so lange zu führen vermocht hätte, wenn nicht die geldspendenden Seemächte auf seiner Seite gestanden wären. Daß dieß jetzt nicht der Fall war, darin lag aber nach der Ueberzeugung Eugens eben der Grund, warum man auf ein glückliches Ergebniß der Fortdauer des Krieges durchaus nicht hoffen durfte. Denn ganz ohne Geld lasse sich, so behauptete er mit Recht, nun einmal der Krieg nicht führen. Und er traute nicht der Aussicht, welche Sinzendorff zu eröffnen suchte, daß es dem Kaiser gelingen werde, durch seine eigenen Bemühungen die Summe von zweiunddreißig Millionen aufzubringen, auf welche man die Kosten des bevorstehenden Feldzuges veranschlagt hatte.

In der Meinung, daß dieß dem Kaiser unmöglich sei, stimmte die erste Autorität in Finanzsachen, Graf Gundacker Starhemberg dem Prinzen gleichfalls bei. Wenn die Seemächte keinen Beistand leisteten, sagte auch er, so vermöge man für sich allein den drei verbündeten Mächten nicht zu widerstehen. Baiern liege so nahe, daß es, da des Kaisers völlige Streitmacht sich am Rheine und in Italien befände, den österreichischen Erblanden äußerst gefährlich werden könne. Die preußische Hülfe sei, so lauteten Starhembergs Worte, „bisher eher schädlich als nützlich gewesen," diejenige Rußlands aber so weit entfernt, daß man von ihr keinen wirklichen Nutzen erwarten dürfe. Des Kaisers Länder seien völlig erschöpft, sein Staatsschatz aber dergestalt mit Schulden überladen, daß er kaum mehr die allernothwendigsten Erfordernisse herbeizuschaffen vermöge. „Hätte man „sich früher mit den Ausgaben mehr beschränkt," das konnte Starhemberg sich nicht versagen, seinem Gutachten hinzuzufügen, „so wäre auch der „jetzige Verfall ohne große Mühe vermieden worden."

So war die wirkliche Lage der Dinge beschaffen, und Sinzendorff kannte sie nicht minder als die übrigen Minister. Daß er dennoch zu einer ganz anderen Schlußfolge gelangte als sie, daran mag wohl nur ein von seiner eigenen Ueberzeugung völlig verschiedener Umstand Ursache gewesen sein. Er wußte genau, wie verhaßt dem Kaiser der Gedanke einer Ab-

tretung Neapels und Siciliens war, und wie derselbe eher Alles auf's Spiel setzen, als sich zu einem so beträchtlichen Opfer entschließen wollte.

Sich einen so namhaften Länderverlust, wie denjenigen der Königreiche Neapel und Sicilien gefallen zu lassen, war einem Monarchen wie dem Kaiser allerdings nur im äußersten Nothfalle zuzumuthen. Ein solcher Entschluß konnte, ja er durfte der Natur der Sache nach erst nach langem Widerstreben gefaßt werden, nachdem man jedes Mittel zur Rettung fruchtlos versucht hatte. War aber jener äußerste Fall wirklich eingetreten, konnte die Fortsetzung des Krieges nach dem Urtheile der competentesten Richter unmöglich zur Wiedereroberung der verlorenen, sondern nur zu dem Verluste noch anderer Länder führen, so erschien es als Pflicht, sich in die unabweisliche Nothwendigkeit zu fügen und das verlangte Opfer zu bringen, so schmerzlich es immer sein mochte. Karl VI. selbst hätte auch zu viel gesundes Urtheil besessen, um nicht die Lage der Dinge zu erkennen, wie sie wirklich war. Aber den Bemühungen der spanischen Partei am Hofe gelang es, den Kaiser über seine wahren Interessen zu verblenden. Noch immer standen ihre Mitglieder, wenn gleich nicht ihrer öffentlichen Stellung nach, so doch im Privatumgange dem Kaiser am nächsten. Sie fürchteten, und nicht mit Unrecht, daß mit dem Verluste Neapels und Siciliens auch die reiche Quelle größtentheils versiegen werde, aus welcher sie und die Ihrigen bisher so namhafte Vortheile gezogen hatten [36]). Mit den beträchtlichen Pensionen, den einträglichen Aemtern, die bisher fast ausschließlich ihnen zu Gute gekommen waren, werde es, daran konnten sie nicht zweifeln, wenn die beiden Königreiche dem Infanten Don Carlos abgetreten würden, für immer vorbei sein. Das wollten sie durchaus hintertreiben, und daher drangen sie in den Kaiser, bevor er um solchen Preis den Frieden erkaufe, das Glück der Waffen noch einmal zu versuchen.

Es mag hierin wohl die Hauptursache gelegen sein, warum die Friedensvorschläge, mit welchen zu Ende des Monates Februar 1735 die Seemächte hervortraten, von Karl VI. zwar nicht geradezu von der Hand gewiesen, aber auch keineswegs in einer Weise aufgenommen wurden, welche seine aufrichtige Bereitwilligkeit gezeigt hätte, sich die darin ausgesprochenen Opfer gefallen zu lassen. Es geschah dieß völlig gegen Eugens Ansicht, welcher der Meinung war, daß man durchaus nichts anderes thun solle als die Vorschläge der Seemächte annehmen. Ja die Möglichkeit, daß die-

selben von den Staaten, welche den Kaiser bedrängten, von Frankreich, Spanien und Sardinien abgelehnt werden könnten, wurde von Eugen als eine lebhaft zu befürchtende Sache angesehen [37]). Der Kaiser hingegen begrüßte es fast wie ein erfreuliches Ereigniß, als seine Feinde und insbesondere Frankreich die Anträge der Regierungen von England und Holland mit schroffen Worten zurückwiesen. Noch einmal wagte er es darauf zu hoffen, daß die Seemächte, durch diese verletzende Antwort beleidigt, sich endlich zur Erfüllung ihrer vertragsmäßigen Verpflichtungen entschließen und ihn in dem Kampfe mit den Häusern Bourbon und Savoyen nicht ferner ohne Hülfe lassen würden.

Diese Erwartung, dann die Nachricht, daß die französische Armee am Rheine durch Krankheiten viele Leute und damit auch an ihrer Furchtbarkeit verloren habe, die Kunde von Mißhelligkeiten endlich, welche zwischen Spanien und Sardinien ausgebrochen seien und eine wenn gleich nur schwache Aussicht auf einen Uebertritt des Königs Karl Emanuel III. zu der Partei des Kaisers hoffen ließen, alle diese Umstände trugen dazu bei, daß Karl sich entschloß, den Kampf wider seine überlegenen Gegner noch einmal aufzunehmen [38]).

Wie immer, so unterwarf Eugen sich auch jetzt dem Willen seines Herrn und Kaisers, wenn er gleich dessen Anschauungsweise in keinem Punkte zu theilen, dessen Erwartungen nicht beizupflichten vermochte. Denn er wußte wohl, daß wenn auch die französische Armee am Rheine einige Einbuße an Mannschaft erlitten hatte, die Ergänzung des Fehlenden Frankreich unendlich viel leichter fallen werde, als Kaiser und Reich bei ihrem Heere das Gleiche zu thun vermöchten. Er hatte die Hoffnung aufgegeben, die Seemächte ihren Verpflichtungen nachkommen zu sehen. Denn die nachdrücklichsten Vorstellungen, mit welchen Eugen den kaiserlichen Gesandten zu London, Grafen Philipp Kinsky, und den sich dort aufhaltenden Feldmarschall-Lieutenant von Diemar beauftragt hatte, der bei dem Könige Georg II. und den hervorragendsten englischen Staatsmännern in besonderem Ansehen stand, waren ganz erfolglos geblieben [39]). Nur der Sturz des Ministeriums Walpole könnte, so glaubte Eugen, eine Aenderung in der Haltung der britischen Regierung hervorbringen. Die Entfernung Walpole's jedoch in so kurzer Zeit schon sich verwirklichen zu sehen, daran mußte billig gezweifelt werden.

Was endlich den König von Sardinien betraf, so war es klar, daß er völlig in die Bahnen seines Vaters eingelenkt hatte und dem Meistbietenden sich zuwandte. Nun fiel es Frankreich und Spanien weit leichter, ihn mit Versprechungen auf Kosten des Hauses Oesterreich zu gewinnen, als dem Kaiser, den König Karl Emanuel durch noch größere Zusagen von seinen bisherigen Verbündeten zu trennen. Denn nur durch Abtretung eines beträchtlicheren Länderbesitzes als ihm Frankreich und Spanien in Aussicht stellten, konnte Karl Emanuels Freundschaft erlangt werden. Dieses Mittel aber, die Gebietsabtretung, war gerade dasjenige, was der Kaiser um jeden Preis vermeiden wollte. Und so zeigte sich denn auch die Hoffnung auf Lostrennung Sardiniens von Frankreich und Spanien als eitel.

Da aber trotz all dieser nur zu gegründeten Betrachtungen der Kaiser für die Fortsetzung des Krieges war, so zögerte Eugen keinen Augenblick, sich noch einmal, das letzte Mal an die Spitze des Heeres zu stellen und neuerdings einen Kampf aufzunehmen, dessen Wiederbeginn er für ein Unglück ansah und von welchem er den übelsten Ausgang besorgte.

Achtzehntes Capitel.

Alle Nachrichten stimmen darin überein und insbesondere zeigen es die besorgten Briefe des Kaisers an Eugen, daß es mit der Gesundheit des Letzteren reißend abwärts ging. Der hartnäckige Husten, der ihn schon seit einer Reihe von Jahren zu oft wiederholten Malen überfallen und ihm viele Beschwerden verursacht hatte, verließ ihn jetzt fast nicht mehr. Er setzte ihm dermaßen zu, daß der Kaiser, um den Prinzen durch das viele Sprechen nicht anzustrengen, es vermied, sich mit ihm über die Geschäfte zu unterreden, und es vorzog, ihm alles was vorkam und nur irgend von Wichtigkeit war, schriftlich zuzusenden und seine Meinung zu verlangen. Niemals geschah dieß, ohne daß Karl sich in der theilnehmendsten Weise nach Eugens Gesundheit erkundigte und ihn beschwor, sich zu schonen und wohl zu bedenken, daß ihm nichts mehr am Herzen liege als die Erhaltung eines Lebens, welches ihm von größerer Wichtigkeit als alles übrige sei.

Schon während des Feldzuges hatte sich der Kaiser stets in diesem Sinne gegen Eugen ausgesprochen [1]); jetzt that er es wo möglich mit noch größerer Sorglichkeit. „Ich beschwöre Sie, mein Prinz", schrieb er ihm einmal, „tragen Sie Sorge für Ihren Husten und Ihre Gesundheit überhaupt, von der Sie wissen, wie sehr ich mich für Sie interessire [2])". „Ich „wünsche," sagt er ihm wenige Wochen später, „daß es mit Ihrem Husten „sich endlich bessere und Sie auf sich Acht haben mögen, weil ja auf Ihnen „mein ganzes Vertrauen beruht [3])".

In welch hohem Maße dieß damals der Fall war, davon liefert die noch vorhandene Correspondenz des Kaisers mit Eugen den besten Beweis [4]). Nicht nur in Staatssachen that Karl nichts, ohne sich zuvor mit dem Prinzen berathen zu haben. Auch keine wichtigere Ernennung oder Auszeichnung nahm er vor, ohne Eugen um sein Gutachten anzugehen. Freilich kann nicht gesagt werden, daß er dasselbe immer unbedingt befolgt hätte.

Der sprechendste Beweis des Vertrauens, welches der Kaiser zu Eugen hegte, bestand wohl darin, daß er ihn neuerdings zur Uebernahme des Oberbefehles über das Heer am Rheine veranlaßte. Denn darüber, daß Eugens Kräfte in raschem Sinken begriffen waren, konnte auch Karl sich nicht täuschen. Sein Auge war dem betrübenden Anblicke nicht verschlossen, wie die Natur selbst, den ewig gleichen Bahnen alles Irdischen folgend, als die Zerstörerin eines der herrlichsten Gebilde auftrat, welche sie geschaffen hatte. Aber auch dem Erlöschen nahe, war Eugens Gestirn noch strahlender als dasjenige derer, welche in voller Mannesstärke dem hinwelkenden Greise zur Seite standen. Der Kaiser glaubte daran, auch nur ein geringer Theil von Eugens ehemaliger Kraft werde Bedeutenderes vollbringen als die noch ungeschwächte Begabung der jüngeren Generale, welche er etwa an seine Stelle zu setzen vermocht hätte.

Zu Anfang des Monates Mai 1735 schickte der Prinz sich an, Wien zu verlassen. Obgleich seine Gesundheit in hohem Grade leidend war und er nur mit dem größten Widerwillen daran ging, sich neuerdings in eine Lage zu begeben, die derjenigen des vergangenen Feldzuges ähnlich zu werden drohte, so zögerte er doch nicht, auch dieses Opfer zu bringen und die Rücksicht auf das eigene Wohl, den eigenen Ruhm völlig hintanzusetzen, wo es sich um die Sache seines Kaisers handelte. Er eilte nach dem Kriegsschauplatze, wo seine Anwesenheit nicht nur der Franzosen wegen, welche Miene machten, ohne längere Säumniß den Feldzug zu eröffnen, sondern in gleichem Maße auch des eigenen Heeres halber nothwendig erschien. Unter den Führern selbst herrschte eine Uneinigkeit, eine gegenseitige Anfeindung, die nur von den schädlichsten Wirkungen sein konnte. Seckendorff tadelte mit Bitterkeit die Maßregeln, welche der Herzog von Württemberg ergriff, und er ließ dessen häufigen Verkehr mit dem zu Wien so übel angeschriebenen pfälzischen Hofe nicht ohne beißende Bemerkungen hingehen. Der Herzog hingegen vergalt die Verdächtigung, welche hierin lag, durch die offene Anschuldigung, daß Seckendorff preußisch gesinnt sei, daß er unausgesetzt nach Berlin berichte und man auf diesem Umwege zu Paris in genaue Kenntniß von Allem gelange, was beim Heere vorgehe [5]).

Noch ärger war der Zwiespalt des Herzogs mit den ihm untergeordneten Führern der Hülfstruppen. Fast Alle, insbesondere aber die preußi-

schen und die dänischen Generale behaupteten Niemand als ihren eigenen Monarchen verantwortlich zu sein, und verweigerten dem Herzoge von Württemberg geradezu den Gehorsam. Prinz Georg von Hessen verließ mit seinen Truppen das Heer, ohne sich um den erhaltenen Gegenbefehl zu kümmern. So weit kam es, daß die Dänen sich weigerten, die Deserteure herauszugeben, welche von den kaiserlichen Regimentern zu ihnen übertraten. Wie war es möglich, militärische Zucht und Ordnung noch aufrecht zu erhalten, wenn der fahnenflüchtige Soldat in den benachbarten Zelten der verbündeten Truppen Aufnahme und Straflosigkeit fand?

Daß unter solchen Verhältnissen die Desertion arg überhand nahm, ist umsoweniger zu verwundern, als der herrschende Geldmangel und das Ausbleiben der Bezahlung die Soldaten erbitterte und sie dazu anreizte, anderswo ein besseres Los zu suchen. In der That hatten nach Seckendorffs Zeugnisse selbst die auserlesensten kaiserlichen Regimenter binnen kurzem so sehr gelitten, daß sie ihrem alten Rufe in keiner Beziehung mehr entsprachen.

Unter solchen Umständen war es die höchste Zeit, daß Eugen in Person bei dem Heere erschien, um durch das Ansehen, welches er noch immer ganz so wie in früheren Tagen genoß, die bei demselben eingerissenen Unordnungen abzustellen. Auf dem gleichen Wege wie im vergangenen Jahre, durch Böhmen, die Oberpfalz und Nürnberg ging er zur Armee, welche bei Bruchsal im Lager stand. Er fand dieselbe für jetzt nur aus neunundzwanzig Bataillonen und neunundsechzig Schwadronen zusammengesetzt. In langgestreckter Linie war sie vom Schwarzwalde bis gegen Mainz hin aufgestellt. Ohne sich die Gefahr dieser starken Zertheilung zu verhehlen, indem die Truppen leicht auf dem einen oder dem anderen Punkte von dem weit überlegenen Feinde überfallen werden konnten, glaubte der Prinz doch einstweilen hieran nichts ändern zu sollen, um das französische Heer, an dessen Spitze sich jetzt der Marschall Coigny befand, mit desto größerer Aufmerksamkeit beobachten zu können.

Die Lage Eugens dem Feinde gegenüber war derjenigen des verflossenen Jahres so ziemlich ähnlich. Das Mißverhältniß zwischen den beiderseitigen Streitkräften hatte sich zwar, nachdem die Hülfstruppen nach und nach bei dem Prinzen eintrafen, beträchtlich verringert. Dennoch war die französische Infanterie ungefähr um ein Drittheil stärker als diejenige

Eugens. Mehr noch als diese Ungleichheit der Kräfte wog in den Augen des Prinzen der Umstand, daß der Feind alle Kriegsbedürfnisse im Ueberflusse besaß, während er selbst daran wieder den Mangel litt, welcher bei dem kaiserlichen Heere leider schon gewissermaßen zur Gewohnheit geworden war [6]).

Ganz so wie im verflossenen Jahre, nachdem Philippsburg gefallen war, suchte auch jetzt wieder der Feind durch unabläßige Märsche und Gegenmärsche den Prinzen zu einer unzeitigen Bewegung zu verführen. Würde sich Eugen, so rechnete man ohne Zweifel im französischen Lager, zu früh oder zu spät den Rhein aufwärts oder abwärts ziehen, so wäre es an der Zeit, an demjenigen Punkte durchzubrechen, welchen man von kaiserlichen Truppen am meisten entblößt fände [7]). Eugen aber durchschaute die Absichten des Feindes. Ruhig blieb er, jedoch scharf beobachtend, bei Bruchsal stehen, und suchte durch jedes Hülfsmittel der Kunst seine eigene Stellung unangreifbar zu machen. Durch den Feldzeugmeister Grafen Seckendorff aber deckte er den Rhein von Mannheim bis gegen Coblenz, und verhinderte dadurch, daß der Feind seine ursprüngliche Absicht, Mainz zu belagern, in's Werk zu setzen wagte.

Auch einen anderen Zweck, welcher ihm mit Recht von höchster Wichtigkeit schien, erreichte der Prinz, indem er sich durch des Feindes Bewegungen nicht irre machen ließ, sondern unerschütterlich in seiner Stellung zu Bruchsal verharrte. Er machte es unmöglich, daß der Marschall Coigny, wie man besorgte, nach Baiern durchbreche, sich mit den zahlreichen Streitkräften vereinige, welche der Kurfürst Karl Albrecht auf die Beine gebracht hatte, und sodann mit gesammter Macht in die kaiserlichen Erblande eindringe. Denn daß hierauf die eigentliche Absicht des Feindes gerichtet und seine Bewegung gegen Mainz nur auf Eugens Täuschung berechnet sei, dünkte den Prinzen nicht unwahrscheinlich zu sein [8]).

Es war wohl nicht anders als natürlich, daß der Kaiser, ohne die Vortheile zu verkennen, welche durch Eugens Haltung erreicht wurden, sich doch an denselben nicht genügen ließ. Sehnlichst wünschte er, daß der Prinz sich nicht auf die Vertheidigung beschränken, sondern angriffsweise vorgehen möge. Denn die Hoffnung, nicht allein seine Gegner keine ferneren Eroberungen machen zu sehen, sondern ihnen wenigstens einen Theil des Gewonnenen wieder abzunehmen und dadurch günstigere Frie-

densbedingungen zu erlangen, hatte ja eben den Kaiser zur Wiedereröffnung der Feindseligkeiten bewogen. In Italien war jedoch, nachdem Neapel ganz, Sicilien und die Lombardie größtentheils verloren gegangen und die spanischen Truppen nun auch in Oberitalien erschienen waren, nicht die mindeste Aussicht dazu. Man mußte froh sein, wenn man an der tirolischen Grenze Stellung nehmen und die Verbindung mit Mantua aufrecht erhalten konnte, um diesen äußerst wichtigen Platz zu behaupten, durch dessen Besitz man immerhin festen Fuß in Oberitalien behielt.

Unter solchen Verhältnissen war es einzig und allein Eugen, von welchem der Kaiser die Erringung irgend eines Erfolges erwarten konnte. „Je mißlicher von allen Seiten die Sachen aussehen", schrieb ihm Karl [9]), „desto vollständiger ist mein Vertrauen zu Euer Liebden, daß Sie auf „Mittel und Wege bedacht sein werden, gegen den Feind eine bedeutende „Unternehmung in das Werk zu setzen." Wenn das russische Hülfscorps zur Armee gestoßen sein würde, werde sich, so meinte der Kaiser, einestheils eine Stellung am Neckar einnehmen lassen, um die dahinter liegenden Lande zu bedecken. Andererseits könnte man aber, und zwar gegen die Mosel hin, angriffsweise wider Frankreich vorgeben. Durch solch ein entschiedenes Auftreten würde der Hof von Versailles ohne Zweifel etwas eingeschüchtert, in England und Holland aber die Stimmung der Regierung und des Volkes eine dem Hause Oesterreich günstigere werden. „Eure Liebden brauchen übrigens", fügte der Kaiser hinzu, „dießfalls keine „Ermunterung, indem Ihr Eifer für meinen Dienst ohnedem so groß ist, „daß demselben Alles dasjenige nicht gleicht, was ich Ihnen etwa vor„schreiben könnte. Vor Allem aber schonen Sie Ihre Gesundheit, welche „dem was mir zum Nutzen gereicht, so namhaften Vorschub zu geben hat."

So sehr nun auch Eugen selbst das Resultat herbeiwünschte, welches der Kaiser sich von einer Unternehmung versprach, wie er sie vorschlug, so wenig glaubte der Prinz mindestens für jetzt an dieselbe schreiten zu können. „Die Nachrichten aus Italien", antwortete er dem Kaiser, „lassen „weniger als jemals zu, die hiesige Armee, auf welche allein das Heil der „Erblande ankommt, einem seiner Folgen wegen allzugefährlichen Wagnisse „auszusetzen. Offensiv zu agiren besteht entweder in Schlachten oder Be„lagerungen. Die Ersteren hängen nicht allein von meinem eigenen Willen, „sondern auch von demjenigen des Feindes ab, insbesondere so lange seine

„Armee jenseits des Rheines steht. Denn gehe ich hinüber und derselbe „findet es nicht in seinem Vortheile, in eine Schlacht sich einzulassen, so „ist ihm nichts leichter als sich hinter die fast unangreifbaren Linien am „Speyerbache oder zwischen seine Festungen zu ziehen. Bestehe ich aber „demungeachtet darauf, ihn in einer so vortheilhaften Stellung anzugreifen, „so setze ich die Armee in augenscheinliche Gefahr, bei dem Rückzuge, wel„chen ich nach einem unglücklichen Ausgange der Schlacht über den Rhein „zu nehmen hätte, völlig zu Grunde gerichtet zu werden. Gehe ich mit der „ganze Armee hinüber, und der Feind zieht sich, wie zu besorgen ist, mit „dem größten Theile seines Heeres zwischen seine Festungen, so gerathe ich „in Gefahr, daß er an einem anderen Orte und mit einem anderen Corps „entweder in das Land einfällt, oder mich von den Magazinen am Main „und am Neckar abschneidet und dieselben ruinirt. Lasse ich aber zu ihrer „und des Landes Bedeckung einen Theil zurück, und er behält seine ganze „Streitmacht, so bin ich zu schwach ihm zu widerstehen, insbesondere wenn „das Terrain so beschaffen wäre, daß die Cavallerie, in der meine größte „Stärke ist, sich nicht vollständig ausbreiten könnte."

„Es läßt sich übrigens", fuhr Eugen fort, „vor einer gewonnenen „Schlacht der Rhein von uns nicht wohl anderswo als zu Mainz über„schreiten. Während ich mich jedoch mit der Armee dorthin wende, kann „der Feind gar leicht in Schwaben, wo nicht noch weiter vordringen, „welches das Gefährlichste aus Allem und gerade dasjenige ist, worauf bei „den gegenwärtigen Umständen meine größte Sorgfalt gerichtet sein muß. „Denn man weiß ja zur Genüge, wie sehr Frankreich darnach strebt, die „Verbindung seiner Truppen mit denjenigen Baierns zu bewerkstelligen."

„Mit noch größeren Beschwerden wäre es verbunden", ließ Eugen sich weiter vernehmen, „vor dem Gewinne einer Schlacht an eine Bela„gerung zu schreiten, welche nicht leicht eine andere als die von Neubrei„sach, Straßburg, Landau oder Philippsburg sein könnte. Hiezu geht mir „jedoch an Geschütz und anderen Erforderniſſen nicht wenig ab. Und die „Zeughäuser von Mainz, Freiburg und Altbreisach zu entblößen, um die„sen Mangel zu ersetzen, scheint mir vor einer gewonnenen Schlacht durch„aus nicht rathsam. Gehe ich übrigens vor Straßburg oder Landau, und „lasse ich, wie ich thun müßte, Freiburg, Breisach und Mainz stark besetzt, „außerdem auch noch ein Corps zur Bedeckung des Neckars zurück, so bin

„ich um so viel schwächer, eine solche Belagerung auszuführen und dem „zum Entsatze anrückenden Feinde, der mir ohnedem an Infanterie weit „überlegen ist, die Spitze zu bieten. Ich würde mich vielmehr höchst wahr„scheinlicher Weise in eine Lage begeben, in der ich die Belagerung auf„heben müßte und vielleicht die Armee selbst hinopfern würde. Gleiches „wäre bei einer Belagerung von Neubreisach der Fall, bei welcher zwar „mehrere Bataillone der Besatzungen von Freiburg und Altbreisach mit„wirken könnten, umsomehr Truppen aber am Neckar bleiben müßten. „Und rückte ich vor Philippsburg, so hätte ich zuvor die Rheinschanze zu „erobern, indem sonst der Feind an Kriegsvolk, an Munition und Lebens„mitteln, so viel er wollte, hineinwerfen könnte. Die Rheinschanze aber „wegzunehmen, würde, sobald der Feind bei Speyer sich aufstellte, äußerst „schwer fallen. Wären die Russen schon bei der Hand, so könnte diese „Hülfe uns sehr zu Statten kommen. So aber fürchte ich, daß sie vor der „Hälfte des Monats August nicht eintreffen werden. Ist bis dahin der „Feind nicht geschlagen, so wird es schon zu spät sein, eine Belagerung zu „beginnen. Würde aber demungeachtet eine solche gewagt werden, dann „könnte der Feind", so schloß der Prinz seine weitläufige Erörterung, „leicht „in meinem Rücken gegen Baiern und die Erblande vordringen, in welchem „Falle ich gezwungen wäre, die Belagerung ungesäumt aufzuheben und „ihm so schnell ich vermöchte, auf dem Fuße zu folgen. Die größte Vor„sicht ist um so nöthiger, als die Armee in Italien sich in so schlechtem „Zustande befindet, die Erblande offen und mit Wehrkraft nicht versehen „sind, Ungarn in Gährung, Baiern aber stark gewaffnet ist und bei einem „Unglücke, welches der hiesigen Armee widerführe, sich nirgends Festun„gen befinden, durch welche der Feind aufgehalten zu werden vermöchte."

Dieß waren die Gründe, in Anbetracht deren Eugen es für unausführbar ansah, angriffsweise wider die Franzosen vorzugehen. Nur nach einem glücklichen Treffen wäre es an der Zeit, so erklärte er, an Offensiv-Operationen zu denken. Ein solches herbeizuführen, würde er nichts unterlassen, wenn entweder der Feind über den Rhein kommen oder am jenseitigen Ufer an irgend eine Unternehmung, wie etwa die Belagerung von Mainz schreiten würde. Bis dahin sei nichts weiter zu thun als auf guter Hut zu stehen, das Land zu bedecken, zu keiner vorzeitigen Bewegung sich verleiten zu lassen und die Truppen in Bereitschaft zu halten, sich bei dem

ersten günstigen Anlasse dem Feinde zu nähern und ihm eine Schlacht zu liefern [10]).

Es mag leicht sein, daß Eugens unumwundene Erklärung, gegen die Franzosen für jetzt nicht angriffsweise vorgehen zu können, manche hochfliegende Hoffnung gar sehr herabstimmte. Doch war man in Deutschland im Allgemeinen wohl damit zufrieden, daß der Prinz wenigstens das befürchtete Vordringen der Feinde in das Innere des Reiches zu verhindern wußte. Das Gefühl der Befriedigung hierüber mag eine Hauptursache gewesen sein, daß der Antrag des Kurfürsten von Mainz, dem Prinzen Eugen sowohl für den vergangenen als den gegenwärtigen Feldzug und so lange der Krieg wider Frankreich dauern sollte, jährlich ein Römermonat — eine Summe von etwas mehr als achtzigtausend Gulden — zu verwilligen, bei dem Regensburger Reichstage eine höchst beifällige Aufnahme fand. Niemand widersprach und selbst die Bevollmächtigten der Kurfürsten von Baiern und Köln, denen auch der preußische Gesandte beifiel, hatten nur gegen die Form, in welcher der Antrag geschah, Einwendungen zu erheben.

Es kann wohl nicht daran gezweifelt werden, daß dieses glänzende Merkmal lebhafter Anerkennung der Verdienste, welche Eugen sich um Deutschland erworben hatte, dem Prinzen Freude bereitete. Nicht des Geldes wegen war solches der Fall, so reich der bewilligte Betrag auch sein mochte, denn dieß hatte für Eugen nur geringen Werth. Aber die seltene Auszeichnung, die ihm noch am Abende seines Lebens widerfuhr, schmeichelte ihm, und der Wortlaut der betreffenden Beschlüsse konnte nur dazu beitragen, das Gefühl gerechter Befriedigung des Prinzen noch zu erhöhen. Das gesammte Reich wolle ihm dadurch, so hieß es in denselben, ein Zeichen seiner höchsten Dankbarkeit geben für die außerordentlichen Verdienste, welche Eugen sich seit langen Jahren um die ganze Christenheit im Allgemeinen und das römische Reich insbesondere durch unzählbare heldenmüthige Thaten und ruhmvolle Siege erworben habe [11]).

Eine Genugthuung anderer Art mag es für Eugen gewesen sein, daß ihm der Kronprinz Friedrich von Preußen in dringendster Weise den Wunsch aussprechen ließ, auch dem gegenwärtigen Feldzuge wieder unter seinen Befehlen beiwohnen zu dürfen. In einem eigenhändigen Schreiben an den Erbprinzen von Anhalt-Dessau hatte Friedrich denselben aufgefordert,

Eugens Verwendung bei dem Könige Friedrich Wilhelm in Anspruch zu nehmen, daß ihm die Bewilligung ertheilt werde, sich zu dem kaiserlichen Heere zu begeben [12]).

Gern willfahrte Eugen der Bitte des Kronprinzen, denn er mochte in derselben nicht nur einen Beweis des Vertrauens, sondern auch der Annäherung an die Sache des Kaisers sehen. Das verlangte Schreiben Eugens ging nach Berlin ab, ohne jedoch dort die Wirkung hervorzubringen, welche die Briefe des Prinzen früher gehabt hatten. Wenigstens ist kein Anzeichen vorhanden, daß der König auch nur einen Augenblick daran gedacht hätte, dem von Eugen befürworteten Wunsche seines Sohnes Folge zu geben. Und wirklich erschien Prinz Friedrich nicht mehr unter Eugen im Felde.

Auf zwei Umstände legte der Letztere vornehmlich den Nachdruck, wenn er dasjenige, was man seine Unthätigkeit nannte, rechtfertigen zu sollen glaubte. Die drohende Haltung Baierns war dieß und die verspätete Ankunft des russischen Hülfscorps. Bald schien es jedoch, als ob gerade hinsichtlich dieser beiden Punkte eine Katastrophe eintreten sollte, welche der ganzen Lage der Dinge eine veränderte Gestalt geben mußte.

In langsamen Märschen war das russische Corps, ungefähr dreizehntausend Mann stark, aus Polen nach Schlesien und von da nach Böhmen gerückt, um sich durch die Oberpfalz zu dem kaiserlichen Heere zu begeben. Bald erfuhr man aus sicherer Quelle, daß der Kurfürst von Baiern sich ernstlich mit dem Gedanken beschäftige, die russischen Truppen während ihres Durchmarsches durch sein Land zu überfallen und zu schlagen. Er werde hiedurch, so meinte der Kurfürst, nicht nur Eugen die erwartete Hülfe entziehen, sondern auch dem Ansehen des Kaisers in Deutschland einen empfindlichen Schlag versetzen. Diejenigen, welche dem Hause Oesterreich abgeneigt waren, würden zu offenem Auftreten wider dasselbe, Frankreich aber zu einer entschlosseneren Kriegführung vermocht und mit den Waffen in der Hand jene langgehegten Plane in Ausführung gebracht werden, welche in anderer Weise durchzusetzen ihm nach und nach jede Hoffnung entschwand. Denn noch vor ganz kurzer Zeit hatte er neuerdings in einem eigenhändigen Schreiben die Vermählung seines ältesten Sohnes, der damals erst acht Jahre zählte, mit der achtzehnjährigen Erzherzogin Maria Theresia als das Mittel in Vorschlag gebracht, durch welches sich

Alles ausgleichen ließe [13]). Und als man hierauf nicht einging, da glaubte er wohl, den kaiserlichen Hof durch Zwangsmaßregeln auf andere Gedanken bringen zu können. In größter Eile zog er seine schon seit langer Zeit in Bereitschaft gehaltenen Truppen in der Nähe der Oberpfalz zusammen. Zu gleicher Zeit erklärte er, daß er sich zwar dem Durchmarsche der Russen durch sein Land nicht widersetzen wolle, doch dürften sie denselben nur nach und nach, in einzelne Abtheilungen getrennt, bewerkstelligen.

Man zweifelte zu Wien keinen Augenblick daran, daß dieser Erklärung des Kurfürsten nur die Absicht zu Grunde liege, die vereinzelten russischen Corps leichter aufreiben zu können. Man beschloß daher, auf die Bedingung, welche der Kurfürst stellte, nicht einzugehen, sondern die russischen Truppen unzertheilt durch die Oberpfalz marschiren zu lassen. Eng aneinander geschlossen sollten sie durch das baierische Gebiet rücken, um sich bei jeder Feindseligkeit, die man wider sie auszuüben gedächte, allsogleich wechselseitig unterstützen zu können.

Noch andere Vorsichtsmaßregeln brauchte der Kaiser, um seine Bundesgenossen vor jedem Unfalle zu schützen. Prinz Eugen wurde beauftragt, vier Reiterregimenter unter dem General der Cavallerie Fürsten von Zollern den Russen bis an die Grenze der Oberpfalz entgegen zu senden. Sie waren bestimmt, ihren Durchmarsch zu sichern und ihnen nöthigen Falles zur Abweisung eines Angriffes der baierischen Truppen Beistand zu leisten. Um jedoch dem Kurfürsten einen solchen Schritt noch mehr zu erschweren und ihn für den Fall, daß er ihn dennoch unternähme, um so schärfer zu bestrafen, wurden von dem Heere, welches an der südlichen Grenze Tirols stand, sechs Cavallerie-Regimenter nach Schwaben gezogen, die auf den ersten Wink in Baiern einfallen sollten.

Es fehlte damals nicht an gewichtigen Stimmen, welche angelegentlich dazu riethen, der Kaiser möge endlich die bisherige Langmuth gegen den Kurfürsten aufgeben. Er solle die günstige Gelegenheit benützen, so meinten sie, um denselben für seine feindselige Haltung empfindlich zu züchtigen und ihn ein für allemal zu Paaren zu treiben. Insbesondere waren es die Könige von England und von Preußen, welche zu wiederholten Malen hierauf zurückkamen, wohl hauptsächlich aus dem Grunde, weil sie eine erneuerte Demüthigung des baierischen Fürstenhauses nur allzugern gesehen hätten. Und in der That befürchtete der Kurfürst Karl Albrecht

selbst, daß es zu einem Angriffe wider ihn kommen werde. Von allen Seiten sah er so ansehnliche Heeresabtheilungen gegen Baiern heranziehen, daß er wohl begriff, denselben auf die Länge nicht Widerstand leisten zu können. Gern benützte er daher den Ausweg, welchen noch in der letzten Stunde der Kaiserhof ihm bot. Denn auch zu Wien zog man es vor, einen Kampf mit Baiern zu vermeiden und zu den drei offenen Feinden, wider welche man im Felde stand, nicht noch einen vierten zu gesellen.

Als die kaiserliche Regierung dem Kurfürsten von Baiern ankündigte, daß sie sich trotz seines Widerspruches genöthigt sehe, das russische Hülfscorps unzertheilt und gleichzeitig durch die Oberpfalz marschiren zu lassen, da versicherte sie ihn, es solle ihm nicht der geringste Grund zur Beschwerde gegeben werden. Die Russen würden, so wie sie bisher gethan, auch auf baierischem Gebiete die strengste Mannszucht halten. Alles dasjenige, dessen sie bedürften, werde baar bezahlt werden. Und um nur ja jeden Anlaß zu Reibungen zu vermeiden, befahl der Kaiser, in den böhmischen Grenzbezirken eine so große Menge von Lebensmitteln zusammenbringen und auf Wagen den russischen Truppen nachführen zu lassen, daß dieselben schon mit diesen Vorräthen allein während des Marsches durch die Oberpfalz ausreichend versorgt waren. Endlich suchte man den Commandanten des Hülfscorps, den General Lascy zu bewegen, seine Soldaten ohne einen einzigen Rasttag durch die Oberpfalz zu führen und sie erst auf dem Gebiete des fränkischen Kreises wieder anhalten zu lassen.

Der Kurfürst von Baiern beeilte sich die Miene anzunehmen, als ob durch diese Versicherungen und Vorkehrungen des Kaisers alle seine Bedenken beseitigt wären. Er gab seine Einwilligung zu einem Durchmarsche, welchen er doch nicht hätte verhindern können. Derselbe wurde denn auch in der größten Ordnung vollzogen. Bis zum Heere Eugens setzten die Russen ungehindert ihren Weg fort, und man muß es mit Beschämung gestehen, daß diese Barbaren, wie man sie schon damals nicht selten nennen hörte, in eben jenen Gegenden die strengste Mannszucht hielten, welche noch kurz zuvor unter den empörenden Ausschweifungen der Truppen eines deutschen Königs so furchtbar gelitten hatten.

Nicht früher als am 26. August 1735 traf das russische Hülfscorps bei Eugen ein. Dieser hatte inzwischen seine Stellung verändert, und hauptsächlich der häufigen Krankheiten wegen, die bei seinem Fußvolke ein-

gerissen waren, das Lager zu Bruchsal aufgegeben und sein Heer in ein solches bei Heidelberg geführt. Zwei Tage nach ihrer Ankunft besichtigte Eugen die russischen Truppen. Er erklärte, an denselben „eine so wohl regu„lirte, schöne und trefflich exercirte Infanterie" gefunden zu haben, daß er darüber eben so erstaunt sei, wie über ihren befriedigenden Zustand nach einem so langwierigen Marsche [14]).

So groß war die Einschüchterung, in welche die plötzliche Bedrohung seines Landes den Kurfürsten von Baiern versetzt hatte, daß er jetzt auch seinen Entschluß ankündigte, dasjenige zu thun, was ihm als Fürsten des Reiches schon längst obgelegen hätte. Er erklärte sich bereit, sein Truppencontingent zum Heere Eugens zu senden. Es geschehe dieß erst jetzt, schrieb er dem Prinzen, weil die Hindernisse, welche sich dem Abmarsche seiner Truppen entgegengestellt hätten, vom Kaiser nicht früher beseitigt worden seien.

Längst schon zürnte Eugen dem Kurfürsten, daß er seine Verpflichtungen nicht erfüllt und noch überdieß durch seine feindliche Haltung im Rücken des kaiserlichen Heeres ein entschiedeneres Auftreten gegen die Franzosen verhindert hatte. Daß aber Karl Albrecht es jetzt wagte, dem Kaiser die Schuld desjenigen zuzuschieben, was demselben so unendlichen Nachtheil verursachte und er gern mit beträchtlichen Opfern abgewendet hätte, das empörte den Prinzen noch mehr. Er verhehlte auch den verletzenden Eindruck nicht, welchen ihm das Schreiben des Kurfürsten machte, und erwiederte dasselbe in scharf verweisendem Tone. Er wüßte nicht, sagte ihm Eugen, wodurch der Kaiser zu der ungewöhnlich späten Absendung der baierischen Truppen Anlaß gegeben habe. Es wäre gar üble Vorkehrung getroffen zur Sicherheit des Reiches, wenn die Contingente, denen dessen Beschützung anvertraut werden sollte, erst zur Herbstzeit im Felde erschienen. Welcher Nutzen könne der gemeinsamen Sache durch eine Truppenhülfe erwachsen, die wenige Wochen vor Ende des Feldzuges an dem Orte ihrer Bestimmung eintreffe? Vor vier Monaten schon hätte dieß mit dem baierischen Armeecorps der Fall sein sollen, und er könne es nur dem Kaiser und dem Reiche anheimstellen, in welcher Weise sie diese mit den Reichssatzungen unvereinbare Verzögerung ahnden würden. Jeder stichhältige Grund hiezu habe um so mehr gemangelt, als ja Baiern durch das kaiserliche Heer am Rheine gegen den einzigen Reichsfeind, gegen Frankreich genügend gedeckt sei [15]).

Wie gewöhnlich nichts empfindlicher trifft als verdienter Tadel, so war dieß auch jetzt bei dem Kurfürsten der Fall. Die Gereizheit seiner Antwort zeigt dieß klar. Er habe nicht verfehlt, so schrieb er dem Prinzen, sich bei dem Kaiser „als seinem alleinigen Oberhaupte" über die Gründe der eingetretenen Verzögerung zu erklären. Uebrigens glaube er, fügte der Kurfürst mit einem hämischen Seitenblicke auf die bisherige Unthätigkeit der Armee hinzu, daß seine Truppen nicht viel versäumt hätten und dem deutschen Reiche wohl noch so ziemlich dieselben Dienste leisten würden, wie diejenigen, welche schon den ganzen Sommer hindurch sich im Felde befänden [16]).

Der Wortstreit Eugens mit dem Kurfürsten endete damit, daß der Prinz den Letzteren aufforderte, sein Contingent, wenn es nicht etwa schon im Anmarsche begriffen sei, lieber ganz bei sich zu behalten. Denn bei so weit vorgerückter Jahreszeit könne es ja ohnedieß nicht mehr von dem mindesten Nutzen sein. Erst im kommenden Frühlinge möge er dasselbe, wie der Gebrauch es mit sich bringe, zum Heere senden [17]).

Zu dieser Zurückweisung der baierischen Streitkräfte wurde Eugen großentheils durch den Verdacht bestimmt, daß der Kurfürst den Oberbefehl über seine Truppen einem französisch gesinnten General übertragen und derselbe sich etwa im entscheidenden Augenblicke zu dem Feinde schlagen könnte [18]). Außerdem mag es jedoch auch die Aussicht auf die baldige Beendigung des Krieges gewesen sein, welche den Prinzen eine Verstärkung seines Heeres, insbesondere durch einen mehr als zweideutigen Verbündeten nicht mehr als wünschenswerth ansehen ließ.

Ungefähr zu derselben Zeit, als Frankreich und seine Bundesgenossen die Friedensvorschläge der Seemächte ablehnend beantworteten, kamen dem Kaiserhofe in der versteckten und geheimnißvollen Weise, welche man damals für das eigentliche Kennzeichen höchster Staatskunst ansah, Anträge Frankreichs zu unmittelbarer Verständigung über den Frieden zu. Gegen einen Freiherrn von Nieroth, welcher sich als Bevollmächtigter des Grafen von Wied in Paris befand, um über die demselben auferlegten Kriegscontributionen zu verhandeln, erklärte der Cardinal Fleury, daß er zum Frieden wohl geneigt sei, denselben aber nicht durch Vermittlung der Seemächte, sondern in direktem Verkehre mit dem Kaiserhofe zu Stande zu bringen wünsche. Es wäre gut, wenn zu diesem Ende Jemand aus

Wien nach Paris abgesendet werden, oder man sich darauf einließe, daß die Verhandlung mit einem französischen Bevollmächtigten in Wien gepflogen würde.

Die Mittheilung des Cardinals, durch den Grafen von Wied an den Hofkanzler Sinzendorff gelangt, wurde allsogleich in ernste Berathung gezogen. Es zeigte sich in derselben, wie groß das Mißtrauen war, welches man gegen Frankreich hegte. Die Reihe bitterer Erfahrungen, die man seit Jahren mit Frankreich, Spanien und Sardinien gemacht hatte, rief die Vermuthung wach, daß es auch jetzt auf nichts Anderes abgesehen sei, als auf Täuschung und Trug. Der Cardinal beabsichtige, so meinte man in Wien, den Kaiser völlig mit den Seemächten zu entzweien, um ihn jeder Aussicht auf ihre Mithülfe zu berauben. Die früheren Verhandlungen hätten dargethan, daß nur wenn die Erzherzogin Maria Theresia mit dem Infanten Don Carlos vermählt würde, auf eine aufrichtige Freundschaft mit dem Hause Bourbon gehofft werden dürfe. Ohne demselben hinsichtlich dieses Hauptzielpunktes aller seiner Bestrebungen nachzugeben, sei nur zu erwarten, daß jedes Zugeständniß mißbraucht werden würde, um es in Zukunft dem Kaiserhause noch schwieriger, wo nicht unmöglich zu machen, seine Erbländer ungetheilt beisammen zu halten.

Aus diesen Gründen bewegte sich die Antwort, welche der Cardinal empfing, so ziemlich in allgemeinen Worten. Vorerst verlangte man eine bestimmte Erklärung über dasjenige, was dem Kaiser am meisten am Herzen lag, die Untrennbarkeit seiner Länder und die Gewährleistung seiner Erbfolgeordnung. Wie die Aeußerung des Cardinals auch ausfallen möge, so werde sie, erwartete man, nicht ohne Nutzen sein. Lautete sie ungünstig für die Wünsche des Kaisers, so wisse man doch, woran man mit Frankreich sei. Im Falle des Gegentheiles aber könnte sich hierüber die Verbindung Baierns mit Frankreich, ja vielleicht sogar das vertrauliche Verhältniß der Höfe von Versailles und Berlin zerschlagen. „Denn auch „der preußische Hof gehe mit nichts Anderem um", wurde in der Conferenz bemerkt, „als die Gelegenheit abzuwarten, im Trüben fischen zu „können [19])".

Der Cardinal war jedoch schlau genug, nicht eine Erklärung abzugeben, von welcher er selbst solche Nachtheile hätte vorhersehen müssen. Die Sache blieb auf sich beruhen, die Feindseligkeiten gingen auf allen Kriegs-

schauplätzen ihren Gang fort, und die Bestrebungen der kaiserlichen Regierung schienen auf nichts so sehr gerichtet, als den Krieg mit Nachdruck zu führen und zu diesem Ende sich die unerläßlich scheinende Mithülfe der Seemächte zu erwirken.

Bei diesen blieb jedoch jede Bemühung, um sie zur Theilnahme am Kriege zu vermögen, völlig fruchtlos. Beide Mächte, England und Holland schienen den früheren Hauptgrundsatz ihrer Politik, die Macht des Hauses Bourbon nicht in einer Weise anwachsen zu lassen, daß dadurch das europäische Gleichgewicht gestört würde, ganz aus den Augen verloren zu haben. England wollte mit Spanien nicht in Streit gerathen, weil es dadurch der so schwer errungenen und so hoch gehaltenen Handelsvortheile verlustig zu werden fürchtete. Holland aber hatte durch den Successionskrieg dermaßen gelitten, daß es von der Erneuerung des Kampfes auch die Wiederkehr der früheren Drangsale besorgte und sich gern mit Frankreichs Zusage begnügte, die österreichischen Niederlande nicht anzugreifen.

Eugens tief gesunkene Hoffnung, die Seemächte am Kriege Antheil nehmen zu sehen, belebte sich etwas, als er im Juni 1735 die Nachricht erhielt, König Georg II. stehe im Begriffe sich nach Hannover zu begeben. Dort könnte es, so dachte der Prinz, des Königs deutscher Umgebung leichter gelingen, ihn von der Nothwendigkeit entscheidender Schritte gegen Frankreich und Spanien zu überzeugen [20]). Aber auch diese Erwartung schlug fehl. Der König von England und seine Minister beharrten bei ihrer früheren Erklärung, ohne die Mithülfe Hollands sich auf einen Krieg nicht einlassen zu können. Die Republik jedoch gab es unumwunden kund, daß sie dem Kaiser, selbst wenn er in seinen österreichischen Erblanden angegriffen würde, doch keinen gewaffneten Beistand zu leisten vermöge. Karl VI. aber und sein Reich waren, das hatte Eugen oft wiederholt, völlig außer Stande, gegen die drei verbündeten Mächte erfolgreich anzukämpfen. Es blieb daher nach der Ansicht des Prinzen kein Mittel übrig, als ohne Aufschub Frieden zu schließen, wenn gleich derselbe mit empfindlichen Opfern erkauft werden müßte.

Um dieser Betrachtung, von deren Richtigkeit er innig überzeugt war, auch in Wien Eingang zu verschaffen, zögerte Eugen nicht länger, seine Meinung ohne allen Rückhalt auszusprechen. Zu oft wiederholten Malen hatte der Kaiser ihn gebeten, dieß ungescheut zu thun. Nun geschah es von

Seite des Prinzen, und zwar in einer Weise, welche nicht verfehlen konnte, auf Karl selbst und diejenigen, die seine Umgebung bildeten, den tiefsten Eindruck hervorzubringen. Denn Eugen nahm auch nicht die mindeste Rücksicht auf das, was er als die Lieblingsgedanken, die theuersten Plane des Kaisers kannte. Nur das allein schwebte ihm vor, was ihm durch die Sorge für das Wohl des Hauses Oesterreich und seiner Erbländer dringend geboten schien.

Eugen begann mit einer treffenden Schilderung der bisherigen Haltung der Seemächte, aus welcher er den Schluß zog, daß jeder Gedanke an eine Hülfeleistung von ihrer Seite aufgegeben werden müsse [21]). Er wiederholte den so oft schon ausgesprochenen Satz, für sich allein vermöchten Kaiser und Reich den Kampf nicht fortzuführen. So weit sei es schon gekommen, daß zur Heilung des auf's äußerste gestiegenen Uebels auch die äußersten Mittel angewendet werden müßten. Italien sei mit der einzigen Ausnahme von Mantua völlig verloren, und auf eine Wiedereroberung dieses Landes auch nicht die geringste Hoffnung. Denn die Geldmittel mangelten gänzlich um die Anzahl Truppen aufzustellen, welche erforderlich wäre, um in Italien offensiv vorzugehen, Deutschland vor den feindlichen Einfällen zu decken und Oesterreich vor einem etwaigen Angriffe Baierns zu bewahren. Im deutschen Reiche seien Alle, die Freunde sowohl als die Gegner des Kaisers, des Krieges überdrüßig und wünschten sich neutral erklären zu können. Auf Preußen dürfe man in keiner Weise zählen, sondern müsse vielmehr eine immer größere Annäherung desselben an Frankreich besorgen. Die Anschläge des verstorbenen Königs von Polen auf Böhmen wären allbekannt, und es sei zu befürchten, daß wenn sein Sohn, der jetzige König, sich auf dem polnischen Throne befestigt habe, er die Plane seines Vaters, denen er sich schon früher nur allzu geneigt erwiesen, wieder aufnehmen werde. „Und wohin des baierischen Hofes Absichten „gehen", fuhr Eugen fort, „ist Eurer Majestät gleichfalls bewußt. Sollte „es Frankreich gelingen, wie es auf alle Weise zu thun sucht und ihm zu „erreichen nicht allzuviele Mühe kosten wird, Baiern, Sachsen und Preußen „zu vereinigen, so ist für die Zukunft fast nichts gewisser, als daß die Erb„lande gänzlich zergliedert oder wenigstens völlig verheert und der Schau„platz eines furchtbaren Krieges sein werden".

„Eurer Majestät deutsche Erblande sind", fuhr Eugen fort, „rundum „ohne Festung, mithin von allen Seiten offen. Die Aufregung der Gemü-

„ther in Ungarn ist bekannt, und ebenso weiß man wie stark Baiern darauf „rechnet, in Böhmen mit Leichtigkeit einen Aufstand erregen zu können. „Mir thut es im innersten Herzen weh, Eurer Majestät so unangenehme „Dinge vorstellen zu müssen. Da aber Allerhöchstdieselben so gemessen mir „anbefehlen, meine Meinung über Alles und Jedes klar und deutlich aus„zusprechen, so werde ich dieselbe so wie sie in meiner gewissenhaften An„schauung begründet ist, hier kundthun. Eure Majestät aber werden es „als ein Kennzeichen meines pflichtmäßigen Eifers ansehen, welchen ich „ohne irgend eine Nebenabsicht von Jugend auf für Ihr allerdurchlauch„tigstes Haus gehabt habe und bis in mein Grab unverbrüchlich fest„halten werde.“

„Die Erhaltung des Erzhauses hängt unwidersprechlich, wenn anders „der allmächtige Gott Eure Majestät mit keiner männlichen Nachkom„menschaft mehr segnet, von der Vermählung Ihrer durchlauchtigsten „Töchter ab. Hierauf hat ganz Europa die Augen gerichtet, und hienach „wird jeder Hof, je nachdem der Entschluß Eurer Majestät ausfallen wird, „auch den seinigen fassen, und folglich für oder wider Sie seine Maßregeln „ergreifen. Wie es das Interesse der meisten Höfe mit sich bringt, das „Haus Oesterreich in beständiger Trennung von dem Hause Bourbon zu „erhalten, so verlangt es hingegen der Vortheil Frankreichs, dasselbe ent„weder ganz an sich zu ketten oder es so klein als möglich zu machen. In „dieser Absicht haben ohne Zweifel Frankreich und Spanien den gegenwär„tigen Krieg angefangen, entweder um Eure Majestät der italienischen „Länder zu berauben und die Frankreich so gehässige pragmatische Sanction „zu vernichten, oder um Sie zu zwingen, wenn Sie anders diesem „Unglück entgehen wollen, sich in ihre Arme zu werfen. Durch der See„mächte unbegreifliche Verblendung ist der Verlust Italiens wirklich er„folgt, und das zweite kann bei fortdauerndem Kriege, da Eure Majestät „denselben aus Abgang der Geldmittel im künftigen Jahre entweder gar „nicht oder doch nicht so nachdrücklich wie in dem gegenwärtigen führen „können, gar leicht geschehen, wenn es jemals dem Feinde gelingen sollte, „von der einen oder anderen Seite her in die Erblande einzubringen.“

„Wenn es also gewiß ist“, bemerkte der Prinz weiter, „daß der „Krieg ohne den Beistand der Seemächte oder wenigstens Englands un„möglich fortgesetzt werden kann, wenn auf die Erfüllung ihrer Verpflich-

„tungen für die Zukunft keine Rechnung zu machen, und auch das römische „Reich kaum mehr am Kriege Antheil zu nehmen im Stande oder Willens „ist, wenn also weder die Seemächte noch sonst Jemand Eurer Majestät einen „Ausweg aus dieser Bedrängniß anzugeben weiß, so gestehe ich, daß ich, „so schwer es mir auch fällt, fast kein anderes Mittel sehe, als sich mit „dem Hause Bourbon zu verständigen, wenn doch Eure Majestät einen „leidlichen und auch für die Zukunft dauerhaften Frieden haben wollen. „Diesen haben Sie jedoch nicht zu hoffen, wenn Sie nicht zu gleicher Zeit „einen angemessenen Entschluß wegen der Vermählung Ihrer durchlauch„tigsten Töchter fassen."

„In vorigen Zeiten war, wie Eure Majestät sich dessen gnädigst „entsinnen werden, Niemand mehr als ich dem Bunde mit dem Hause „Bourbon entgegen, Niemand mehr als ich für denjenigen mit den See„mächten gestimmt. In dem gegenwärtigen Augenblicke aber, in welchem „sie Eure Majestät so hülflos lassen, vermag man unmöglich mehr nach „diesen Grundsätzen zu verfahren. Welchen Entschluß Eure Majestät in einer „solchen Lage auch fassen mögen, jedenfalls sind Sie vor der Nachwelt „nur allzusehr entschuldigt, nachdem Sie das Aeußerste, was in Ihren „Kräften stand, obgleich umsonst angewendet haben, um sich auf andere „Weise zu helfen."

„Mit Spanien allein ohne Frankreich sich zu verständigen, ist gefähr„lich, weil dadurch das Letztere seine auf die Trennung Eurer Majestät „deutscher Erblande gerichtete Absicht für die Zukunft nicht ändern, sondern „sie vielmehr noch leichter ausführen würde. Außerdem wäre auf Spanien „selbst niemals mit Bestimmtheit zu zählen, indem diese Krone um jeden „Preis sich ganz Italiens bemächtigen will. Würde nun der Infant mit „der zweiten Erzherzogin sich vermählen und die ältere in ein anderes „Haus kommen, so wäre Spanien das erste, neue Feindseligkeiten anzu„stiften, um zu verhindern, daß man an den Wiedergewinn Italiens denke. „Zwar ist zu besorgen, daß Frankreich, so wenig es sich auch jetzt dazu „geneigt zeigt, gleichfalls auf die Vermählung der beiden Erzherzoginnen „mit den Infanten dringen wird, um dadurch die Vereinigung der Häuser „Oesterreich und Bourbon vollständig zu machen. Doch dürfte sich, wenn „nur einmal die Verhandlung mit Frankreich angesponnen wäre, wohl „noch ein anderer Ausweg finden lassen, um mit dieser Krone für die Zu-

„kunft ein dauerhafteres und zugleich ein solches System zu verabreden, „durch welches die übrigen Länder Europa's weniger in Unruhe versetzt „würden. Wäre der Kurprinz von Baiern nicht so verschieden an Jahren, „so würde wohl eine Vermählung mit ihm die angemessenste sein, um sich „den unzertheilten Besitz der deutschen Erblande für alle Zukunft zu sichern. „Hiemit dürfte auch der größte Theil des deutschen Reiches, ja Frankreich „selbst übereinstimmen, obwohl das Letztere die Vermählung des Infanten „Don Carlos mit der zweiten Erzherzogin, oder doch den größten Theil „Italiens verlangen wird, um diese Länder dem Erzhause zu entreißen „und Spanien zufrieden zu stellen. Auch die beiden Seemächte werden „kaum etwas gegen die Verheirathung der ältesten Erzherzogin mit dem „Kurprinzen von Baiern einzuwenden haben. Endlich würde man durch sie „in den Stand gesetzt, denjenigen Mächten ausreichenden Widerstand zu „leisten, die sich anmaßen wollten, Eurer Majestät Nachfolgeordnung in „den deutschen Erblanden anzufechten, auf welchen ja ohnehin das Meiste „beruht."

„Fast die gleiche Beschaffenheit hätte es mit dem ältesten Sohne des „Königs von Polen, indem durch dessen Vermählung mit der Erzherzogin „Böhmen eine ansehnliche Vormauer an Sachsen, so wie bei einer Ver„heirathung der Erbtochter in das Haus Baiern Oesterreich eine solche „an diesem Lande erhielte."

Nachdem er in solcher Weise hinsichtlich des Punktes, um welchen Alles sich drehte, der Vermählung der Erzherzogin Maria Theresia sich ausgesprochen hatte, verbreitete sich Eugen über die zweckmäßigste Art und Weise, in welcher seiner Ansicht nach die Unterhandlung mit Frankreich anzuknüpfen wäre. Er verwarf die Vermittlung der Seemächte oder irgend einer anderen fremden Regierung, und rieth zu unmittelbarem Verkehre mit Frankreich. Zu diesem Ende wäre, so meinte der Prinz, eine Vertrauensperson entweder von Wien oder von den Niederlanden aus insgeheim nach Paris zu senden. Und da es die Sache des Kaisers nicht sein könne, der Erste von der Verheirathung seiner Töchter zu sprechen, so dürfte es an der Erklärung genügen, daß er bereit sei, sich mit Frankreich aufrichtig zu versöhnen und sich über ein politisches System mit dem Könige zu einigen, durch welches die bisherige Feindseligkeit in wahre Freundschaft verwandelt, für die Ruhe Europa's und das Beste der katho-

lischen Religion Vorsorge getroffen und Alles aus dem Wege geräumt würde, wodurch etwa künftighin die so heilsame Einigkeit zwischen den beiden Kronen gestört werden könnte. Die fernere Verhandlung mit Frankreich werde, meinte der Prinz, dann schon das übrige geben.

Am Schlusse seiner weitläufigen Darstellung kam Eugen wieder auf das Verhältniß des Kaisers zu Baiern zurück. „Unumgänglich scheint es", so lauteten seine Worte, „sich entweder Baierns für alle Zukunft zu versichern, oder es ihm unmöglich zu machen, noch ferner zu schaden. Das „Erstere kann auf zweierlei Art geschehen, durch des Kurprinzen Vermählung mit der Erzherzogin, oder durch Abtretung eines Theiles der österreichischen Erblande. Die Abtretung wäre jedoch niemals anzurathen, indem „der Kurfürst hiedurch nur noch mächtiger gemacht würde, um seine Eurer „Majestät zur Genüge bekannten gefährlichen Absichten, von denen er aus „angebornem Ehrgeize nur in dem Falle der Vermählung seines Sohnes „mit der Erzherzogin abstehen wird, dereinst um so leichter auszuführen. „Die erwähnte Heirath hingegen wäre das einzige Mittel, den Kurfürsten für beständig an Oesterreich zu fesseln und den kaiserlichen Erblanden ein sicheres Bollwerk zu verschaffen. Wollen aber Eure Majestät „wegen des Unterschiedes des Alters, auf welchen endlich in einer Angelegenheit, von der Alles abhängt, nicht so viel zu sehen ist, nachdem in „Weltsachen das kleinere Uebel dem größeren vorgezogen werden muß, „sich zu dieser Vermählung nicht entschließen, so ist es fast unerläßlich, „hinsichtlich Baierns den anderen Weg einzuschlagen, dessen Verfolgung „mittelst der in genügender Anzahl vorhandenen Truppen eben nicht schwer „sein wird."

Die Entwaffnung des Kurfürsten, welche Eugen unter diesem zweiten Wege verstand, mußte nach der Meinung des Prinzen ebensosehr die Fortsetzung des Krieges erleichtern, indem man dann den Rücken gesichert und für Oesterreich selbst nichts zu befürchten hatte, als sie dazu beitragen sollte, dem Kaiser für den Fall des Friedens günstigere Bedingungen zu verschaffen.

Dieser letztere Vorschlag, zur Entwaffnung des Kurfürsten von Baiern und zur Besetzung seines Landes zu schreiten, beweiset es klar, daß es nicht etwa eine Vorliebe Eugens für das Haus Baiern war, wenn er die Vermählung der Erzherzogin Maria Theresia mit dem Kurprinzen in

Antrag brachte. Er hielt eben die Vereinigung Baierns mit Oesterreich für ungemein wünschenswerth, und sah darin einen mehr als genügenden Ersatz für den unvermeidlichen Verlust der süditalienischen Länder. So groß schien Eugen dieser Gewinn zu sein, daß gegen denselben in seinen Augen das Mißverhältniß zwischen dem Alter des Kurprinzen und demjenigen der Erzherzogin Theresia völlig in den Hintergrund trat.

Ganz anders als Eugen sah der Kaiser die Sache an. Nach Bartensteins Zeugniß brachte des Prinzen Schreiben den tiefsten Eindruck auf Karls Gemüth hervor [22]). Es bekümmerte ihn sehr, daß Eugen auf die Verheirathung der Erzherzogin Maria Theresia mit dem Kurprinzen von Baiern als die Combination hinwies, welche trotz aller Einwendungen, die sich dagegen erheben ließen, die vortheilhafteste für das Kaiserhaus sei. Und in zweiter Linie hatte Eugen die Vermählung der Erzherzogin mit dem Kurprinzen von Sachsen in Vorschlag gebracht, derjenigen mit dem Herzoge Franz von Lothringen aber, welche ebensowohl des kaiserlichen Ehepaares als der Erzherzogin innigster Herzenswunsch war, mit keinem Worte gedacht. Hiezu konnte den Prinzen, das wußte Karl, nur die Ueberzeugung bewogen haben, daß Alles auf dem Spiele stehe und die empfindlichsten Opfer gebracht werden müßten, um zu retten was noch zu retten möglich sei. Eugens Vorstellungen erreichten also, wenn gleich der Kaiser nicht auf alle seine Ideen einging und standhaft bei dem Vorsatze blieb, seine Tochter dem Herzoge von Lothringen zu vermählen, doch wenigstens das Eine, daß Karl von nun an die Gefahren seiner Lage vollkommen begriff, daß er jeden Gedanken auf Wiedereroberung Italiens durch die Gewalt der Waffen aufgab und jetzt mit eben so großer Bereitwilligkeit, als er früher Widerstreben gezeigt hatte, den französischen Friedensvorschlägen, als sie von dem Cardinal Fleury erneuert wurden, entgegenkam.

Denn ungefähr um dieselbe Zeit, als Eugens Bericht vom 6. August 1735 in Wien eintraf, langten daselbst in tiefstem Geheimniß Graf Wied, Baron Nieroth und ein Franzose, Namens la Beaume an. Dem Letzteren, dessen sich die französische Regierung schon in Spanien, Portugal, Holland und England in wichtigen Missionen bedient hatte, war ein Schreiben des Cardinals Fleury an den Kaiser vorhergegangen, in welchem derselbe in umständlicher Weise sein bisheriges Betragen zu rechtfertigen suchte, und nach der oft wiederholten Versicherung seines lebhaften Wunsches

den Frieden herbeizuführen, die nahe bevorstehende Ankunft eines französischen Bevollmächtigten in Wien ankündigte, um daselbst die Verhandlungen zu pflegen.

Wie dereinst mit Ripperda in dem Landhause des Hofrathes von Buol zu Hernals, so fanden jetzt, um das unverbrüchlichste Geheimniß zu bewahren, in dem Kloster der Trinitarier in der Alservorstadt die Zusammentretungen mit la Beaume Statt. Von Allem was in denselben vorkam, setzte der Kaiser den Prinzen in Kenntniß. Und es war Niemand, welchem die Anknüpfung der Unterhandlungen größere Befriedigung bereitete, Niemand, der ihnen wärmer den glücklichsten Fortgang wünschte als Eugen [23]). Aber aus langjähriger Erfahrung, insbesondere von Rastadt her kannte er die Art der Franzosen bei derlei Verhandlungen. Er wußte wie schwer es ankam, ihnen auch nur das mindeste Zugeständniß abzudringen, wie sie sich jedes, anscheinend noch so geringfügigen Umstandes zu ihrem Vortheile zu bedienen trachteten. Er urtheilte daher, und mit Recht, daß es der Friedensverhandlung nur Vorschub leisten könnte, wenn die Franzosen auch auf dem Kriegsschauplatze etwas mehr bedrängt würden, als es bisher der Fall war.

Mit Lebhaftigkeit stimmte der Kaiser dem Vorschlage Eugens bei, den Grafen Seckendorff mit einem ansehnlichen Armeecorps gegen Trier zu entsenden und die dortigen Stellungen der Franzosen zu beunruhigen, ihnen vielleicht eine Schlappe anzuhängen, jedenfalls aber in jener Gegend gute Winterquartiere für einen Theil des deutschen Heeres zu gewinnen. Nachdem er Alles zu diesem Zuge vorgekehrt und Seckendorff denselben wirklich angetreten hatte, übertrug Eugen den Oberfehl über die Hauptarmee dem Herzoge von Württemberg und eilte nach Wien zurück, um dem Kaiser noch bei den Unterhandlungen mit dem französischen Bevollmächtigten rathend zur Seite zu stehen.

Zu lebhafter Befriedigung gereichte es dem Prinzen, daß in dem Augenblicke, in welchem er in Wien eintraf, die schwierige Angelegenheit, die damals den Kaiserhof in ängstlicher Spannung erhielt, glücklich beendigt war. Am 3. Oktober 1735, zwei Tage bevor Eugen sein Hauptquartier verließ, waren nach langwieriger Verhandlung und nachdem la Beaume zu wiederholten Malen Miene gemacht hatte, unverrichteter Dinge nach Frankreich zurückkehren zu wollen, endlich die Friedenspräliminarien unter-

zeichnet worden. Frankreich erklärte, die pragmatische Sanction zu garantiren und sich keiner von dem Kaiser beabsichtigten Vermählung seiner Töchter, mit welchem Prinzen dieß auch immer sein möchte, zu widersetzen. Der Kaiser sollte in den Besitz von Parma und Piacenza treten und auch denjenigen der Lombardie wieder erlangen, mit Ausnahme der Gebiete von Novara und Vigevano, welche dem Könige von Sardinien zufielen. Stanislaus Leßczynski wurde als König anerkannt, seine Rechte auf Polen aber trat er an August III. von Sachsen ab. Er erhielt dafür das Herzogthum Bar, welches nach seinem Tode an Frankreich fallen sollte. Gleiches wurde hinsichtlich Lothringens bestimmt, wenn Herzog Franz nach dem Tode des Großherzogs von Toscana in den Besitz dieses letzteren Landes getreten sein würde. Neapel und Sicilien fielen dem Infanten Don Carlos als König zu.

Mit Freude begrüßte Eugen den Abschluß dieser Präliminarien, welchem am 7. November 1735 die Auswechslung der Ratificationen folgte. Denn was man auch gegen die einzelnen Friedensbedingungen sagen mochte, sie waren ohne Zweifel bei weitem besser als der Prinz sie erwartet hatte. Daß Frankreich, der Hauptfeind des Hauses Oesterreich, des Kaisers Erbfolgeordnung garantirte, daß es die Hand der Erzherzogin Maria Theresia weder für den Infanten Don Carlos, noch für den Kurprinzen von Baiern verlangte, sondern stillschweigend seine Einwilligung zur Vermählung der Erzherzogin mit dem Herzoge von Lothringen ertheilte, war für die persönlichen Wünsche des Kaisers immerhin ein höchst bedeutsamer Erfolg. Auch in demjenigen gab Frankreich nach, was es so lange Zeit als eine Ehrensache behandelt hatte, in dem Verlangen der Einsetzung des Königs Stanislaus auf dem polnischen Throne. Freilich war der Verlust Neapels und Siciliens, so wie derjenige der abzutretenden lombardischen Distrikte gewiß empfindlich. Aber er wurde nahezu aufgewogen durch die Erwerbung Parma's und Piacenza's, so wie durch den in Aussicht gestellten Gewinn Toscana's. Denn diese Gebiete, obwohl nicht in Vergleich zu setzen mit den beiden Königreichen, welche das Haus Oesterreich verlor, waren doch dadurch, daß sie angrenzten an des Kaisers übrige Besitzungen in Italien und sich von dort aus leicht vertheidigen ließen, ein wirklicher Zuwachs an Macht. Neapel und Sicilien aber, fern abgelegen von den Erbstaaten des Kaisers, jedwedem Feinde zum Raube, der über eine statt-

liche Seemacht zu gebieten hatte, waren ja ohnehin gleich den Niederlanden ein Besitzthum, welches nur so lange dem Kaiser gehörte, als es denjenigen Mächten beliebte, die ihm in jedem Augenblicke diese Länder zu entreißen vermochten.

So endete dieser Krieg, der letzte, in welchem Eugen die Waffen trug für die Sache seines Herrn und Kaisers. Weil man das Außerordentlichste von dem Prinzen erwarten zu sollen glaubte, war man unbefriedigt durch das, was er wirklich leistete. Obgleich Alles fehlte, womit man sonst Eroberungen zu machen im Stande ist, so hatte man doch in ungemessenem Zutrauen zu Eugens Feldherrntalent auf solche gehofft. Daher schlug man es allzugering an, daß er den Fortschritten eines weit überlegenen feindlichen Heeres Einhalt zu thun vermochte und ihn nichts als eine einzige Festung erobern ließ, deren Wegnahme nicht zu hindern war, und welche noch überdieß im Frieden wieder zurückgegeben wurde. Einsichtsvollere Stimmen aber urtheilten schon damals anders als der große Haufe über Eugens Wirksamkeit in den beiden vergangenen Feldzügen. Und als wenige Jahre später eine Reihe unglücklicher Ereignisse eintrat, durch welche des Kaisers Regierung schwer betroffen wurde, da fühlte man es erst was es hieß, mit unzulänglichen Kräften unerschütterlich ausharren im Kampfe gegen überlegene Macht. Da wurde es Allen klar, was man an Eugen verlor, so wenig auch das Alter ihn mit seinen verderblichen Einwirkungen verschont hatte. Da war Niemand mehr, der nicht mit einstimmte in des Kaisers schmerzlichen Ausruf: „Ist denn mit Eugen der Glücksstern völlig von uns gewichen?"

Die Befürchtung, daß es bald zu Ende gehen werde mit den Lebenstagen des Prinzen, erwachte kurze Zeit nach seiner Rückkehr aus dem Feldzuge in höherem Maße als je zuvor. So wohl er sich während seines Aufenthaltes im kaiserlichen Heerlager befunden hatte, so übel stand es um Eugens Gesundheit, nachdem er sich wenige Wochen in Wien befand. Das frühere Brustleiden und der mit demselben verbundene schmerzhafte Husten befielen ihn auf's neue. Längere Zeit hindurch vermochte er kaum einige Worte zu sprechen, ohne daß es ihm die größte Beschwerde verursacht hätte. Sein Verkehr mit der Außenwelt, insbesondere mit dem Kaiser selbst, wurde nur mehr schriftlich aufrecht erhalten, wobei jedoch der Prinz, um die theilnahmsvollen Schreiben seines Monarchen zu beantworten, zur Hand seines

vertrauten Secretärs Koch die Zuflucht nehmen mußte, indem ihm die eigene schon den Dienst zu versagen begann. Und in der That ist es rührend zu sehen, wie das Freundschaftsverhältniß, welches seit länger als einem Jahrzehnt ungetrübt fortbestanden hatte zwischen dem Kaiser und Eugen, in der letzten Zeit noch zunahm an Wärme und Innigkeit, wie besorgt der Erstere für die Gesundheit des Prinzen, wie dankbar der Letztere für Karls lebhafte Theilnahme war. Den Bitten des Kaisers nachgebend, versprach Eugen sich zu schonen und auf eine Gesundheit Acht zu haben, von der Karl ihn täglich versicherte, daß er sie immer als sein köstlichstes Gut ansehen werde [24]).

Da des Prinzen andauerndes Unwohlsein es ihm unmöglich machte, aus seinen Zimmern zu gehen, so ließ ihm der Kaiser, wie es in früheren ähnlichen Fällen geschehen war, Alles was in den Staatsgeschäften von Wichtigkeit vorkam, in Abschrift mittheilen und ihn um sein Gutachten ersuchen. Oft that er dieß eigenhändig, insbesondere in Allem, was die Erfüllung seines Lieblingswunsches, die Verheirathung der Erzherzogin Maria Theresia mit dem Herzoge von Lothringen betraf. Auf Eugens bringenden Rath [25]) beschloß der Kaiser, hiemit nicht länger zu zögern und durch diese Vermählung das Glück seiner Tochter und die Ruhe seiner Erbländer zu sichern, insbesondere aber den Bestrebungen der spanischen Bourbons, dann der Häuser Baiern und Sachsen, für einen ihrer Prinzen Theresia's Hand zu gewinnen, ein für allemal ein Ende zu machen.

Am 31. Jänner 1736 geschah die feierliche Werbung des Herzogs von Lothringen um die Hand der Erbin aller österreichischen Länder; am 12. Februar wurde die Trauung vollzogen. Daß Eugen bei keiner dieser Festlichkeiten anwesend war, kann als ein Zeichen der Fortdauer seines Krankheitszustandes angesehen werden. Nach und nach besserte es sich zwar mit seiner Gesundheit, und man schrieb dieß dem Umstande zu, daß es dem päpstlichen Nuntius Passionei gelungen war, Eugens Widerwillen gegen die Heilmittel zu überwinden, welche ihm des Kaisers Leibarzt Garelli verordnet hatte. Denn Passionei bewies dem Prinzen, daß es eine Gewissenssache sei, dasjenige nicht absichtlich von der Hand zu weisen, wovon sich Linderung eines körperlichen Schmerzes oder Heilung einer Krankheit erwarten lasse. Und mit dem Eintritte der besseren Jahreszeit steigerte sich die Hoffnung auf Eugens Wiedergenesung. Der Husten wurde seltener und weniger schmerzhaft; der Prinz begann wieder Leute bei sich zu sehen,

auszufahren und die gewohnten Abendgesellschaften bei der Gräfin Batthyany zu besuchen. So hatte er am 20. April Gäste bei sich zu Tische, und es wurde freudig bemerkt, daß er seiner früheren Gewohnheit nach jedem Ankommenden entgegen ging, ihn zu bewillkommnen, wie er Jeden, der Abschied nahm, bis zur Thüre geleitete. Als man ihn bat, sich statt des Tabourets, auf das er sich niederließ, eines Lehnstuhles zu bedienen, wies er diese Vorsorge freundlich und mit dem Bemerken zurück, er sei es schon seit langer Zeit so gewohnt. Des Abends spielte er bei der Gräfin Batthyany bis neun Uhr Piquet. Man sah wohl, daß ihm das Athemholen schwer ward und er sich Gewalt anthat, keine Störung zu verursachen. Nach Hause zurückgekehrt, wohin ihn der ihm besonders ergebene Graf Tarouca begleitete, soll er es abgelehnt haben, das Medicament zu nehmen, welches Garelli vorgeschrieben hatte. Es habe Zeit damit bis Morgen, bemerkte der Prinz seinem Kammerdiener, und begab sich zur Ruhe.

Mitternacht war schon vorüber, als der Diener noch einmal das Zimmer seines Herrn betrat, um nach ihm zu sehen. Er fand den Prinzen ruhig schlafend, und zog sich eben so leise als er gekommen war, wieder zurück. Als aber am nächsten Morgen, den 21. April 1736, Eugen ungewöhnlich lang nicht erwachte, als ihn seine Leute nicht, wie es sonst immer geschah, husten hörten, da wurde ihnen bange. Sie öffneten das Gemach und näherten sich dem Lager des Prinzen. Sie fanden ihn leblos in seinem Bette. Eine Lähmung der Lunge war eingetreten; doch schien, nach der ruhigen Lage seines Körpers und dem milden Ausdrucke der Züge zu urtheilen, der Tod ihn sanft und schmerzlos überrascht zu haben.

Die Bestürzung, welche in dem Palaste Eugens herrschte, theilte sich mit der Kunde von seinem plötzlichen Hinscheiden dem Hofe und der Hauptstadt, ja man kann sagen ganz Oesterreich mit. Ueberall hatte man sich gewöhnt, ihn als das verkörperte Prinzip des Ruhmes und der Größe des Vaterlandes anzusehen. An seinen Namen knüpften sich ja die Erinnerungen an die glorreichsten Tage des Hauses Habsburg, an die glanzvollsten Siege über dessen mächtigste Feinde. An seinen Namen knüpfte sich die Vorstellung an Alles, was die Verehrung des Menschengeschlechtes zu gewinnen, seine Liebe zu fesseln vermag. Niemand aber war schmerzlicher betroffen durch Eugens Verlust, als der Kaiser selbst. Und um diesem Gefühle auch einen sichtbaren Ausdruck zu geben, befahl er, das Begräbniß des

Prinzen in einer Weise zu veranstalten, wie es vor ihm in Oesterreich noch keinem Unterthan zu Theil geworden war. „Denn man solle sehen", so lauteten des Kaisers Worte, „daß des Verstorbenen merita allzeit bei „mir unsterblich sein werden".

In der Uniform seines Regimentes, scharlachroth mit schwarzem Sammt ausgeschlagen, wurde die Leiche des Prinzen den Blicken der zahllosen Menge ausgesetzt, welche nicht allein Neugier, sondern auch tiefgefühlter Antheil an dem schmerzvollen Ereignisse nach Eugens Palaste trieb, um noch einmal die Züge des geliebten Helden zu schauen, welchen das Volk von Wien höher verehrt hatte als Einen vor oder nach ihm. Die gleiche Trauer wie hier, sprach sich auch bei dem Leichenbegängnisse aus, das am Nachmittage des 26. April stattfand, und an düsterer Pracht Alles übertraf, was man bis dahin in Wien gesehen hatte. Daß vierzehn Feldmarschall-Lieutenants, unter ihnen der Prinz von Sachsen-Hildburghausen und Fürst Wenzel Liechtenstein die Enden des Bahrtuches trugen, und daß der Kaiser selbst, obwohl unerkannt, der Einsegnung der Leiche in der Stephanskirche beiwohnte, darauf wird in den gleichzeitigen Berichten der meiste Nachdruck gelegt.

Eugens Herz sandte man nach Turin, um dort in der Mitte seiner Ahnen in der prächtigen Grabeskirche der sardinischen Könige auf den Höhen von Superga beigesetzt zu werden. Seine Leiche aber ward in der sogenannten Kreuzkapelle des Stephansdomes in die Gruft gesenkt, in welcher sich diejenige seines Neffen Emanuel befand, der sieben Jahre vor Eugen gestorben war. Ein steinerner Sarg, über ihm in halberhabener Arbeit das Abbild der Belgrader Schlacht, das Ganze aber von einer Pyramide überragt, die mit einer passenden Inschrift versehen ist, dieses Grabmal bezeichnet den Ort, an welchem Oesterreichs größter Kriegsheld, sein edelster Staatsmann ruht [26].

Neunzehntes Capitel.

Daß es dem Prinzen Eugen wirklich gebührt, Oesterreichs größter Feldherr, sein edelster Staatsmann genannt zu werden, daß Niemand ihm vorherging oder nach ihm kam, welcher ihm den vordersten Platz in der österreichischen Ruhmeshalle streitig zu machen sich erkühnen darf, wird wohl von jeder Seite zugegeben werden. Das rastlose Bestreben, die Größe des Kaiserhofes, die Macht und das Wohl Oesterreichs zu fördern, bildete den Grundzug seiner politischen Thätigkeit wie seines militärischen Wirkens. Was zur Erreichung dieses Zieles diensam schien, darauf arbeitete Eugen hin, ohne irgend einer persönlichen Vorliebe oder Abneigung den geringsten Einfluß auf seine Haltung zu gestatten. Er bewies dieß am besten, indem er zu wiederholten Malen selbst seine tiefgewurzelte Mißstimmung gegen Frankreich zurückdrängte, um eine Annäherung des Hauses Habsburg an den mächtigen Nebenbuhler möglich zu machen.

Da er sich jedoch bald überzeugte, daß bei der feindseligen Gesinnung, welche Frankreich, nur etwa die kurze Regierungszeit des Herzogs von Orleans ausgenommen, gegen Oesterreich fortwährend an den Tag legte, eine bleibende Verbindung mit demselben unmöglich sei, war wohl die Hauptabsicht des Prinzen dahin gerichtet, ein politisches System zu gründen, durch welches der Uebermacht der Bourbonen ein dauerndes Gegengewicht geschaffen würde. Das innigste Bündniß mit Preußen und Rußland und eine möglichst enge Allianz mit den Seemächten schien ihm das passendste Mittel hiezu. Diese Combination zu verwirklichen, bildete den Gegenstand seiner rastlosen Bestrebung, und es war nicht seine Schuld, wenn er sein Ziel nur unvollkommen zu erreichen vermochte. Dem Zwiespalte, der zwischen den Königen von England und Preußen obwaltete, und der Hinneigung der britischen Regierung zu Spanien, welches dieselbe durch Handelsvortheile zu födern wußte, muß es zugeschrieben werden, wenn Eugens Plane theilweise scheiterten.

Was insbesondere Deutschland anging, so hatten die Bemühungen des Prinzen den zweifachen Zweck, die stete Zwietracht zwischen den Fürsten dieses Landes zu beseitigen und die Macht des Kaisers in demselben zu stärken und auszudehnen. Er that was möglich war, um die Einigkeit und durch sie das Ansehen und die Größe Deutschlands zu fördern. Und was die Kräftigung der Macht des Kaisers in Deutschland betraf, so sah der Prinz dieselbe als ein Gebot der Nothwendigkeit für Beide an. Selbst durchdrungen von der Hoheit der kaiserlichen Würde, verlangte er gleiche Verehrung für sie auch von den Fürsten Deutschlands, und er stieß dadurch bei Vielen derselben nicht wenig an, die sich ein Geschäft daraus machten, die Kaiserwürde zu beschränken, zu verkleinern und in den Staub zu ziehen.

Dieß ist in wenig Worten die Anschauungsweise, welche der politischen Wirksamkeit des Prinzen zu Grunde lag. Völlig Unrecht geschieht ihm, wenn behauptet wird, er sei es gewesen, der die Verhandlungen des Kaiserhauses mit fremden Mächten vorzugsweise durch das Mittel der Bestechung zu fördern suchte. So wie Eugen selbst seinen Stolz darein setzte, von Niemanden als von seinem Herrn und Kaiser irgend eine erwähnenswerthe Gabe anzunehmen, wie er jedes Geschenk, wo es nur immer möglich war, von der Hand wies, so verachtete er diejenigen und sah sie als strafwürdig an, welche sich käuflich zeigten, es mochte dieß für oder wider das Interesse Oesterreichs der Fall sein. Dennoch glaubte der Prinz, nichts dagegen einwenden zu sollen, wenn auch die kaiserliche Regierung sich zur Erreichung ihrer Zwecke eines Mittels bediente, welches wider sie so oft und in noch weit höherem Maße in Anwendung gebracht wurde. Er duldete eben dasjenige was er nicht zu ändern vermochte. Für seine Person aber mißbilligte er Alles, was einem krummen Wege ähnlich sah, und wo es auf ihn ankam, da verlangte er immer, daß man, es sei im Privatverkehre oder in demjenigen von Regierung zu Regierung, mit größter Redlichkeit zu Werke gehe. Je ehrlicher eine Politik war, desto besser erschien sie dem Prinzen.

Die Offenheit und Klarheit, welche Eugen in Staatsgeschäften beobachtet sehen wollte, war nur der Ausdruck seines eigenen Wesens. Wie ihm selbst nichts fremder war als Unaufrichtigkeit oder Falschheit, so wollte er sie auch aus den Beziehungen der Regierungen unter einander völlig verbannt wissen. Daher kam es, daß die Repräsentanten der fremden

Staaten in Wien mit Niemanden lieber als mit Eugen zu thun hatten. Außer dem zuvorkommenden Empfange und der gewinnenden Freundlichkeit, worauf Jedermann bei ihm rechnen durfte, wußten sie, daß Keiner mehr als der Prinz es verschmähte, sie durch unaufrichtige Versicherungen irre zu leiten. Oft setzte er zwar ihren drängenden Fragen ein ernstes Stillschweigen entgegen, wie denn Niemand in höherem Grade Meister seiner selbst als Eugen, und sicherer war als er, ein Geheimniß nicht zu verrathen. Aber es dadurch besser zu verhüllen, daß er falsche Erklärungen von sich gab, zu diesem damals so oft gebrauchten Mittel nahm Eugen niemals seine Zuflucht.

Es ist von Interesse zu beobachten, welche Veränderungen in der langen Lebenszeit des Prinzen, zwar nicht in seinem Charakter, der sich unerschütterlich gleich blieb vom Anfang bis zum Ende, wohl aber in seinem Verhalten gegen die Außenwelt vorgingen. Während er in seinen früheren Jahren von Zeitgenossen und Augenzeugen als heiter und gesprächig geschildert wird, als gern sich näher erklärend über kriegerische Ereignisse und politische Verhältnisse, wird er in späteren Tagen wortkarg genannt und zurückhaltend mit seinem Urtheile über Menschen und Dinge. Wenn er früher nicht selten seine eigenen Thaten, aber immer mit der Parteilosigkeit eines Unbetheiligten besprach, vermied er es später sichtlich, auf sich selbst die Rede zu bringen. Ja er ging so weit darin, daß man in diesem Umstande den Grund suchte, weßhalb in Eugens Schule so wenig ausgezeichnete Feldherrn heranwuchsen. Denn man glaubte mit Recht, daß wenn er sich herbeigelassen hätte, den Befähigteren unter seinen Generalen auch die Ursachen zu erklären, warum er eine Maßregel ergriffen oder einen Entschluß gefaßt habe, solche Erläuterungen auf ihre militärische Ausbildung von günstigster Einwirkung hätten sein müssen [1]).

So wie Eugen nie ein Wort des Selbstlobes hören ließ, so hütete er sich streng, jemals einen Tadel auszusprechen über Männer, welche sich hervorragendes Verdienst erworben hatten. Nur wenn er, wie bei Sigbert Heister, durch seine Pflicht gezwungen wurde dieß zu thun, so geschah es, und auch da nur dem Kaiser gegenüber, dem er über die Fähigkeiten der einzelnen Generale seine Meinung darlegen mußte. Niemals that er dieß jedoch im Privatgespräche, und sogar über diejenigen, welche gleich Guido Starhemberg stets an dem Prinzen zu mäkeln und seine Thaten zu

verkleinern suchten, wurde nie ein Wort der Mißbilligung oder gar der Gereiztheit laut. So wie er schmeichlerisches Lob nicht achtete, ließ er auch den Tadel, so sehr ihn derselbe manchmal verletzen mochte, doch mit anscheinender Ruhe über sich ergehen. Er gab dadurch, wie in jeder Lage seines Lebens, das edelste Beispiel der Mäßigung und Selbstbeherrschung, welche denn auch von allen Zeitgenossen Eugens als eine seiner schönsten Eigenschaften gepriesen wird.

Die bitteren, ja hämischen Bemerkungen über Eugens Kriegführung, welche von Männern wie Guido Starhemberg ausgingen und ihm durch geschäftige Zungen wieder berichtet wurden, verwundeten ihn nicht darum, weil er glaubte, im Laufe eines langen und ereignißreichen Kriegerlebens keine Irrthümer begangen zu haben. Nur die feindselige Gesinnung, die sich darin aussprach, war es was den Prinzen verletzte. Denn daß er manchmal Fehler gemacht habe, das gab er selber zu, und er besprach sie öfter und in eingehenderer Weise als er es jemals hinsichtlich seiner glänzendsten Siege that.

Der hauptsächlichste Vorwurf, welcher Eugen gemacht wurde, und den er wohl nicht immer zu entkräften vermochte, war derjenige, daß wie seine eigene Person, er auch sein Heer allzuleicht einer augenscheinlichen Gefahr aussetzte, die mit größerer Vorsicht sich manchmal hätte vermeiden lassen. Aber wer diesen Vorwurf erhebt, muß gleichzeitig zugeben, daß der Prinz aus der gefährlichen Lage, in die er gerathen sein mochte, jedesmal und wie es wenigstens den Anschein hatte, mit größter Leichtigkeit wieder den Ausweg fand. Und darin zeigte sich eben sein außerordentliches Feldherrntalent am glänzendsten, daß er im Augenblicke höchster Bedrängniß den einzig rettenden Entschluß zu fassen und ihn mit unwiderstehlicher Gewalt durchzuführen wußte. An militärischem Wissen, an Erfahrung, an Kenntniß methodischer Kriegführung mögen Andere dem Prinzen gleichgekommen sein. Guido Starhemberg wenigstens stand ihm darin kaum zurück. Keiner aber besaß gleich ihm die herrliche Gabe des Genie's, welche den Glücklichen, dem sie innewohnt, befähigt, ohne langes Besinnen allsogleich nach dem Mittel zu greifen, das allein an das Ziel führt. Keiner besaß wie Eugen die unvergleichliche Schnelligkeit und Sicherheit des Blickes, keiner den außerordentlichen Reichthum an genialen Ideen, keiner die Schärfe des Urtheils, aus den Gedanken die in ihm auftauchten, gerade

den zu wählen und zu verfolgen, welcher der glücklichste genannt werden mußte.

Es ist überhaupt merkwürdig, daß Eugen als Feldherr, insbesondere in seinen jüngeren Tagen, gerade die entgegengesetzten Eigenschaften von denen entwickelte, die man seinem sonst so ruhigen, ja fast bedächtigen Wesen zugetraut hätte. Leicht geneigt zu kühner Unternehmung und schnell entschlossen, Alles auf's Spiel zu setzen um Alles zu gewinnen, unterschied er sich dadurch wesentlich von Guido Starhemberg, welcher es als unumstößliche Regel aufstellte, daß ein Feldherr nur dann eine Schlacht liefern solle, wenn er fast mit Gewißheit auf den Sieg zählen könne. Hätte Eugen diesen Grundsatz befolgt, so wären die meisten seiner glänzendsten Feldschlachten ungeschlagen geblieben. Die Tage von Höchstädt, Turin und Malplaquet, von Peterwardein und Belgrad würden keine Lorbeern zu Eugens Siegeskranze geliefert haben, sie würden nicht jetzt noch die ruhmreichsten Blätter in der Geschichte des österreichischen Heeres füllen.

Trotz der kühnen Wagnisse, welche der Prinz so gern unternahm, trotz der unwiderstehlichen Energie, mit der er seine Angriffe vollführte, bewahrte er doch mitten im Toben der Schlacht eine unerschütterliche Kaltblütigkeit, welche ihn jede Blöße, die der Feind gab, jeden Vortheil, der sich ihm bot, allsogleich erspähen und benützen ließ. Nichts bewunderte Marlborough mehr an Eugen, als daß er zwei der wichtigsten, aber sich scheinbar widersprechenden Eigenschaften eines Feldherrn, die der feurigsten Lebhaftigkeit mit der besonnensten Ruhe zu vereinigen wußte. An der ersteren entzündete sich der Kampfesmuth seiner Krieger, mit der letzteren beherrschte er im wahren Sinne des Wortes die Schlacht.

Zeitgenossen behaupten, man habe es Eugens Kriegführung immer angemerkt, daß er von Jugend auf bei der Reiterei gedient und dieser Waffengattung stets eine große Vorliebe bewahrt habe. Zu oft wiederholten Malen war es die Cavallerie, durch welche er in seinen Feldschlachten die Entscheidung herbeizuführen suchte. Freilich kam ihm dabei zu Statten, daß die kaiserliche Reiterei, insbesondere zur Zeit der ersten Türkenkämpfe, wahrhaft unvergleichlich genannt werden mußte. Manchmal geschah es jedoch, wie bei Höchstädt, daß die Cavallerie den an sie gestellten Anforderungen nicht entsprach, und dieß wurde dann von Eugen immer doppelt schmerzlich empfunden. Aber dennoch blieb er seiner Vorliebe treu,

und stets war es die Reiterei, insbesondere aber sein eigenes Dragoner-Regiment, denen er sein besonderes Augenmerk zuwandte. Doch ging er niemals so weit darin, daß er die Waffengattung, der er vor anderen zugethan war, auf Kosten der übrigen bevorzugt hätte. Für alle Bestandtheile des Heeres hegte er in gleicher Weise eine nie ermüdende Sorgfalt. Dafür erntete er aber auch die unbegrenzte Dankbarkeit desselben. Und obgleich es zu allen Zeiten Männer gegeben hat, deren Namen vom besten Klange waren in Oesterreichs Heer, obgleich auch nach Eugen noch Feldherrn kamen, an denen die Soldaten mit begeisterter Liebe hingen, die zauberische Wirkung, welche er auf seine Kriegsleute auszuüben wußte, hat sich in völlig gleichem Maße doch nicht mehr wiederholt.

Das Verdienst des Prinzen ist hiebei um so größer, als ihm so vieles abging, wodurch es Feldherren erleichtert wird, auf die Gemüther der Soldaten zu wirken. Die deutsche Sprache war ihm Anfangs völlig fremd, und auch später noch scheint er sich nicht mit allzugroßer Leichtigkeit in derselben ausgedrückt zu haben. Seine kleine, unansehnliche Gestalt, sein ganzes unkriegerisches Aussehen konnte auf gewöhnliche Menschen, die so leicht nach Aeußerlichkeiten urtheilen, weil sie die tiefer liegenden Eigenschaften nicht zu ergründen vermögen, keinen gewinnenden Eindruck hervorbringen. Dazu kam noch die einfache Tracht, deren sich Eugen gewöhnlich bediente, und welche ihn keineswegs als den obersten Führer des Heeres kenntlich machte. Und dennoch bedurfte es nur kurzer Zeit, um dieß Alles völlig vergessen zu machen und dem Prinzen die unbegrenzte Verehrung, ja die fast abgöttische Liebe der Truppen zu gewinnen und sie ihm dauernd zu erhalten. Die immer sich gleichbleibende Leutseligkeit, welche er gegen Offiziere und Soldaten übte, seine strenge Unparteilichkeit, insbesondere aber die Ueberzeugung, mit der er sie zu durchdringen wußte, daß sie unter seiner Führung jedem anderen Heere der Welt überlegen, daß sie völlig unbesiegbar seien, dieß waren die hauptsächlichsten Mittel zur Erlangung eines so überraschenden Resultates.

Was der Prinz als Präsident des Hofkriegsrathes, als welchem ihm nicht das Commando der Truppen, sondern die Leitung des Kriegswesens im Allgemeinen oblag, für das Heer that, ist an anderer Stelle erörtert worden. Dort wurde gezeigt, wie sehr er es sich angelegen sein ließ, das

Verdienst allein hervorzuziehen und zu belohnen, die Beförderung Unberechtigter möglichst zu hintertreiben und den militärischen Geist, die Seele der Armee, so viel als nur immer möglich war, zu beleben und zu stärken. Dennoch soll nicht geläugnet werden, daß das kaiserliche Heerwesen insbesondere in den beiden Jahrzehnten, welche dem Passarowitzer Frieden folgten, nicht jenen Aufschwung nahm, wie es in anderen deutschen Ländern, hauptsächlich aber in Preußen der Fall war. Der größte Theil der Schuld trifft nicht den Prinzen, sondern vielmehr den trostlosen Zustand der kaiserlichen Finanzen. Von aller Anklage kann aber auch Eugen nicht freigesprochen werden. So wie in Preußen vielleicht allzuviel geschah für die unaufhörliche Einübung der Truppen, für unausgesetzte Abhaltung von Manövern und Paraden, so that man hiefür in Oesterreich gewiß zu wenig. Des Prinzen tiefgewurzelte Abneigung gegen jede Art von Schaustellung und gegen die abgeblaßte Nachahmung des Krieges, den er so oft in seiner rauhen Wirklichkeit mitgemacht hatte, trugen nicht weniger dazu bei als sein entschiedenes, manchmal vielleicht allzuhartnäckiges Festhalten am Althergebrachten und das lebhafte Mißtrauen, mit welchem er jede Neuerung aufnahm und sich nur selten, und auch dann erst nach langem Zögern und reiflichster Prüfung zu deren Annahme entschloß.

Die ungeheure Menge von Geschäften, welche die Vereinigung der wichtigsten Stellen, die es im kaiserlichen Staatsdienste gab, dem Prinzen auferlegte, vermochte er nur dadurch zu bewältigen, daß er sich mit Personen seines Vertrauens umgab, denen er die Ausarbeitung der meisten Geschäftsstücke anvertraute. Er selbst beschränkte sich, und mit vollem Rechte darauf, den Hauptinhalt anzugeben; denselben in die gehörige Form zu bringen, überließ er seinen Secretären. Anfangs waren es Langetl, dann Brockhausen, während des letzten Jahrzehnts aber der Hofkriegsrath von Koch für den politischen, die Hofkriegsräthe Wöber und Knorr für den militärischen Theil der Geschäfte, welche von dem Prinzen vorzugsweise verwendet wurden. Es fehlte nicht an Menschen, die es Eugen zum Vorwurfe machten, daß er diesen Männern allzuviel Zutrauen schenke. Aber es war dieß nur eine Folge der edlen und großherzigen Natur des Prinzen. Wie er selbst weder Falschheit noch Eigennutz kannte, so traute er gleiches auch den Personen nicht zu, die er einmal als erprobt ansah. Und er that gewiß Recht daran. Denn derjenige, welchem man wahrhaftes

Vertrauen zeigt, wird sich dessen, ist er nicht eine völlig verderbte Natur, in den meisten Fällen auch würdig erweisen.

Es war jedoch nicht einzig und allein die vortheilhafte Meinung, welche Eugen von denjenigen hegte, die er sich als Hülfsarbeiter beigesellte, es war auch unumgängliche Nothwendigkeit, die ihn vermochte, denselben unter seiner eigenen Oberaufsicht die Ausarbeitung auch der wichtigeren Geschäftsstücke zum größten Theile zu überlassen. Denn bei der außerordentlich großen Anzahl derselben wäre Eugen selbst niemals damit zu Stande gekommen. Seine zwar stets sich gleichbleibende, aber immer holperige und ungelenke Schrift, über die er selbst gerne zu spotten pflegte, war Schuld, daß er mit der Feder nur langsam vorwärts kam. Größere Schwierigkeiten noch machte ihm der Gebrauch der deutschen Sprache. Er scheint sie zwar gut verstanden zu haben; wenigstens wußte er die äußerst schwer zu lesenden Schriftzüge des Kaisers Karl VI. wohl zu entziffern. Aber sie schreiben zu können, dahin brachte er es niemals, wie denn unter den vielen tausend Schriftstücken, welche er hinterlassen hat, nicht ein einziger deutscher Satz sich befindet, der von des Prinzen eigener Hand herrührt [2]).

Eigentlich war es nur die französische Sprache, in welcher Eugen sich leicht und geläufig auszudrücken verstand. Auch das Italienische sprach und schrieb er noch mit einiger Fertigkeit. In der lateinischen [3]) und der spanischen Sprache, welche damals zu Wien häufig gesprochen wurden, war er nur wenig bewandert. Daß er des Englischen nicht mächtig war, kann bei der damaligen geringen Ausdehnung dieser Sprache auf dem europäischen Festlande nicht Wunder nehmen.

Hier mag auch der eigenthümlichen Art und Weise gedacht werden, in welcher Eugen bei deutschen Schreiben seinen Namen zu unterzeichnen pflegte. Während sechsundvierzig Jahren, denn durch einen so langen Zeitraum sind deutsche Depeschen von ihm vorhanden, setzte er unter dieselben immer gleichmäßig die Worte: Eugenio von Sauoy.

Zu keiner Zeit hat es an Menschen gefehlt, die an der natürlichsten Handlung, wenn sie von einem großen Manne herrührt, etwas ganz Absonderliches entdecken und zur Erklärung derselben ihm dasjenige, was sie selbst ausgeklügelt haben, als seine Absicht unterschieben. So wird mit Bestimmtheit behauptet, Eugen habe durch das italienische Wort Eugenio seine Abstammung, durch das deutsche von sein Adoptiv-Vaterland, durch

lon
fille
je cr
la c
de ce
du t
plus
stan
les r
lus
l

das französische Sauoy aber sein Geburtsland, und durch die ganze, aus drei Sprachen zusammengesetzte Unterschrift die in ihm stattfindende Vereinigung drei verschiedener Nationalitäten andeuten wollen.

Bei näherer Betrachtung wird es jedoch klar, daß diese Behauptung unbegründet erscheint und Eugen jene Worte einfach aus dem Grunde unter seine deutschen Depeschen setzte, weil er sie für gut deutsch ansah und Niemand sich fand, der sich berufen fühlte, ihm als Sprachlehrer zu dienen. Hätte er einen so tiefen Sinn in seine Unterschrift gelegt, so würde er dieselbe auch bei den Schriftstücken beibehalten haben, die in anderen als der deutschen Sprache abgefaßt waren. So ist aber den französischen, italienischen, spanischen und lateinischen Schreiben, welche von ihm vorhanden sind, seine Unterschrift jedesmal ganz correkt in der betreffenden Sprache beigefügt. Und daß er unter der Bezeichnung „Sauoy" nicht das französische Savoye, sondern den deutschen Ausdruck Savoyen verstanden wissen wollte, geht wohl daraus deutlich hervor, daß bei seinen französischen Unterschriften dem Worte Savoye der letzte Buchstabe e niemals mangelt, während dieß bei den deutschen immer der Fall ist.

Eben so irrig, wie diese Deutung der Unterschrift des Prinzen, scheint die Behauptung zu sein, Eugen habe ausführliche Memoiren verfaßt, dieselben jedoch nach ihrer Vollendung den Flammen übergeben. In keinem seiner so ungemein zahlreichen Schreiben, in keinem der vielen Berichte über ihn kommt die leiseste Andeutung über eine solche Arbeit vor, welche, wenn sie wirklich unternommen worden wäre, jedenfalls den Prinzen sehr beschäftigt hätte. Und es ist nicht zu denken, daß ein so klarer, besonnener Kopf wie Eugen sich einer so großen Mühe unterziehen werde, ohne Zweck und Erfolg derselben reiflich überlegt zu haben. Was ihm die Besorgniß erwecken mochte, nach seinem Tode könnten die von ihm verfaßten Memoiren in unrechte Hände fallen und ihre Veröffentlichung von vielerlei Uebelständen begleitet sein, wäre ihm gewiß in dem Augenblicke, in welchem er an diese Arbeit schritt, ebenso klar als nach ihrer Vollendung gewesen. Ja er mag wohl niemals die Versuchung gefühlt haben, Denkwürdigkeiten seines Lebens zu verfassen. Denn die Gründe, mit denen er Jean Baptiste Rousseau von Arbeiten über die Geschichte seiner Zeit so lebhaft abrieth, walteten gewiß in noch höherem Maße bei dem Prinzen selbst ob. Und so scheint es, daß die ganze Erzählung gleich der Unzahl

anderer, die über Eugen verbreitet sind, in das Gebiet der Erdichtung gehört.

Um so wahrhafter ist hingegen Alles, was von Eugens außerordentlicher Herzensgüte, von seiner Wohlthätigkeit, von der Zuvorkommenheit, mit welcher er auch dem Niedrigsten entgegen kam, von seiner fast zu übertriebenen Bescheidenheit berichtet wird. Nichts war ihm widerlicher, als wenn in seiner Gegenwart die Rede auf seine Verdienste fiel. Dem Bestechenden, das in der Schmeichelei liegt, und wofür selbst ausgezeichnete Männer oft so sehr empfänglich sind, zeigte er sich völlig unzugänglich. So groß jedoch auch sein Widerwille dagegen war, so ließ er sich doch dadurch nicht verleiten, denjenigen in verletzender Weise zu begegnen, welche ihm ihre Huldigungen darzubringen sich bestrebten. Von allen Seiten, insbesondere aber aus Italien mit Lobgedichten förmlich überschüttet, hatte er für Jedes derselben ein paar Worte freundlicher Anerkennung, und es ist fast komisch zu sehen, wie einer der Verfasser jener Lobgesänge sich glücklich preist, von Eugen eine gütige Antwort erhalten zu haben, während er von König Friedrich Wilhelm I. von Preußen aus gleichem Anlasse eigenhändig mit Stockschlägen belohnt wurde.

Die Milde im Urtheil, mit welcher Eugen Kundgebungen, die ihm an und für sich zuwider waren, doch ohne Aeußerung des Mißfallens aufnahm, legte er auch in jeder anderen Richtung an den Tag. Insbesondere war dieß auf dem Felde religiöser Anschauung der Fall, und er haßte es, wenn Jemand wegen abweichender Meinungen, so lang er dieselben nicht in Aergerniß erregender Weise zur Schau trug, verfolgt werden sollte. Die Rescripte, die der Prinz über Fragen solcher Art an die Statthalterschaft in den Niederlanden richtete, zeigen dieß klar. Doch würde man ihm groß Unrecht thun, wenn man daraus den Schluß zöge, er sei in Religionssachen gleichgültig, in der Ausübung der Pflichten, welche die katholische Kirche ihren Angehörigen auferlegt, lässig gewesen. Ein unverfänglicher Zeuge, der Jesuit Peikhart, versichert das Gegentheil. „Eugen haßte", so sagt er, „die Uebertretung der göttlichen Gesetze. Falsche Lehrgründe „und Sätze der Gottlosigkeit, mit welchen sich die heranreifende Jugend „insgemein anhauchen läßt, hat er verachtet. Zweier geistlichen Bücher, „welche von Gottes Ehre und der Pflicht eines Christen handeln, bediente „er sich fast täglich, und die Ansprache von göttlichen Dingen fand bei ihm

„nie ein ungeneigtes Gehör. Den Gebrauch der heiligen Sacramente hat er „zu gebotener Zeit niemals übergangen. Gewöhnlich war, noch bevor er „in's Feld zog, die Aussöhnung mit Gott schon vorgenommen, obgleich „dieselbe oft auch mitten im Kriege nicht unterblieb. Und so ließ er sich „denn auch noch zwei Wochen vor seinem Tode mit den Sacramenten „versehen [4])."

Wie in dieser, so war auch in jeder anderen Beziehung Eugens Verhalten des höchsten Lobes würdig. In einer Zeit, in welcher die deutschen Fürsten, übereifrige Nachahmer des üppigen Hofes von Versailles, Laster aller Art bei sich einbürgerten und die Einkünfte ihrer Länder in unwürdigster Weise vergeudeten, gab Eugen das schöne Beispiel edelster Verwendung der Reichthümer, mit welchen ihn die Dankbarkeit des Hauses Oesterreich überhäufte. Gleich weit entfernt von eklem Geize wie von thörichter Verschwendung, hatte er nur durch pünktliche Ordnung in seinem Haushalte sein Vermögen in einen Stand gesetzt, der es ihm möglich machte, die prachtvollen Bauten und Sammlungen anzulegen, welche noch jetzt ungetheilte Bewunderung erwecken. Und was jedes Gemüth, wenn es auch gleich demjenigen Eugens durchaus nicht geneigt sein mochte zu eitler Selbstüberhebung, doch mit gerechtem Stolze erfüllen durfte, das war der Umstand, daß auch nicht der allergeringste Theil seines großen Vermögens in anderer als der rechtmäßigsten Weise erworben war. Nicht ein etwaiger Gewinn bei Lieferungen für die Armee, nicht eine Erpressung aus feindlichem Lande, wie dieß damals bei Feldherrn, nicht eine unter dem Namen eines Geschenkes verhüllte Bestechung, wie es bei Staatsmännern so oft vorkam, hatte beigetragen zur Anhäufung von Eugens Reichthum. Keine beschämende Erinnerung an die Art seiner Erwerbung klebte daran und verbitterte dessen Genuß. Er wurde vielmehr erhöht durch die erhebende Idee, daß Eugen sich selbst das Alles verdankte und er im vollen Sinne des Wortes der Schöpfer war seines eigenen Glückes.

Den Schlußstein der edlen Verwendung seines Vermögens hätte es gebildet, wenn es Eugen vergönnt gewesen wäre, dasselbe einem Prinzen seiner Familie zu vererben und hiedurch den Namen in Oesterreich fortzupflanzen, den er in so ruhmreicher Weise daselbst eingebürgert hatte. Daß dieß wirklich Eugens Absicht war, geht daraus hervor, daß er bei jeder neuen Erwerbung eines unbeweglichen Gutes allsogleich Vorkehrung traf,

die Möglichkeit seiner Vererbung auf denjenigen zu sichern, dem er es letztwillig zuzuwenden dachte. Aber diese Befriedigung sollte ihm nicht zu Theil werden. Er selbst war, so wenig es auch in früherer Zeit an Projekten dazu fehlte, doch niemals vermählt. Noch hatte der Prinz das Jünglingsalter kaum überschritten, als man daran dachte ihn mit der Tochter des Marchese Carpio zu verheirathen [5]), des ausgezeichnetsten unter den letzten spanischen Statthaltern von Neapel. Wie weit dieser Plan gediehen war und woran er eigentlich scheiterte, ist unbekannt geblieben. Ebensowenig kam ein anderes Projekt zur Ausführung, dem Prinzen mit der Hand der Erzherzogin Elisabeth auch das Herzogthum Mantua zu verleihen. Das Interesse des Hauses Oesterreich, welches die Vereinigung Mantua's mit der Lombardie höchst wünschenswerth erscheinen ließ, mag sich der Verwirklichung dieses Gedankens hemmend in den Weg gestellt haben. Und Eugen war es gewohnt, dort allsogleich zurückzutreten, wo sein Vortheil mit demjenigen des Kaiserhauses in Widerspruch gerieth.

Da er somit keinen eigenen Erben seines Namens besaß, wandte sich Eugens ganze Sorgfalt auf die Söhne, welche sein ältester Bruder, der Graf von Soissons hinterließ. Aber so wie hinsichtlich seiner Mutter und seiner Geschwister, so war auch Eugen nicht glücklich mit seinen Neffen. Es schien als ob die guten und edlen Gaben der Menschen sich einzig und allein in Eugen concentrirt hätten und den übrigen Mitgliedern seiner Familie nur die üblen Eigenschaften geblieben wären. So kam es, daß man den baldigen Tod des jüngsten seiner Neffen, des Prinzen Moriz, den Folgen seines zügellosen Lebenswandels zuschrieb [6]). Am 15. März 1710 starb er, zwanzig Jahre alt, zu Barcelona, wohin Eugen ihn gesendet hatte, wahrscheinlich um ihn einer verderblich wirkenden Umgebung zu entrücken. Auch der zweite der Prinzen, nach seinem Oheim Eugen genannt, starb schon in den Jünglingsjahren und zwar während des gemeinschaftlichen Aufenthaltes mit seinem Oheim in London, wo er in der Westminsterabtei begraben liegt. Nun war nur mehr der älteste der drei Brüder, Namens Emanuel übrig, an welchem Eugen, gleich wie er es an dessen Brüdern gethan hatte, im wahren Sinne des Wortes Vaterstelle vertrat. Er vermählte ihn mit Anna Theresia, Tochter des Fürsten Hans Adam von Liechtenstein, welche später die Stifterin des savoyischen Damenstiftes wurde. Wahrscheinlich war es Prinz Emanuel, den Eugen in dem Testamente, das er vor seiner

Abreise zu dem Türkenfeldzuge des Jahres 1716 dem Kaiser überreicht haben soll, als Erben einsetzte. Aber im Jahre 1729 starb er; ihm folgte bald darauf, am 24. November 1734 sein einziger Sohn Eugen, welcher gleichfalls eines wenig vortheilhaften Rufes genossen und nichts gethan hatte, um sich dankbar zu bezeigen für die Wohlthaten seines Großoheims [7]). Denn um ihm ein glänzendes Los zu sichern, hatte Eugen ein Jahr vor dem plötzlichen Tode des Prinzen dessen Verlobung mit Maria Theresia Cibo Malaspina, der Erbin von Massa und Carrara in's Werk gesetzt.

Eugen trug das widrige Geschick, welches über seiner Familie waltete und die Sprößlinge derselben in der Blüthe der Jahre aus dem Leben rief, mit der ruhigen Fassung, die er stets bewährte. Freilich mag ihm die Trauer über so viele Verluste durch die vielleicht noch schmerzlichere Betrachtung erleichtert worden sein, daß keiner der Angehörigen seines Stammes sich der Fortpflanzung eines so ruhmreichen Namens würdig zeigte. Daß jedoch Eugen bei seinem Tode kein Testament hinterließ, davon mag das nicht lange vorher erfolgte Ableben seines Großneffen die Hauptursache gewesen sein. Wahrscheinlich hatte er sein früheres Testament als nicht länger anwendbar vernichtet. Unschlüssig über die Verfügungen, die er mit seinem Vermögen treffen könnte, wurde der Prinz vom Tode überrascht, ohne daß er Zeit fand, seine letztwilligen Anordnungen zu Papier bringen zu lassen. So kam es, daß unmittelbar nachdem Eugen die Augen geschlossen hatte, sein reiches Erbe der Gegenstand eines heftigen Streites zwischen denjenigen wurde, welche darauf Anspruch erheben zu können meinten.

Zwei Personen waren es zunächst, die sich durch ihr Verwandtschaftsverhältniß zu Eugen berufen glaubten, seine Erben zu werden: die Prinzessin Anna Victoria von Savoyen, die einzige noch lebende Tochter des Grafen von Soissons, und der Prinz Victor Amadeus von Carignan, der Sohn jenes taubstummen Emanuel Philibert, welcher der ältere Bruder von Eugens Vater war.

Wenn zwischen diesen beiden Bewerbern nur die Nähe der Verwandtschaft zu dem Verstorbenen zu entscheiden hatte, so konnte kein Zweifel obwalten, daß der Prinzessin Victoria der Vorzug vor dem Prinzen von Carignan gebührte. Denn die Erstere war Eugens Nichte und ihm daher in weit näherem Grade verwandt, als der entfernter stehende Prinz von Carignan. Der Letztere, dessen Interessen von dem damaligen französischen

Bevollmächtigten zu Wien vertreten wurden, bestritt es auch gar nicht, daß ihm die Prinzessin Victoria in dieser Beziehung vorgehe. Er stellte jedoch die Behauptung auf, daß sie als eine französische Staatsangehörige aus dem Grunde von der Verlassenschaft ausgeschlossen sei, weil auf sie das Heimfallsrecht Anwendung finde, kraft dessen Fremde auch in Frankreich nicht erbfähig seien. Er selbst aber als piemontesischer Prinz besitze das Recht, auf deutschem Reichsboden Erbschaften anzutreten. Ihm gebühre es daher auch, diejenige des Prinzen Eugen zu erhalten [8]).

Es fehlte nicht an Stimmen, welche bei dem Umstande, daß Eugen ohne Testament gestorben war, darauf antrugen, sein ganzes Vermögen solle an den Staatsschatz zurückfallen. Der Kaiser selbst aber erklärte, daß er auch nach dem Tode des Prinzen denselben noch in seiner Familie ehren wolle. Nur hinsichtlich der ungarischen Güter Eugens könne von deren Rückfall an den Fiscus die Rede sein. In Bezug auf sein übriges Vermögen solle die zunächst berufene Person, und zwar die Prinzessin Victoria das ihr gebührende Erbe unverkümmert erhalten.

Kaum war der Prinzessin Victoria, welche sich gewöhnlich zu Chambery aufhielt und während Eugens Lebzeiten ihm durch vielfache Sonderbarkeiten manche unangenehme Stunde bereitet hatte [9]), die Todesnachricht zugekommen, als sie sich mit der Bitte an den Kaiser wandte, ihr Erbrecht zur Geltung gelangen zu lassen [10]). Noch konnte jedoch ihr Schreiben nicht in Karls Händen sein, als schon ein kaiserlicher Offizier bei ihr eintraf, welcher ihr die Nachricht überbrachte, daß der Kaiser sie als Eugens Erbin anerkenne und ihr die Erlaubniß ertheile, sich nach Wien zu begeben, um das ihr zugefallene Vermögen in Empfang zu nehmen [11]).

Das letztere wurde in runder Summe auf eine Million und achtmalhundertsiebzigtausend Gulden geschätzt, worunter die Güter, welche der Prinz im Marchfelde besaß, mit sechsmalhundert, seine beiden Paläste jeder mit einmalhundert, die Bibliothek mit hundertfünfzigtausend Gulden aufgeführt waren. In der Bank lagen zweimalhunderttausend Gulden und ebensoviel wurde in baarem Gelde vorgefunden. Auf hundertsiebzigtausend Gulden wurde der Werth des Silbergeschirres, auf hunderttausend der der Juwelen, auf eben so viel derjenige der Gemälde berechnet. Hundertfünfzigtausend Gulden endlich sollte dasjenige betragen, was Eugen in Piemont und Frankreich besaß [12]).

Man sieht, daß des Prinzen Nachlaß allerdings bedeutend genug war, um die lebhafteste Bemühung von Seite derjenigen hervorzurufen, welche auf denselben Ansprüche erheben zu dürfen glaubten. Die letzteren genau zu prüfen, wurde von dem Kaiser, der in der ganzen Sache mit äußerster Gewissenhaftigkeit zu Werke ging, die Hofkanzlei unter dem Vorsitze des Hofkanzlers Grafen von Sinzendorff bestimmt. Die Reichshofräthe Karl Ludwig Hilleprand von Prandau und Joseph Anton Freiherr von Stockhammer, dann die Hofräthe Mannagetta, Pelsern, Doblhoff und Kalmünzer wurden berufen, ihr Gutachten in dieser Sache abzugeben. Einstimmig sprachen sie sich dahin aus, daß die Prinzessin Victoria Eugens nächste Blutsverwandte, daß sie als Fürstin des Hauses Savoyen auch als deutsche Staatsangehörige anzusehen und somit vollkommen zur Erbschaft Eugens berechtigt sei. Dem Prinzen von Carignan müsse es anheimgestellt werden, seine etwaigen Ansprüche im Wege des Rechtes zur Geltung zu bringen [13]).


Am 7. Juli 1736 traf die Prinzessin Victoria, damals schon zwei und fünfzig Jahre alt, zu Wien ein und wurde auf Befehl des Kaisers allsogleich in den Besitz des Belvedere's gesetzt. Eugens Liebling, der Hofkriegsrath von Koch, soll viel zu diesem Entschlusse des Kaisers beigetragen haben, wahrscheinlich durch die mündliche Versicherung, es sei des Prinzen Absicht gewesen, sein Vermögen seiner Nichte zu hinterlassen. Diese aber benahm sich zu Wien in einer Weise, daß man fast bereute, ihr die Wege zur Erwerbung einer so reichen Erbschaft so sehr geebnet zu haben. Mit einer Habgier, die wahrhaft ekelerregend war, suchte sie Alles was ihr Oheim hinterlassen hatte, so schnell als möglich zu verwerthen. Nichts wurde geschont. Die schöne Sammlung von Medaillen, insbesondere aber die vielen Kostbarkeiten, unter denen der Degen, welchen Eugen von der Königin Anna von England, und das Bildniß des Kaisers Joseph I., das er von dessen eigener Hand erhalten hatte, als die werthvollsten Stücke erschienen, wurden unnachsichtlich zu Gelde gemacht. Die schönsten Einrichtungsgegenstände ließ sie aus den Palästen und Schlössern nehmen, die Statuen wegführen, die Gemälde aber von den Wänden lösen, um sie zu verkaufen, wie denn der Herzog Karl Alexander von Württemberg den größten Theil der Schlachtenbilder an sich brachte. Schon fürchtete man, daß sie auch die Büchersammlung angreifen werde, und so groß war die


Erbitterung wider die Prinzessin, daß an das Thor des Palastes in der Himmelpfortgasse, den sie im Winter bewohnte, ein Schmähgedicht gegen sie angeheftet ward [14]).

Jahre hindurch dauerten die Verhandlungen, bis die Prinzessin Victoria nach und nach die ganze Verlassenschaft ihres großen Oheims veräußert hatte. Das Belvedere und die Bibliothek überließ sie dem Kaiser gegen eine jährliche Leibrente von zehntausend Gulden. Siebenbrunn kaufte der Erzbischof Cardinal Kollonics für seine Familie zurück, Schloßhof und der Palast in der Himmelpfortgasse wurden von der Kaiserin Maria Theresia, das erstere für ihren Gemahl, der letztere zu Staatszwecken angekauft. Die beiden ungarischen Herrschaften, welche dem Fiscus anheimgefallen waren, verlieh im Jahre 1743 die Kaiserin Maria Theresia ihrer Mutter Elisabeth. Beide Güter blieben von nun an beim Kaiserhause, Bellye aber wurde nach einer Reihe von Jahren von der Erzherzogin Christine und deren Gemahl, dem Herzoge Albrecht von Sachsen-Teschen, für die Summe von 1,200.000 Gulden angekauft [15]). Von ihnen kam es mit ihrem übrigen Nachlasse auf den Sieger von Aspern, den Erzherzog Karl, dessen Familie diese Herrschaft noch jetzt besitzt.

Die Prinzessin Victoria selbst verheirathete sich trotz ihres Alters und ihrer Häßlichkeit mit dem kaiserlichen Feldzeugmeister Prinzen Friedrich von Sachsen-Hildburghausen, den wohl nichts als der Reichthum der Prinzessin zu dieser Verbindung vermochte. Dieselbe konnte auch, das war vorauszusehen, keine glückliche genannt werden. Noch bei Lebzeiten ihres Gatten zog sich die Prinzessin Victoria nach Chambery und dann nach Turin zurück, wo sie erst im Jahre 1763 starb.

Es war ohne Zweifel ein glücklicher Umstand, daß der größte Theil des Besitzthumes des Prinzen Eugen an das Kaiserhaus gelangte. Viele behaupteten, er habe ihm ohnedieß diese Bestimmung zugedacht, und sei nur durch seinen plötzlichen Tod an der Ausführung seiner Absicht gehindert worden. Insbesondere ist es erfreulich, daß des Prinzen Lieblingsschöpfung, das Belvedere, in Hände gerieth, welche ihm allein eine seines erlauchten Erbauers würdige Bestimmung zusichern konnten. Auch gegenwärtig ist es ein Tempel der Kunst, wie es schon zu Eugens Lebzeiten ein solcher genannt werden durfte. Und so mag es immerhin jetzt noch die Stelle eines Denkmals für Eugen vertreten, bis endlich dem Prinzen ein solches zu


HAUD ULLI VETE RUM VIRTUTE SECUNDUS.
MEM: ÆTER: EUG: PRIN: SABAUD: SUM: EXERC: CÆS: DUCTORIS.
1697
Zenta
SEMPER HONORATUS NOSTRIS CELEBRABITUR UNDIS.
GLORIA CHRISTIA- NORUM. 16. 97.
CFN.
RELEGAT TRES POTUIT COMPLERE DUCES. PRECITQ: FURENTEM CUNCTANDO: VICIT: MANU. VICTUM:
EVGENIVS FRANC·DVX SAB·CÆS·EXER·GENER·COMM.
1704
Höchstædt
GENII VIRTVTE BONI · I. REG. 19.
GALLIS BAVARISQ CÆSIS TALLARDO CUM X. MILI AD HOCHSTAD. CAPT. 1704.
AD TIBISCVM HVNGARIÆ PARTA · RENOVATVR AD DANVBIVM GLORIA GERMANIÆ
EVGENIVS FRANC·DVX SAB·S·C·M·GENER·GVBER·MED.
P.H.M.
1706
Turin
GENIO TVTELARI ITALIAE
SABAVD·LIBERAT·MEDIOLAN· RESTITVT·DVCE·AVRE LIAN·CVM EXERC·FV GATO·1706.
VIAM SECAT AGMINA CEDVNT. CONVERSÆQVE RVVNT ACIES VIRG.
IVSTITIAQVE DEDIT GENTES FRENARE SVPERBAS.
STRAGES GALLORVM PROPE ALDENARDAM 11 IVLY 1708.
1708
Oudenarde
HÆC SVNT SPOLIA DE REGE SVPERBO.
FVROR GALLORVM FRACTVS.


EVGENIVS·FRANC·DVX·SABAVD.·IOHANNES.DVX.D.MARLB.S.R.I.P.
CRVENTVS OCCIDIT
GALLI AD MONTES HAN·VICTI·A·M DCCIX·D·XI·SEPT·
Malplaquet
OLIM DVO FVLMINA BELLI.
NVNC INSTRVMENTA QVIETIS.
MDCCXIV
1714
Rastadt
EVGENIVS FRANC·DVX SABAVD·S·CAES·MAIEST·GENER·LOCVMT
NON EST HIC ALIVD NISI GLADIVS GIDEONIS.IVDIC.VII.
TVRCIS FVSIS CASTRIS OCCVPATIS BELGRADO RECEPTO.
1717
Belgrad
EVGENIVS FRANC.PR.SAB.CAES.MAI.EXERC.SVPR.DVX.
VLTIMO SVPERATO
D·21·APR·A·1736·
1736
Eugen's Tod

Theil wird, würdig seiner Größe, und mehr noch als ihn selber denjenigen ehrend, welcher des Vaterlandes alte Schuld zu tilgen unternimmt.

Denn außer der Errichtung des Grabmals, das die Ruhestätte Eugens bezeichnet, wurde sein Andenken bisher in keiner anderen Weise als durch die Prägung einer verhältnißmäßig großen Anzahl von Medaillen gefeiert. Jeder seiner Triumphe, von der Zentaer Schlacht angefangen bis zu derjenigen von Belgrad bot einen gern ergriffenen Anlaß hiezu dar. Die Medaillen, auf denen er mit Marlborough zugleich erscheint und welche die so berühmt gewordene Eintracht zwischen den beiden großen Feldherrn verherrlichen, dann diejenige, die ihn mit Villars vereint als Friedensstifter zeigt, verdienen besonders bemerkt zu werden [16]). Tiefer jedoch, als sein Bildniß diesen Schaumünzen eingeprägt ist, wurzelt die Verehrung für Eugens Andenken in den Herzen derjenigen, welchen die Liebe zum Vaterlande kein leerer Schall ist, und die sich nicht, wie jener berüchtigte Widersacher Eugens, eines Gefühles schämen, welches den Prinzen selbst zu seinen herrlichsten Thaten begeistert hat.

Denn das wird wohl aus der treuen Darstellung der Erlebnisse Eugens Jedem klar geworden sein, daß er nicht als Italiener, nicht als Franzose sich fühlte, sondern daß er sich mit all der Energie, deren seine großdenkende Seele fähig war, seinem neuen Vaterlande zugewendet hatte. Von dem Augenblicke an, als er bei Petronell zum ersten Male das Schwert zog wider Oesterreichs Feinde, hielt er treu und unverrückt an ihm fest bis an das Ende seiner Tage, tausendfach die zuvorkommende Aufnahme vergeltend, welche er, ein kaum gekannter Jüngling, daselbst gefunden hatte. Und was er seinem selbst gewählten Vaterlande gewesen war, das begriff nicht nur der Kaiser, als er in der Bedrängniß seiner letzten Regierungsjahre in Eugens Tode den Grund seines Unglückes sah. Auch ein anderer Beurtheiler, den wohl Niemand der Parteilichkeit verdächtigen wird, König Friedrich II. von Preußen hielt den Tod des Prinzen für die Ursache, warum die Regierung Karls VI. so viel glanzloser endete, als sie begonnen hatte. Und noch Jahre nachher, als derselbe Friedrich Oesterreich bedrohte, da brach ein Mann, welcher den Rathschlägen Eugens so oft entgegengearbeitet hatte, der Hofkanzler Sinzendorff in der Angst seines Herzens in die Worte aus: „Wenn nur der einzige Eugen noch am Leben „wäre, dann wäre uns Allen geholfen."

Aber so wenig die Klage um den Prinzen es vermochte, ihn selber wieder in's Leben zu rufen, so wenig war sie im Stande, Andere zu erwecken, welche es wagen durften, sich ihm an die Seite zu stellen. So dichtgedrängt die Reihe hervorragender Kriegsmänner auch war, die nach Eugen die Waffen des Hauses Oesterreich trugen, so berühmte Feldherrn sich unter ihnen befanden, da gab es doch Keinen, welcher sechs so herrliche, so entscheidende Siege, wie die Tage von Zenta und Höchstädt, von Turin, Malplaquet, Peterwardein und Belgrad, alle die anderen Großthaten noch ungerechnet, aufzuweisen vermochte. So ausgezeichnete Staatsmänner auch seither im Rathe der Kaiser saßen, Keiner aus ihnen, selbst Kaunitz nicht, nahm die Stellung ein, welche Eugen inne hatte. Keiner besaß in demselben Maße wie er die Liebe des eigenen Volkes, das Ansehen bei den fremden Regierungen. Und wenn gleich so manche hervorragende Männer als Schützer und Förderer der Wissenschaft und Kunst in Oesterreich wirkten, nicht Einer hat es auch hierin dem Prinzen im Entferntesten gleich gethan. Das ist es aber, was den eigentlichen Maßstab liefert zur Beurtheilung der Größe Eugens, daß er nach jeder dieser verschiedenen Richtungen hin unübertroffen dastand, daß so viele Eigenschaften in ihm vereinigt waren, deren jede für sich schon den Ruhm eines Mannes begründet, und daß sie, was mit dem freudigsten Stolze betont werden darf, von einem Charakter getragen wurden, dessen vollendete Reinheit und sittliche Größe auch nicht der leiseste Flecken trübt.

Anmerkungen.

Erstes Capitel.

[1]) Conferenzprotokoll vom 5. Jänner 1717. Hausarch.

[2]) Ueber Karls XII. Tod schreibt Eugen am 8. April 1719 an den Erbprinzen Friedrich von Hessen-Cassel „la mort inopinée de feu S. M. le Roy de Suède m'a „sensiblement touchée, quoyque je n'eusse pas l'honneur de le connaitre, ses „grandes actions et sa fermeté auroient mérité un sort plus heureux. La dou-„leur que cette perte m'a causée vient d'être soulagée par le plaisir que j'ay „d'apprendre l'avénement de S. M. la Reyne à la couronne de Suède . . . . .

[3]) Der Kaiser an Eugen. Wien, 25. August 1717. Kriegsarch.

[4]) Mémoires de S. Simon. XIX. 322.

[5]) Comentarios II. 158—165.

[6]) Lord Mahon. History of England. Tauchnitz ed. I. 301.

[7]) Comentarios II. 167.

[8]) Bartenstein. Gedanken über den gegenwärtigen Zustand des durchl. Erzhauses. Manuscript. Fol. 231 Blätter. Kais. Hofbibliothek.

[9]) Conferenzprotokoll vom 2. Februar 1716. Hausarch.

[10]) Penterriedter an Eugen. London, 19. April 1718. Man schreibe das zu hoffende Gelingen des Werkes „E. D. darüber gehaltenen Hand und Vermögen zu und erkennt „dero Großmüthigkeit um so mehr als verschiedene Umstände E. D. billig hetten zurück-„halten können".

[11]) Conferenzprotokoll vom 23. Juli 1718. Hausarch.

[12]) Die Abschrift der Instruktion vom 8. Juni 1718 datirt und durch Penterriedter an Eugen gesendet, im Kriegsarch.

[13]) S. Saphorin an die englische Regierung. 1727. State paper office. London. „Le Maréchal Zumjungen, qui commande aux Pays Bas, a la reputation d'être „très entendu; il est doux et équitable, et s'il avoit plus d'audace et de résolu-„tion, il luy manqueroit peu des qualités nécessaires à un bon Général.

[14]) Eugen an Daun. Wien, 1. Febr. 1719. Kriegsarch. Er sagt in Bezug auf Zumjungen „. . . muß gestehen daß diejenige welche gute Subalternen seyndt undt „die hohere Befehl wohl undt geschickt zu vollziehen wißen, nicht allemahl in dem Co-„mando reussiren undt die dazu gehörige Geschäfte vor sich anzuordnen oder von der „Beschaffenheit deren umständen zu profitiren undt a tempo eine resolution zu neh-„men fähig seindt".

[15]) Der Kaiser an Daun. Wien, 14. Februar 1719. Kriegsarch.

[16]) Zumjungen an Eugen. Melazzo, 24. April 1719. Kriegsarch.

[17]) Zumjungen an Daun. Melazzo, 13. Mai 1719. Kriegsarch.

[18]) Mémoires du Feldmaréchal Comte de Mérode II. 219. 229.

[19]) Daun an Eugen. Neapel, 13. Juni 1719. Kriegsarch.

[20]) S. Saphorin, dessen Schilderungen freilich fast immer mit schwärzester Farbe gemalt sind, sagt über ihn: „Le Comte de Wallis, l'ainé, General d'Artillerie, passe

„pour avoir beaucoup de science militaire dans le petit, mais non dans le „grand; on lui attribue d'être fort inquiet, dur et brouillon". Bartenstein nennt ihn „einen zwar sehr geschickten und erfahrenen, aber mit sonstigen großen Gebrechen „behafteten General".

[21]) Seckendorff's Leben I. 81.

[22]) Eugen an Seckendorff. 17. März 1717. Kriegsarch.

[23]) Von Seckendorff sagt S. Saphorin: er habe „la réputation de savoir bien „les détails de son métier, mais de s'échauffer trop dans l'action et de ne pas „donner ses ordres avec netteté" . . . Eugen selbst nennt ihn schon am 9. Februar 1709 „einen so wakheren vndt berühmbten officier" . . . .

[24]) Mercy (eigentlich dessen Secretär, der in Mercy's Namen schreibt) an Eugen. Au camp près de Schiso. 14. Juli 1719. Kriegsarch. „ . . . . personne n'a connu „ce pays ci et cette guerre ne finira pas sy tost que l'on se l'est imaginé, puisque „touttes les suppositions sur les quelles on s'était flatté et fondé un peu trop „legerement tant à légard du nombre des Ennemis qui sont aussi forts que moy „en campagne, que par l'inclination des gens du pays qui est tout à fait opposé „ . . . . . le mauvais réglement des finances de Naples, une marine entièrement „abbattue . . . . . . des gens qui se melent des affaires pour leurs interets en „negligeant ceux du maître . . . . sont l'origine de tous les desordres . . . . le „changement subite m'a surpris, je ne scais pas ce que la nouveauté vaudra . . . „Nous n'avions point perdu de temps jusqu'à l'onze que j'ay esté accablé d'une „maladie le jour que je voullois me mettre en mouvement pour suivre mes „operations, presque pareille à celle que j'ay eu devant Belgrad, à la reserve „que je n'ay point perdu l'ouye, mais j'ay esté deux heures comme mort, sans „sentiments et la fluction s'est jetté sur les yeux comme une fonte d'eau qui „m'oste entièrement la lumière et me met hors d'état d'agir. Les chirurgiens „espèrent que cela n'aura pas de suite, mais si cela continue encore quelques „jours je crains fort d'estre pour le reste des miens condamné au malheur de „ne plus voir la lumière. Juges de ma sensibilité dans du temps ou j'espé- „rois me faire un peu de mérite dans le monde et m'attirer son approbation „dans celle du maître . . . . J'ay remis les affaires au général de Zumjungen qui „prend tous les soins qu'il est possible et concerte avec luy autant que ma mal- „heureuse situation le permet . . . . "

[25]) Bonneval an Eugen. Messina, 1. April 1720. Kriegsarch. „. . . . . . Faites „moy donc Monseigneur accorder quelque grace qui puisse me servir de „pretexte pour la retraite dans un des pays de l'Empereur; soit en Flandre, „soit icy, n'étant nullement attaché aux biens que j'ay en France ni à l'amour „que le vulgaire a communément pour la patrie" . . . .

[26]) All die Anpreisungen Bonnevals über seine eigenen Feldherrnthaten vor Turin und Peterwardein sind unglaubliche, freilich bis jetzt überall für wahr gehaltene Uebertreibungen. In keinem der Berichte, welche Eugen über diese Schlachten erstattete, kommt er unter denjenigen vor, die der Prinz besonders belobte. Bei Peterwardein geschah dieß nur mit Pálffy und Alexander von Württemberg, dann sämmtlichen Generalen der Cavallerie, zu denen Bonneval nicht gehörte, der einfach unter den Verwundeten aufgeführt wird. Das Handschreiben des Kaisers, welches Bonneval erhielt, war die Folge

einer damals beobachteten Gewohnheit, indem nach einem erfochtenen Siege an alle Generale, welche der Schlacht beigewohnt hatten, derlei gleichlautende Handschreiben gerichtet wurden.

[27]) Seckendorff an Eugen. Melazzo, 13. Februar 1719. Kriegsarch.

[28]) Mercy an Eugen. Messina, 10. Septbr. 1719. Kriegsarch. „Je ne puis assez „me louer de M. de Schmettau dont la valeur et les soins sont très distingués; „je crains tous les jours de le perdre après quoy je seray fort embarassé . . ."

[29]) Mercy an Eugen. Messina, 20. Septbr. 1719. Kriegsarch.

[30]) Mercy an Eugen. Messina, 14. September 1719. Kriegsarch. „. . . Je suis „faché de devoir avertir V. A. que les ennemis sont ce qui m'embarasse le „moins, craignant bien plus le cahos qui règne à Naples; c'est une tour de „Babelle ou tout va sans dessus dessous, le Cardinal étant brouillé avec le Com„missariat et le Commissariat avec les généraux qui commandent, ce qui fait „que la teste leurs tournent à tous; . . . toutes les remonstrations que j'ay fait „par des officiers que j'y envoye, sont inutilles, et les ordres qu'ils recoivent de „la Cour ne sont point suivis, tout ce que s'y fait est toujours trop tard . . . . „les officiers sont miserables et la pluspart des trouppes sans chemises et sans „souliers" . . . .

[31]) Mercy an Eugen. Messina, 29. August 1719. Kriegsarch. „Comme depuis „la prise de Messine je me trouve plus en commerce avec les Seigneurs et les „gens de ce pays cy, j'ay taché de m'informer de ce qui les engageoit à être si „fort unis pour les Espagnols, et ils m'ont tous respondu qu'ils s'estonnoient „que j'en fus surpris, puisque je scavois aussy bien qu'eux qu'on leurs destinoit „de la Cour de Vienne des Espagnols pour les gouverner, que pour l'Empereur „ils seroient toujours ravys d'estre sous sa domination, mais qu'ils ne savaient „comment comprendre qu'on se servoit des Allemands pour chasser les Es„pagnols afin de leur en rendre d'autres, et qu'ainsy se voyant toujours assu„jettys à luy, ils aimoient mieux rester avec ceux quils estoient accoutumés „qu'en avoir de nouveaux, qu'ils ne regardoient pas comme ce qui estoit de „plus distingué en Espagne . . . . Cette reponse m'a surpris dautant plus qu'ils „ont assuré que s'ils pouvoient se flatter que le gouvernement fut allemand, „que l'Empereur n'avoit aucun de ses pays qui lui soit si attaché que celuy ci" ... Eugen antwortete hierauf am 23. September . . . „le raisonnement des Siciliens sur „leur étroite union contre nous mérite une attention et je ne manqueray pas „d'en faire un bon usage lorsque l'occasion se présentera de parler sur pareille „matière à S. M. I. . . ."

[32]) Eugen an Mercy. Wien, 16. September 1719. Kriegsarch. „Je conviens avec „vous qu'il faut traiter ces gens et la ville de Messine avec douceur pour ne pas „rendre encore plus reveches les autres par un mauvais exemple . . . .

[33]) Der Hofkriegsrath an Bonneval. Wien, 23. September 1719. Kriegsarch.

[34]) Vortrag Eugens an den Kaiser. Wien, 4. November 1719. Der Hofkriegsrath an Mercy und an Bonneval. Wien, 20. November 1719. Kriegsarch. Schon am 8. November schrieb Eugen selbst an Bonneval: „J'aurois souhaité que vous eussiez „évité les difficultés que vous avez fait tant par rapport à la disposition du „corps que vous avez conduit, que la parole et le service de votre personne

„selon le rang de l'ancienneté. Je vous conseille en bon ami de vous y con-„former selon les ordres claires et positifs confirmés par la règle et les obser-„vances du service". Am 23. November wiederholt ihm der Prinz, er hätte den Conflict vermeiden sollen: „vos ordres et la regle du service étant contraires à „l'opinion que vous aviez. Je suis trop de vos amis pour ne pas vous dire les „choses telles comme elles sont et vous conseiller ce que je trouve convenir au „service de S. M. et à vous même. Vous apprendrez plus amplement ces „instructions par le conseil de guerre persuadé de votre attention à vous y „conformer sans aucun égard et de vivre avec une parfaite subordination, har-„monie et union avec les supérieurs généraux . . . . . ." Bonneval unterwarf sich ohne Widerrede Eugens Anordnungen. In demüthigster Weise antwortet er am 15. December, er werde für des Kaisers Dienst stets opfern „mes opinions particulières, mon „sang et ma vie, mon zèle étant même assez vif pour obéir à un inférieur si „l'on le croyoit utile à nos affaires . . . ."

[35]) Eugen an Mercy. Wien, 23. November 1719. Kriegsarch. „C'est une morale „impossibilité que le Royaume de Naples puisse continuer à fournir toute la „plus petite subsistence quand même on auroit des millions. Les ennemis se „tirent d'affaire sans assistance du dehors, je ne comprends pas ce qui vous „empeche d'en user de même dans une situation de beaucoup supérieure tant „par rapport aux places que l'armée . . ."

[36]) Mercy an Eugen. Castel vetrano, 12. März 1720. Kriegsarch. „le viceroy „est un honeste homme sans genie, quelques uns de ses gens luy font „faire bien des fautes". Und am 19. Juni 1720 schreibt Mercy an Eugen: „le viceroy est un bon vieux Seigneur mal gouverné, obsédé par quatre „ou cinq Espagnols qui luy meslent toute sorte de choses en tête, la pa-„renté qu'il a icy cherche de profiter de son régne, son age luy oste la „vivacité du jugement aussi bien que la mémoire, et le corps qui reste sans „ses facultés se trouve assoupi seize heures des vingt quatre, de manière qu'en-„tre le boire et le manger avec le temps qu'il faut pour dissiper les vapeurs du „sommeil et du vin il n'en reste pas pour le travail".

[37]) Vortrag Eugens an den Kaiser. Wien, 11. Dezember 1720. Kriegsarch.

[38]) Eugen an Zumjungen. Wien, 11. Dezember 1720. Kriegsarch. „Daß besondere „Vertrauen welches ich allzeit zu Ew. Exc. geheget habe, veranlasset mich deroselben „hiemit offenherzig doch im vertrauen zu erinnern, daß Se. Kays. May. zu Allerh. wohl-„gefallen gereichen wurde, wan Sye gleich wie biß anhero pro interim, also ins künftig „das militar commando in Sicilien übernehmen möchten". Eugen findet „als aufrich-„tiger Freund, daß Ew. Exc. sich dieser Allerh. veranlassung um so willfähiger unterzie-„hen sollten, als es ein gar ungemeines Kennzeichen der Allerh. Gnade und bey nicht „erfolgender Annahme zur ungnade außgedeutet werden könte, um so mehr als es nur „auf eine gewisse Zeit angesehen".

[39]) Diese Stelle warf allein ein Einkommen von 36,000 Gulden ab.

Zweites Capitel.

[1]) Neipperg an Mercy. Wien, 15. Dezember 1719. Kriegsarch. „Ich muß auch „als eine Person, die in denen dingen so Ew. Exc. angehen nicht capable, was zu ver-

„hehlen, zugleich vorstellen daß dieselbe zuvörderist dahin sehen mögten die Spanier ins-„gesambt und was denenselben anhängt, absonderlich aber den Vicekönig in Sicilien „nicht zu disgoustiren noch in Uneinigkeiten mit ihnen zu kommen, indeme man allhier „wann auch das größte Recht vorhanden und das Interesse ein anderes erforderte, wieder „dieselbe nicht aufkommen, sondern nur Feindschaft und Verfolgung zu gewarten hat, „welches unter der Hand und per indirectum von Ihro hochfürstl. Durchl. erfahren „und wohl merken können, daß sie nicht ungern seheten, daß dieses Ew. Exc. als ein „von mir kommendes Avertissement überschrieben" . . . .

[2]) Das Interessantere derselben befindet sich im Hausarchive, ist ohne Datum und lautet: „E. L. kan ich vnmiglich exprimiren, mit waß chagrin ich vernommen den „Vnlust, welchen dieselbe gehabt haben über daßjenige Waß bey den vorlezten Ball vor-„beygangen; so aber daß vnglückh wollen daß eben denselben dag Mein kayserin sich nit „recht wohl befunden vndt auch einen schmertzen an den Fuß gehabt, wessendtwegen sie „gar mit niehmanden hat danzen wollen. Weilen aber eben selben dag der Prince von „bevern daſ erste Mahl zum Ball kamm, hat sie doch einmahl mit ihme alſ einen von „ihren Hause vndt nahenden Anverwandten danzen wollen. Will also nit hoffen daß „E. L. dises waß geschehen so sehr zu Herzen nehmen werden, vndt ersuche dieselbe gewiß „persuadirt zu seyn, daß in allen erdenklichen occasionen allen Egard vor ihre eigene „Person vndt Hauſ haben werde; Waſ ich vor ein unbeschreibliche lieb vndt estime vor ihre „Person vndt meriten, glaube nit daß vonnöthen ist viel zu contestiren, indeme hoff „daß sie ohne deme genug davon persuadirt sein konen. Hoffe also daß E. L. auf das-„jenige waſ neulich geschehen, nit mehr denken sondern persuadirt sein werden, daſ ich „nichts anders verlange alſ nur viel occasionen zu haben, denoselben vndt ihren ganzen „Hause vndt allen waſ sie angeht, Meine vnverenderliche Estime vndt vetterliche lieb „vndt affection zeigen zu konnen, mit welcher ich allzeit bestendig verbleiben werde E. L.

gutwilliger Vetter

Joseph.

„P. S. Weilen auch morgen die romanische Conferenz habe ansagen lassen, vmb 10 „Uhr, so ersueche E. L. schönstens noch vor derselben zu mihr zu komen, damit ich mich „mit ihnen besser mindlich expliciren vndt sie Meiner vnverenderlichen lieb vndt affec-„tion versichern könne."

[3]) Karl VI. an Eugen. Wien, 19. Dezember 1713. Ganz eigenhändig. Hausarch. Er lobt ihn „daß ich sehe daß Sie auch mein Verlangen nach trey, clar vndt offenherzig „sich gegen mich erefnen, ce que je pretens aussi toujours de justice à cause de „l'inviolable attachement que j'ay et aures toujours pour vous" . . .

[4]) Karl VI. an Eugen. Ohne Datum. Ganz eigenhändig. Hausarch. „Durch-„leichtiger Fürst. Da E. L. auſ gestrigen vndt heutigen expeditionen ausführlich ver-„nemben werden, was auf dero letzte relationen ihnen pro notitia weither zu „schreiben wohl gefunden worden, habe denenselben weithers nichts beyzusetzen, alß das „in dieser völligen negociation mehr alß nie dero vernunfft, prudentz vndt Eiffer für „meinen Dienst zu Ersehen gewesen ist, vndt Ich vber dieselbe so zufriden, vndt Sye „selbe so völlig nach meiner intention vndt interesse geführt haben, das Ich glücklich „mich halte, Einen solchen Diener zu haben, vndt dises neben andern mein Erkhantnuss, „obligation, lieb vndt Verthrauen gegen E. L. so vill es möglich waren macht, welche „auch ferners in werkh zu Erzaigen nit Vnterlassen werde; Andertens, das, da Ich dann

„E. L. conduite auch in den lezten remarquen völlig approbiere, die Erinderungen „die heunth E. L. Eingeschickhet werden, nit vor Einen befehl, sondern nur Ihnen pro „noticia geschickt worden seynd, damit Sye sich deren thailß= oder gar nicht gebrauchen „khönnen, wie Sye es vor meinen Dienst am besten finden werden, drittens vndt vor „allen wissen Sye nit nur das Verlangen, das Ich auß naigung vndt Verthrauen zu „Ihnen trage, de uous pouvoir embrasser au plustôt. sondern das auch neben den „an dero vnuerzüglichen Zuruck Khunfft das totum meines Dienst ligt, dann hier vill „Sachen gar nicht, vndt die maisten vill langsamber (da doch an der Zeith alles ligt) „geschechen werden, wann E. L. nit gegenwerttig seynbt, also mon Prince presses „uostre uoyage tant que humement sera possible pour mes interes et pour me „donner la consolation d'auoir pour quelque temps une personne, de la quelle „je me puisse en tout confier, welches ietzt nicht ist;"

„Sye lassen sich dann von Villars nicht aufhalten, ausser allein im Fahl Er Ihnen „schreibte, das khein anstandt mehr, ausser zu vnterschreiben, sonst sezen E. L. ihre raiß „forth, vndt khönnen deme Villars schreiben, das wann Er was zu schreiben hat, Er es „E. L. hieher berichten khunte, dann Sye ihre Raiß fortsetzen miessen; zu Augspurg ist „nöhtig dem Reich Eine verthreuliche Eröfnung zu thuen, damit es desto weniger sich „zum Krieg entschuldigen khönne, Sonsten fahle Ich auf das Vorige uenes au plustot „dann obwohlen man arbeithet, vndt ich greine, vndt Predige, geschieht doch wenig; Ich „sehe das iezo gedult zu haben, allein mit der Zeith würdt man Ein Ernstliches mittl „finden miessen; Ich halt mich in diesen intrinsecis nicht auf, dann Ich mehr baldt „mündlich zu sagen hoffe, vndt der Courier auf disen Brief wartt."

„Der graff Dona khomt her, würdt man alsdann sehen, ob mit Preussen was zu „machen ist, Es khombt auch die Zeith vom landttag in hungarn, welches auch proble- „matisch ob Er iezt fortzufahren vndt zu schliessen oder noch lenger aufzuschieben, „welches zu bedenkhen vndt E. L. mainung mündlich zu vernemben wartten werde. Auf „Wallischlandt ist auch nicht zu vergessen, dann Ich förchte wür dorth auch Einen Krieg „haben werden, wo alßdann forderist auf Einen General zu denkhen, mit dem mueß Ich „aufhören, vmb den Courier nit aufzuhalten, je uous embrasse etc."

[5]) Der Kaiser an Eugen. Wien, 8. August 1716. Ganz eigenhändig. Hausarch. „Weylen erst vor zwey Stunden der Kevenhieler mit E. L. angenemen Brif vndt der „grossen Zeitung der so vollkommenen victori wider den Erbfeindt ankomen, welchen „Sig ich nebst den augenscheinlichen gottlichen Segen allein E. L. eyfer, trey vndt ver= „nünftigen conduite zuschreiben kan, so hab ich nicht vnterlassen konen noch mit diser „post mich dayber mit E. L., als die den meysten antheil haben, zu erfreyen, anbey E. L. „mein dankhnehmig vndt erkandtlichs gemüth dayber bestens zu bezaigen, den durch dero „eyfer, trey, lib vor mich vndt mein dienst ich ney Vrsachen hab, mein schon vorhin „gehabte Estime, confidenz vndt treyherzige lib gegen dero Person zu vermehren, welche „E. L. auch allzeit versichert sein konen, das ich selb allzeit bezeigen werdte . . . . . in all „diesen hab ich eins, worin gar nicht mit ihnen zufrieden bin, das ist die Geringhaltung „vndt wenige Achtung auf dero Person, wie auch schon vernomen auch in dieser action „geschehen. E. L. gedenken, daß ihnen allein ich mein Armée vndt also landt vndt leut „anvertraut, daß ich in sie allein in allen mein grest vndt innig wahre Confidenz gesezt „vndt beständig seze, ich will nichts sagen von mein particolar lib gegen dero Person, also „hofte ich, daß als dis E. L. dero von mir so estimirte Person besser in Acht nemen

„werdten, vndt werdt diſ vor ein Zeichen der Lieb E. L. gegen mich nemen. Bitt alſo „pour amour de moy, changes vous en cela et ayez plus de soins de votre per„sonne, si vous aimes ma personne et mes interets" . . . Dieſe Sammlung eigenhändiger Briefe des Kaiſers an Eugen iſt mir erſt, nachdem der zweite Band des vorliegenden Werkes ſchon zum Drucke befördert war, mitgetheilt worden. Sie konnten daher in dem vorhergehenden Bande noch nicht berückſichtigt werden.

[6]) Der Kaiſer an Eugen. Wien, 20. Auguſt 1716. Ganz eigenhändig. Hausarch. „Es werdt E. L. etwa das eingeſchloſſene paquet befremben, allein weil ich ſchon vorhin „weiſ, was particolar lieb Sie vor mein perſon hegen, welches E. L. abermahlen nur „allzuvil bey der letzten action bezaigt, vndt ſelben allein ich die groſſe victori zuzuſchreiben „hab, alſo dadurch auch mein Lieb vndt estim vndt erkantnuß, wan es noch moglich war „zuwaxen muſte, ſo hab ich kein andern weg gefunden, vmb von dero libſten person „ſchir als ein amant allzeit inseparabl zu ſein, alſ ihnen mein ſchandlichs geſicht wenig„ſtens gemahlen zu ſchicken, weil es leider ſelbſt nicht bey ihnen ſeyn kann, vmb dadurch „allzeit bey E. L. zu ſein vndt anmit ſo oft E. L. es anſehen, ſich erindern, daß wie mein „bildt, alſo ich, mein Herz vndt erkandtnuß allzeit bey ihnen vndt nie in geringſten nicht „von E. L. separiren noch andern werdt, auch damit das Bildt E. L. erinder, daß ſo „mich E. L. liben, ſie ſich nicht mehr ſo risquiren vndt in gefahr ſetzen, ſondern ſich mir „zu lieb mehr ſchonen ſollen, ſonſt ich mein bildt zuruckrufen vndt mein amitié auffagen „werdt. Diſ iſt alles was mich bewegt hat, diſes ſchandlich Geſicht E. L. zu ſchicken, „damit wür allzeit auch entfernt inseparabl bleiben, alſo hoffentlich ſelbes bey ſich haben „vndt dan vndt wan anſchauen werden, vmb ſich in ihren villen occupacionen auf ein „der ſie liebt zu erindern . . . au reste mon cher Prince hof ich daß ſie mein ſchand„lichs geſicht alſ ſchir ihr maitres wenigſt dan vndt wan anſchauen werdten, vndt alſdan „es vor ein anmahnung nemen vndt nicht ſo exponiren ſollen, auch vor ein zeichen daß „ich von ihnen in der Lieb, estim vndt confidenz nie in geringſten separirt bin, noch „iemahls ſein werdt, ſondern persuadirt ſein, daß ich mit den herz vndt gedanken wie „das bildt in der figur allzeit bei ihnen vndt ihres eyfer vndt trey gegen mich vndt mein „dienſt beſtendig erkantlich ſein werdt, avec quoi mon cher Prince je vous embrasse „de tout mon coeur" . . . . . Und am 14. September 1716 ſchreibt der Kaiſer: „ . . . . E. L. Dank vndt expressionen vber mein ſchandlichs geſicht waren wohl „vnnotig, dan diſ zu kein endt geſchickt alſ um wenigſt in copia — weil ich in original „abgehindert bin — allzeit bey E. L. zu ſein, vndt damit ſie deſto ofters auf mich denken, „vndt allzeit dadurch verſichert ſeyn mogen meiner vnverenderlichen lib, erkanntnuſſ vndt „estim vor dero Perſon vndt forderiſt daß E. L. durch diſ portrait erindert werden, „ſich mir zu lib mehrers zu ſchonen vndt auf dero Perſon ſorg zu tragen, welches E. L. „abermahlen auf das kreftigſt erſuch vndt mir ſogar den terminum nemen will es E. L. „ernſtlich zu befehlen" . . . .

[7]) Der Kaiſer an Eugen. Wien, 4. Oktober 1716. Ganz eigenhändig. Hausarch. „Erfreye mich mit E. L. daß auch der Pabſt ſo loblich alſ billich E. L. gegen die ganze „Chriſtenheit erworbne meriten zu distinguiren waiſ, wo ich umb ſo mehr antheil hab „alſ ich daſ glick hab daß ein meiniger vndt von mir ſo glibter General diſe meriten hat „vndt ich mich in alls interessir was E. L. betreffen kan. au reste mogt ich wohl meinen „liben Prinzen in diſer function vndt mit den ſchönen capl ſehen vndt in gehaim ein wenig „lachen, dan ich E. L. humor in ſolchen funccionen kenne. E. L. wunſch zu mein tag iſt mir

„vmb so kostbarer, alſ waiſ vndt mich flatirt, daſ er von ein gemüth herkombt, qu'est tout à „moy vndt von welchen ich par estim vndt inclinacion auch ganz bin . . . Jzt hab ich „mit E. L. abzuratzten vndt mich en amy et en personne qui vous aime et estime „vber E. L. zu beclagen, daß sie meiner affection so wenig correspondiren vndt da „E. L., was mir an ihnen ligt, sie sich doch tag- vndt stundtlich in gefahr sezen vndt „hazardiren ein Vnklick zu haben; daß ist nicht meiner freindtschaft correspondirt, „mir allweil ney sorg vndt forcht geben, also bitt ich E. L. nochmahlen par l'estime, „atachement que vous dites dans votre letre inviolable envers moy, sie schonen „sich mehr, vorderist in trencheen, woh einmahl nicht notig sich so zu exponiren, vndt „wan diſ nicht hilft, so nimb ich mir die Freyheit es E. L. zu befehlen besser auf sich acht „zu haben. E. L. wissen am besten wie die ordres in Feldt genau miessen observirt „werdten, also hof ich, E. L. auch diser nachkomen vndt werdt E. L. dazu mein portrait „vndt die lib, die sie gegen mich haben, stundlich erinnern" . . . .

[8]) Der Kaiser an Eugen. Wien, 21. Oktober 1716. Ganz eigenhändig. Hausarch.

[9]) Der Kaiser an Eugen. Favorita, 20. Juni 1717. Ganz eigenhändig. Hausarch. „ . . . Anjetzo komb ich auf die beantwortung E. L. vorigen brif vom 7. dises vndt „kan nichts widter E. L. fundirte Vrsachen vndt dificulteten einwenden, wie ich mich „dan vollig, was mein Person vndt hinabraiſ betrift, auf E. L. mainung vndt rath „verlaß, vndt denselben folgen werdt, da ich dabey wohl sicher bin, daß E. L. sowohl auf „mein sicherheit (welche Gott vberall endlich sorgen werdt) alſ auf mein gloir vndt „decoro wie auch auf daß verlangen, daß ich hof vnter ein solchen maister recht diſ nobl „handwerk zu lehrnen vndt bey E. L. zu sein, dencken werden; ich gib aber die sach noch „nicht verlohren vndt wie ich verlang vndt nie vbl nemen werdt, daß E. L. mir aufrichtig „vndt recht in vnsrer confidance ihr mainung schreiben werdten, so werdten E. L. auch „zufriden sein daß ich noch mein Verlangen nicht verlohren gib vndt hof, da vorderist der „punct der passage vberwunden, ich noch villeicht balt vber disen punct ein besser nachricht „von E. L. bekomen vndt sie noch in feldt werdt embrassiren konen, welchs mein einzig „Verlangen ist vndt auch dessentwegen noch derweil Alles dazu richten laß. Ich verlaß „mich in disen vndt allen auf E. L. vollig, vndt hof auch baldt was guts auch in disen „von E. L. zu vernemen. Sonst kan ich E. L. auch nicht bergen, daß die wahrheit zu „sagen, mir so vill franzosische volontaires von allerley rang vndt qualitet gar nicht „anstehen, vndt daſ auf ein gewisse Waiſ auf sie acht zu haben sein wirdt, absonderlich „steht mir ob zu sorgen, daß sie nicht E. L. person selbst in ein oder andern occasion „vngelegen, ja auch gefahrlich sein konten, also vberlaß ich E. L. dunken, ob etwan nicht „moglich vndt rathsamb wer, vnter ein odter andern pretext zu befehlen, daß die volon- „tairs nicht in haubtquartir vndt vmb E. L. person sein, sondern sich allzeit vnter die „regimenter austheilen, bei selben bleiben, vndt dort dienen sollen; daß hat mich bewo- „gen die erkantnuß der Franzosen vndt die sorg vndt lieb, die ich vor dero person hab, „E. L. zu erindern, welcher thun werdten, waſ sie an best vndt thunlichsten findten „werdten. Vbrigens kan ich nicht weniger alſ mit aller kraft vndt nachtruck daſ E. L. „schriftlich widterhollen vndt einzubindten, was ich schon mundlich vor ihrer abraiſ gethan „hab, nemblich daß E. L. gedenken, daß dem publico, meinen Dienst, meiner lieb „vndt vertrauen, die ich in kein anderen so wie in E. L. hab, alles an E. L. conser- „vacion gelegen, also E. L. nochmahlen mit allen ernst bitte, auftrag vndt befelhe, daß „sie auf der lieb vndt eyfer, die sie gegen mich haben, auf dero Person all sorg tragen,

„sich nicht zu vill, absonderlich in fall einer Belagerung obter accion exponiren, vndt „so vill moglich wegen mich sich conserviren vndt schonen mogen, vndt was dazu kombt, „E. L. sich erindern das dis ein Bitt vndt Befehl von disen ist, der sie liebt vndt estimirt, „vndt also E. L. desto mehr darauf reflectiren werden. Dis kan ich nicht genug ein„bindten, vndt werdt es alleweil widerhollen, damit sich E. L. desto besser daauf erin„dern konen. Sonst bleib ich noch in der Hofnung, E. L. noch bey der Armee embras„siren zu konen vndt bitt E. L. wan sie die moglichkeit dazu sehen, mich bei zeiten davon „zu erindern. Mon cher Prince je repete encore pour l'afeccion et zele que vous „avez pour moy, conservez et ayez soin de votre personne et soyez persuadé „que je suis et seres avec tout estime afeccion et confiance et toujours tout „votre" Carl.

[10]) Karl VI. an Eugen. Favorita, 25. Juli 1717. Ganz eigenhändig. Hausarch.

[11]) Vom 18. und 25. September 1717, dann vom 28. Juli 1718. Hausarch.

[12]) Eugen an Giulio Visconti. Wien, 30. August 1727. Hausarch. „. . . basta „che principia uno a far il progettante per perdere appresso di me il concetto „che ne ho avuto, havendo trovato per lo più poco fondamento o realità in quei „che sogliono fare questo mestiere". . . .

[13]) So schreibt Eugen am 13. Mai 1722 an Prié: „Il sera connu à V. E. qu'on „avoit icy le dessein d'etablir un conseil de marine pour tous les pais de S. M. I. „et que Mylord Forbes a été pour cet effet icy. . . J'entre d'autant moins dans „cette affaire, que j'en ay jamais cru devoir m'en meler." Und an den Chevalier de la Merveille schreibt er am 25. Februar 1728, er zweifle nicht an seinen Kenntnissen im Marinewesen; „mais ne me melant de ce qui se fait à cet egard, je ne sais „si la marine de S. M. I. sera mise bientôt sur un autre pied". . . . . Gegen Seckendorff spricht er sich in ähnlichem Sinne aus, indem er ihm am 1. November 1732 schreibt: „Was den recomandirten Herrn anbetrifft, werde ich mit S. May. sprechen, „Ew. Exc. wurden aber nicht übl thuen, in einer anhero erstathenden relation davon was „zu melden, weylen mich nicht gerne in das hiesige Marinewesen mische" . . . Hausarch.

[14]) Der Kaiser an Eugen. Wien, 16. Juli 1716. Hausarch. „E. L. werden „auch lengst vernommen haben, daß endlich Gott meinen Grav Philipp zu sich genom„men, welchs mir recht empfindlich gewesen, indem ich ein ehrlichen guten diener ver„lohren, der mich auch allzeit recht lieb gehabt, ich zweifl nicht, es werden schon von „hir vill Obriststallmeister gemacht worden sein, ich hab aber gleich bey mir selbst den „Althan resolvirt, welchs das apropoest gefundten vnd auch um die wahrheit zu „sagen, nach dem Philipp kein anderer als er disen dienst so vorstehn kunt; ich „hab ihn aber noch nicht publicirt, weil wie E. L. etwan schon sein Scrupl kennen, „er es nicht will, noch ich ihm dazu hab bereden konen, werdt also doch auch widter „sein willen ihn morgen declariren, wobey ich glaub, kein andern Vnrecht geschieht, „vndt will hoffen daß endtlich wan er sieht daß ernst ist, sich meinen willen resigniren „werdt. Au reste je vous embrasse de coeur, en esperant cher Prince vous „serez persuadé de mon afection et confiance constante envers vous, ayes soin „pour amour de moy de votre santé et chere personne et croyez moy toujours „tout votre" Carl.

[15]) S. Saphorin an Lord Townshend. 17. Dezember 1721. State paper office. London.

[16]) Eugen an Stella. 3. August und 17. September 1716. Hausarch.

[17]) Relation de la situation de la Cour de Vienne, du 12. Septembre 1719. State paper office. Ich verdanke diese Mittheilungen der Güte des Kanzleidirektors am kais. österr. Generalconsulate zu London, Herrn von Schäffer, welcher die von mir selbst gemachten Auszüge aus den Depeschen S. Saphorins auf meine Bitte vervollständigte. S. Saphorin schreibt: „Si l'Emploi de Président de guerre „et celui de Gouverneur des Pais bas excitent contre le Prince tous les „Favoris du Comte d'Altheim, celui ci lui en veut principalement à cause „de sa dignité et de sa réputation. Il ne peut pas souffrir un homme „qui lui est si supérieur et avec lequel il est si peu en état d'entrer en „paralelle, et quoiqu' il ait pour lui toute la faveur de l'Empereur, cependant le „nom du Prince Eugène et cette hauteur avec laquelle il traite toutes les caba- „les de la Cour, le désole. Pour faire écouter à tout le monde combien peu la „protection du Prince est utile et pour détacher par conséquent de lui tous ceux „qui n'ont en vue qu' uniquement leur fortune, il a suffit depuis quelque tems „qu'un homme en fut protégé pour étre accablé. Le pauvre Comte Daun a „été rappellé ignominieusement de Naples, à cause qu'il a cherché vers lui „du remede aux maux dont les Espagnols accablaient ce Royaume" ....

[18]) S. Saphorins Bericht vom 7. Mai 1719. State paper office. „Le credit du „Prince Eugène diminue de jour en jour, car on a persuadé à l'Empereur que „ses airs dans les affaires particulières lui sont tous suggerés ou par la Comtesse „Bathyany ou par ses Referendaires. Et dans cette supposition l'Empereur dit „fort souvent, qu'il defererait volontiers aux avis que le Prince Eugène lui „donne, pourvu qu'il pût être assuré qu' ils partent de son propre jugement, „mais qu'il ne se croit pas obligé d'adopter les sentimens de la Comtesse Ba- „thyany. Le Comte de Starhemberg se tient autant qu'il peut eloigné de toute „intrigue et des affaires".....

[19]) Foscarini. Storia arcana. 119. 120.

[20]) Hormayr. Oesterr. Plutarch. IV. 80. Starhembergs Leben. 771—774.

[21]) Foscarini. Storia arcana. 119. „Perciochè il Principe nè in publico nè „in privato si udi mai far parola dal Conte; mentre questi, per opposto, in- „troduceva continuamente discorso dell'emulo suo, e ne censurava le azioni, „ora per disteso ed ora in molti arguti, dei quali si compiaceva" . . .

[22]) Der Hofkriegsrath an Eugen. 18. Juni 1718. Kriegsarch. „Wegen eines für „die Lombardia erküsenden commandirenden Generalen hat man die darinnigen Herrn „Feldmarschall darzue nicht sufficient zu seyn geglaubet und ist derenthalben das teutsche „und spänische Ministerium auf den Herrn Grafen Guido Starhemberg gefallen, unter „welchem auch die andern wegen seiner anciennetaet wurden stehen können, dabey Wir „aber remonstriret das Unß ohne außtruckhlichen A. g. Kays. befelch in diesem puncto „einen vorschlag zu thuen nicht wohl gezihmete; allermassen Wir erst auch vorgestern „bey Ihro Kays. und Cath. May. mündlichen u. angefraget, ob Wir dißfalls die Mei- „nung der Conferenz vertagen oder selbe etwan vorläufig E. D. Gutachten einhollen sollen, „welches letztere sie auch ohne mindesten anstand mit einer besonderen Consideration vor- „gewählet und darinnen eigenhändig an E. D. zu schreiben vermeldet".... Das in Aussicht gestellte eigenhändige Schreiben des Kaisers an Eugen, so wie dessen Antwort fehlen.

[23]) Villars an Eugen. Paris le . . Octobre 1717 (das Datum ist nicht ausgefüllt) Kriegsarch. „. . . L'on repend icy ce que je ne scaurois croire, mais ie suis trop „vostre serviteur pour ne pas vous en avertir que vos ennemis à la Cour „n'avoient rien oublié pour vous rendre de mauvais offices, et mesme „auoient esté sur cela plus loing que l' on ne peut penser, surtout ser»vant un Empereur aussy penetrant et aussy juste et auquel vous anés ren»du de si grands et de si importants services, mais ie connois la Cour et les »Courtisans, et j'ay eû besoin que la bonté du feu Roy leur imposat souvent »silence et par des parolles dures, cependant ils gagnoient quelque fois terrein, „enfin Monsieur, souvenés vous de ce que ie vous dis en prenant congé de vous „à Vienne, lorsque vous partiés pour vostre premiere campagne d'Italie, et „que je partois aussy pour aller servir dans l'armée qui vous estoit opposé: »vous m'honoriés, en me disant adieu, de beaucoup d'assurances d'amitié, et »j'en estois fort touché, vos courtisans qui voyoient des sentiments qu'ils ne »connoissoient gueres, masquoient leur surprise de les trouver dans des gens „qui alloient estre ennemis; je leur dis vous estes estonnés, Messieurs, premie„rement de l'amitié, et puis qu'il puisse y en avoir entre des ennemis, je vous »diray que comme je serois très faché des heureux succes des armes de M. le »Prince Eugène, quand Elles agissent contre mon maître, je luy souhaitte tous »les autres bonheurs, comme je suis persuadé qu'il apprendroit aussy auec »plaisir que le Roy m'honorat de ses graces, mais voulez vous que je vous dise „où sont les veritables ennemis de M. le Prince Eugène, ils sont à Vienne et »auprès de l'Empereur; et les miens auprès du Roy à Versailles. J'ay comté au »feu Roy cette conversation et j'ose le dire, gens comme nous, n'ont d'ennemis »que ceux que l'envie suscite, et comme la gloire en donne encore plus que »la fortune, combien en deves vous avoir plus que les autres hommes; Nos vo„lontaires françois vous rendent bonne justice et je me fais un grand plaisir de „les entendre, honorés moy toujours, Monsieur, de vos bonnes graces; je les »merite par vous estre deuoué" . . . . .

[24]) Bericht des baierischen Residenten von Mörmann vom 7. October 1719 unter der Bezeichnung: „Beschreibung der Wiennerischen Conspiration." Königl. Staatsarchiv zu München. Eine Abschrift dieses, so wie anderer in dem genannten Archive befindlicher Berichte Mörmanns über diesen Gegenstand verdanke ich der Güte des Herrn Professors Stumpf. Mörmann sagt darin „der Abbate Tudeschi welcher allein diesen namen vndt „kleidung, ohne in sacris ordinibus sich, wie einige nachrichten geben, zu befünden, „angenommen" . . . . .

[25]) Bericht S. Saphorins vom 4. October 1719. State paper office. London. »Le Comte est un assez jeune homme, fort déréglé dans sa conduite, et mal »dans ses affaires, et qui par conséquent avait besoin d'argent. N'ayant figuré »qu' à la Cour que comme un espèce de bouffon, par là il s'était aquis la liberté »de parler avec l'Empereur sans que personne y fit attention« . . . . .

[26]) Voriger Bericht. »Comme c'est au Prince Eugène que le Marquis de S. »Thomas vouloit le plus, c'est ainsi lui que le Comte Nimptsch a principale»ment attaqué, quoiqu' il n'a pas épargné les Comtes Sinzendorff et Starhem»berg . . . . . il a principalement supposé à l'Empereur que le Prince attaché

»aux filles du défunt Empereur Joseph plus qu'à S. M. Imp. n'avoit proposé »d'en donner une au Prince Electoral de Bavière que dans le dessein de se »prévaloir de l'attachement qu'a toute la noblesse d'Autriche pour la maison »de Bavière, pour faire dans la suite la loi à l'Empereur par le moyen de cette »maison.«

[27]) Die ganze Schilderung dieses Vorfalles ist nach den im State paper office befindlichen genauen Berichten S. Saphorins und demjenigen des baierischen Residenten von Mörmann vom 7. Oktober 1719.

[28]) Foscarini. Storia arcana. 55.

[29]) An der Ecke des gegenwärtigen Sparkassengebäudes.

[30]) Bericht S. Saphorins vom 1. November 1719. State paper office. London.

[31]) Die Urtheile wider Tedeschi und Nimptsch sind im Wiener Diarium vom Jahre 1719, Nr. 1708 abgedruckt.

[31]) Mörmanns Bericht an den Kurfürsten von Baiern. Wien, 13. Dezember 1719. Königl. Staatsarchiv zu München. „Was oben gerögten Tudeschi anbelanget, ist über „Ihme das in der Nebenlag enthaltene Vrtl auf allhiesiger schranen gestern vormitags „in Lateinischer sprach offentlich publiciret worden; darauf man Ihme von dar hinweckh„gebracht: vnd Selben auf einen Malefizwagen öffentlich auf dem allhiesig: sogenann„ten Neuen-Marckht geführet; allwo eine Bühne mit einem creucz verförtiget und „Ihme, welcher mit einem neuen eisen grauen saubern surtout mit knöpflöchern von „Gold ausgenehet, angethan gewest, wenigist eine stundt lang stehen laßen; so dan „Ihme der henckher, vnd sein knecht bis auf die hosen ausgekleidet; also daß Er an dem „obern leib ganz entblößt gewesen, folglichen man Ihme an ersagtes creucz mit ausge„streckhten armben widerumb angebundten: dann Selbem der henckher einen sogenannten „Ganczen schilling mit 30 streichen, worunder Er sich sehr gewunden, auch geschrieen, „auf den ruckhen gegeben: vnd nachdeme Er von denen Henckhers-knechten wider ange„kleidet worden, hat man Ihme auf gedachtem Malefiz-wagen, welch alles auf meinem „dermahligen quartier ich angesechen, auß der allhiesigen Stadt durch das Karnerthor „geführet; alwo Er sich in eine Landgutschen, so sehr gebackhet ware, gesezet vnd in „begleitung einiger Rumor-knechten auf die Österreichische granitz nacher Trient abgefüh„ret vnd alda gegen seiner geschwornen Vhrfedt hinweckhgestoßen: vnd der Kayserl. „Königreich- vnd Erblande verwisen werden solle; auf welche weis diser Böswicht, wel„cher Eur Churfürstl. durchl., dero durchl. Chur-Prinzen: vnd samentlichen durchl. Chur„haus viles übel zuezichen helfen wollen, wie schon bekhant seyn würdt, scharff doch „billichermassen abgestraffet worden. Ein vnd andere seint der meinung, wie daß an„ständiger gewesen were, Ihme Tudeschi, so eine zimliche summa-Geldt mit sich hin„weckhgebracht haben solle, weilen selbe Ihro Kayserl. Mayestät Ihme nit haben abnem„men wollen laßen, ad perpetuos carceres: oder ad triremes, wan es nach be„schaffenheit der vmstande die Justiz zuegelaßen hette, zu condemniren; anerwogen „derselbe sich zu rechen vnd noch viles vnheul anzustüfften trachten dörffte“ . . . . .

[32]) Bericht S. Saphorins. Wien, 23. Dezember 1719. State paper office. London. »Le Roy de Sardaigne a taché de se disculper vers le Prince Eugène, »comme n'ayant aucune part dans tout ce qui s'est tramé contre lui; mais il »ne paroit pas que le Prince soit fort disposé de le croire« . . . . .

[33]) Bericht S. Saphorins. Wien, 19. Oktober 1719. State paper office. London.

[34]) Am 26. November 1719. „Ich danke Euch sehr liebe Louise daß Ihr mir die „wienische geschribene zeitung geschickt habt, hir seindts Nur die alberonische parthei, so „ausgesprengt daß keine conspiration gegen dem Kayßer vorgangen; printz Eugenius „hat groß recht, Eine solche heßliche accusation nicht dazu lassen vndt den Nimbtsch auff „ärgst zu verfolgen“ . . . S. 437.

[35]) Foscarini. Storia arcana. 56.

[36]) So schreibt der Kayser aus Iglau vom 13. November 1723. „ . . . Just den „Tag zuvor ehe ich von Prag geraist, ist ein Courier von herzog von Lothringen komen, „wo er mich so bitt vndt solche vrsachen wegen Erzihung des Prinzen vorbringt, daß in „betracht daß (wan entlich ihme mein tochter zu Theil werdten solt, welchs zwar sehr in „weyten feldt ist) auch mir sehr an seiner erzihung ligt, neben disen glaube, wan er ab„sonderlich ganz privat vndt ohn weyter distincion auch bey hof gehalten werdt, auch „bey diser würklichen hofnung der Kayserin desto weniger redten vndt auffehen machen „kan, ich es endlich den herzog verwilligt, welchs E. L. derweil hab sagen wollen, dan „sonst noch nichts publicirt, daß er auf Wien komen soll vndt werdt dayber mündlich „mehr E. L. erzehlen. Von hir ist sonst nichts neys, als das ich in Böhmen 1058 Sau „vmbracht, welchs ein hübsche Zahl ist, hof ich baldt E. L. widter zu sehen, welches „Verlangen wegen der lib vndt vertrauen, das ich in sie hab; valetudinem cura! ge„ben sie daauf wegen mir wohl acht. Je vous embrasse de tout mon coeur étant „mon prince envers vous toujours le meme.“

[37]) Schon am 27. Dezember 1724 schrieb er ihm: „Mon cher Prince. Ich kan „nicht lenger vmb auch durch dis mich von E. L. gesundtheit zu informiren, welche mei„ner lib sorg genug gemacht, weyl ich aber her, daß es etwas besser, bin ich schon mehr „(unleserlich) vndt hof wan E. L. nur selbst besser auf sich Acht haben wollen, daß es „baldt widter ganz gut seyn werdt. Hab mich schir meist gegen Sie zu beklagen, daß Sie „nicht mehr vor ein gesundtheit sorgen, an welcher Sie wohl wissen, mir auf lib, estim „vor dero Person, vndt auch wegen mein dienst selbst so vill gelegen ist. Bitt also vndt „befehl auch E. L. mehr daauf Acht zu haben vndt verlangte wohl auch E. L. morgen zu „sehen, vmb selbst den augenschein einzunemen; wan sie sich aber nicht noch in standt „findten odter ihnen daß geringst vngelegen odter schadten kunt, ersuch E. L. es noch zu „verschiben, sonst wan es sein kan, wünsch E. L. morgen früh zu sehen vmb E. L. widter „embrassiren vndt zeigen zu konen, combien je vous aime et estime et que je suis „et serés toujours le même“ . . . .

[38]) Der Kaiser an Eugen. 18. September 1729. Ganz eigenhändig. Hausarch.

[39]) Eugen an den Kaiser. Wien, 21. November 1729. Ganz eigenhändig. Hausarch.

[40]) Garelli, des Kaisers berühmter Leibarzt.

[41]) Der Kaiser an Eugen. Wien, 29. November 1729. Ganz eigenhändig. Hausarch.

Drittes Capitel.

[1]) S. Saphorins Bericht vom 12. September 1719. State paper office. London. » . . . avec dix mille florins de rente, dit-il, je puis finir mes jours tranquille»ment, et j'ai une assez grande provision de bons livres pour ne pas m'en»nuyer“ . . . . .

[2]) Guhrauer. Gottfried Wilhelm von Leibnitz. Eine Biographie. II. 286.

[3]) Aufsätze Bergmanns im XVI. und Foucher de Careils im XXV. Bande der Sitzungsberichte der kais. Akademie der Wissenschaften.

[4]) Leibnitz an Eugen. Wien, 17. August 1714. Sitzungsberichte XXV. 137.

[5]) Lettre à Mr. Boutet. Vienne, 15. Juillet 1715. Lettres de J. B. Rousseau sur différents sujets. Genève, 1749. I. 53.

[6]) Lettre à Mr. Boutet. Vienne le 1. September 1715. Lettres de J. B. Rousseau. I. 55.

[7]) Lettre à Mr. Brossette. Vienne le 30. Juin 1716. Oeuvres de J. B. Rousseau. edit. 1818, IV. 155.

[8]) Ode à S. A. Monseigneur le Prince Eugène de Savoie. Oeuvres de Rousseau. I. 112—120.

[9]) Die Inschrift lautet:

»Au milieu de la paix, au milieu des hazards,
„La vertu, la sagesse et l'amour des beaux arts
»Firent les fondemens de sa gloire suprême;
»Et vainqueur modéré de cent rivaux soumis
»Ce fut en apprenant à se vaincre soi même,
„Qu'il apprit à dompter ses plus fiers ennemis."

Rousseau. Oeuvres. II. 356.

[10]) Lettre de Rousseau à Mr. Boutet. 30. Janvier 1717. Lettres. I. 77.

[11]) Eugen an Rousseau. Belgrad, 20. Juni 1718. Hausarch. »Le peu que Mr. »de Koch vous a présenté de ma part, ne mérite pas l'attention que vous voulez »bien avoir. J'espère qu'on trouvera l'occasion de vous établir pour l'avenir „et vous faire connaitre reellement l'estime que je vous porte.«

[12]) Eugen an Prié. Preßburg, 15. Juli 1722. „Mr. de Rousseau m'a mandé „la manière obligeante avec laquelle V. E. l'a reçu, et les bonnes intentions „que vous avez de l'accomoder. J'attends de V. E. l'avis sur l'union des char- „ges de receveur de la Couronne avec celle de historiographe et bibliothécaire, „en y joignant les huit cent florins que l'on donne pour l'entretien des daims „du parc, pour voir ensuite, si et comment cela se pourra executer sans être »sujet à la critique, ou à une altération, mon intention étant de le pourvoir „solidement, et comme il demande aussi un logement à la Cour, j'en charge »mon Secrétaire Mandacher de l'adresser à V. E. et de suivre ses dispositions „à cet égard, puisque de mon côté je n'ay aucune difficulté de l'accorder« ... Rousseau selbst schreibt am 6. Oktober 1722 an Boutet: »On ne peut rien ajouter »à la confiance et aux bontés dont m'honore Mr. le Marquis de Prié. Il ne veut »point que j'aye d'autre table que la sienne, et il a voulu si absolument que „je prisse un carosse dans sa maison, qu'il m'a mis dans la nécessité de l'ac- »cepter" ... Lettres. I. 99.

[13]) Einen interessanten Aufsatz hierüber aus der Feder Gachards enthält das Bulletin de l'académie de Belgique. XXVI. année, 2me série, tome II. p. 220—244.

[14]) Eugen an Rousseau. Wien 10. Mai 1724. Hausarch. »J'ay achevé de lire „le poëme de Voltère que vous m'avez envoyé par une de vos précédentes, »mais à vous dire la vérité, je n'y ay pas trouvé toute la satisfaction que j'en »avois attendu par rapport à l'éloge que vous m'aviés fait de l'autheur; je vous

»prie de me dire votre sentiment sur les passages du dit poème qui vous parois- »sent les plus et les moins beaux, et de vous donner la peine de vous infor- „mer s'il n'est pas sorti de depuis à Paris quelque nouvelle pièce de Théatre »qui mérite d'être lue, et vous m'obligerés de me les faire communiquer si »vous en trouvés qui soient de votre goût« . . . . .

[15]) Eugen an Rousseau. Wien, 8. Dezember 1723. Hausarch. »Je n'ignore pas »qu'il y a diverses pièces dans votre dernière édition qui n'avoient pas été dans »les précédentes, mais j'ay cru que vous en aviés encore quelques unes de »réserve que vous n'aviés pas voulu mettre au jour, et c'est celles là dont j'a- »vois souhaité d'avoir des copies. Je ne desapprouve pas le sentiment que vous »avés de vous donner à l'histoire, mais il ne faut pas pour cela mettre tout à „fait à part la poésie, pour laquelle je n'ay pas encore remarqué que vous „ayés perdu le feu qui est nécessaire. D'ailleurs il est bien plus dangereux »d'écrire l'histoire que la poésie, car si l'on écrit celle du tems passé, l'on a »de la peine à avoir à la main les pièces qu'il faut pour s'en bien acquitter, et si »on écrit celle d'aprésent, il est difficile de contenter tout le monde, et de ne »pas dire trop ou trop peu dans une matière qui est d'autant plus délicate, »puisqu' elle regarde les personnes vivantes. Je ne vous conseille ainsi pas de »faire des eclaircissemens en forme de mémoires sur vos ouvrages, qui sont »assez clairs pour ne pas en avoir besoin. Il ne vous manquera pas d'occasions »pour occuper votre esprit, qui ne vous feront pas moins d'honneur que les »autres.“

[16]) Eugen an Rousseau. Wien, 5. Jänner 1724. Hausarch. »Le poème que vous »m'avés envoyé et qui ne se trouve pas dans vos ouvrages imprimés, me fait »beaucoup de plaisir. Je me souviens bien de cette pièce, et c'étoit justement »celle que je souhaitois le plus d'avoir. Vous ne devés pas douter qu'elle ne »sera bien gardée et que je n'en feray aucun usage qui puisse vous déplaire.... »Le présent que Mr. de Bonneval vous a remis de la part du Roy de Pologne »et du Prince Electoral m'en fait aussi beaucoup, quoyque vous le deviés bien »moins aux sentiments que j'ay pour vous, qu'à la beauté de vos ouvrages qui „vous a attiré cette faveur . . . Je vous ay deja marqué par ma précédente ma „pensée sur celle que vous avés de les eclaircir par des faits historiques. L'hi- »stoire des personnes vivantes est une entreprise également difficile et dan- »gereuse, car quelqu' attaché que l'on soit à se tenir dans les bornes de la »vérité, il y en a toujours des personnes d'un caractère élevé et même des »nations entières, qui ne sauroient plaire, quand même on les énonce avec le »plus de delicatesse et le moins de passion qui seroit possible. J'ay trop d'ami- »tié pour vous pour ne pas vous conseiller à désister de ce sentiment; il y »aura assez d'autres occasions pour faire valoir votre génie . . . je crois que „vous ne feriés pas mal de ne pas abandonner entièrement la poésie, à la quelle „vous avez travaillé jusqu' àpresent avec tant de succés“ . . . .

[17]) Eugen an Prié. Wien, 16. Februar 1724. Hausarch. Er übersende ihm, sagt er, „les patentes de Conseiller Historiographe de la Cour pour Mr. Rousseau, „emploi bien plus considerable et important pour le service que ceux que j'ay „supprimés“ . . . . .

[18]) Eugen an Mac Neny. Wien, 19. August 1724. Hausarch.

[19]) Eugen an Rousseau. Wien, 19. August 1724. Hausarch. „vous pouvez vous »assurer que je ne vous abandonneray jamais“ . . . .

[20]) Eugen an Neny. Wien, 13. September 1724. Hausarch. „Je n'ay pas cru »Rousseau capable de se mêler de ces sortes de cabales.“

[21]) „Est-on héros pour avoir mis aux chaines
„Un peuple ou deux? Tibère eut cet honneur.
»Est-on héros en signalant ses haines
„Par la vengeance? Octave eut ce bonheur.
»Est-on héros en régnant par la peur?
„Séjan fit tout trembler, jusqu' à son maître.
„Mais de son ire éteindre le salpêtre,
»Savoir se vaincre et réprimer les flots
»De son orgueil: c'est ce que j'appelle être
»Grand par soi-même, et voilà mon héros.“

[22]) Rousseau an den Grafen D. Wien, 20. Jänner 1725. Bei Gachard, S. 235.

[23]) Hiernach sind die völlig irrigen Angaben in der Biographie universelle zu berichtigen.

[24]) Eugen an den Freiherrn von Hohendorff. Wien, 20. November 1718. Hausarch. „La satisfaction que j'ay eu des travaux du jeune Pierre Jean Mariette „m'engageront avec plaisir de recompenser les soins et attentions qu'il s'est „donné de seconder et favoriser le dessein qu'il a de faire un tour en Italie »par des lettres de recommandation ... pour se perfectionner dans sa sphère“ ... Am 8. Dezember 1718 empfiehlt er dem Grafen Tarini zu Turin den jungen Mariette »qui a travaillé avec bon succés et capacité pendant quelque tems dans ma »bibliothèque« . . . . .

[25]) Eugen an Mariette. 27. Juli 1724. Hausarch. Er bittet ihn „ . . . de con»tinuer les soins à me rendre la collection de portraits la plus complette qu'il »sera possible“ . . .

[26]) Mariette an Neny. Paris, 28. Februar 1728. Hausarch. „Je viens de faire »partir les ouvrages de bronze doré d'or moulu qui m'ont été commandés par »S. A. S. Monseigneur le Prince Eugène . . . . . les dits ouvrages consistent »en trois garnitures de grilles en feux et en onze paires de chandeliers „à bras ou doubles branches assortis de différentes grandeurs... J'ay mis aussy „une notte de ce que j'ay compté à la veuve Carles ou à son mary suivant les »ordres de sa dite Altesse. Rien n'est si noble et si généreux de vouloir bien »se ressouvenir, comme elle a fait, de ceux qui ont eu le bonheur de luy »rendre leurs services, et ce trait met le comble à sa gloire. Je n'ay pu sans »admiration en être le témoin. La pauvre femme que S. A. S. a assisté jusqu'à »présent, n'en impose pas quand elle dit qu'elle est reduite à une grande »misère, et en effet sans le secours qu'elle reçoit je ne scais ce qu'elle devien»droit« . . . . .

[27]) Eugen an Basnage. 26. September 1716. 10. Oktober 1717. Hausarch.

[28]) Eugen an Lenglet du Fresnoy in Paris, 12. März 1718. Hausarch. » . . . Vous »êtes trop favorablement prévenu à mon égard et j'estime trop vos sciences

„pour ne pas accepter la dédication de la méthode pour étudier l'histoire que „vous voulez faire paroitre considérablement augmentée et changée. Je sou- „haite en échange quelqu' occasion favorable de vous temoigner ma juste re- „connaissance« . . . . .

[29]) Eugen an Ferrand. 9. April 1718. Hausarch.

[30]) Der Herzog von Castelvecchio an Eugen. Florenz, 6. April 1727. Hausarch.

[31]) Eugen an Silvio Valenti. Wien, 27. Juni 1722. Hausarch.

[32]) So schreibt der Prinz am 17. März 1717 an Cardinal Paolucci, er empfehle ihm Passionei »... non tanto dalla partialissima stima e amicizia che ho per lui, „quanto dalla considerazione del buon servigio di Sua Santità, giachè ho »in più occasioni conosciuto e sperimentato ch'egli non ha minor zelo che „talento per ben servire in qualunque impiego alla Santità Sua e alla Santa »Sede . . . poche altre cose potranno accrescere i miei obligationi contro la »santa sede più di quelle che faranno li benigni riflessi che si degnarà havere »per gl'avanzamenti di Mgr. Passionei« . . . . .

[33]) Rousseau à Mr. Brossette. Vienne, le 30. Juin 1716. Oeuvres de Rousseau, IV. 155.

[34]) Der Atlas major seu geographia Blauiana, aus 46 Foliobänden mit 571 Zeichnungen und Kupferstichen und dem dazu gehörigen Texte bestehend, mag hier als ein besonders kostbares Werk angeführt werden. Eugen kaufte es im Jahre 1732 von dem Buchhändler Moetjens im Haag um 6000 Gulden. Es enthält die Beschreibungen und Ansichten der merkwürdigsten Städte, Paläste u. s. w. des damals bekannten Erdkreises. Deutschland umfaßt allein acht, Frankreich sieben, Italien wieder acht Bände dieses Werkes. Die Zeichnungen sind von dreizehn verschiedenen Künstlern. Diejenigen von Domeer, Esselens, Moucheron, Saftleven, Schellinks und Zeemann gelten für die gelungensten. Vier Jahre früher kaufte Eugen durch Mariette's Vermittlung um 12,000 Livres den recueil de plantes cultivées dans le jardin royal à Paris et dans celuy de Gaston de France, Duc d'Orleans à Blois; dann den recueil d'oiseaux de la ménagerie Royale du Parc de Versailles et de celle de Gaston de France. Zusammen fünfzehn Bände mit ungemein schönen Miniaturen von Nicolas Robert de Langres, peintre ordinaire du roy de France. Das Werk befindet sich gleichfalls in der Hofbibliothek.

[35]) Die Handzeichnungen befinden sich im Besitze Sr. kais. Hoheit des Erzherzogs Albrecht, die Kupferstiche aber, 290 Bände, und die Portraits, 217 Bände füllend, in der Hofbibliothek.

[36]) Genaue Abbildungen aller einzelnen Theile des Belvederes, der Nebengebäude desselben, des Marstalles, der Gärten und der Menagerie befinden sich in dem bekannten Werke von Salomon Kleiner: „Wunderswürdiges Kriegs- und Siegeslager des unvergleichlichen Helden unserer Zeiten" . . . . Augsburg, 1731—1740.

[37]) Nach einer Notiz in Naglers Künstlerlexicon soll Permoser in der Figur des Neides, der unter Eugens Füßen sich windet, sich selbst abgebildet und dadurch angedeutet haben, daß er zu der Arbeit, die er ungern übernahm, wie mit Fußtritten gezwungen wurde.

[38]) Eugen an Biagio Curini. Wien, 11. November 1719. Hausarch. »... sicco- »me ella ha voluto dare troppo pregio alla mia persona, che non merita

»tante attribuzioni ne lodi, cosi non potrei vederlo con piacere reso publico al »mondo con le stampe. Spero dunqnc che al di lei bel spirito non man»cheranno altre occasioni per distinguersi« . . .

[39]) Näheres über diese Statuen in Beckers Augusteum Dresdens. I. 108—110. Schon am 1. Februar 1713 bedankte sich Eugen nach einer im Kriegsarchive befindlichen Notiz bei dem Prinzen von Elboeuf für das Anerbieten, ihm die gefundenen Statuen zum Geschenke zu machen. Es ist dieß für die Geschichte der Ausgrabungen zu Herculanum und Pompeji von wesentlichem Interesse.

[40]) Böttiger. Amalthea II. 356. Welcker. Das akademische Kunstmuseum. Bonn. 1841. S. 39—43. Gerhard. Berlins antike Bildwerke. I. 39. Abweichende Angaben hierüber sind enthalten in Ranke's: Neun Bücher preußischer Geschichte. III. 450.

[41]) Eugen an den Grafen Wahl in München. 23. Jänner und 28. Mai 1717. Hausarch.

[42]) Eugen an Dirck Vorhelm in Harlem. Wien, 7. Jänner 1719. Hausarch.

[43]) H. von Diepenbrock an Eugen. Pera, 19. Juni 1721. Kriegsarch.

[44]) Micheli's Werk führt den Titel: Nova genera plantarum, Florentiae 1728, und die vorstehende Mittheilung ist dem 7. Bande der Verhandlungen des zool. botan. Vereins in Wien S. 160 entnommen.

[45]) Vermolen an Eugen. Cadix, 1. und 8. April 1729. Kriegsarch.

[46]) Die merkwürdigsten Thiere aus Eugens Menagerie sind in Sal. Kleiners Werk über das Belvedere abgebildet. Die beste Zusammenstellung der Bücher, worin Notizen über die Menagerie enthalten sind, sammt einem Verzeichnisse der in derselben aufbewahrten Thiere findet sich in L. J. Fitzingers Versuch einer Geschichte der kais. Menagerie. Wien, 1853.

[47]) Statistisch-topographische Uebersicht der erzherzoglichen Herrschaft Bellye. 1824. Manuscript. Von der Güterdirektion Sr. kais. Hoheit des Erzherzogs Albrecht mitgetheilt.

[48]) Localbeschreibung der k. k. Familienherrschaft Raczkeve von Martin Zaitschek. Manuscript. Von der Patrimonial-Güterdirektion Seiner Majestät des Kaisers mitgetheilt.

[49]) Vortrag der Hofkanzlei an den Kaiser vom 18. April 1727. Archiv des Ministeriums des Innern.

[50]) Kaiserliches Decret vom 14. Jänner 1725 an die Universal-Bancalität. Archiv des Finanzministeriums.

Viertes Capitel.

[1]) Der Kaiser an Guido Starhemberg. Wien, 3. Oktober 1703. Riedegger Archiv.

[2]) Eugen an den Grafen Johann Carafa. Wien, 9. Oktober 1721. Kriegsarch.

[3]) Eugen an den Kaiser. Lager bei Calzo, 7. Juli 1705. Mil. Corr. II. 554. Er sagt, daß Trauttmansdorff „insonderheith wegen der überbrettenen Patenten nicht me„ritieret weiters employret zu werden." An Oberst von Unruh schrieb Eugen am 7. Juli 1713: „wan Er vieleicht vergessen haben möchte, daß Chargen zu verkaufen verbothen „seye, so habe man ihn dessen erinneren wollen. Der Mylord Melfort hat dem Baron „Wagenreckh vor seine Compagnie keinen Kreizer zu geben, wohl aber der herr Obri„ster denselben, wann Er an gefallenen geldern was zu fordern hat, Ihme dasselbe also-

„gleich und um so gewisser bezahlen zu lassen, als Ich widrigenfalls bemüssigt seyn „wurde, Ihme durch das Commissariat contentiren und hingegen es dem Regiment „von den entfallenen Geldern wieder abziehen zu lassen." In ähnlichem Sinne lautet das am 9. Oktober 1721 an Graf Johann Carafa ergangene Schreiben.

[4]) S. Saphorin an die englische Regierung. 1727. State paper office. London. »Les meilleurs officiers sont fournis à l'armée par la petite noblesse et par la „bourgoisie à bonne education qui savent que ce n'est que par leur mérite qu'ils »peuvent avancer, et qui par cette raison s'appliquent avec un zêle extrême „aux affaires de service. Les jeunes Seigneurs croient pouvoir arriver par»tout par leur crédit et ils y réussissent d'ordinaire« .....

[5]) Am 7. Juli 1705. Abgedruckt in der Mil. Corr. II. 553.

[6]) Eugen an den Hofkriegsrath. 10. und 27. September 1717. Kriegsarch.

[7]) Eugen an den Hofkriegsrath 17. September 1717. Kriegsarch. „Ich bin ver„anlasset, Einem löbl. Mittel daßjenige was der Wilczekische Oberstwachtmeister Herlen„val an mich beweglich erlassen, von darumben anzuschliessen, weilen ihm bey Beför„derung zur Oberstlieutenantstell mit Vorziehung Eines frembden unerfahrenen Heiste„rischen Haubtmanns Lindemann genannt, grosser torto widerfahren. Ich habe noch „vor Anfang der Campagne Einem löbl. Mittel ohnverhalten, waßmassen durch Hoffs „recommendationen fast allezeith Leuthe, so gar kheine meriten vor sich anzuführen „wissen, befördert werden, womit sodann nicht nur anderen, so sich mittelst langwüriger „application wohl verbient gemacht, gewalt und unrecht geschiehet, sondern auch den „A. h. dienst die promotion derley schlecht und untüchtiger subjecten zur praejudiz „und nachtheill gereichet, und gleichwie nun gedachter Lindemann eben von der qualitet „und denjenigen ist, so ausser der vorjährigen Campagne weder gedient noch den bey „der heurigen vorgewesten operationen beygewohnt und sonst Ein sehr jung, unerfahr„ner mensch, hingegen der praeterirte Oberstwachtmeister Ein alter, lang dienender „und von unseren besten Stabsofficieren bey der Infanterie, mithin Ein rechte schand „ist, daß der Herr General Wilczek umb einer consideration und eigennuzigkeit willen „diese unbilligkheyt begangen, so kann man fast nicht wohl zuesehen, daß Ein so alt me„ritirter officier auf solche weis zurukh gesezt und unterdruckt werde, zumahlen er erst „bey lezt vorgewesten feindtlichen angriff zu Meadia mit Einer so tapfer alß löblichen „defence sich besonders distinguirt, folgsamb Einen so empfindlichen torto anstatt der „recompence nicht verdienet hat, dannenhero glaube, daß um so weniger bedenkhen „seye, als zwey Oberstlieutenantstellen leer, wovon Eine den Herlenval zu verleihen „wäre."

[8]) Undatirtes Schreiben des Kaisers an Eugen vom September 1734. Hausarch. Am 28. November 1734 schrieb der Kaiser dem Prinzen in demselben Sinne eigenhändig.. „Da E. L. mir gleich nach dero zuruckkunft alß auch sonsten vndt ofters „gemeldt, gefundten zu haben, wie sehr werendten langen fridten die gute alte disciplin „vndt fuſ bey meinen truppen abgenommen, auch wie grosser mangl an guten vndt eyfeh„rigen generalen vndt officiren sey; der Printz Luis Sel. hat dayber fast in allen re„lacionen klagt; Konigsek hat ein gleiches gethan vndt haben die vnglick diser campagne „in vallischlandt diser vrsach haubtsachlich zugeschriben, soliches ist mir desto empfind„licher gefahlen alſ nebst Gott mein gantze zuversicht auf die güte vndt erfahrenheit mei„ner truppen gesetzet habe, diese aber von darumb haubtsachlich abgenohmen weylen

„werehnten Fridten die obrist ihr authoritet meist mißbraucht vndt einigen Vnerfahrenen „leyten vndt befreyndten die chargen zu nachtheil der alten oficiren von Verdinst ver„geben, auch wohl Verkauft haben. Erfordert also mein dinst, auch mein gewissen, die„ser coruption vndt Vnbordnung durch all erdenkliche weeg auf das ehest zu steyren, „mithin ist notig, solche schandlich Vnordnungen nicht nur auf das ney und scharfiste zu „verbieten Vnter straff der cassation so wohl deß, so geldt empfangen, alſ der es geben „hat, sondern auch mit den ersten von dem man es erfahrt, würklich ein solches exempl „zu statuiren, worauf dan mit aller scharf ohne iemandt zu verschonen, gehalten werden „sol, glaub auch notig die obristen dahin anzuwaisen das sie die gut vnd langer dienendte „oficir bey ihren regimentern andteren jung vndt neyen wie auch billich vorziehen „sollen.

„Wie vnter anderen vernemb solle Wurmbrandt seinen Sohn, der erst kaumb auſ „den schullen komben, zum obristleitenant, vndt den iungen Vlfeldt, der auch noch wenig „gedient haben kan, zum obristwachtmeister bey sein regiment gemacht haben; was kan „von ein regiment mit solchen oberoficiren in dienst vndt anführung gehoft werdten? ich „will vndt kan diſ zwahr nicht glauben, wirdt aber notig sein, es scharff zu Vntersuchen, „allenfalß ist es auf kein waiß zu geduldten vndt scharff abzustraffen, ist auch mein wil„len auf kein waiß zu gedulten, so wenig alß die Vble Verwahltung der regimentsgeld„ter und cassa, wo nun einig zeit her nichts ungewohnlich ist, daſ die obrist, wan sie „sterben, 40, 50 vndt mehr tausendt guldten den regimendtern schuldig verbleiben, so „nicht so leicht beschehen kont, wan die cassenschlissel auch die anderen Stabsoficir mit „hetten vndt das comissariat seiner schuldigkeyt genaver genigen thett. Diese Nachlassig„keyt muſ auch remedirt werdten, dann das hiebey nicht nur auf die reale Wyrkliche „abstellung der Vergangenen, alſ auf Verhütung künftiger mißbrauch vndt vnordnungen „ankombt, so verlaß mich gandzlich auf E. L. eyfer vor mein dienst vndt erhaltung der alten „ehr vndt reputacion meiner truppen vndt erwahrt von E. L. erfahrenen vernunftigen „einsicht was vber das was da enthalten, zu ein vndt anderen endt E. L. mir weyters „an handt geben konen; dan gewiß bin das E. L. so empfindlich vndt weh alſ mir selb„sten ist, da auch Ihnen neben mein dienst so vill daran gelegen, die ehr und reputation „meiner waffen, so vnter E. L. erfahrenen vndt tapferen anführung auf daſ höchst ge„stiegen vndt mir und mein hauſ ofters kron und Szepter erhalten, widter in die alte „disciplin vndt glori empohr zu bringen, welches aber ohne abstellung obiger miß„brauche vndt einführung der alten disciplin also nicht möglich findt." Hausarch.

[9]) Eugen an Graf Colloredo. Wien, 6. Jänner 1720. Kriegsarch.

[10]) Eugen an Graf Vehlen. Wien, 17. Jänner 1720. Kriegsarch. „Was den jun„gen Comte de Cieminghe angehet, da sehe zwar aus dem attestat der Contadorie „de guerre, daß Er in spanischen diensten eine Compagnie gehabt haben solle, und „wie Er nun dise sach nach seinen dermahligen alter wohl noch als ein Kind besessen „haben mag, so ist hingegen Ew. Exc. bekannt, daß die kayserl. Generalia nimmermehr „zugeben und Eine A. h. resolucion seye, bey der es sein ohnänderliches verbleiben „haben muß, daß derley minorennes, oder jungen leuthe in dero kriegsdienste zu Offi„cierschargen und vordrist qua haubtmann wie er ansuchet, kheineswegs angenohmen „werden sollen noch khönnen" . . . . Eugen an Marquis Prié. Wien, 7. Juni 1724. „Il est vray qu'il y a eu bien des exemples que l'on reçut des enfans pour offi„ciers et que l'on a permis que des autres aient servi en attendant à leurs pla-

„ces jusqu'à ce qu'ils eussent l'age pour les remplir, mais depuis les ordonnan-
„ces positives de S. M. il n'y en a pas un seul que l'on eût admis mineur dans le „service, et l'on n'en admettra pas non plus un autre à l'avenir . . . . ."

[11]) Eugen an den Kaiser. Lager bei Calzo, 7. Juli 1705. Mil. Corr. II. 559.

[12]) Eugen an Oberst Diller. Vor Temeswar, 22. September 1716. Kriegsarch. „Der Obercapitän Trojer hat gar wohl gethan, denjenigen in flagranti übern hauffen „zu schiessen, welcher sich ihme als seinen Oberen gewaltthätig widersezet."

[13])) Eugen an den Hofkammerrath von Vorster. Wien, 18. März 1705. Mil. Corr. II. 360.

[14]) Relation sur les finances et sur les forces de l'Empereur. 1727. State paper office. London.

[15]) Graf Traun an Eugen. Messina, 25. April 1728. Kriegsarch. „Die Obere „und Commandanten der Regimenter sind gemeiniglich an derley excesse, factionen „und unzuläßliche Conduite ihrer Subalternen Schuld, die gemeiniglich daher rühren, „wenn sie nicht mit der Integritet, wie sie sollen, und unsere Pflicht mit sich bringt, „selbige gouverniren. Der arme gemeine Mann wird hier mehr als irgendwo sehr hart „mitgenommen, auf seine Erhaltung schlecht gesehen, noch das wenige, was er bekommt, „ihm wie es sein sollte, zu Nutzen gemacht, in Comandosachen wird nicht allzeit die „Billigkeit in Acht genommen und der Soldat zu streng gehalten, dahingegen mir vor- „kommt alles bey dem militare geschähe mit größerem Fleiß, wann mehr durch Liebe „und Gelindigkeit als übermäßige Schärfe jedermann zu seiner Schuldigkeit gehalten „wird."

[16]) Eugen an Traun. Wien, 26. Mai 1728. Kriegsarch. Man solle „ohn Ursach „den gemeinen Mann nicht zu sehr anstrengen und die Schärfe nur gebrauchen wo die „Güte wie öfters geschieht, nichts verfanget."

[17]) Eugen an den Hofkriegsrath. Lager bei Aire, 7. September 1710. Kriegsarch. „. . . Das referat so Ein löbl. wider den Herrn Veldtmarschall Graf Heister nacher hoff „hinauf gegeben, thue Ich hiemit approbiren, alß daß man nimmermehr zugeben solle, „derley wider die authoritet Eines löbl., den respect, gehorsamb und alte observanz „und wider die würde Ihrer kayserlichen May. selbsten lauffende Dinge zu gestatten, und „gleichwie, so lang ich die Ehre haben werde, Einem löbl. Mittel vorzustehen, auch mei- „nerseits nimmermehr leiden werde, daß dessen reputation auf Einigerley weis gemin- „dert und von denen subordinirten der schuldige gehorsamb nicht observirt werden „solle, so schliesse Ich dem löbl. Mittel hiermit Ein nachdrucliches Schreiben an J. M. „hier bey, welches dasselbe mit Ein klein referat hinauf geben oder aber durch des Herrn „Vicepraesidenten Exc. J. K. M. in allerunterthänigkheit beherzigen lassen wolle."

[18]) Staatskalender vom Jahre 1719. S. 124.

[19]) Eugen an die Kaiserin Eleonore und an König Karl. Anchin, 13. Juni 1711. Kriegsarch. „Jezo noch nit, aber mit der zeith wurde es sich hiernägst gar löblich practi- „ciren lassen, bey den in der Garnison verbleibenden Bataillon Eine Compagnie in- „validen zu errichten, gleich es Frankreich und mehr andere König und Mächten in „ihren Kriegsstaat introducirt haben. Eines Theils um den gethreuen Unterthanen und „sonderlich den armben Adel, wann er vorm Feindt seine gesundheit und gerade Glieder „Eingebüsset, von dem Bettelstab zu Erretten und der ganzen Weldt zum schand und „spott nicht völlig abbandonirter herumb ziehen zu lassen, andern theilß aber das dise

„alte und durch den Krieg aller ungemach gewohnte leith in denen ihrer situacion nach „ungesundten Platzen und Pöstungen weith besser alß neue ins Veldt noch nicht wohl zu „Gebrauchende leith resistiren und gutte dienste leisten khönen.

[20]) Eugen an König Karl. Mühlberg, 7. August 1711. Kriegsarch.

[21]) Eugen an den Hofkriegsrath. Belgrad, 20. Juni 1718. Kriegsarch.

[22]) Eugen an den Generalfeldwachtmeister Graf Locatelli, 25. November 1716. Kriegsarch. „Bey meinen Regiment soll die schärffste Mannszucht gehalten, alle exactiones „und unzulässigkeiten oder strafmässige insolenzien und excessen eingestellet, damit „alle Klagen von Seiten des Landes abgehindert, der Soldat zwar erhalten, zugleich „aber auch die inwohner nicht über die billigkeit aggravirt, mithin von meinen Regi„ment den andern ein gutes Beyspiel gegeben werden."

[23]) Eugen an den Kaiser. Rebreuve, 23. August 1710. Kriegsarch. „Von Inge„nieuren ist nicht Einmahl Einer vorhanden, welcher einen rechten Platz erbauen khönte, „indeme man Sye theils auß miserie hat zu grundt gehen und crepiren lassen, theils „aber seindt von selbsten wekhgangen umb ihren bevorstehenden Untergang zu entweichen, „welches dann auch die Ursache ist, warumben man das angetragene Corpo und die ver„meinte Schull von der militarischen Architectur, auf welche doch alle andern Potenzen „so vill Unkosten wenden, nicht hat formiren können."

[24]) Decrete des Hofkriegsrathes an Graf Daun, an Feldmarschall von Rappach, an Conte Anguisola und an Marinoni vom 24., 25. und 28. Dezember 1717. Registratur des Armee-Obercommando's.

[25]) Hauptbericht des Grafen Philipp Ludwig von Sinzendorff an Kaiser Leopold I., 15. März 1702. Im XIII. Bande des von der kais. Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Archives für österr. Geschichtsquellen. S. 13.

[26]) Dolfins Finalrelation. Hausarchiv.

[27]) Das hier über die Stadtbank Gesagte ist größtentheils dem Berichte S. Saphorins „sur les finances et les forces de l'Empereur," vom Jahre 1727 entnommen.

[28]) Conferenzreferat vom 3. Jänner 1721. Kriechsarch. (Eugen, Trautson, Sinzendorff, Starhemberg, Herberstein, Schlick, Generalkriegscommissair Thürheim und Hofkammerpräsident Dietrichstein.) Der Kaiser bemerkte hiezu eigenhändig: „daß die restrictiones das letzte Mittel seyen um zur nothigen proportion zwi„schen Einnahme und Ausgabe zu gelangen, deßhalb seyen sie absque respectu per„sonarum zu effectuiren, wo ich sehe, daß dise restriction gar wohl von der Con„ferenz nothig befunden, aber dabey auf das kleinste zu anfangen, alß die hoffstatt an„getragen worden; mein aber bey dem ergebigeren alß anderen civilibus den Anfang „machen soll, alßdann schon auch so es nothig den hoffämbtern anbefehlen werde, auch „ihrerseith die handt anzulegen und mir das nothige vorzutragen, sowohl in civili, wo „bey übersetzung der stellen mit ohnothig und oft ohntauglichen subjectis absonderlich „bey den Cammern ein ziembliches wirdt geschehen können, alß in militari zu restrin„giren ..... Auch die Wälsch und Nieder Landen sollen hinein gezogen werden .... „Da übrigens wie bekannt das militare am meisten importirt, wird dessen einrichtung „am wenigsten zu verschieben sein, da der fundus nicht erklecklich und das militar und „civil kein connexion, soll einmal das eine, einmal das andere tractirt werden, wo„bei mich auf den Fleiß, pflicht und eyfer der conferenz ... verlasse" ...

29) Vorstehende Darstellung ist den von Herrn Prof. J. H. Bidermann angefertigten und mir mit größter Zuvorkommenheit mitgetheilten Auszügen aus einer in der Bibliothek der ungarischen Akademie der Wissenschaften zu Pesth befindlichen Sammlung von Aktenstücken entnommen, welche die Aufschrift „Banko-Institut" und die Signatur 77 B. trägt.

30) S. Saphorins Relation.

31) Ein Hauptmann erhielt 75, ein Lieutenant 26, ein Fähnrich 22, ein Soldat 3 fl. monatlich.

Fünftes Capitel.

1) Conferenzprotokoll vom 8. November 1715. Hausarch.

2) Eugen an Stella. Temesvar, 3. September 1716. Hausarch. „Sopra il capi-„tolo che S. M. non abbia per anco assicurata la piazza al Cons. Thisquen a „cagione di trovarsi la medesima tutt'ora nel parere e indecisa se debba per „le cose di Fiandra formare consiglio, giunta osia Conferenza separata, „o se debba lasciarle correre per il Consiglio di Spagna, deuo dirle con „tutta ingenuità, indiferenza et a solo oggetto al buon serviggio di S. M. „et al bene di quelle provinzie, che in risposta giachè desidera sapere la „mia mente, sarà sempre meglio il stabilire un consiglio, osia giunta separata „di quatro over cinque persone circa un Presidente, che siano non solo zelanti, „d'integrità e prattici di quella provinzia, ma inoltre che convengano col mio „sentimento sopra accennato, poichè in forma tale li affari verranno con pron-„tezza spediti, e con ciò sarà sempre promosso il vantaggio del serviggio mag-„giore della più volte detta M. S.; alle di lui superiori jussioni però siccome in „tutto mi umiglio, così fo anche in questo particolare."

3) Auch Penterriedter war Mitglied des flandrischen Rathes, aber meist auf Gesandtschaften abwesend. Ein Rath bei dieser Behörde hatte 8000, der Sekretär Kurz 7500 Gulden jährlichen Gehalt. Eugen nennt Wynants in einem Schreiben an Perlas vom 13. September 1717 „un homme capable et intègre« . . . . Hausarch.

4) Eugen an Prié. Wien, 25. November 1716. Hausarch. Belobt ihn daß er hat »redressé les deux points, qui faisoient le plus de peine dans le traitté de la »barrière aux états de Brabant et Flandre; comme tout ce favorable et heu-»reux maniement est une suite du zèle, expérience et habile manière à négo-»cier justement attribuée à V. E., je n'ay pas manqué de rendre là dessus toute »la justice qui luy est düe tant à S. M. I. que dans la Ministerial-Conférence »tenue à ce sujet« . . .

5) Eugen an Prié. Wien, 24. Mai 1717. Hausarch.

6) Eugen an Prié. Wien, 3. März 1717. Hausarch. „le changement des magi-»strats merite toute attention pour y placer des personnes de probité, capacité »et zèle" . . . . .

7) Eugen an Prié. Wien, 20. März 1717. Hausarch.

8) Eugen an Prié. Wien, 23. März 1718. Hausarch. „Uu bon Gouvernement »conservera en tout cas un chacun dans son droit et animera ceux qui se vou-»dront distinguer par des recompenses dignes de leur mérite" . . . .

9) Eugen an Prié. Wien, 31. März und 25. Mai 1717. Hausarch.

[10]) Eugen an Prié. Vor Belgrad, 25. Juni 1718. Hausarch. „.... il en est de „même avec les charges qu'on veut appeler plutôt venales que grationales, par „rapport à la finance qu'elles payent, que je ne prefereray jamais aux merites „et à l'intégrité, car si d'un côté les finances paroissent de profiter par une „somme modique qu'on paye, elle et le public perdent le double de l'autre, „parceque à l'ordinaire l'insuffisance des sujets est suppliée par l'argent, et „celuy qui achete en gros, vend en detail. Cependant comme le mérite et in„tegrité peuvent se joindre à l'argent et l'état présent des finances exige du „soulagement pour fournir aux besoins du service, je ne seray pas contraire „aux informations que V. E. me donnera" ....

[11]) Eugen an Prié. Vor Belgrad, 13. Juni 1717. Hausarchiv. „... la quelle „achetée en gros pourroit la vendre en détail" ...

[12]) Eugen an St. Croix. Bellye, 10. Oktober 1717. Hausarch. „... je ne mé„rite ni désire pas l'erection de la statue qu'on voudra conseiller d'ériger en „mon honneur" ....

[13]) Eugen an Prié. Wien, 10. November 1717. Hausarch. „Ayant vu dans une „lettre qu'il a plu à V. E. m'écrire de Gand sans date, et appris par la Copie „d'une autre du 22 Octobre à moy communiquée par M. le Marquis de Rialp „les diligences que vous vous étes donné tant auprès les députés des états de „Brabant que ceux de Flandre pour les exiter de me faire un don gratuit à „l' occasion de l'inauguration et la concurrence que mon Secrétaire Mandacher „y a donné; Je ne scaurois que témoigner à V. E. ma juste surprise de ces „passages préjudiciables faites à mon inscue et sans mon ordre. Je crois d'être „assez connu de V. E. et dans le monde de ne rien demander ou ambitionner „que ce qui m'est bien légitimement dû, même ne vouloir pas ce qu'on voudroit „m'offrir au dela« ...

[14]) Eugen an Prié. Wien, 24. August 1718. Hausarch. „V. E. doit faire rendre „la justice et équité pour règle des instructions à donner .... on avance tou„jours plus les affaires par une loyalité que des difficultés mal fondées qui cau„sent ensuite une méfiance dans ce qui est le plus innocent."

[15]) Eugen an Prié. Wien, 6. Juli 1718. Hausarch.

[16]) Von demselben Datum.

[17]) Eugen an Prié. Wien, 5. Juni 1717. Hausarch. „Quand on s'aquitte de ce „qu'on doit, on est au dessus des suites de la critique, à laquelle tout le monde „est exposé" ....

[18]) Eugen an Prié. Wien, 5. Juli 1719. Hausarch. „Les refléxions generales „que V. E. a fait dans sa lettre ... sur la constitution intérieure des Pays Bas „sont tres judicieuses, car il est tres constant qu'un Gouvernement composé de „plusieurs provinces dont chacune a ses lois et coutumes différentes de l'autre „et toutes tiennent du monarchique mêlé de l'aristocratique et du démocrati„que, rencontre des grandes difficultés dans l'exercice du pouvoir, qui con„vient au Souverain, et que le sujet veut limiter par l'opposition de ses privi„lèges et de la liberté dont le seul nom et l'imagination lui coute souvent fort „cher et l'engage à donner ses subsistances pour conserver ce que véritable„ment il ne possède point. L'Hollande en fournit un exemple sans contesta-

„tion et devroit servir de reflexion aux sujets des Pays Bas . . . les subsides „qu'on leur demande, les fait le plus crier, et cependant ils ne scauroient être „conservés dans ce qu'ils aiment le plus, scavoir une véritable liberté et leurs „privilèges, sans ce secours qui est l'entretien des troupes, leur unique defense, „de sorte qu'on peut quasi dire d'eux „quam habent oderunt libertatem" . . .

[19]) Eugen an Prié. Wien, 30. Jänner 1717. Hausarch. „ . . . Il faut tenter tous „les moyens les plus convenables de douceur pour ramener les susdites villes „à leur devoir indispensable de sujet à souverain, si cependant contre toute et „meilleure attente ces sortes de voies n'effectueront rien, il en faudra venir aux „remèdes proportionnés au mal, et prévenir au commencement de la régence „les suites qui deviendront avec le tems d'une très dangereuse conséquence"...

[20]) Eugen an Prié. Futak, 21. Mai 1717. Hausarch. „J'ay vu avec déplaisir la „difficulté que les villes de Brusselles et d'Anvers du troisième état de Brabant „continuent à faire par un esprit de mutinerie de donner leur consentement „aux subsides que les deux autres ont accordés. Je conviens avec vous qu'il „est également dangereux de dissimuler et souffrir que reprimer et chatier „les principaux auteurs, il faudra cependant se resoudre à ce dernier, des „que tous les remedes de douceur seront sans effet."

[21]) Eugen an Prié. Belgrad, 2. Juli 1717. Hausarch.

[22]) Eugen an Prié. Wien, 5. März 1718. Hausarch. „Je suis bien aise que la „bourgeoisie à l'exception de ceux des metiers de soyerie se soit bien compor- „tée en cett' occasion. J'espere qu'elle desistera aussi de la renitence qui dure „depuis si longtems à accorder le subside. V. E. doit savoir si et quand il con- „vient d'en retirer le régiment de Westerloo. Je crois pourtant que le danger „ayant passé, on ne doit pas le laisser à la charge de la ville audelà du tems „necessaire pour ne pas la châtier en general dans une occasion ou par son „bon comportement elle a merité d'être recompensée . . . Und am 16. März 1718 schrieb der Prinz an Prié: „Pour ce qui concerne l'emeute d'Anvers, il est „bon que les Auteurs soyent recherchés et chatiés selon la rigueur de la justi- „ce, mais je trouve par cette même raison que la bourgeoisie qui s'est si- „gnalée en prenant les armes et s'opposant aux mutins, ne doit pas être „aggravée par le Regiment de Westerloo au delà de ce que la necessité „requiert" . . .

[23]) Eugen an Prié. Bei Peterwardein, 1. Juni 1717. Hausarch. „Je dois vous „dire de n'user aucune violence ou faire marquer le moindre ressentiment en- „vers les nations opiniâtres, l'intention etant de les ramener par la dou- „ceur et remission des deux vingtiemes pour éviter tout engagement dan- „gereux" . . .

[24]) Eugen an Prié. Wien, 5. Oktober 1717. Hausarch. „Je remarque par ce qui „est passé à l'occasion du pillage des susdites maisonettes que la vigueur qu'on „a montré en faisant sabrer quelquesuns des pillers a produit l'effet que j'avois „prédit et prévu il y a longtems; si on avoit agi au commencement de ces „tumultes de même, on auroit evité les susdites, parcequ'on avoit alors les „mêmes troupes, il faut s'en servir aussi encore plus sérieusement lorsque le „service du maître ou l'honneur du Gouvernement le requierent. L'intention

„n'est point d'opprimer ou faire tort aux bons sujets, mais de les défendre et „assurer contre l'insolence . . . des malintentionnés, reprimer leur audace et „les contenir dans les bornes de leur devoir. Cela etant tous ceux qui aiment le „repos public, doivent concourir à des vues si justes, nécessaires et indispen„sables à la société et subordination. Les Magistrats sont établis pour admini„strer la justice et veiller à tout ce qui peut troubler la tranquillité; le Gou„vernement doit les soutenir. V. E. a bien fait d'ordonner au Magistrat de faire „défendre les assemblées et marches des garçons armés des bourgeois, chose „suspecte et peu convenable tant au Gouvernement qu'à la ville. Je suis sur„pris que le Commandant de la ville n'ait pas été averti a tems par l'officier de „la grande garde de ce qui est arrivé à ce dernier desordre; il ne faut pas re„garder indifferemment une négligence et omission pareille, mais bien faire „l'examiner à fond et la châtier selon les circonstances" . . .

[25]) Voriges Schreiben . . . „Je suis bien aise que M. le Comte de Vehlen agit „présentement avec plus d'intelligence et rigueur pour soutenir l'honneur du „gouvernement. Je luy ay assez clairement fait comprendre le mal que la con„nivence a produit, pour que j'ay tout lieu de croire qu'à l'avenir on sera plus „résolu dans les occasions qui l'exigeront. . . Le Comte Wrangel a été pourvu „du gouvernement de Brusselles avec le caractère de General d'Artillerie en „vue de ses bons services et comportement jointes à la prévention qu'on a „qu'il continuera son zele et attention pour le bien de S. M. et du publique, „s'appliquant particulièrement de remettre et conserver la tranquillité de la „ville de Brusselles troublée quelque tems par la fermentation des esprits „inquiets, turbulents et peut être mal intentionnés."

[26]) Eugen an Prié. Wien, 15. Februar 1719. Hausarch. „J'ai été bien surpris „d'apprendre . . . qu'au lieu d'un juste repentir du passé, une troupe de la „populace de Brusselles ait osée séditieusement paroitre avec un drapeau „et musique, et crier publiquement par la ville et specialement à la „Garde: vive le Roy Philippe, ennemi déclaré de S. M. I., et vive l'electeur „de Bavière. J'approuve la disposition que M. le Comte Wrangel avoit donné „pour les saisir. J'aurois pourtant bien voulu qu'outre ceux qu'il a fait ar„rêter dans sa maison lorsqu'ils voulurent reclamer leurs camarades pris la „nuit, on eût aussi arrêté ce vieux qui une demie heure après le coup osa ve„nir au parc demander avec menace le relachement des prisonniers et de faire „battre à l'arme par le tambour, pour luy faire aussy ressentir la punition „qu'il mérite. J'espere que dans l'examen et la poursuite du procès il aura „été reconnu et châtié et que dorénavant, lorsqu'il s'agira d'arrêter de pareils „scélérats, les ordres ne seront pas si limités comme ils l'ont été dans ce der„nier cas seditieux, mais qu'on ordonnera de les traiter selon leur mérite „en faisant in flagranti tuer quelques uns qui voudront se sauver ou don„ner la moindre marque de résistance, pour mettre de la terreur dans cette „audacieuse et impertinante populace, laquelle ne merite point d'égards ou de la „douceur qu'elle méprise dans le tems même qu'on a de quoi la reprimer" . . .

[27]) Eugen an Prié. Wien, 21. Oktober 1719. Hausarch. „Ayant consulté S. M. „. . sur les circonstances qui ont accompagné l'execution de justice faite

„contre les coupables de Brusselles et l'effet que cellecy a produit dans le „peuple, S. M. approuve la defence que vous avez fait de la célébration „des exèques pour le doyen décapité et ordonne de faire procéder contre „les autres doyens coupables et fugitifs avec la rigueur de la justice, et de „procéder dans la forme judiciaire contre les autres coupables en suspen-„dant les sentences qui en pourroient résulter jusqu'à la resolution de „S. M." ...

[28]) Eugen an Prié. Wien, 18. Oktober 1719. Hausarch. „Après les actes de „rigueur il faut rendre la tranquillité et le repos publique aux esprits agi-„tés pour gagner l'amour du peuple, la douceur, la clémence et les graces, „de retablir le commerce et le credit public interrompu par la crainte et „apprehension, décharger la ville des troupes superflues et lever à celles „les incommodités qu'elles ont souffertes, d'établir une harmonie entre les „habitans et la milice, enfin de rendre par ces et autres moyens agréable le „règne de S. M. I.; c'est ce qui doit être le principal soin du Gouverne-„ment" ... Vortrag Eugens an den Kaiser vom 18. Oktober 1719. Gachard. Documents inédits concernant les troubles de la Belgique sous le règne de l'Empereur Charles VI. II. 307. Die Einleitungen der beiden Bände dieses Werkes, so wie die darin abgedruckten Berichte Prié's an Eugen wurden bei der Darstellung dieser Vorgänge vielfach benützt.

[29]) Über den jungen Grafen Horn, der in dieser Straße, was damals ungeheures Aufsehen erregte, einen Raubmord beging und in Folge dessen zu Paris hingerichtet wurde, schrieb Eugen am 6. April 1720 an Penterriedter: „Von den jungen Comte de „Horn habe ich zwar nicht viel gutes gehofft und ihn daher gar gern von meinen Regi-„ment entlassen. Es wäre mir doch nicht eingefallen, das diser Mensch seine Geburt, „Ehre und gewissen so weith vergeßen und eine so schändlich und abscheuliche Raub und „Mordthat begehen wurde können. Es ist billig, das selbe den rechten und umbständen „gemäß bestraffet, mithin beforbrist bey derarthen anwachsenden laster ein exempel ge-„geben werde. Die altabeliche ansehentliche famille ist aber nichts besto weniger zu be-„dauren und daher gleich wohl, wann es noch de tempore, die hand dahin zu biethen, „damit es so viel möglich ohne derselben Nachtheil geschehen könne." Kriegsarch.

[30]) Einem Niederländer, Namens La Sarraz, welcher eine Staatslotterie in Vorschlag brachte, antwortete Eugen am 14. Juni 1719: „je veux croire que le moyen „de faire entrer annuellement dans les coffres de S. M. deux cens mille florins „est bon, mais ie ne scaurois m'imaginer sans le connoitrè qu'il est possible „qu'il puisse reussir sans aucune charge des sujets" ... Hausarch.

[31]) Graf Vehlen an Eugen. Brüssel, 4. Jänner 1720. Kriegsarch. „L'affaire du „Missisipi excitant l'admiration et la curiosité de tout le monde, me fait pren-„dre la liberté d'envoyer à V. A. S. la petite relation ci jointe, laquelle selon „mon jugement ne paroit pas si chimerique q'on l'a voulu décrier jusqu'à „présent. Plut à Dieu que pour le service de S. M. I. il se trouvat un second „Law pour faire fleurir ces beaux pays à proportion de l'etendue du Royaume „de France, il ne seroit pas difficile d'y trouver un petit Perou. Tout le „vaste projet et un autre qu'on m'a remis de beaucoup plus grande eten-„due et solidité semble s'evanouir. Marseau s'insinue, selon que j'apprends

„d'ailleurs, chez le Sieur Bossart et le Baron de Benterieder; je serai char„mé de le voir réussir par ce canal, pourvu qu'une affaire de cette grande „utilité vienne à sa perfection. Je n'ay pu decouvrir ce que l'on a fait du „projet de Marseau que V. A. a remis icy, on n'en a certainement point „parlé n'y à moy n'y à personne de distinction. L'on me dit hier qu'il avoit „esté renvoyé à l'advis de quelques marchands de Flandre, qui le desaprou„veront infailliblement, leur interêt étant plus grand d'envoyer un petit „vaisseau et de doubler 5 à 6 fois leur capital, que de voir profiter 20 à 30 „millions par une forte compagnie, dont le souverain et le Pays profite„raient. Il me semble, Monseigneur, que pour cette affaire le Marquis de „Prié devroit former une conference, dans laquelle ie pourrois entrer si V. „A. m'en juge capable, composée de deux conseillers d'Etat, autant des „finances, la chambre des comptes, des négocians les plus estendus et quel„qu' un de l'admirauté, pour examiner tous les articles proposés, et d'en „renvoyer une consulte sincère à la résolution de V. A. Si l'on ne suit „point cette coutume, rien ne s'effectuera" . . .

[32]) Eugen an Behlen. Wien, 20. Jänner 1720. Kriegsarch. „Das eigenhändig „unterm 4. currentis an mich beliebte schreiben ist mir mit dabey gelegt gewesten me„moir über die in Frankreich zu jedermanns Verwunderung und ansehen gebrachte com„pagnie von misisipi zu recht überkommen; die bißherige würkung dieses fast ohnbe„greiflichen werks ist so wohl zu vieler privat alß beforderist des königl. Aerarii nutzen „ansehent- und fürtrefflich gewesen, noch mehr aber wirdet seyn, wenn es also beständig „dabey bleiben und immer mit Vortheil würken sollte. Es wäre freylich wohl zu wün„schen, wann man in denen zu vielen guten einrichtungen wohl gelegenen und geschick„ten kais. niederländischen provinzen etwas dergleichen einführen, mithin nicht nur die „entkräfftete finanzen, sondern auch die durch verschiedene harte unglücksfälle ganz er„schöpfte provinzen in den vorigen aufnahm wieder bringen und erhalten könte. Von „seithen des guberno soll auch zu erlangung dieser A. h. intention nichts unterlassen „werden. Ew. Excellenz begreifen aber von selbsten gar wohl das nicht alle pro„jecten in einem ieden Lande sich ins Werk richten lassen, und was in einem „sehr gute, in einem andern oft ganz widrige effecten nach sich ziehet. Ich will „zwar die, so der bekannte Marseau gemacht, weder seine in derley sachen besitzende „fähigkeit und den dabei anrihmenden credit in keinen Zweifel bringen, ich habe aber „auch disen Menschen viele Monat mit allerhandt gedanken dahier umbgehen gesehen und „von vielen Millionen reden gehört, da er doch bey seiner abreise nicht einmahl die not„turfft, und mit harter Mühe 7—800 Gulden Credit gefunden, so auch dem Verneh„men nach mit Gefahr des Creditoris biß anhero ohnbezahlt auß stehen, daß also leicht „zu erachten daß von einen solchen mann keineswegs große sachen wie vermeint wird, „können vermuthet werden, um so mehr alß das übergebene project ein gemeines werk „ist, deren verschiedene andere vorhanden und eine bessere praesumption vor sich haben; „Indessen hat doch Hr. Marquis Prié sowohl dieses alß die übrigen mit kundigen Mini„stris und erfahrenen handels und seeleithen zu überlegen und gutachtlich darüber zu be„richten den kays. Befehl, Vollmacht und Instruction, worüber die Vollziehung mehr„mahlen anerindert wird." . . .

[33]) Eugen an Behlen. Wien, 17. Februar 1720. Kriegsarch.

[34]) Eugen an Behlen. Wien, 1. Mai 1720. Kriegsarch. „In erwartung deß aus-„schlages der in Brüssel veranlasten zusambentretung verschiedener in wechsel und com-„mercienſachen erfahrenen Handelsleuthen bleibe ich der Du Peray und Marseauschen „propositionen halber der Meinung, daß solche in Niederlandt gründlich untersuchet „und den Kaiser die Entscheidung anheimgestellet werden müße . . . . Meines erachtens „kann dasjenige was auß gelegenheit der eingeführten Missisipischen Compagnie in „Frankreich vorgegangen ist und zu aufrechthaltung des genommenen impegni despo-„tice schon würklich angekehrt worden und noch wohl weiters zu verordnen kommen „derffte, anderwertig beforbrist in Niederlandt umb so weniger Platz greifen, alß J. K. „M. gewisse hart ohnanständige principia anzunehmen ein billiges bedenken tragen, „solche auch in execution sowohl propter genium et privilegia nationis alß anderer „umbstände wegen die große beschwörlichkeit und weitläufigkeiten finden derften, zumah-„len da die Situation dieser Länder und daher rührende Besorgung eines Krieges den „credit bey außwertigen allzeith verdächtig machen und abhindern wirdet, frembe Gel-„der alldort anzulegen oder gegen Papier zu verwechseln" . . .

[35]) Eugen an Behlen. Wien, 5. Juni 1720. Kriegsarch.

[36]) Eugen an Prié. Wien, 3. April 1720. Hausarch.

[37]) Bonneval an Eugen. Messina, 1. April 1720. Kriegsarch. „nous avons gagné „au Missisipi ma femme et moy cinq cent mille livres qui sont actuellement „dans nos coffres" . . .

[38]) Behlen an Eugen. Brüssel, 24. September 1720. Kriegsarch. „Gestern hat sich hier „abermahlen ein französischer Curier sambt einen mit Lingots d'or beladenen wagen umb „selben nacher Holland zu transportiren, dahier eingefunden, welchen die gewöhnliche „Escorte auf des Duc Regent gesinnen bis Mordyk mitgegeben. Was dise große Trans-„porten an gold, auch der am 15. dis. ergangener Arrest, woburch alle billets auf „¼ reducirt, bedeuten und nach sich ziehen vermögen, kombt jedermann unbegreiflich vor „und ist dermahlige Armuth und Elend der französ. Nation unbeschreiblich, inmaßen derjenig „der 100,000 Livres reich gewesen, nicht mehr deductis deducendis als 238 Louisd'or „an werth übrig behalte, ja so gahr die hiesige Kaufleute schwerlich 200 Louisd'or dafür „geben werden. Wie man mir von Paris schreibt, so seye obgemelten Arrestes wegen „ein großes lamentiren und murmuriren entstanden, folgenden tags aber haben die „Franzosen sich darinnen ergeben und consoliren sich mit allerhand chansons et satirs „zu componiren, unter andern eine Tragedie welche den Duc Regent au lit de la „mort, tous les Princes du Sang et quelques ministres representiren thut."

[39]) Geschichte der Law'schen Finanzoperation. Von A. Kurtzel. Raumers histor. Taschenbuch. Neue Folge. Siebenter Jahrgang. S. 409—597.

[40]) Eugen an Behlen. Wien, 15. Oktober und 10. November 1721. Kriegsarch. „Die betrübenden Exempel in Frankreich und England lassen mehr als zu viel erkennen, „daß nicht einen jeden unbekandten Främbdling oder Duperayschen Projectanten, „welche unter dem speciosen Vorwand, ganze Länder zu bereichern, da sie doch „entweder selbst keinen Kreuzer in Vermögen haben, oder etwan anher geloffene „banqueroutier seindt, nichts als Eigennutz und das allgemeine verderben suchen," Zutrauen zu schenken sei. Auch ist auf sie, fährt der Prinz fort, nicht zu achten, weil sie „ja nichts zu verlieren haben, es gehe oder schlage aus wie es immer wolle. Das kays. „Absehen und dessen untergebenen Gouvernements pflichtmäßige bearbeitung ziehlet

„und beeyffert sich ein nicht nur der kays. Hochheit, würde und Ehre anständiges, sondern „auch denen gesambten unterthanen vorträgliches solid und nuzliches commercium einzu„führen und zu stabiliren, ohne die ohnedaß sattsamb jalouse nachbarn durch Anziehung „ihrer Unterthanen noch mehr zu ombragiren und zu allerhand impegni anlaß zu ge„ben, obschon in dem gesetzten Fall das Niederl. Commercium sodann nicht zu Vor„theil deren kays. sondern frembden unterthanen gereichen würde. Ew. Exc. werden den „kays. Dienst und allgemeinen weesen dero Länder ein angenehmes werck bezeigen, wann „sie in diesen allein antragenden wahren absehen mit rath und that an die handt zu „stehen, was aber dem zuwider ist, auszuweichen belieben werden" . . .

[41]) Eugen an Prié. Futak, 21. Mai 1717. Hausarch.

[42]) Eugen an Prié. Wien, 23. Dezember 1716. Hausarch. „. . . etant très „important au bien du service de S. M. I. et celuy des provinces en par„ticulier de faciliter et animer le commerce des Pais bas delabré par les „circonstances malheureuses du tems, particulièrement la navigation, unique „moyen de le remettre, et voulant autant qu'il depend de moy y contribuer" . . . 19. Mai 1718. „Je suis bien aise que le Sieur Cloots fait partir d'Ostende „dans peu de jours cinq vaisseaux chargés pour la Chine, Surate et autres en„droits . . . V. E. doit animer cet homme par un bon accueil et toutes les faci„lités possibles" . . . Und am 24. Juli 1720 schreibt Eugen an Prié: „J'ay ardem„ment souhaité et souhaite encore la reparation du port et des fortifications „d'Ostende par le grand bien et avantage qui en reviendra à S. M. I. et aux „Provinces des Pays bas; l'importance de l'entreprise fera infinement du mé„rite à V.E. et recompensera des depenses et peines qu'on a employés pendant „les années 1718 et 19 pour fortifier et augmenter les digues" . . .

[43]) Er beglückwünscht den Marquis del Campo wegen seiner Ernennung zum Gouverneur von Ostende „qui est la porte du commerce des Pays Bas du coté de la „mer, dont les fortifications et le port exigent une attention particulière." 1. Jänner 1718. Hausarch.

[44]) Er werde, schrieb Eugen an Prié, sein Möglichstes thun für die Wiederherstellung des Handels, „que je regarde comme une chose essentielle et indispensable „. . . V. E. doit consulter des gens experts, tirer d'eux les lumières necessaires „et en former un plan avec toutes les remarques pour l'envoyer à la souveraine „deliberation . . . usant toujours d'un secret convenable pour ne point exciter „la jalousie des voisins, qui ont interest d'empêcher la réussite de cette affaire „qu'ils regardent fort préjudiciable. La réparation du port et des fortifications „d'Ostende est une disposition qui doit précéder; il paroit pourtant que les Etats „de la Province ne sont guères pressés d'y concourir. Ils y sont engagés par „leur propre avantage et doivent ainsi le procurer en quittant toute animosité, „faction ou autre voie y contraire" . . .

[45]) Eugen an Prié. Wien, 30. Dezember 1719. Hausarch.

[46]) Eugen an Prié. Wien, 17. April 1720. Hausarch.

[47]) Schulenburg schrieb hierüber schon am 6. Oktober 1709 an den Grafen Werthern: „Le Prince Eugène . . . veut que rien égale ce qui a le nom des Impe„riaux, ou tout doit plier les genoux". . . Schulenburgs Denkwürdigkeiten. I. 470.

[48]) Eugen an Prié. Wien, 8. Mai 1720. Hausarch.

[49]) Eugen an Prié. Wien, 21. Dezember 1720. Hausarch. Er sei, erklärt Eugen „pleinement convaincu que V. E. continue pour le plus grand avantage du „commerce des Pays Bas ... Je conviens pareillement que tous les projets qu'on „a fait pour établir une compagnie, ne sont pas bons, et qu'il faut murement „examiner celuy qu'on voudra choisir, mais aussi dois je dire avec ma sincé-„rité ordinaire, que la Cour et quasi tout le monde est icy et ailleurs du sen-„timent que le prompt établissement d'une compagnie solide pour le dit com-„merce au climat éloigné est d'une utilité et necessité indispensable, car les „puissances qui en sont jalouses, en auront moins d'ombrage qu'en le faisant „comme on le fait à la debandade, et s'ils ne sont pas en droit d'empê-„cher ou n'empêchent point celuyci, ils le feront encore moins dès qu'on „l'aura établi sous l'autorité souveraine avec une certaine règle et di-„rection, car il est certain qu'il n'y a que le lucrum cessans et damnum „emergens, qui les engage à le troubler, ou s'y opposer s'ils peuvent; „ . . . l'établissement d'une compagnie bien ordonnée mettra le Gouvernement „hors des soins de la direction qu'il doit présentement donner . . . Tout le „monde aura les moyens d'y placer son argent et le profit se diffondera sur les „individus du pays . . .les manufactures internes seront cultivées par les soins „que la Compagnie sera chargée d'en prendre, la vente et l'achapt des mar-„chandises se fera à tems et bien sans que l'un cherche de prévenir ou avan-„tager sur l'autre, la dépense de l'armement pour le convoy et le soutien des „établissements qu'on aura fait sous des climas éloignés sera à ses depens et „soins, si les particuliers profitent moins par les frais de la direction; ils „auront en échange plus de sureté, le souverain aura un plus grand avantage „et en cas de besoin de l'assistance, enfin l'exemple et l'experience de nos „voisins doit nous mieux convaincre que tout le meilleur raisonnement; leur „commerce ne se seroit jamais mis ny soutenu en vigueur sans l'assistance „et service d'une compagnie, la conjoncture du tems pour l'effectuer paroit „présentement plus propre que jamais, les puissances qui pourroient s'y oppo-„ser sont diverties chez eux, il en faut profiter avant qu'elles se reconnais-„sent" . . .

[50]) De la Merveille an Eugen. Brüssel, 20. Mai 1722. Hausarch.

[51]) Eugen schreibt hierüber an den Marquis Prié am 30. November 1720: der Kaiser habe „déclaré non seulement insuffisantes les raisons alleguées dans le „mémoire de la compagnie des Indes en Hollande pour exclure les sujets de ses „Pays Bas du commerce et de la navigation dans ces pays eloignés, mais „aussi qu'elle veut et doit soutenir les droits incontestables qui lui compè-„tent par la nature, droit des gens et souveraineté envers eux qui voudroient „les troubler." Er werde dieß, fährt Eugen fort, dem holländischen Gesandten „communiquer dans des termes convenables en luy faisant connaitre qu'il faut „vivre et laisser vivre" . . . Hausarch.

[52]) Eugen an Prié. Wien, 6. Juni und 29. Juli 1722. Hausarch.

[53]) Eugen an Prié. Wien, 1. April 1719. Hausarch. „ . . . V. E. doit encore „ordonner à mon regiment de Dragons de se tenir prêt à marcher au premier „ordre, et pareillement l'envoyer à la premiere requisition que le Roy de la

„Grande Bretagne en fera, pour être transporté en Angleterre et y servir avec „les autres“ . . .

[54]) Eugen an Prié. Wien, 23. August 1721. Hausarch. „Celle-cy est pour „dire encore une fois à V. E. que S. M. et le Ministère est icy au bout de „la patience qu'on a eu jusqu' ici d'attendre le retour du courrier avec les dé-„peches . . . On dit publiquement que le retardement se fait en vue d'intérest „particulier, que la predilection dans les passeports vaut annuellement 100,000 „florins et plusieurs autres choses. Je n'entre pas dans leur verité ou fausseté, „mais je sais bien que le soupçon ne sauroit être malfondé parceque V. E. le „veut bien par ses propres faits et depuis longtems“ . . .

[55]) Eugen an Prié. Wien, 17. September 1721. Hausarch.

[56]) Eugen an Prié. Wien, 2. September 1722. Hausarch. „Tous ceux qui sont „tant soit peu équitables et informés des affaires des Pays Bas, doivent conve-„nir des soins que V. E. s'est donnée pour y introduire le commerce au clima „éloigné, et le porter au point avantageux où il est présentement malgré une „infinité de traverses et de difficultés qui se sont présentés en dedans et parti-„culièrement au dehors avec les puissances voisines et jalouses. Je n'ay man-„qué aucune occasion pour en donner un juste témoignage à S. M. I. et au „public. Si V. E. connoissoit la Cour et le pied qu'elle a prise depuis votre ab-„sence, vous ne seriez pas surpris de ce que les cabales et intrigues peuvent sou-„vent au préjudice du mérite. Coelbrouk et ses adhérents en ont profité moyen-„nant une protection qu'ils avoient ici au commencement et sous les auspices „de laquelle ils ont continuée à s'intriguer et ayder par tous les moyens qu'ils „ont pu trouver. Ils ont eu de la facilité non seulement par rapport aux som-„mes considérables que Coelbrouk a mis dans la compagnie orientale, qu'on a „etabli icy et dont l'avantage qui en dépend en partie, est fort à coeur à quel-„qu' un, mais aussi par rapport aux commissions pour des grosses sommes dont „il est chargé tant des négocians d'Angleterre que d'Anvers et particulièrement „d'Ostende; c'est par là et ses manières taciturnes qu'il a continué son crédit, „appuyé des personnes, que vous savez dans le tems que vous tardiez à envoyer „le plan de l'octroy que S. M. avait demandé. Pourtant luy et ses fauteurs ont „tort de s'attribuer le mérite de l'octroy, puisque celui de V. E. a été examiné „par le conseil suprême . . . . l'offre que Coelbrouk et ses fauteurs ont fait de „100.000 pistoles est connu et peut être le premier motif de ce qu'ils ont été „écoutés . . . . Le mérite de l'octroy gratis ne scauroit par conséquent pas re-„tomber sur eux, ayant été uniquement resolu par S. M. sur les représenta-„tions bien efficaces, que vous avez fait, moy, le conseil suprême et la confe-„rence ministeriale.“

[57]) Art. CIII. Finalement, pour droit de reconnoissance de cet octroi que „nous avons bien voulu accorder pour établir et former cette compagnie, „elle sera obligée de nous présenter et à chacun de nos hoirs et successeurs, „un lion courronné, tenant les armes de la Compagnie, du poids de vingt „marcs d'or.“

[58]) Da Prié darauf antrug, Eugen solle sich statt mit sechzig, mit hundert Aktien be-theiligen, antwortete der Prinz, er wolle nicht mehr nehmen, als er wirklich zu decken

vermöge, „car l'esperance du gain n'a aucune part à la resolution que j'ay prise.“ Eugen an Renty. Wien, 15. September 1723. Hausarch.

[59]) Eugen an Renty. Wien, 24. November 1723. Hausarch. „Je suis aussi peu „surpris de la demande que le Comte de Windischgraz a faite aux directeurs „de huit pour cent de profit sur les cent actions, que de la résolution qu'il a „prise de s'en défaire. Il suffit de connoitre son génie et le dessein qu'il peut „avoir eu en les prenant pour ne pas s'en étonner. J'ay toujours été du senti- „ment qu'il n'avoit souscrit pour tant d'actions que pour les débiter avec profit „et l'effet justifie que je n'ay pas mal songé. Je suis cependant curieux de sa- „voir ce qu'il en fera s'il ne trouve personne qui s'en veuille charger, et s'il „fournira en ce cas au payement ou bien s'il les abandonera a tant.“

[60]) Eugen an Prié. Prag, 2. und 6. Oktober 1723. Hausarch.

[61]) Eugen an den Kaiser. Prag, 28. August 1723. Hausarch.

[62]) Eugen an den Kaiser. Wien, 24. November 1723. Hausarch.

[63]) Eugen an den Kaiser. Wien, 17. Dezember 1723. Hausarch.

Sechstes Capitel.

[1]) Eugen an Prié. Wien, 12. Oktober 1718. Hausarch. „Je crois qu'il ne faut „aucunement permettre cet erreur et tacher de le supprimer autant qu'il est „possible, mais on doit aussi veiller pour qu'on ne procède pas contre les „règles et ordres prescrits par S. M. et les canons de l'Église, par des simples „soupçons mal fondés et excités par des envieux ou autres; la juridiction tem- „porelle ne doit point préjudicier à la spirituelle: ces sortes des cas sont fori „mixti et la première doit s'intéresser pour soutenir la seconde lorsqu' au pré- „judice de l'état elle procède contre les droits, privilèges et justice . . . Il paroit „par une de ces pièces que M. l'Archevêque de Malines demande à un de ces „prêtres de l'oratoire de s'expliquer sur la constitution unigenitus, sur quoi je „dois dire à V. E. que l'intention de S. M. est de se tenir indifférent sur ce cha- „pitre aux Pays-bas et qu'ainsy le sudit Archevêque ne doit aucunement faire „des passages y contraires, n'étant pas convenable de prendre parti dans cette „querelle.“

[2]) Eugen an Prié. Wien, 23. November 1718. Hausarch. „V. E. est infor- „mée des intentions de S. M. sur la conduite à tenir aux Pays-bas par rap- „port à la constitution Unigenitus. Je vous en ay renouvellé la mémoire il y a „assez de temps: comme cependant ie vois que contre toute meilleure atten- „te . . M. l'Archevêque de Malines a exigé de son chapitre qu'il acceptât la „constitution . . . sous peine de censures ecclesiastiques, je trouve d'une neces- „sité absolue de dire encore une fois à V. E. que je suis fort surpris de la con- „duite de M. l'Archevêque et l'inattention du Gouvernement de la détourner. „On auroit pu et dû regarder comme on fait en Allemagne et ailleurs, pour „éviter aux Pays-bas les troubles et desordres qui en sont provenus en France „et y malheureusement presagent des suites dont la communication aux Pays- „bas seroit d'autant plus importante, qu'elles sont plus voisines aux héréti- „ques. Pourquoi prendre partie dans une démêlé et s'exposer aux malheurs

„qu'elle entraine infailliblement à l'exemple de ce qu'on voit en France dans le „tems qu'on peut la regarder avec une entière indifference. J'en informeray S. „M. ne doutant aucunement qu'elle se declarera sur ce pied en conformité des „premières justes et convenables instructions . . . Il n'est pas nécessaire de „publier les sentimens de S. M. à l'egard de la constitution, mais on peut les „tenir secrets."

[3]) Eugen an den Erzbischof von Mecheln. Wien, 4. Jänner 1719. Hausarch.

[4]) Eugen an Prié. Wien, 12. April 1721. Hausarch.

[5]) Eugen an Prié. Wien, 29. März und 7. Juni 1724. Hausarch.

[6]) Vortrag Eugens an den Kaiser. Wien, 1. November 1724. Hausarch. Er schildert die „pernicieuse conséquence dont pourroient être pour la tranquillité pu- „blique ces sortes de violences . . . et combien il est à craindre de l'animosité „à laquelle on voit que les esprits sont réciproquement portés, qu'il ne naisse „une dissension ouverte parmi le Clergé, à moins que l'on n'y pourvoye inces- „samment par des remèdes convenables et suffisans, en obligeant un chacun „de quel Caractère ou qualité qu'il puisse être, de se conformer exactement à „la pieuse et prudente résolution de V. M. émanée sur ce sujet, par laquelle „Elle a défendu de ne poursuivre aucun qui ne s'oppose publiquement et avec „scandale à la constitution, et de redresser en conséquence tous les excés qui „pourroient avoir été commis contre cette salutaire disposition, ce qui est à „mon très humble avis le vray moyen de conserver le repos public si intéressé „dans une affaire de cette délicatesse. D'ailleurs V. M. connaitra assez ce qui „est caché sous ces nouveaux principes que l'on cherche à introduire qui ne „peuvent avoir aucun autre objet, que d'anéantir entièrement la puissance du „Souverain et de rendre indépendante celle des Ecclésiastiques, maximes „trop dangereuses et prejudiciables à l'autorité Royale pour ne pas mériter „une sérieuse attention de la part de V. M."

[7]) Er habe, schreibt Eugen aus Anlaß der Ernennung eines Abtes zu Echternach, in der Provinz Luxemburg, den Würdigsten gewählt, „afin qu'il y retablisse le bon „ordre qui paroit avoir été troublé, et remets la prétendue illegitime . . . capi- „tulation faite par la faction de quelques uns du monastère contre l'autorité „canonique des dits abbés et aboutissant à une vie plus libre, pour être ensuite „du dit avis annulé et cassé. Je veux espérer que le nouveau abbé malgré tout „ce qui s'est passé avec les religieux du monastère, fera de son mieux pour in- „troduire l'unanimité, charité, et bonne harmonie ecclésiastique et ramènera „par le bon exemple ceux qui pourroient avoir manqué..." Hofft: „de faire con- „noitre que toutes mes vues consistent dans le bon ordre de l'exercice et fonction „de ma charge." Eugen an Prié. 24. Mai 1717. Hausarch.

[8]) Eugen an Prié. Wien, 19. August 1724. Hausarch. . . . nécessité de ne rien „relacher d'un coté du respect et de la déference que les Cavaliers et gens du „pays doivent au Gouvernement, mais il faut aussi tacher de vivre avec eux en „paix et tranquillement, puisque rien n'avance plus le service qu'une harmonie „et assistence mutuelle entre le Ministre qui est à la tête des affaires et ceux qui „luy sont subordonnés" . . .

[9]) Mémoires du Marquis de Mérode-Westerloo. I. 350.

[10]) Eugen an Prié. 23. April 1718. „Le Marquis de Westerloo doit être payé „de ses gages de General de Cavallerie … la somme ne peut pas être si grande „qu'on ne trouve un expédient d'y satisfaire" . . . Hausarch.

[11]) Eugen an Rialp. 3. Juli 1718. Hausarch. „Je ne suis aucunement d'humeur „de tolerer la continuation de la conduite irregulière du Marquis de Westerloo, „et je veux soutenir la subordination militaire si bien comme Président de la „guerre et Capitaine General des Pays-bas pour l'indispensable service de S. M., „n'ayant que trop regardé le mépris et hauteur qu'il en temoigne"..... Und an Prié schreibt der Prinz hierüber am 12. Juli 1718. Hausarch. „J'approuve la conduite „que vous avez tenu sur les irrégularités et extravagances de M. le Marquis de „Westerloo . . . J'ay laissé par une consideration tout particulière en sa charge „le colonel qui avoit été mis à la place du dépossédé par la voye du fait, auquel „j'ay donné la première vacance, quoiqu'aucun Colonel . . . ait le pouvoir de „casser un officier sans la formalité d'un procés. L'Empereur même reforme, „mais jamais demets un officier sans justice de son emploi. Mais voyant qu'il „n'a aucune réciprocité pour cette consideration, il faut s'en remettre à la sub-„ordination militaire que je soutiendray comme président de guerre et Gouver-„neur General."

[12]) Eugen an Prié. Wien, 13. Mai 1722. Hausarch. „Les extravagances du „Marquis de Westerloo sont ici et ailleurs si renommées, que j'ay traité ceux „qu'il a eu à mon égard avec beaucoup de mépris et au dessous de mon atten-„tion et ressentiment, que j'aurais scu prendre avec tout autre. Je crois que V. „E. doit traiter sur le même pied les irrégularités qu'il commets là bas, et ne „pas témoigner plus d'égards pour luy dans les surséances de justice au préju-„dice de ses créanciers, qu'il vous en témoigne d'autant plus que des pareilles „concessions sont odieuses, sistent le cours ordinaire de la justice et ne sont „par conséquent pas trop à étendre" . . .

[13]) Eugen an Prié. Wien, 29. Jänner 1724. Hausarch.

[14]) Eugen an Prié. Wien, 18. März 1724. Hausarch.

[15]) Eugen an den Kaiser. Wien, 18. März 1724. Hausarch. „. . . violences et „barbaries si outrées commises par le Marquis de Westerloo contre ses sujets „que le Conseil de Brabant s'est vû obligé de prendre ces pauvres gens sous la „sauvegarde de V. M. et de leur permettre de sonner le tocsin pour pourvoir se „défendre contre la force qui leur seroit faite, ce qui seul doit plus que suffisam-„ment prouver quel doit être l'excès insupportable avec lequel le Marquis de „Westerloo se conduit" . . .

[16]) An Prié schreibt Eugen hierüber am 5. Juli 1724. „Quant à moy, je le crois „trop au dessous de moy, et j'ay trop de mépris pour luy, pour faire le moindre „cas de ses mauvais discours et des sottises qu'il peut avoir debitées contre moy. „Il est reconnu aussi fou de tout le monde et ma réputation, a ce que je me „flatte, est trop bien établie pour qu'un homme comme luy soit capable d'y „donner la moindre atteinte" . . . Hausarch.

[17]) Eugen an den Kaiser. Wien, 4. Juli 1724. Hausarch.

[18]) Eugen faßt in seinem Vortrage vom 9. Juli 1724 die Anklage gegen Westerloo in folgender Weise zusammen: „Il y a bien longtems deja depuis qu'il se conduit

„d'une manière si scandaleuse, laquelle est devenue si insupportable depuis „quelque tems que je ne vois plus comment V. M. se puisse dispenser de luy „témoigner les justes effets de son ressentiment. La témérité qu'il a eu de s'op-„poser par voye de fait aux ordonnances de V. M. publiées en Flandre pour „l'addition des comptes, et celle qu'il a eu de plus d'animer des autres par un „esprit de sedition à se joindre à luy jusqu' à solliciter des Ministres étrangers „à y entrer . . . l'insolence avec laquelle il a osé parler du Gouvernement et la „desobéissance publique et affectée qu'il a temoigné pour tous ses ordres, non „obstant qu'il en dépend comme vassal du pays, comme Conseiller d'Etat et „comme Colonel d'un Régiment, la cruauté avec laquelle il en agit avec ses „sujets . . . et enfin la liberté qu'il s'est donné . . . de se servir des soldats de „V.M. contre toutes les ordonnances militaires non seulement à ses usages par-„ticuliers, mais aussi à l'execution de ses violences . . . sont autant des motifs, „par lesquels le Marquis s'est rendu indigne de la clémence de V. M. et qui „semblent obliger sa justice à donner un exemple dans la personne du dit We-„sterloo qui soit proportionné à ses excès et qui fasse voir qu'Elle ne laisse pas „impunis ceux qui veulent abuser de sa bénignité pour les accumuler les uns „sur les autres“ . . . Hausarch.

[19]) Vortrag Eugens an den Kaiser. Wien, 9. Juli 1724. Hausarch.

[20]) Im zweiten Bande der Memoiren des Feldmarschalls Mérode-Westerloo, Seite 303—320 ist die Rechtfertigungsschrift abgedruckt, die er an die Kaiserin Elisabeth richtete und in welcher er deren Fürwort bei Karl VI. in Anspruch nahm.

[21]) Colloredo an Eugen. Mailand, 21. September 1720. Kriegsarch. „ . . . Ich „weiß wahrhaftig nicht wo her es doch komme daß mit dem Feldmarschall-Lieutenant „Graf Bonneval, wo doch alle militares ihren meriten gemäß vor anderen sonderbahr „zu distinguiren und zu cultiviren gewohnet bin, noch widerum auf das neue dergestal-„ten zerfallen müsse, daß Ich Ihre Kays. May. zur aufrechthaltung meines von dero-„selben mir Allergnädigst imprimirten caracteris um die behörige demonstration „alleruntertänigst implorire und auch E. D. um die erforderliche justiz sehr ange-„legentlich bitte“ . . .

[22]) Abgedruckt in den Mélanges militaires, littéraires et sentimentaires des Fürsten de Ligne, XXVI. 35. worin übrigens der ganze Vorfall in ebenso frivoler und widerlicher, als wenig verläßlicher Weise erzählt wird.

[23]) Eugen an Neny. Wien, 13. September 1724. Hausarch. „Je suis surpris „comment Bonneval a pu songer à un accomodement aux Pays-bas, puisque je „luy ay dit bien clairement avant son départ qu'il ne doit pas s'attendre à y en „avoir, mon intention n'ayant été jamais de placer ny luy ny un autre françois „dans des pays contigus à la France, non obstant que j'ay assez bonne opinion „de Bonneval pour croire qu'il seroit incapable de manquer à la fidelité et à ce „qu'il doit au service.“

[24]) Voriges Schreiben. „Je ne suis pas surpris que Prié soit chagrin de toutes „les intrigues qui se font depuis quelque tems tant icy que là bas. Il a surtout „raison del'être de ce que Bonneval vient de faire au sujet du prétendu discours „de M. la Marquise; je suppose que la chose n'est pas telle comme l'a dit Bon-„neval, et quand même elle le seroit, ce ne seroit que sur un fait dout toutes les

„gazettes publiques ont fait mention, et Bonneval n'en seroit pas plus excusable „de repandre des libelles si peu convenables, et d'exciter une Cour étrangère „à demander satisfaction à l'Empereur contre un de ses Ministres, ce qui ne „pourroit en aucune manière se souffrir de ceux qui sont engagés dans son „service“ . . .

[25]) Nach den im Kriegsarchive befindlichen umfassenden Berichten des Oberkriegscommissärs Gruber zu Brüssel an Eugen.

[26]) Eugen an Neny. Wien, 23. September 1724. Hausarch.

[27]) Eugen an Rubi. Wien, 11. November 1724. Hausarch. „Vous ne devés pas „vous mettre en peine de ce que Bonneval a manqué à la parole d'honneur qu'il „vous avait donné, de se rendre incessamment au Spilberg suivant les ordres „de S. M., puisque vous avés pris toutes les précautions qui dépendoient de „Vous“ . . .

[28]) Eugen an Prié. Wien, 9. Dezember 1724. Hausarch. „Il est vray que Bonne- „val m'a écrit la lettre dont V. E. fait mention, et il en a ecrit une autre sur „mon sujet à l'Empereur qui n'est pas moins insolente, ce qui m'a paru peu „surprenant d'un homme, qui fait voir son mauvais génie dans toutes ses „actions . . . On commencera incessamment le Conseil de Guerre impartial, „auquel S. M. a consenti sur ma representation, dans lequel on examinera tout „ce qu'il a fait depuis sa sortie du chateau d'Anvers, ce qui est entièrement „différent de l'affaire qui vous regarde, et quant à cette dernière on continuera „la conférence qui a été commencée pour cela“ . . .

[29]) Eugen an Prié. Wien, 20. Dezember 1724. Hausarch.

[30]) S. Saphorin an Lord Townshend. Wien, 30. Juli 1721. State paper office. London.

[31]) S. Saphorin. Relation sur les finances et les forces de l'Empereur. 1727. State paper office. London.

[32]) Eugen an Prié. 10. Februar 1720. „Il y a bien longtems que je ne reçois „ni réponse à mes lettres, ni information sur les affaires du Gouvernement, „quoyque les matières soyent très abondantes et le devoir d'un Ministre qui y „préside, exige absolument d'en rendre compte à mesure qu'elles arrivent. Je „ne scaurois cacher à V. E. que cela luy fait beaucoup de tort et cause une sur- „prise universelle“ . . . Und am 2. Juli 1721 schreibt Eugen: „A dire la vérité la „chose va trop avant, et ne sauroit continuer sur ce même pied sans se prosti- „tuer tout à fait. Point de réponse à une infinité de dépêches de S. M., mes et „autres lettres; nulle information sur les affaires du Gouvernement . . . Il me „parait pourtant que si V. E. ne veut avoir aucun égard pour ce qui la regarde „principalement, il seroit pourtant bien juste qu'on en eût au moins quelqu'un „pour les ordres de S. M.“ . . .

[33]) Eugen an Prié. Wien, 8. Oktober 1721. Hausarch. „Je suis fort prévenu et „je sais par moi-même que les occupations ne manquent jamais à ceux qui sont „à la tête des affaires comme V. E. l'est dans les Pays-bas. Je trouve qu'il n'y a „pas de moyen plus propre de s'en débarasser que celuy de leur donner une „certaine règle, de faire une distribution du tems et de n'en employer d'avan- „tage à une qu'il ne faut à proportion de son importance. Cela étant, on peut

„suffire à plusieurs, particulièrement lorsqu'un Ministre, comme il doit, se charge „seulement des principales . . . et donne la direction pour les autres aux subal- „ternes, tenant la main à la prompte execution de ses ordres . . . car il est „moralement impossible qu'il puisse par luy seul tout faire, et voulant l'en- „treprendre, il manquera tantôt de l'un et de l'autre côté et s'embarassera lui „même son esprit et sa santé sans servir le maître. La correspondance n'est pas „une affaire du Ministre, il ordonne les lettres, ou depeches, les Secretaires se- „lon leur respectif département les minutent sur le champ. Il n'y a que quel- „ques unes qui de tems en tems peuvent être de l'importance que le Ministre les „dicte ou ecrit luy même, cela arrive rarement et ne peut causer aucune „diversion aux affaires. Il y a partout des honnêtes gens qui font attention à „leur devoir et au serment qu'ils ont prêté" . . .

[34]) Eugen an die Marquise Prié. Wien, 5. Februar 1724. Hausarch. „ . . . je luy „ay remontré le préjudice infini que le service souffroit par ce délay et celuy „qu'il s'en fait à luy même, je luy ay marqué qu'il n'était pas naturel qu'un „Prince restât tant de mois sans savoir ce que son Ministre fait et ce qui se „passe dans son pays, tout a été en vain, il n'en a rien chargé de sa coutume . . . „Je souhaite qu'il ne soit pas a la fin luy même l'instrument de sa perte. J'en „serois fâché par l'amitié sincere que j'ay pour luy, et j'aurois du moins la con- „solation envers moy, que je l'en ay averti si souvent" . . .

[35]) Eugen an Neny. Wien, 16. August 1721. Hausarch. „C'est avec beaucoup de „chagrin que j'ay appris par votre lettre du 5. de ce mois l'accident dont M. de „Prié a été frappé, dans l'espérance qu'il en sera remis avant la réception de „celle ci et qu'il voudra prévenir les récidifs qui sont à craindre, par un régime „de vivre et de travailler. Je luy ay ecrit et fait écrire plus d'une fois qu'un „Ministre qui est à la tete des affaires ne saurait faire les dépêches . . . luy même, „hormis qu'il eut quelque chose de la dernière importance; il y a partout des „honnêtes et capables gens; on doit s'en servir selon leur département et génie; „sans se détourner par ce travail de la direction qui lui appartient. Il suffit pour „l'intelligence de la Cour d'exposer le fait et les cas dont il s'agit, et de joindre „son avis avec les circonstances essentielles, sans entrer dans des raisonnemens „trop étudiés. Il n'y a point de Secrétaire qui ne soit en état de faire des pa- „reilles depêches, quant elles sont bien et clairement ordonnées; la politesse est „bonne et sert d'ornement aux lettres, mais il ne faut pas que pour l'avoir, elle „occupe l'esprit d'un ministre et le détourne des affaires journalières et plus „sérieuses. La régularité est l'ame de tout ce qu'on entreprend, c'est assés de „la négliger quelque tems pour qu'on ne soit plus en état de la reprendre „hormis un état de violence ou diligence extraordinaire pour prévenir de ne „pas être accablé; il n'y a point de méthode meilleure que d'éxpedier les affai- „res à mesure qu'elles viennent; cela rend l'esprit tranquille, et tout le monde „content; parlés en cette conformité à M. le Marquis de Prié par mon ordre et „assurés le que c'est principalement par la part que je prend à sa conserva- „tion" . . .

[36]) Eugen an Prié. Wien, 1. April 1722. Hausarch. „C'est bien malgré moi „que je dois dire à V. E. que l'administration du Gouvernement des Pays-bas

„ne scauroit continuer sur le pied de nulle Correspondance avec la Cour, d'une „lenteur extrême dans l'expédition des affaires et des plaintes universelles à ce „sujet tant des étrangers que d'ici et des gens du pais. Il ne suffit pas de faire „les affaires mais il faut que cela soit à tems . . . Je me suis jusqu' ici fait un „plaisir d'excuser toutes ces irrégularités sur l'espérance que V. E. m'a donné „d'y remédier, mais voyant qu'au lieu de ce changement il va de mal au pis, „de sorte que j'avoue franchement qu'il ne me convient plus de me charger de „reproches pareilles, je remets à la prudence de V. E. si une conduite de cette „nature est le chemin de parvenir à ce que vous désirez, et si au lieu de vous „faire du mérite, vous ne perdez pas pour vous et pour la famille celui que „vous vous êtes acquis" . . .

[37]) Eugen an Renty. Wien, 22. Dezember 1723. Hausarch. „Je souhaiterois qu'il „ne voulut pas effacer le souvenir des services importants qu'il a rendus en tant „d'occasions par sa lenteur . . . qui veritablement est intolérable, mais je vous „avoue que quand je reflechis que son procédé est toujours le même à cet égard „sans qu'il fasse la moindre attention à tant de remonstrances que je luy ay „faites, je commence aussi à m'en lasser, puisque si M. le Marquis ne veut pas „mieux ménager sa réputation qui n'est pas peu blessée par les reproches que „le public fait contre sa lenteur qu'il attribue souvent à d'autres vues, en quoy „cependant je suis persuadé qu'on luy fait tort, il devroit du moins considérer „que la mienne est egalement interessée dans ces reproches, ainsi que l'on peut „dire, ou que je ne devrois pas la souffrir, ou que je ne scais pas gouverner „le pays avec l'ordre qui seroit nécessaire. En effet plus que je songe à la „conduite de M. le Marquis, moins je m'y trouve et moins je comprens le motif „qu'il peut avoir d'en agir ainsi" . . .

[38]) Eugen an Prié. 8. Februar 1718. „. . . le conseil suprême de Flandre se „tient dans des bornes de modération et de modestie."

[39]) Eugen an Prié. Wien, 17. September 1722. Hausarch. „Il se peut que le „Conseil suprême des Pays Bas cherche d'étendre son autorité. Cela est fort „naturel pendant qu'il voit la manière despotique avec laquelle les Vicerois de „Naples et de Sicile et le Gouverneur de Milan sont traités" . . .

[40]) Eugen an Renty. Wien, 31. Jänner 1725. Hausarch.

[41]) Eugen an Renty. Wien, 10. Juni 1724. Hausarch.

[42]) Eugen an Prié. Wien, 20. September 1724. Hausarch.

[43]) Eugen an Prié. Wien, 22. November 1724. Hausarch.

[44]) Eugen an Prié. Wien, 9., 13., 16. Dezember 1724. Hausarch.

[45]) Eugen an Renty. Wien, 10. Jänner 1725. Hausarch.

[46]) Sie ist vom 8. Jänner 1726 datirt, ist in spanischer Sprache abgefaßt und befindet sich im Hausarch.

[47]) Bergmann. Pflege der Numismatik in Oesterreich. Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften. XIX. 82.

[48]) S. Saphorins Bericht vom 12. September 1719. State paper office. London. „L'impératrice mère entre par rapport aux Pays-bas dans le systeme contre le „Prince, parcequ'Elle a toujours en vue d'en procurer le Gouvernement à l'ainée „des Archiduchesses Léopoldines" . . .

[49]) Eugen an Neny. Wien, 27. Jänner 1725. Hausarch.

[50]) Eugen an Neny. Wien, 30. Dezember 1724. Hausarch. „. . . je crois de „m'être mis par là en état de servir plus utilement."

Siebentes Capitel.

[1]) Conferenzprotokoll vom 20. April 1722. Hausarch.

[2]) Conferenzprotokoll vom 13. Jänner 1724. Hausarch.

[3]) Bartensteins Manuscript. Hofbibliothek.

[4]) Coxe. Memoirs of the kings of Spain of the house of Bourbon. III. 101.

[5]) Es befindet sich im Originale, jedoch undatirt, im Hausarchive und lautet: „Mon „chere Prince. Wan der Sinzendorf E. L. noch nicht ehe gesehen, gib ich da ihnen „nachricht von ein curiosen aber zugleich haklich und wichtigen casus. Vndt ehe ich „darauf komb, werden E. L. auf disen intercepto was mit NB. gezeichnet sehen, das ein „ney convertirter holendter, dessen namen in brif vbl geschriben vndt Ripperda (wel„chen E. L. noch als deputirten bey den arméen in niderlandt werden kant haben) soll „vill bey den duc danjou geldten vndt in wichtigen comissionen soll in gehaimb vndt „vnverhoft in moscau geschickt worden sein, dis hab ich heint E. L. sagen wollen vndt „vergessen; izt auf den abendt aber hat mich der Sinzendorff auf den draumb gebracht „dan er mir gesagt das sich ein frembder in gehaimb bey ihn angemeldt vndt dis sey eben „diser riperda von duc danjou mit vollmacht (welche er auch gleich original den Sin„zendorff vorgezeigt) geschickt, vmb ia moglich sich aparte mit mir zu vergleichen vndt „wirdt E. L. der sinzendorff weyter berichten was in disen ersten discurs vorgangen sey, „wo ich ihme befohlen E. L. gleich alles zu comuniciren in obacht zu nemen, welcher so „vnachtsamb oder wohl malicios gewesen vndt sein rechten namen ohn verstellung bey „den Thor abgeben hat, also es wohl die frembde minister schon auch wissen werdten. „Dis ist der casus, welchen E. L. gleich hab berichten wollen vndt mir lib sein werdt ehist „dayber mit E. L. zu redten; wie den morgen fruh werdt E. L. erindern lassen ob ich „auf oder zu hauß sein werdte; die materia ist sehr haklich important vndt jaloux vndt „wirdt sich mundlich vill redten vndt mehr betrachten vndt consideriren lassen, also „mich izt weyter nicht extendir, et je vous embrasse de tout mon coeur estant „toujours votre Carl.

[6]) Coxe. History of Austria. II. 82. (Nach S. Saphorins Berichten).

[7]) Referat über die Schlußhandlung mit el duque de Ripperda. Vom 13. und 15. April 1725. Von der Hand des Hofrathes von Buol. Hausarch.

[8]) Conferenzprotokoll vom 18. April 1725. Hausarch.

[9]) Protokollsauszüge über die Verhandlungen Sinzendorffs mit Ripperda am 21. April 1725 zu Hernals. Hausarch.

[10]) Eugen an Kaiser Joseph. 2. Oktober 1705. Kriegsarch. Schon am 24. Juli desselben Jahres schrieb Eugen über Saint Saphorin an den Kaiser: „Ich khan Ihme „das gezaignuß geben, daß Er bis dato Einen sehr ruemwürdigen Eyfer bezaiget, auch „vill stattliche dienste praestiret: dannenhero dero Kayserlichen gnadens Erkandtlichkeith „sich wohl würdig gemacht habe."

[11]) Eine Denkschrift desselben sur la flotte du Danube vom Jahre 1717 befindet sich im Kriegsarch.

[12]) Der Vertrag selbst ist mir nicht zu Gesicht gekommen, wohl aber habe ich die Gewißheit von seinem Abschlusse, so wie dessen Inhalt in seinen wichtigeren Bestimmungen aus dem Bartenstein'schen Manuscripte und der Correspondenz Eugens entnommen. Die Ratifikationen wurden am 29. August 1725 bei Eugen in Gegenwart des Prinzen, dann der Grafen Sinzendorff, Starhemberg, Windischgrätz und Schönborn, endlich Ripperda's selbst ausgewechselt.

[13]) Conferenzprotokoll vom 27. Jänner 1726. Hausarch. „will es ohnumgänglich sein, „daß man so viel möglich ist, ein totum aus E. kays. und Cath. May. weithläufig und „herrlichen Monarchie mache, mithin nach deroselben schon vorhin gefaßten Entschluß „man wochentlich mit dem spanisch und Niederl. Rath zusammen komme, eines theils „von denselben vernemme, wie der Zustand der dortigen fundorum cameralium be„schaffen sey, was für arbitria vorträglich wären und gewonnen werden könten, anbey „alß pro regula infallibili gesetzet werde, daß alle unnöthige Ausgaben abgestellet, alle „unwirthschaften sowohl beym Civili alß militari vermeydet und endlichen alles ange„wendet werde, was zu Auslangung in der gegenwärtigen Crysi einigermaßen vorträg„lich seyn könte."

Der Kaiser bemerkte eigenhändig hiezu: „Placet in toto wie die Deputation wohl „einrathet, und ist unumgänglich mit ernst die anstalt zu machen, um sich in rechte Ver„fasung zu setzen, zu welchen vorderist eine Deputation anfänglich in der Statt, wo der„selben aus mein Befehl der Vortrag der Nothwendigkeit zu thuen, und nacher vor Mir „wegen der hiesigen Landen zu halten, der Kriegsrath sein Entwurf ohne Zeitverlust ver„fassen; alsdann wochentlich und so oft nöthig so wohl mit den Deputationen als auch „Conferenzien mit den spanisch und Niederl. Räthen vor mir, oder da ich nicht zeit in „der Statt continuirlich gehalten und allerseits mit Ernst zu diesen End gearbeithet und „beygetragen werde."

[14]) Conferenzprotokoll vom 11. Februar 1727. Hausarch.

[15]) Der Hofkriegsrath an Eugen. Wien, 7. Oktober 1716. Kriegsarch. „Fürst „Trautson hat hierbei in Vortrag gebracht, daß der Czarische Resident auf die endigung „der von seinem Principalen anerbotenen defensiv Allianz sehr eifrig antragen thete, „worauf einstimmig befunden, daß solches bindnus auf alle weis abzulehnen und zu ver„hindern seye, indem sie derzeit nicht nöthig, der Czar wie die exempel vor Augen „liegen, seinen Bundesgenossen sehr beschwerlich falle, in dem Römischen Reich und in„sonderheit den Meklenburgischen viel ungebühr begehe, dessen nechere nachbarschaft ab„sonderlich respectu seines in oriente ob rationem Religionis habende genossen an„fangs gar zu bedenklich, auch solcher unter den schein sothaner allianz vill ohnange„nehme demarches machen und entlich bey der Friedenshandlung selbst schädliche hin„dernusse zuziehen dörffte" . . .

[16]) Eugen an den Hofkriegsrath. 16. Oktober 1716. Kriegsarch. „betreffend die „Allianz mit dem Czar bin ich eben der meinung das eine bloße defensiv allianz pro „hic et nunc keinen Theill vorträglich, mithin abzulehnen seye, wann er aber zu einer „offensiven zu bringen wäre, glaubte daß solche auf alle weiß vorträglich und gar nicht „zu entschlagen, dann einmahl gewiß daß die Ottomanische Pforten zu der bevor„stehenden Campagne allmögliche kräfften anspannen, von der Venetianischen Diver„sion, wie leider die erfahrenheit sattsamb zu erkennen gibet, wenig besseres zu hoffen, „das Königreich Pohlen mit innerliche Unruhen zertheillet, ihme selbsten nicht gewachßen

„und also die ganze ottomanische Kriegsmacht auf J. M. allein fallen wird . . . und da „vermuthlich bey so gestalten dingen der Moskovitische hoff die convenienz der offensiv-„allianz erkennen dörffte, wird man die bedingnüsse von saithen J. M. umb so leichter „nach den interessen einleiten, die vermeinte garantie der eroberten schwedischen Län-„der ablehnen und die übrigen besorgenden gefährlichkeiten behutsamb abfassen können"...

[17]) Der Kaiser an Eugen. Wien, 14. September 1716. Hausarch. Ganz eigenhändig. „Wegen des Zaars bin ich vollig E. L. ihrer mainung, daß vorderist ehender alle „extrema zu tentiren alß zuzulassen daß er authoritet vndt Fuß in den teutschen Boden „fasse, wie dan auch schon die notig scharffe rescripta an ihn vndt auch an die craisaus-„schreibende Fürsten gangen sein vmb ihn darin zu hindern."

[18]) Hierüber findet sich ein undatirtes, eigenhändiges Schreiben des Kaisers an Eugen im Hausarchive. Es lautet: „Mon très chere Prince. la scena è scoperta „vndt vnser gefangener ist ofenbahr, izt gleich hat sich der zaarische resident bey mir an-„sagen lassen vndt mir gemeldt preter propter haec formalia, das da er nemblich von „sein herrn anhero zuruck komen, er auch absonderlich befehlt wordten sich von des Zaro-„wiz aufenthalt zu informiren, alß der wohl glaubte das er Zarowiz sich in meinen lan-„den wurdt salvirt haben, absonderlich da wür so nah befreundt weren vndt so er resi-„dent waß grundlichß erfahren kunt, alßdan mir disen beyliegenden brif zu Vbergeben. er „hat aber lang nichts erfahren konen, also das er gahr meine ministros befragt, welche „sich auch vnwissend gezaigt hatten, also er auch curir ausgeschickt, deren einer endlich „den Zarowiz zu Ernberg erforscht, das er dort von mir auf vndt frey auf gehalten „werdte, vndt so gahr der kurir selbst ihn ersehen vndt kennt hatte, also er notig gefunden „mir disen brif zu geben vndt namen seines herrn die auslifrung an den residenten „selbst, doch mit beklaytung einiger meiner oficir zu begehren vndt dadurch Vnser freund-„schafft mehr zu festigen mit ein gewohnlichen compliment. Ich hab nichts geantwort „alß das ich die nachricht die mir der Zaar von disen casu gebte, estimir, das ich mich „besser erforschen vndt weyter auf den brif ersehen, was zu thun vndt zu antworten sein „wurdt. Daß bericht E. L. vndt glaub werdt ein balde wayter deliberacion notig sein. „je vous embrasse de tout mon coeur et je suis tout votre Carl.
„het baldt vergessen heunt habe ich auch die expedicion vor die weyter abrayß des Za-„rowiz bekomen, also erwahrt E. L. mainung, ob selbe fortzugehen odter bis auf weyter „deliberacion aufzuhalten." Und am 18. September 1717 schreibt Karl dem Prinzen eigenhändig: „Was sonst derweil mit den Zaar wegen des Zaarewitz passirt werdten „E. L. schon wissen, nemblich daß er wider ein seinigen geheimen Rath anhero geschickt „vndt bezaigt daß er weiß daß sein Sohn in Tyrol wahre vndt von dort sey auf Neapl „geführt worden, also er ihn zuruck begehr vndt sein in selben brief einige starke termini „gewesen, vber welchs man gemaint nicht mehr die Sach zu verschweigen sondern zu be-„kennen daß er dort sey, daß man auch nicht darwider war den geheimen rath mit den „Zaarowitz reden zu lassen, zu sehen ob er ihn bereden kann sich wider zu den Vatter zu „verfügen, welchs ich gar gehrn sehen wurde, aber dabey klahr bedayt, daß da sich der „Prinz in meine handt geworffen, ich nie zugeben wurdt, daß ihn gewalt geschehete, noch „ich ihn wurdt zwingen konen zu sein Vatter zu gehen, wan er nicht freywillig wolt, „vndt also steht noch dise sach vndt ist zu erwarten waß der minister werdt mit ihm ge-„richt haben vndt alßdann weyter zu sehen was der Zaar vor mesuren nemmen werdt, „obwohlen ich glaub er izt mehr alß zweymahl denken werdt widter mich ein feindselig-

„keit anzufangen, absonderlich da vns Gott widter den Erbfeindt so gesegnet hat.“ Hausarch.

[19]) Ce Senateur avait ordre de proposer à S. M. I. et Cathol. de vouloir accéder à un concert à former contre le Czar, dont le pouvoir enorme le met en etat de troubler le repos de l'Europe, et celuy des membres de l'Empire Germanique . . . Memoire im Kriegsarch.

[20]) Eugen an Czar Peter. Wien, 6. März 1720. Kriegsarch.

[21]) Conferenzprotokoll vom 23. Jänner und 23. Februar 1720. Wenn der Czar einen Gesandten schicken wolle, „excipiatur Tolstoy, ob ejus errores et excessus.“ Rabutins Berichte an Eugen über Rußlands innere Verhältnisse, den Hof, die Streitkräfte, die Marine u. s. w. sind von großem Interesse. Sie befinden sich im Kriegsarchive. „Kronstadt sei,“ so schreibt er am 31. August 1726, „mit solchen Befestigungs„werken und unglaublicher Menge von Stucken, die von allen Seiten den Zugang be„streichen, versorget, daß ein Feind kaum auf einige Art jemahlen beykommen könne, mit„hin die russische Flotte allzeit in diesem Porto die sicherste Bedeckung gegen jeden Ver„such haben möge.“

[22]) Foscarini. Storia arcana 150.

[23]) Conferenzprotokoll vom 19. März 1726. Hausarch.

[24]) J. B. de Orendayn an Eugen. Madrid, 17. Mai 1726. Hausarch. „Acava el „Rey mi amo de separar de todos sus empleos al Duque de Ripperda, hauiendo „tenido por conveniente S. M. admitir a este Ministro la demision que propuso „de ellos; y se ha dignado su Real infinita piedad de poner a mi cuydado el „encargo de la expedicion de quanto sea relativo à los tratados de Paz, Alianza „y comercio concluydos con el S. Imperador, y a la correspondencia con esa „Corte; y honradome yo venignamente por S. M. de una confianza tan de su „real servicio, no puedo menos de dar principio a esta mi fortuna con el paso „de romper mi silencio, y atreverme a dirigir a V. A. estas mis reverentes lineas „y esforzar mis expresiones para poter significar a V. A. el profundo respeto „con que admiro y venero su importe persona. Las grandes e incomparables „acciones de V. A. le han hecho de justicia el objeto de la admiracion de los „hombres y el honor de nuestro siglo; pero la conclusion dichosa de la paz „entre sus Mag. Catholica, y Imp., a que tanto concurrio V. A., a dado un „maior realce a sus glorias para que en España sea mas distintamente apla„cidido su nombre; y saviendo yo por el manejo que desde el principio de este „negocio, me concediò la piedad del Rey en la expedicion de lo que se ofreciò para „concluirlo, la aplicacion con que se interesaua V. A. en el progreso y perfeccion „de la grande importancia de esta paz, conceui desde entonces a V. A. una tan sina„lada y reverente atencion, que contenida hasta a qui en mi silencio porque el „sistema y combinacion de las cosas no me permitia mayor livertad, se explica oy „a V. A. con tanto mayor gusto quanta a sido la necesidad con que a estado repri„mida en mi consideracion; y siendo el unico objeto de todas las mias el maior „servicio y gloria de mi Amo el Rey, y biendo esta tan augurada en la rice„proca union y amistad con el Imperador, es consiguente que ponga yo todo „mi estudio en obsequiar a V. A. y merecer a su bondad el concepto de que „ninguno se desvelarà mas que yo en la execucion de las ordenes que S. M. se

„siruiere darme para el complimiento de los mismos tratados, y como esta mi „disposicion y animo es la que unicamente puede proporcionarme la acepta- „tacion de V. A. que tanto deseo grangear, me prevalgo de esta sincera decla- „racion de mis sentimientos para que tenga a bien V. A. esta mi primera reve- „rente expression de mi respeto y se incline V. A. à darse por servido de mi „obsequio“ . . .

[25]) Eugen an Königsegg. Wien, 3. Juli 1726. Hausarch.

[26]) Eugen an den Marquis de la Paz. Wien, 10. Juni 1726. Hausarch. „Non „potea sciegliere S. M. soggietto più degno, nè a me potea giungere nuova più „grata, assicurandola che l'ho sentita con tutto quel piacere che corrisponde „alla singolar stima che professo al di lei gran merito, che mi è noto dal testimo- „nio di diuerse relationi, che ne ho hauuto, e tanto più ne godo perchè spero „che riuscirà questa scielta di non poco uantaggio agli interessi di S. M. Cat. „i quali considero uniti in tutto con quei di S. M. Ces., ne dubito che hauendo „hauuto V. S. Ill. tanta parte nello stabilimento di questa felicissima unione „fra i nostri Sovrani, procurerà sempre conservarla, anzi stringerla vie più, „conforme mi farò debito di procurarlo anch' io del canto mio, affinchè resti „indissolubile fra loro l'amicizia, tanto necessaria al ben commune della „Christianità, quanto utile e gloriosa a questi gran Principi, e vedrà V. S. Ill. „dagli effetti, con quanta sincerità è portata la Maestà dell'Imperador per tutto „quello riguarda l'interessi del Rè suo Signore“ . . .

[27]) Conferenzprotokoll vom 5. Dezember 1726. Hausarch.

[28]) Bartensteinisches Manuscript. Hofbibliothek.

[29]) Dem Conferenzprotokolle vom 7. November 1726 fügte der Kaiser die eigen- händige Bemerkung bei: „Wegen Gibraltar beyrucken, daß wie Ich es kenne die gantze „Macht vnd Armee also absorbiren werdt, daß sonst gegen keinen anderen Orth eine „nöthige Operation werdt können gemacht werden, man sich enerviren werdt vnd je- „doch sehr zu zweiflen ob endlich der endzwekh werdt erlangt werden“ . . .

[30]) Conferenzprotokoll vom 23. Mai 1726. Hausarch.

Achtes Capitel.

[1]) Friedrich Wilhelm an Eugen. Berlin, 4. Juli 1713. Kriegsarch. „Ich zweifle „auch nicht E. L. werden durch mein voriges Schreiben von der Opinion, die sie zu „haben bezeigen, ob hätten Meine in dem Erzstift Cöln gestandene Trouppen die Subsi- „stenz darauß nach Willkühr bezogen, nunmehr desabusiret seyn; gestalt Mir denn „durch solche Imputation gewiß gros tort geschiehet und Ich nicht hoffen will, daß E. „L. Mich und Meine trouppen mit dergleichen ungegründeten Imputationen ferner „belegen werden“ . . .

[2]) Eugen an Schönborn. 10. Juli 1713. Kriegsarch. „ . . . daß Ew. Exc. dasienige „abermahlen nacher Berlin communiciren werden, was Ich an dieselbe geschrieben, „gleich sie in ihren eigenhändigen Postcripto melden, dauor bin Ich ihnen keineswegs „ obligiret, da sie aus der anliegenden Copie mit mehreren zu ersehen belieben, wie sehr „der König meine von Ew. Exc. ihme communicirte Extractschreiben, vom 2., 5. und „9. passato Empfunden und was Er in ziemblich anzüglichen terminis an mich dessent-

„wegen geschrieben hat .... Ich kann ihme dessen gar nicht verdenkhen, sondern muß „mich mehrers verwundern, wan Ein Minister dem anderen in sachen vertraulich schreibt und seine Sentiments eröffnet, daß man es an frembde Höffe vollkhommen com-„municiren thue, alß welches, wann es auch geschiehet, sonsten auf eine gewisse Maß „und Ziehl zu geschehen pfleget" . . .

[3]) Eugen an den König von Preußen. 10. Juli 1713. Kriegsarch.

[4]) Conferenzprotokoll vom 4. September 1720. Hausarch.

[5]) Die besten Aufklärungen über Klement sind enthalten in Karl von Webers „Aus vier Jahrhunderten," S. 166—241. Seine Schriften wurden von Fiedler veröffentlicht und füllen den XVII. Band der von der kais. Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Fontes rerum Austriacarum."

[6]) Abgedruckt bei Weber. S. 213.

[7]) „Mort Dieu, je ne suis pas homme à agir autrement qu'à la tête d'une „armée par ordre de l'Empereur"... Schreiben Flemmings vom 19. Dezember 1718. Weber. S. 214.

[8]) Conferenzprotokoll vom 13. Jänner 1719. Hausarch.

[9]) Conferenzprotokoll vom 22. März 1719. Hausarch.

[10]) Conferenzprotokoll vom 27. Jänner und 23. Mai 1722. Hausarch.

[11]) Conferenzprotokoll. Hausarch.

[12]) Herzog Ferdinand Albert von Braunschweig-Bevern an Eugen. 17. Dezember 1723. Kriegsarch. „. . . l'attachement que j'ai pour votre personne ne me per-„met pas de vous dissimuler plus longtems qu'on est à Hanovre dans l'opinion „que V. A. écoutoit peut être trop sur les différends dans l'Empire ceux dont „ils s'y persuadent qui ne veulent aucun bien au Roy et qui par consequant ne „manqueront pas de faire tous leurs efforts pour lui donner des idées peu favo-„rables des droits de S. M. Britannique en qualité d'Electeur et même point as-„sez fondées dans les constitutions de l'Empire. Je n'ai à la verité pas manqué „de leur opposer les justes et droites idées que je vous connoissois tant sur ce „qu'on devoit à l'Empereur que sur ce qui convenoit aux Etats de l'Empire"...

[13]) Eugen an den Herzog Ferdinand Albert von Braunschweig-Bevern. Wien, 29. Dezember 1723. Kriegsarch. „ . . . Mir ist aus E. L. vom 17. dieses . . . leydt zu ver-„nehmen, das man an den bewußten hoff von mir eine so ungleiche meinung führen „mag, umb so mehr alß denenjenigen so mich sonsten khennen, wohl wissend ist, daß ich „zu aller zeit und gelegenheit in meinen Thun und Lassen ohne passion und einseitig-„keit zu handlen und fürzugehen gewohnt bin, und gleichwie ich auf dise weis jederzeit „nichts anders als die Beförderung des A. h. und des publici dienst haubtsachlich vor „Augen habe, also lasse mich auch durch intriguen und hofcabalen von diesem prin-„cipio niemahlen abwendig oder irr machen. E. L. ist vorhin bekandt, was deroselben „wegen der so nöthig alß heylsamben freuntschaftserneurung und harmonie gemeldt, „und das ich hierunter meines orths angewendet, was nur von mir und meinen einflüssen „in sachen hat abhangen können, das aber dessen ungeachtet der bisher abgezilte effect „nicht zu erreichen möglich gewesen, ist um so mehr zu bethauern, als von der darunter „waltenden angelegenheit die gemeinschaftliche wohlfahrt allerdings dependiret" . . .

[14]) Seckendorff an Eugen. Leipzig, 25. April 1723. Kriegsarch. „ . . . Gewiß ist „daß man von Trouppen an Schönheit, proprietet und Ordnung in der Welt derglei-

„chen nicht sehen kann, und obwohl in exerciren, handgriffen, marchiren und derglei- „chen viel gezwungenes und affectirtes mit unterlauft, so sind doch so viel nüzliche und „ordentliche sachen die zum handwerk selbst gehören, mit dabey, daß man überhaupt sagen „muß daß nicht das Geringste bey der Armée und den Truppen abgehet . . . Ihre zahl „ist gegen 70.000 Mann und kein Regiment das nicht über 100 Mann complet, das „zeughaus ist mit Belagerungs und Feldartillerie überflüssig versehen, daß nichts als „die Pferde mangeln selbe zu bespannen, und ist ein solcher Vorrath von Pulver, Kugeln „und Bomben vorhanden, als wenn ein würklicher Krieg in der Nähe, wie man dann „in Berlin und gantz Brandenburgischen so viel mouvements siehet, als in Wien ge- „wesen, wie man im letzten Türken Krieg begriffen war. Dieses alles nun dirigiret „der König einzig und allein und arbeitet anbey in publicis, privat, haußhaltung und „domainen affairen mit solchen ernst daß auch kein Thaler ausgegeben wird, so von „ihm nicht unterzeichnet. Wer es nicht sieht kann es nicht glauben, daß Ein Mensch in „der Welt von waß Verstand Er auch ist, so viel differente sachen in ein tag expediren „und selbst thun könte als man bey diesen König täglich expediren sieht, dazu Er den „morgen früh von 3 Uhr bis gegen 10 Uhr verwendet, dann aber mit militar exercitien „den Rest des Tages in Berlin zubringet“ . . .

[15]) In welch hohem Grade diese Abneigung den Prinzen beherrschte, zeigt folgendes Schreiben an Seckendorff vom 17. August 1729. Hausarch. „ . . . die bey denen Han- „nover und Hessischen Musterungen vorgefallenen Avanturen sehen meines Erachtens „einen ordentlichen Schauspiel gleich und haben Ew. Exc. sowohl als ich den König als „damaligen Churprinzen von Hannover bey der Armée in Brabant gesehen, um zu „wissen, was wir von dergleichen rodomontaden zu glauben haben. Den König von „Preußen haben sie aber, so sie es diensam finden, gelegentlich nebst Vermeldung meines „respects lachender in discurs beyzubringen, daß er an allen denen mit dergleichen „Musterungen in der Welt gespielt werdenden Comoedien den größten Antheil habe, „denn da er seine Armée in der Geschwind- und Geschicklichkeit des Exercirens und „allen anderen zum Ansehen der Trouppen diensamen Vorkehrungen in einen so vor- „trefflichen stand gesezet, die andere es ihme gleichfalls gleich zu thun suchen, wiewohl „sie den Vernehmen nach noch weit entfernt wären weder in einen noch den andern es „Ihme gleich zu thun“ . . .

[16]) Eugen an Seckendorff. Wien, 8. Mai 1723. Hausarch. „ . . . Ich vernehme „wohl ganz gerne, daß Sie zu Leipzig glücklich angelangt und von des Königs in Preußen „May. ganz gnädig empfangen worden . . . mich wundert in geringsten nicht, daß die „alldasigen trouppen in einem schönen und wohl geübten standt sich befinden, zumahlen „bey fürwehrenden Frieden, richtiger bezahlung, continuirlichen exerciren und des „Königs sorgsamber obsicht es wohl nicht anders seyn kann, da hingegen die beschaffen- „heit ganz anderst, wann ein krieg zu führen und die trouppen außer Landts und Königl. „obsicht ihre feldtdienst zu leisten und die nothwendiger dingen daraus folgende gefahr, „ungemach und beschwerlichkeiten außzustehen und zu erleyden haben. Ich werde ohn- „ermanglen Ihro Kays. May. die Reichsständische billige bezeugung, welche der König „meinem Herrn Feldtmarschall Lieutenant gemacht hat, allerunterthänigst beyzubringen, „indessen kann aber Ich wohl versichern, daß man bißorths nichts anderes in absehen habe, „alß die aufrechthaltung deren Reichsgesätzen und die gute harmonie zwischen Haubt „und Gliedern; damit aber dise erhalten oder vielmehr wieder eingeführt werde, so ist es

„nicht genug daß mit worthen viel contestirt und im werk daß widrige bezeugt werde, „umb so mehr alß man von kays. seithen aufrichtig und ohnpartheyisch bis anhero fürgangen ist „und fernershin verfahren wird. Mich wird freuen, den Herrn Grafen bey bevorstehen-„der ankunft J. M. des Kaysers zu Prag zu sehen, und das nehere mündlich zu reden“...

[17]) Eugen an den Prinzen von Bevern. Wien, 10. März 1723. Kriegsarch. „. . . L'exercice des Trouppes de Prusse m'est connu, il a toujours eu quelque „chose d'affecté et doit à ce qu'on m'a dit en cela encor avoir été augmenté du „depuis, il n'est pas surprenant que des grands corps bien nourris et sans fati-„gues soient lestes pour un jour de parade; les vües que Mr. le Prince d'Anhalt „peut avoir en ce detailler la force des armées et de l'argent de son maître ne „scauroient être inconnues, l'une et l'autre sont fort bons aux cas de besoin sans „que cela fasse impression à ceux qui tiennent le chemin de la justice et se „trouvent en devoir de le soutenir par des voyes légitimes. Je lui suis bien ob-„ligé des sentimens de bonté et d'amitié qu'il veut bien conserver pour moy“...

[18]) Eugen an Seckendorff. Wien, 14. Juli 1725. Hausarch. Förster. II. 46.

[19]) Eugen an Rabutin. Wien, 22. Juli 1725. Kriegsarch.

[20]) Eugen an Seckendorff. 26. Jänner 1724. Hausarch. Auch bei Förster. II. Urkunden. 6.

[21]) Der König von Preußen an Eugen. Berlin, 3. Juni 1724. Kriegsarch.

[22]) Seckendorff an Eugen. Töplitz, 9. Juni 1724. Kriegsarch. Abgedruckt bei Förster II. Urkunden. 6.

[23]) Eugen an Seckendorff. 2. Oktober 1724. Kriegsarch. Förster. 14.

[24]) Eugen an Seckendorff. 10. März 1725. Hausarch. Förster. 22.

[25]) König Friedrich Wilhelm I. an Eugen. Berlin, 14. Mai 1725. Kriegsarch. „. . . Ich habe längst verlanget E. L. womit ein Plaisir zu machen, damit Sie meiner „nicht gar vergessen, Ich Ihro auch zeigen mögte, wie sehr Ich Sie considerire und „weilen mir berichtet worden, daß E. L. in dero Stall und Menagerie zu Wien ein „Collection von allerhandt Pferden und wilden Thieren machen, so hoffe Ich es wer-„den E. L. Mir nicht ungütig deuten, wenn Ich die Freyheit nehme, Ihr einen Zug „Preussischer Pferde sambt einigen daselbst im Lande fallenden Wilden Thieren zu prae-„sentiren. Ich habe zu deren Überbringung Ordre gegeben und mögte wünschen, daß „Ich Gelegenheit hätte, in importanteren Occasionen zu weisen, wie sehr Ich E. L. „ergeben bin, und wie sehnlich Ich wünsche, daß E. L. belieben wolten, bei J. M., der „Ich gewiß nach allen meinen Vermögen devouiret bin, Mich in gutem Concept und „Meinung zu erhalten. Ich glaube auch ein solches von höchst erwehnter Ihro Kays. „May. gerechtesten Gemüth umb so viel mehr Mir promittiren zu können, weil ich ver-„sichert bin, die ganze Zeit meiner bisherigen Regierung keinen Pas, so Ihro in dem „geringsten mißfallen könte, gethan zu haben, dergleichen Ich auch ferner nicht zu thun „mich schon vorsehen werde, und dagegen nichts mehr verlange als daß nur in den Pro-„zeßsachen, mit welchen man mich bey dem Reichshofrath ohnabläßig fatiguiret, nicht so gar „hart mit mir verfahren werden möge, wie eine Zeit her geschiehet. Ich weiß wohl, daß „solche Processsachen eigentlich zu E. L. hohen function und bey Ihro Kays. May. „habenden verrichtungen nicht gehören, werde mich auch an denen Orthen, woselbst es „seyn muß, deßhalb absonderlich zu melden nicht ermanglen, bin aber doch persuadiret, „daß Ich gedeylichen effect davon zu verspüren nicht ermanglen werde, wann E. L. an

„dero hohen Orth Mein Freund deßhalb seyn und solche Meine Prozeß Sachen Sich „auch nur nach Recht und Billigkeit recommendirt seyn lassen wollen. E. L. können „hingegen sich alles wieder von mir promittiren, was Ich vor das Interesse und den „Dienst Ihrer Kays. May. thun kann.“ . . .

[26]) Eugen an Rabutin. Wien, 2. Juni 1725. Kriegsarch. . . . . „nachdeme aber „niehmahlen presenten anzunehmen pflege, so wäre mir wohl sehr lieb, wann von so„thanen Zuge dispensiret seyn könte . . . und wenn es endlich auf die Thiere allein „ankommt, solche noch acceptiren wolte, obschon mit derley gezeug überflüssig und der„gestalt versehen bin, daß in meiner menagerie zur Unterbringung fast kein Plaz mehr „übrig ist.“ Er solle „daher wenigstens die Abschickung des Zugs, wann es füglich ge„schehen könnte, mit guter Manier ablehnen.“ . . .

[27]) Eugen an den König von Preußen. Wien, 1. Juni 1725. Kriegsarch. „Aus „Handen Ew. Kön. May. hier anwesenden Gesandten von Brand habe dero gnädigstes „. . . . . mit gezümender veneration empfangen und ob den inhalt sowohl alß dessen „mündlichen Vortrag entnohmen, mit was gütigen expressionen dieselben für mich „einen Zug preussischer Pferde nebst einigen wilden Thieren zu destiniren sich beifallen „lassen. Wie nun Ew. Kön. May. dafür ganz gehorsamst verbündlichsten Dankh vorbrist „erstatte, also bitte zugleich und erhoffe, dieselbe werden mir nicht in ungnaden ver„merkhen, wann ich den gnädigsten Willen dermahlen für das werkh selbsten nehme und „venerire, um so mehr alß ich nicht nur mit Pferden zulänglich bereits versehen, son„dern auch an frembden Thieren und Vöglen dergestalten eingerichtet bin, das zu derley „unterbringung in meiner menagerie fast keinen Raum und platz übrig habe . . . mir „ist genug und mein Vergnügen in deme vollkommen erfüllet, wan Ew. Kön. May. „von meiner devot wahren dienstbegürde dergestalt persuadirt seynd, gleichwie ich „nichts mehrer wünsche, alß solche mit viller werkthätigkeit üben, folgbahr auch zu ein„leith- und cultivirung guten Vernehmens in allen was von mir abhangen mag, auch „beforderlich anwenden zu können, allemassen und wann Ew. Kön. May. dero hohen „Ortes beyzutreten geruhen mögen, es an gebeylichen effect um so weniger Erwinden „wirdet, alß Ihr Kays. May. A. h. intention haubtsächlichen ist, die so nöttig als aller„seiths heylsambe ruhe und eunigkeit so viel möglich bey und aufrecht zu erhalten.“ . . . .

[28]) Rabutin an Eugen. Berlin, 4. Juli 1725. Kriegsarch.

[29]) Stenzel. Geschichte des preußischen Staates. III. 539.

[30]) Seckendorff an Eugen. Leipzig, 5. Jänner 1724. Kriegsarch.

[31]) So hatte der Minister von Ilgen allein zweitausend Pfund Sterling als Preis seiner Mitwirkung erhalten. Förster. Friedrich Wilhelm II. 68.

[32]) Eugen an den Kaiser. Mühlberg, 29. September 1713. Kriegsarch. „Grumb„kow wehre sein tag Ein Narr gewesen; Ich besorgete aber wan Er sich nit änderte, daß „Ihme einsmals Ein grosses Unglükh zustossen werde, vndt vor ihme schadt seye, weillen „Er vernunfft habe vndt tüchtig zu dienen wehre.“

[33]) Eugen an Seckendorff. Wien, 26. Oktober 1726. Hausarch. Förster. II. 174.

[34]) Ein wegen seiner blinden Parteilichkeit gegen Oesterreich bekannter Autor, Fr. Förster, sagt in seiner Geschichte Friedrich Wilhelms I. S. 85. „Obwohl man aber in Wien „nicht die mindeste Anstalt machte, mit Churpfalz neue Verhandlungen anzuknüpfen“. . . . . Die Sendung des Grafen Stephan Kinsky, welche Herr Förster freilich ignorirt, obgleich in den von ihm abgedruckten Urkunden, III. 330 davon die Rede ist, so wie die

Einsicht in die betreffenden Akten müssen Jeden, der sich nicht absichtlich der Wahrheit verschließt, eines Bessern belehren.

[35]) Stephan Kinsky an Eugen. 15. Februar 1727. Kriegsarch.

[36]) Stephan Kinsky an Eugen. 4. Februar 1727. Kriegsarch.

[37]) Bartensteins Manuscript. Hofbibliothek.

Neuntes Capitel.

[1]) Eugen an Königsegg. 24. Dezember 1727. „V. E. ne doit pas faire mention „ni dans ses lettres à Mr. le Chancelier, ni dans ses relations qu'Elle luy „adresse, qu'Elle en a fait une séparée à S. M. ou à moy, vu qu'on ne scauroit „se dispenser dans ce cas de la leur communiquer. Ils n'en ont vu aucune, ne „les ayant montré qu'a l'Empereur seul.“ . . . . .

[2]) Ueber Bartenstein sprechen sich Foscarini in der storia arcana, S. 139., dann Coxe in der history of Austria II. 161., wenn gleich in nicht völlig gerechter Weise aus. In seiner Finalrelation vom J. 1736 sagt Foscarini über Bartenstein: „Il suo „forte è la corrispondenza alemanna, non senza accopiamento di critica, „avendo egli fatti buoni studj in Strasburgo. Venuto in Vienna trovò impiego „alla camera e di là passò al Ministero politico sino a salire al grado di primo „segretario, il qual uffizio, sebbene sia di mera esecuzione, pure il credito dell' „uomo assistito della grazia dell'Imperator lo rileva oltre l'usato. Quindi „avviene che la di lui casa sia ripiena di Signori, e da poco in qua li stessi „Ministri forestieri di seconda sfera hanno cominciato di frequentarlo per „disperazione di poter altrimenti riuscire nei loro negozj. Quasi tutti gli scritti „publici dati in luce in quest'ultima guerra vengono dalla sua mano, e vi si „discuopre un genio versatile, ma insieme acre e puntiglioso. Di fatto le ma„niere di lui non sono delle più soavi, e chi lo maneggia trovalo un poco forte „nelle espressioni, inflessibile poi di opinione e vivace nei partiti. Posso ben „dire essere egli stato uno di que'pochissimi, i quali o seppero dissimulare „più degl'altri la consternazione dell'animo, o reggere con vera intrepidezza „alle replicate avversità . . Stando pur le cose all'estremo, non diè segno „veruno che gli fosse mancato il cuore, ma sempre volgeva per mente progetti „o immaginava vicina l'assistenza d'un Principe o dell'altro. Per la qual via „è verisimile, che si accrescesse la benevolenza di Cesare, essendo naturale di „mettere affetto in quelle persone che si confortano contra le sciagure e ci „additano i mezzi da liberarsene. Oltrachè, appartenendo ad esso il tutelare i „dritti Imperiali nelle controversie che accadono in punto di ragione, egli „ci si impiegava con solerzia infinita, blandendo cosi l'animo di Cesare „e de suoi Ministri.“

[3]) Eugen an König Karl. Mühlberg, 7. August 1711. Kriegsarch.

[4]) Foscarini. Storia arcana. 133. Pöllnitz. Mémoires. 316.

[5]) Eugen an Königsegg. 3. September 1726. Hausarch.

[6]) Eugen an Walef. 1. Jänner 1727. Hausarch. „Il est sûr que l'aveuglement „des deux nations maritimes, l'animosité des ministres qui sont à la tête des „affaires en Angleterre, la dependance absolue des Hollandais de ce même

„ministère, et une influence presque égale qu'ils ont sur ceux de la France, „enfin les preparatifs de guerre plus que grandes que les trois nations font avec „tant de publicité, sont autant des raisons qui ne laissent presque plus lieu „d'en douter . . . non obstant que l'on continue en France à vouloir nous „amuser par des protestations du désir qu'auroit ce Roy de conserver la tran- „quillité publique" . . . .

[7]) Conferenzprotokoll vom 5. Dezember 1726.

[8]) Im April 1727 schreibt Eugen an Königsegg: „A l'égard du Prétendant, tout... „ne s'entend que dans le cas que la guerre commence actuellement, l'Empereur „ne pouvant pas donner les mains sans cela à aucune entreprise en faveur de „ce Prince; si on en vient cependant ce n'est pas une affaire à negliger et le „rétablissement de ce Prince seroit un coup décisif dans ces circonstances et quand „même il ne pourroit pas s'y maintenir, ce seroit toujours un point trés impor- „tant si on pouvoit reussir à faire une diversion en Angleterre" . . . . . Hausarch.

[9]) Eugen an Königsegg. Febr. 1727. Hausarch. „Je ne laisse pas de concevoir „plusieurs difficultés qui se presenteront à l'execution de ce projet, tant du „côté des Moscovites par leur éloignement et par la difficulté qu'ils auroient „de passer le Sund, surtout s'il se trouve, comme il n'y a pas à douter, une „flotte angloise dans la Baltique, que du notre à cause du manque des vaisseaux „aux Pays Bas et de la difficulté que nous aurions d'en avoir, comme aussi de „la superiorité de troupes que les alliés du parti opposé auront de ce coté là, „et finalement pour le grand nombre des vaissaux que les anglais feront croiser „dans la manche et vers l'Espagne et l'Ecosse. Toute fois la chose mérite à mon „avis une attention bien sérieuse, et ce seroit un coup décisif si on pourroit „parvenir à porter la guerre dans le continent de l'Angleterre où etant une „fois porté, les Esprits des deux partis, pour peu que celuy du Prétendant soit „assisté, la feront durer assez longtems, et on en auroit toujours cet avantage, „que quand même l'entreprise en faveur du Prétandant manqueroit, l'Angle- „terre s'affaibliroit d'une telle manière par cette guerre interieure, qu'Elle ne „seroit gueres plus en état d'inquieter les autres, et que le Roy d'apresent au- „roit assez à faire de songer à sa propre conservation".

[10]) Eine gewissenhafte Prüfung der in großer Anzahl vorhandenen Dokumente weckt die Ueberzeugung, in welch falschem Lichte alle diese Vorgänge in den verschiedenen Werken desjenigen Schriftstellers dargestellt sind, welcher sich am meisten darüber verbreitet. Es ist dieß Coxe, der in seiner History of the house of Austria, den Memoirs of the Kings of Spain, den Memoirs of Robert Walpole und of Horatio Lord Walpole den Kaiser als denjenigen hinstellt, dem es um den Angriff zu thun war. Durch die Wiener Verträge bezweckte der Kaiser nichts mehr als den Schutz der Ostendischen Compagnie, während die Allianz zu Herrenhausen im eigentlichen Sinne des Wortes ein Angriffsbündniß war.

[11]) Pentenriedter schreibt hierüber an den Prinzen am 19. Mai 1728: „Mr. le Car- „dinal ne me parle jamais de V. A. qu'avec des expressions les plus distinguées, „comptant toujours pour une des plus grandes satisfactions de sa vie de vous „avoir connu et vu personellement pendant la campagne de Provence où il se „loue infiniment de vos bontés pour luy" . . . . .

[12]) Conferenzprotokoll vom 7. März 1727. Hausarch.

[13]) „Werdt die Conferenz sehr wohl thuen, wie ihr ohnedem nach ihrer Pflicht vndt „eyfer erlaubt ist, auch über diesen punct vorzustellen was sie ihren Pflichten nach mein „dienst zum besten finden werdt vndt anbey all umstandt auch der Ehr vndt decoro neben „der moglich odter vnmoglichkeit in allen wohl vberlegen vndt darnach frey ihr meinung „erefnen"... Ganz eigenhändig. Hausarch.

[14]) Conferenzprotokoll vom 25. März 1727. Hausarch.

[15]) Conferenzprotokoll vom 3. April 1727. Hausarch. Und am 20. Juni beglückwünscht der Marquis de la Paz den Prinzen Eugen »por la feliz conclusion del ne„goziado preliminar que celebramos asegurado. V. A. con su admirable pre„tencion ha comprehendido desde luego y manifestado lo que importava „galantear la paz, y la ha facilitado con los preparativos de la guerra, que „con tanto vigor se han promouido por parte del Sm. Emperador come „si muy agenos y distantes nos hallaremos de los temperamentos que „pudieran euitarle, uerificandose mas que nunca la segura maxima de, „preparate a la guerra, si deseas la paz.... Nada ignora el Rey del ardor „con que V. A. ha apoiado los discursos del Duque de Bournonville en las „Conferenzias que se han tenido en concurso de los Ministros de Francia y „de Hollanda, y la eficazia con que V. A. ha sostenido la razon de los „derechos y pretenciones de S. M. y no deuo callar que su real gratitud es „grande, y que el Rey se hará un particular agradable estudio de significarla „y comprobarla a V. A. cuyas agradecidos expresiones por lo que antece„dentemente explique a V. A. de su real orden, han sido muy gratas y accep„tas a S. M.«...

[16]) Eugen an Königsegg. Wien, 12. Juni 1727. Hausarch. „Pour avoir une „paix solide et convenable aux intérêts des deux Cours, elles doivent se mon„trer plus amis que jamais pour y parvenir. S. M. apprend avec plaisir les sen„timens du Roy et de la Reine à l'égard de cette union.... Elle peut assurer „très fortement l'un et l'autre que loing que l'Empereur se departisse jamais de „cette union, il ne negligera rien de son coté pour la conserver et la rendre „plus étroite. La manière dont on a agi icy pendant le cours de la négociation „qui a précédé la signature des préliminaires doit en avoir été une preuve „convaincante à S. M. Catholique, tandis que l'Empereur s'est montré peu diffi„cile en ce qui regardait luy même, et qu'il s'est déclaré si généreusement pour „l'amour de paix à la suspension de la Compagnie. Si cette fermeté que l'on a „témoigné jusques icy de part et d'autre a été si necessaire, elle le devient bien „plus encore à l'avenir, n'y ayant pas à douter, que les Alliés du parti opposé, „surtout l'Angleterre, ne fassent tous les efforts possibles pour tacher de séparer „les deux Cours durant l'intervalle du Congrès, dans l'espérance de parvenir „par là au but qu'ils voudront leur imposer.... Le Roy comprendra que plus „qu'on a taché de l'autre coté de le separer d'avec l'Empereur, plus il est de la „dignité des deux si grands Princes, de leur honneur et intérêt de se rester in„violablement attachés l'un à l'autre et de maintenir dans toute sa plus grande „rigueur leur union, soit que les négociations produisent la paix, ou que l'on „vienne aux armes pour se la procurer".

[17]) Eugen an Königsegg. Wien, 18. September 1728. Hausarch. „S. M. l'Empereur est bien aise que Mr. le Marquis de la Paz continue dans son zèle pour „l'union des deux Cours, comme cette union est en partie son ouvrage, et la base de „la fortune qu'il a faite, il est a presumer qu'il sera porté plus que tout autre à „la maintenir. Il seroit seulement à souhaiter qu'il eut plus de fermeté et V. E. „ne doit pas negliger de la luy imprimer, puisque foible comme il est, son „assistence seroit de peu de secours, si jamais par une resolution imprevue les „choses commençoient à prendre une autre face. Il faut cependant tout faire „pour le conserver dans des bonnes intentions et pour l'insinuer de plus en „plus près de la Reine.... Soll ihn stützen »le Marquis de la Paz n'étant pas „l'homme pour soutenir seul la machine et pour découvrir et faire tête aux in- „trigues des malintentionnés«...,

[18]) Eugen schreibt hierüber an Walef am 23. April 1727. Hausarch. „L'aveuglement „de ces gens (des Anglais) est inconcevable, ils agissent avec un emportement „sans bornes et dans l'excès de leur rage il n'y a pas extremité à la quelle on „ne doive s'attendre de leur part, rien n'etant capable de les tenir. On les voit „sacrifier d'un côté tous les interêts de leur maître et de leur nation, et d'un „autre côté ils prennent des mesures si mal concertées, qu'aprés avoir prodigués „jusqu'ici des sommes incroyables, ils n'ont pas été assez habiles d'empecher „le retour de la flotte, qui a fait néanmoins, comme on scait, leur grand objet. „La providence parait l'avoir sauvée d'entre leurs mains, et ce n'est pas la „moindre marque que la justice est du côté de l'Empereur et du Roy, de voir „que tous les mauvais desseins des Ministres Anglais ont eu jusques aprésent un „effet si peu proportionné à l'idée qu'ils s'en étoient formée“....

[19]) Eugen an Königsegg, 4. August 1727. Hausarch.

[20]) Am 31. August 1728, also nach dreijährigem Bestehen der Allianz hatte der Banquier Bolza dem Kaiserhofe in Allem 1.950.000 Gulden an Subsidien bezahlt. Es fehlten also noch 1.050.000 Gulden von der Summe, welche für das erste Jahr fällig war. Spanien hatte aber sogar noch eine halbe Million weniger entrichtet, wenigstens versicherte Bolza dieselbe einstweilen aus Eigenem vorgeschossen zu haben (Eugen an Königsegg, 31. August 1728. Hausarch.). Hieraus ergibt sich klar, was von Coxe's Darstellung dieser Verhältnisse und der von ihm behaupteten „insatiable avidity of the „Court of Vienna“ zu halten sei.

[21]) Eugen an Königsegg, 18. September 1728. Hausarch. „Tant que l'on suit „les principes que l'on y suit presentement il n'y aura ni ordre ni regle dans le „Gouvernement, les confusions s'augmenteront, le crédit du Roy tombera au „dehors comme il est tombé au dedans et il sera toujours sans argent tant qu'il „sera permis de le voler impunement. Il faut de la sévérité dans de certains „cas au Prince qui gouverne. Son authorité s'avilit s'il ne fait pas se faire obeir, „et s'il laisse impunis des desordres publics, et rien ne peut alors la retablir que „de certains exemples qu'il faut scavoir statuer en son tems et à propos. De la „manière que les finances sont administrées, le Roy se trouvera dans la necessité, „s'il avait vingt Indes à luy, et ce qui arrive au Roy, arrivera à tout autre „Prince, s'il n'a pas luy même une certaine économie et régime en tête. Il est „cependant inconcevable que le Roy puisse être si endetté après que la flotille

„est revenue... Cette mauvaise administration des finances, le manquement „des choses necessaires au siège de Gibraltar, le payement irregulier des troupes „du Roy, de la Cour et de tous les dicastères, celuy de nos subsides, l'interêt „que la Reyne a en son particulier de les continuer pour mettre l'Empereur en „état d'assister ses enfans, la haine de la nation contre Patigno, son credit perdu „près de tous les négocians et le peu d'apparence qu'il puisse établir celuy du „Roy, sont autant de raisons qui peuvent être insinuées contre luy soit par V. E. soit „par ceux qu'elle trouvera à propos d'y employer. La Reine ne scaurait manquer „d'en reconnaître l'importance, et en Princesse habile elle doit aussi comprendre „qu'il est impossible que les affaires puissent subsister sur le pied d'inactivité „où elles sont presentement, et qu'il faut de necessité de deux choses l'une, ou „qu'Elle engage le Roy, si sa santé luy permet, de vacquer aux affaires, de les „terminer avec plus de promptitude, ou qu'Elle se fasse donner une plus grande „authorité pour y travailler Elle seule, et prendre les resolutions en conformité „de ce qu'Elle croira convenir. — A l'entreprise contre Gibraltar il fallait une „flotte supérieure à celle des Anglais, une armée de terre bien plus grande, des „dispositions mieux reglées et un tout autre chef; et encore auroit-ce été une „entreprise bien dangereuse et pénible, si tout ce que je viens de dire, y avoit „été. J'ay eu assez d'occasions autrefois de connoitre le Comte de las Torres, „qui est à la verité brave de sa personne, mais cette qualité ne suffit pas seule „en qui commande des armées, y ayant bien de la différence entre être bon „officier subalterne sous les ordres d'un autre et entre commander soy même, „et je conclus avec V. E. qu'il n'y avoit rien de si heureux que la signature des „preliminaires pour sauver l'honneur du Roy dans cette entreprise, et que „Torres n'étoit pas l'homme auquel il falloit la confier, cette expedition ayant „été peut être la seule d'importance où il a servi en chef. Il a d'ailleurs ni la „conduite ni la manière qu'il faut si necessairement à un chef d'armée pour se „faire respecter de ses subalternes, sans quoy il ne peut jamais avoir ni ordre ni „subordination dans un corps. — La conduite de Mr. de las Torres n'empeche „pas néanmoins que ceux qui ont manqué envers luy, ne soient punissables, et „qu'en chatiant quelques uns parmi eux, on auroit bien fait pour prévenir par „un tel exemple qu'il ne se fasse plus à l'avenir de ces sortes des factions dans „les armées du Roy, qui pourroient produire un jour des effets fort dangereux"...

[22]) Eugen an Königsegg. 24. Dezember 1727. Hausarch.

[23]) Voriges Schreiben.

[24]) Eugen an Königsegg, 9. Juli 1728. Hausarch.

[25]) Eugen an Königsegg. Vom 8. August 1728 datirt, jedoch erst am 31. August 1728 abgesendet. Hausarch. „Bournonville m'écrit... sur l'harmonie qu'il y auroit „entre la Reyne et le Prince des Asturies, disant que le Prince avoit été receu „à son retour au palais avec touttes les demonstrations de tendresse de la part „du Roy et de la Reyne, que cette Princesse luy témoignoit plus d'affection „qu'à ses propres enfants, que de son coté il avoit toutte la confiance possible „en elle, que c'étoit un charme (pour me servir de son expression) que leur union. „Il seroit à souhaiter qu'elle fut aussi réelle que Bournonville le marque, et

„pour peu que la Reyne reflechisse sur ses interets et sur ceux de ses enfants, „elle connaîtra que rien ne luy importe tant que de se gagner l'amitié de ce „Prince et de s'attacher insensiblement ses favoris et les personnes qui vray- „semblalement auront le plus à dire à un changement du Gouvernement, car „quelque apparence de meilleure santé que le Roy a présentement, ce Prince „est sujet à des accidens si violens que d'un jour à l'autre il peut arriver un „malheur imprévu avec sa vie, et quand même il n'y auroit rien à craindre „de ce côté la, ses égaremens d'esprit deviennent si fréquens depuis quelque „tems, et si continues, qu'il y a tout lieu d'apprehender qu'oubliant le serment „qu'il a fait, l'envie le reprendra tout d'un coup, ou de se retirer à la sourdine, „ou d'abdiquer une seconde fois lorsque la Reyne y songera le moins, et il „faudra voir ensuite si le Prince des Asturies sera plus exact à garder le sien, „si tant est qu'il a promis à cette Princesse de ne pas accepter la Couronne, quand „même le Père voudroit la luy renoncer, particularité dont Bournonville n'a „rien touché dans sa lettre. Peut être même que les Etats l'obligeroient en ce cas „à l'accepter sous pretexte du bien publique, ou que lassés du Gouvernement „et des longues indispositions du Roy, ils le proclameront régent durant la vie „de son Père, si jamais ils remarquent qu'il n'y a plus de retour pour l'entier „retablissement de ce Prince, étant naturel que la nation doit souffrir avec peine „de se voir gouvernée par un Roy reconnu stupide et d'une Reine qui n'a „montrée jusque icy que du mépris pour les naturels du pays, qui n'est pas „mère du Prince successeur et qui passe de sacrifier les interets de la Monarchie „aux siens et à ceux de ses enfans. — Le concours extraordinaire des Grands „au retour du Prince des Asturies au palais, leur assiduité à luy faire la Cour, „et la joye que le public a fait paraitre en le revoyant, sont autant des marques „de leur desir de le voir à la tête du Gouvernement, qui augmentera à me- „sure qu'il approchera de l'âge de Majorité par l'opinion que ceux de la nation „ont de son peu d'affection pour les etrangers, et par l'esperance d'avoir sous „luy plus de part qu'ils n'en ont àpresent aux affaires. Dans ces circonstances „la Reyne devoit un peu plus reflechir sur la situation delicate où elle se trouve, „et au lieu de s'endormir sur la sureté apparante que les Patigno luy font „trouver dans les sermens du Roy et la timidité naturelle du Prince des As- „turies, caractère que l'age et les insinuations des personnes qui l'approchent „peuvent changer; elle devroit songer aux suites dangereuses qu'une revolution „imprévue et tout changement fait à son insçu produiront pour elle, et s'attacher „uniquement à se gagner le Prince, à se faire une partie considerable parmi les „Grands, à témoigner plus des égards à la nation, à faire des reglemens capables „à remedier aux desordres presens de la Monarchie, et à cesser surtout de sou- „tenir ceux que le public y regarde comme les instrumens et les autheurs de „ces desordres... dès que vous réussirez Monsieur, à faire comprendre à la „Reyne que son interest propre exige qu'elle s'unisse étroitement avec le Prince, „il vous sera aisé de la convaincre qu'il importe à elle même que ce Prince „prenne de l'affection pour S. M., personne n'étant plus interessé que la Reyne „au maintien de l'amitié des deux Cours. Le pas qu'elle vient de faire en ad- „mettant le Prince à la depêche est déjà un acheminement à leur meilleure

„intelligence... L'amitié une fois établie entre la Reyne et le Prince, il y aura „plus de tranquillité à esperer dans l'intérieur de la Monarchie durant la vie du „Roy regnant. La Reyne n'aura point de revers facheux à craindre en cas de „changement, elle pourra même s'attendre de conserver alors une partie de son „authorité, si elle s'applique surtout à s'attacher les personnes les mieux vües „du Prince, et à se gagner des àpresent ceux qui suivant les apparances entre- „ront alors dans le Ministère"...

[26]) Voriges Schreiben.

[27]) Voriges Schreiben. „...Quant à Patigno, V. E. agira ouvertement et sans „reserve auprès de la Reyne, important trop à S. M. de faire eloigner un homme, „sur la parole duquel il n'y a pas le moindre fond a faire et qui rempli de mau- „vaise volonté negligeroit apparemment aucune occasion pour la communiquer „à la Reyne, si jamais il la voyait chancellante dans son amitié envers l'Empe- „reur. S. M. approuve à cet effet que V. E. a pris le parti d'ecrire à la Reyne „la lettre dont vous m'avés envoyé la copie, qui est effectivement bien forte, „mais elle n'en est pas moins bien concüe et il faut bien le presser avec plus „de vigueur après que toutes les demonstrations amicables qui luy ont été faites „à ce sujet ont produit si peu d'effet jusqu'icy"...

[28]) Königsegg an Eugen. Madrid, 28. November 1728. Hausarch.

[29]) Coxe. Memoirs of the Kings of Spain. III. 189.

[30]) Coxe. History of Austria. II. 92.

[31]) Eugen an Königsegg. 4. August 1727. Hausarch. „Le père Clarke, tout „amy qu'il est naturellement du Prétendant comme Irlandois et prêtre, „auroit dû comprendre, s'il est homme d'esprit, qu'il n'y avoit rien a faire dans „cette conjoncture pour ce Prince... cela est si vray à mon avis que je suis du „sentiment que le Prétendant a été fort mal conseillé d'être parti de Boulogne „sur la nouvelle de la mort du Roy George dans l'espérance que se montrant „quelque part dans le voisinage de l'Angleterre, il pourroit y arriver des revo- „lutions à son avantage, espérance dont il verra difficillement les effets dans la „situation presente des affaires de ce Royaume"...

[32]) Eugen an Königsegg. Wien, den 24. Dezember 1727. Hausarch.

[33]) Eugen an Königsegg. 8. (31) August 1728. Hausarch.

[34]) Eugen an Königsegg. Wien, 3. November 1728. Hausarch. Der Kaiser wünsche zu „ménager la Reyne et d'eviter tout ce qui pourroit luy donner de l'ombrage... „S. M. desirant d'être toujours bien avec cette Princesse, connoissant bien „que c'est de sa seule fermete que dépend dans l'état présent de l'Espagne „le maintien de l'union de cette Cour, et qu'il en serait fait si jamais elle „se rend aux insinuations dangereuses de Patigno, qu'elle n'ecoute déjà que „trop, et aux intrigues secretes des Alliées de Hannovre qui n'epargneront „ni offres ni promesses pour la détacher de l'Empereur. Dans une situa- „tion aussi delicate V. E. doit redoubler toute sa vigilance et attention „pour veiller à tout ce qui se passe de plus caché et pour empecher sur- „tout que la mefiance que l'on a scu luy inspirer contre l'Empereur et vous „même ne s'empare pas non plus de son esprit, puisque du caractère dont elle „est, vous ne craignez pas sans raison que sa vanité la pourroit déterminer

„dans un instant à une résolution qui renverseroit tout d'un coup le sistême „de notre alliance, dont elle seroit peut être la première à se repentir. Il est „cependant plus aisé de prevoir le danger que de trouver le moyen de le pre- „venir. Si la Reyne n'agissoit que sur des principes de moderation et que sur „ces principes elle mesuroit les interets de l'Espagne et les siens, une telle reso- „lution ne seroit pas à apprehender, mais il semble que l'état violant où elle se „trouve par la constitution du Roy, au lieu de la rendre plus circonspecte, la „rend plus emportée, et qu'uniquement livrée à ses vues ambitieuses, elle ne „songe qu'à ce qui peut flatter sa passion sans songer si les circonstances du „tems permettent d'y penser. Il est bien dangereux d'avoir à faire à un carac- „tère aussi soupçonneux et aussi difficile à contenter que l'est la Reyne depuis „quelque temps, et il ne faut pas moins que l'habileté de V. E. pour scavoir la „contenir malgré ses soupçons dans une juste moderation et dans des bonnes „intentions envers S. M. sans augmenter ni diminuer ses esperances sur l'affaire „principale, ... conduite à la verité bien difficile mais absolument necessaire, „S. M. ne pouvant ni voulant se déterminer ni sur la déclaration finale qu'elle „demande, ni sur aucun autre pas à faire à cet égard"...

[35]) Eugen an Königsegg. Wien, den 19. Dezember 1728. „La matière étant „trop delicate pour que V. E. puisse prendre quelque chose sur soy, et pour ne „rien prendre non plus sur moy, j'ay declaré et à Sa Majesté, et dans la Con- „ference, que ne voulant pas me meler de la reponse à faire au Marquis de la Paz „je suppliois Sa Majesté qu'elle fut examinée dans la Conference et couchée „par le referendaire qui y assiste, et que la minute de cette reponse fut jointe „à la Consulte de la Conference pour être ou approuvée, ou changée par Sa „Majesté, ce qui est aussi la cause qu'elle est en François, non obstant que je „suis accutumé de me servir autrement de la langue Italienne dans les lettres „que de tems en tems j'écris au Marquis, et comme par cette même occasion je „luy en écris une autre en reponse à sa première et pour accompagner celle de „Sa Majesté l'Imperatrice à la Reyne, je luy marque que je luy avois ecrit en „françois sur la matière en question, à cause que tout ce qui s'étoit ecrit pre- „cedemment sur cette matière l'avoit été en cette langue. V. E. connaitra en „lisant la copie de cette ma réponse, avec quelle delicatesse et precaution „elle est conçue, et qu'en même tems que Sa Majesté assure le Roy de son „desir de maintenir la presente union et de remplir les engagemens que de „Son coté Elle a pris par les Traittes, Elle evìte d'en prendre des nouveaux „voulant avoir absolument la main libre avec Son archiduchesse tant que le „tems n'existera pas de la marier"...

[36]) Eugen an den Marquis de la Paz. Wien, den 19. Dezember 1728. Hausarch. Er antwortet ihm im Auftrage des Kaisers: » — Que jusqu'ici S. M. I. n'avoit „jamais manqué aux engagements une fois contractés; qu'Elle accompliroit de »même à l'avenir avec la plus scrupuleuse attention tous les traités et conven- »tions qui la lioient avec l'Espagne, qu'Elle étoit charmée de trouver les „mêmes dispositions dans leurs Majestés Cath. et qu'Elle esperoit que sa der- »niere déclaration, de ne vouloir pas, quelqu'instance qu'on luy en ait fait, et »quelque avantage qu'on luy ait offert, se departir des interets de l'Empereur,

»ni signer aucun traité de pacification sans que ses interets fussent débattus »et decidés au Congrés selon les règles de l'equité convaincra leurs Majestés »Cath. de la droiture de ses intentions . . . V. E. n'aura pas de la peine à croire »qu'un pas semblable doit avoir attiré bien de la peine à S. M. I. même du temps »que sa lettre fut ecrite, Elle auroit pu scavoir que cette Cour ne pretendait »pas engager l'Espagne aux sacrifices que l'on suppose d'en être exigés. Il »paroit donc qu'il est de l'interêt commun des deux Couronnes de ne rien pré»cipiter, surtout dans une affaire telle qu'est le mariage de S. A. I. l'archidu»chesse ainée: étant constant que se vouloir hater trop dans une matiére de »cette valeur peut devenir nuisible aux veues mêmes qu'on se propose . . . . »V. E. n'ignore pas que presque toutes les puissances de l'Europe se sont dé»clarées contre le mariage en question, et parmi les Princes de l'Empire ceux »mêmes qui d'ailleurs paroissent les mieux intentionnés ne peuvent pas cacher »l'ombrage, qui leur en revient. Il est bien vray que Mr. le Duc de Bournon»ville s'étoit flatté de detacher la France des veues que les Anglais pourroient »y avoir: mais il y a si peu reussi, que sur ses instances reiterées Mr. le Car»dinal de Fleury a declaré positivement qu'il ne scauroit aller plus loin sans »communiquer l'affaire aux alliés de la France; ce qui selon toutes les appa»rences humaines entraineroit des resolutions peu favorables aux interets du »Serenissime Infant Don Carlos. L'age de la Serenissime Archiduchesse Marie »Therese n'est pas encore comme l'on suppose, propre au mariage, la nubilité »se manifestant plus tard en ce pays ci qu'en Espagne, et l'on ne trouvera »guères d'exemples de ces mariages prématurés en Allemagne, ou quand même »il s'y en trouveroit, l'experience aura fait connaitre que les suites en ont »quasi toujours été funestes et d'ailleurs la constitution de l'Archiduchesse est »trop delicate, pour en venir sitôt à la conclusion. Il peut donc d'ici au temps »de sa nubilité arriver des changements, soit dans le domestique de S. M. I., »soit dans la famille Royale de l'Espagne, soit dans le reste des affaires de »l'Europe qui renverseroient toutes les idées et tout le systeme dont on pour»roit convenir à l'heure qu'il est. — Cette seule reflexion suffira, comme j'es»pere, pour faire connaitre à V. E. les justes motifs qui engagent S. M. I. à »vouloir plus longtemps conserver les mains libres à l'égard du mariage de »l'Archiduchesse ainée comme Elle les a àprésent, sans altérer néantmoins ce que »les traités et conventions déjà conclus disposent. Differents accidents impre»vus, et aux quels nulle prudence humaine ne scaurait remedier, peuvent rendre »infructueuse la declaration, qu'on demande. Seroit-il convenable de se hater »à exposer la seureté de tant de Royaumes, les biens et la vie de tant de fideles »sujets pour un cas, qui ne peut pas encore exister, et qu'il est même incertain »s'il pourra exister jamais. — V. E. scait ce qu'il faudroit pour soutenir une »telle cause presque contre tout le reste de l'Europe, et comme le fardeau que »pour le bien commun des affaires l'Espagne auroit actuellement à porter, »quoique beaucoup moindre à celuy qui est tombée à mon tres Auguste Maître »en partage, luy a paru si onereux, on ne devroit pas, ce me semble, se presser »à se charger sans necessité et sans utilité presente d'un autre qui fut sans »comparaison plus rude, et qui dans son execution pourroit rencontrer des

„plus grandes difficultés. Enfin on scait combien les alliés communs se plaignent „déjà du retardement des subsides, qui leur ont été promis, non obstant que „S. M. I. ait auancé du sien des sommes considerables, et que ses Pays here-„ditaires se trouvent surchargés par une augmentation des troupes de 35 à 40 „mille hommes, et par les autres dépenses que l'on a eu à soutenir ici au delà „de la proportion. . . . . . . Voici Monsieur, en abrégé une partie des impor-„tantes raisons qui necessitoient pour ainsi dire S. M. I., quelque envie „qu'Elle ait à complaire dans toutes ces occurences, autant qu'il dependra „d'Elle, à leurs Majestés Cath. à ne pas aller dès àpresent aussi loin, que de „votre coté on souhaite. Il seroit superflu de m'y entendre d'avantage, puisque „sans cela l'affaire dont il s'agit, n'est pas d'une nature à pouvoir se traitter à „la hâte, et sans se communiquer préalablement de bouche les refléxions et les „éclaircissements qui y ont de rapport. — Du reste leurs Majestés Cath. peuvent „se reposer entièrement sur l'inebranlable fermeté de l'Empereur a accomplir „en bon et fidel allié tout ce à quoy il s'est engagé. L'heureuse union qui sub-„siste entre les deux Monarques, ne sera certainement pas interrompue de notre „coté et on a d'autant plus lieu de compter sur sa durée que la piété de leurs „Majestés Cath. ne laisse aucun doute, que leurs sentiments ne soient conformes „à ceux de S. M. I. — En mon particulier je m'emploierai toujours avec tout „le zele que V. E. me connoit, pour que cette même union fut affermie et res-„serrée de plus en plus, connaissant l'avantage qui en revient aux deux Cou-„ronnes. V. E. aura dans l'exercice de son Ministère des fréquentes occasions „de n'y contribuer pas moins de sa part, et ce seroit faire tort à sa droiture, „que d'avoir le moindre scrupule, qu'Elle ne le fasse. Je suis avec touts les „sentiments qui sont deus à son mérite et a sa grande capacité, Monsieur" . . .

37) Der Marquis de la Paz an Eugen. 7. April und 24. Juni 1729. Hausarch.

38) Eugen an Königsegg. 1. Juni 1729. Hausarch. . . „du génie dont la Reyne „est, il n'y a aucun doute qu'elle ne soit en négociation secrete avec la France „et l'Angleterre, pour faire son traité particulier à l'exclusion et au prejudice „de S. M. Tous les avis même le portent et ils ne varient que sur les conditions „que la Reyne doit avoir proposé ou qu'on luy a proposé d'autre part. Une „conduite aussi irregulière est une contravention manifeste aux traittés de S. M. „avec l'Espagne au dessus de tant des autres dont S. M. pourroit se plaindre „par le manque des subsides et l'inéxecution de plusieurs articles qui sont „restés jusques ici sans effet. Il paroit même par le procédé de la Reyne qu'elle „ne fait aucun mistère de la resolution dans la quelle elle est de rompre l'ami-„tié avec cette Cour, ses ministres à Paris agissent avec le Baron de Fonseca „avec la même froideur ou du moins avec le même secret, avec lequel on en „agit envers V. E. et quoyque l'Empereur auroit des justes motifs par là d'en „agir de même avec l'Espagne et de tacher de faire son traitté à part avec les „Alliés du parti opposé, toute fois pour mettre cette Couronne entierement „dans son tort et pour sauver en même tems les apparences, S. M. a resolue „que sans aucune aigreur ou animosité, et en forme même de la confidence qui „regnoit ci devant entre les deux Cours vous vous expliquiez aimablement sur „le pied et de la manière qui vous a été prescrite par la depeche de la Cour . ."

39) Conferenzprotokoll vom 8. Mai 1729. Hausarch.
40) Eugen an Königsegg. 31. August 1729. Hausarch.
41) Eugen an Königsegg. 14. Sept. 1729. Hausarch.
42) Eugen an Seckendorff. Wien, 21. Dezember 1729. Hausarch.
43) Conferenzprotokoll vom 20. Dezember 1729. Hausarch.
44) Eugen an Königsegg. 4. Jänner, 11. Febr., 18. März, 22. April und 24. Mai 1730. Hausarch.
45) Bartensteins Manuscript. Hofbibliothek.

Zehntes Capitel.

1) Graf Rabutin an Eugen. St. Petersburg, 4. Jänner 1727. Kriegsarch. Und am 1. März 1727 schreibt Rabutin dem Prinzen: „leur chef a le caractère de Général d'artillerie, il ne s'agira que d'avoir dans le commencement des certaines „petites attentions pour eux, il faudra quelque fois même de l'indulgence, la „régularité n'étant ni bien imprimée dans l'esprit des officiers russes; si ceux „là repondroient par leur habileté à la bonté, à l'obéissance et à un certain don „naturel de soutenir des fatigues comme le soldat, le secours seroit d'autant „plus considérable"... Und am 23. März 1727 fügt Rabutin hinzu: „Si ces troupes „manquent, ce ne sera que la faute des officiers. Le peu de paye qu'ils reçoivent, „la necessité de servir malgrè eux, et l'indifférence qu'ils ont pour le point d'hon-„neur . . . avilit beaucoup ces gens et les rend insensibles à une certaine déli-„catesse qui est si nécessaire à un officier . . . Les armes en général sont bonnes, „et d'un calibre égal. Quant à l'habillement, ils seront tous bien vêtus et ils „tâchent d'imiter même à cet égard une régularité reçue dans les autres trouppes. „L'obéissance et la facilité de soutenir toutes les fatigues, sans se plaindre, est „naturelle au soldat russe, avec cela les officiers étrangers les plus entendus qui „servent bien des années dans ces pays nous assurent qu'il fait bien son devoir, „pourveu qu'il soit bien mené . . . Lacy est un homme doux; très raisonnable „et qui a beaucoup de réputation icy. Le Monarque défunt qui se connoissoit „bien en caractères, l'emploioit dans les expéditions les plus difficiles, et je crois „qu'il conviendra mieux que tout autre". . . Kriegsarch.

2) Eugen an Rabutin. Wien, 9. April 1727. Kriegsarch. . . . „il convient en „toute manière d'éviter que le Commandement ne soit donné à un Général „bizarre et peu traitable. Cette seule circonstance suffiroit pour rendre inutile „tout le fruit que l'on espère de tirer en cas de besoin de ce secours, à cause „des contradictions qui pourroient survenir entre le Général Moscovite et le „nôtre qui naturellement devroit avoir le commandement sur l'autre lorsque „ledit Corps viendra se joindre à nos troupes. C'est un point sur lequel vous „ne sauriez être assez attentif" . . .

3) Menschikow an Eugen. S. Petersburg, 17. Juni 1727. Kriegsarch. „Gleichwie „E. L. jederzeit eine besondere Freundtschaft und Wohlwollen gegen uns spüren zu lassen „gütigst haben belieben wollen, so können wir nicht umbhin, E. L. schuldigst part zu „geben, daß J. Kays. M. unser Allergnädigster Kayser und Herr mit unserer ältesten „Prinzessin in ein Eheverlobung Allergnädigst zu treten haben geruhen wollen" . . .

[4]) Rabutin an Eugen. St. Petersburg, 20. Juni und 19. Aug. 1727. Kriegsarch.

[5]) Eugen an Rabutin. Wien, 17. Sept. 1727. Kriegsarch. . . „mais il est difficile de changer de certains génies" . . .

[6]) Eugen an Rabutin. Wien, 30. Aug. 1727. Kriegsarch. . . „le sort du Duc est „à plaindre, les services qu'il a rendus et ceux qu'il pourra encore rendre sont „d'une nature qu'ils méritent bien que l'on s'employe pour luy, et vous pouvez „l'assurer que l'intention de S. M. est aucunément de l'abandonner, mais „aussi doit-il se conduire d'une manière qu'il ne donne pas occasion à ses „ennemis de censurer ses actions et de dire que sa présence est contraire au „repos de l'Etat, et qu'elle ne sert que pour former et affermir les factions Je „ne scais si pendant la vie de la Czarine sa conduite a toujours été telle qu'elle „le devoit être par rapport à la succession, je vous avoue même que je n'ay „pas pu m'empêcher non obstant ses protestations de le soupçonner à cet „égard" . . .

[7]) Eugen an den kais. Gesandtschaftssecretär Carame in St. Petersburg. Wien, 4. Oktober 1727. Kriegsarch.

[8]) Eugen an Wratislaw. Graz, 1. Juli und 29. Aug. 1728. Kriegsarch.

[9]) Eugen an Wratislaw. Wien, 26. Jänner 1729. Kriegsarch.

[10]) Eugen an Wratislaw. Wien, 4. Dezember 1728. Kriegsarch. „Das vor mich „destinirt seyn sollende praesent belieben Sie auf alle weis zu decliniren, indem ich „nicht gewohnt bin von Jemand Anderen als Meinen Herrn was anzunehmen".

[11]) Eugen an Wratislaw. Wien, 26. März 1729. Kriegsarch. „Das Hauptwesen kommt „darauf an wie man den Czar zu einer seiner Gesundheit anständigen Lebensweise an„leite, die nach der Ukraine oder anderwärts vorhabende Reise verhindere, die nach Peters„burg befördere und wo möglich sehe, damit die das Militare und die Marine betref„fende Sachen in leidentlichen Standt erhalten werden, bis der Czar zu den Jahren „kommt daß er sein Interesse selbst begreifen und die demselben anständige Fürkehrung „machen könne". . . .

[12]) Voriges Schreiben.

[13]) Eugen an Wratislaw. Wien, 5. April 1730. Kriegsarch.

[14]) Wratislaw an Eugen. Moskau, 17. August 1730. Kriegsarch.

[15]) Eugen an Wratislaw. Wien, 11. Oktober 1730. Kriegsarch.

[16]) Wratislaw an Eugen. Wien, 6. November 1730. Kriegsarch.

[17]) Graf Traun an Eugen. Messina, 13. November 1730. Kriegsarch.

[18]) Eugen an Traun. Wien, 4. April 1731. Kriegsarch.

[19]) Graf Wurmbrand an Eugen. Berlin, 26. Juni 1727. Kriegsarch. . . . „Es „sind gefährliche Dinge zwischen den hiesigen Hof und den König von England obhanden „gewesen, wovon der General Grumbkow gestern den Grafen Seckendorff Meldung „gethan und wäre die reconciliation der beiden Höfe unausbleiblich gewesen. Der „Fürst von Anhalt, welcher gut kayserlich ist, gebrauchte sich der Worte: Abermals ein „österreichisches Miracul". . . .

[20]) Seckendorff an Eugen. Berlin, 24. Mai 1727. Hausarch. „Der Fürst von „Dessau soutenirt gegenwärtig das Kays. Interesse nachdrücklich, aber hat mir anbe„fohlen, E. D. positive zu versichern, daß der König nimmermehr Partey mit dem „Kayser nehmen wurde, wan man ihm nicht etwas reelles gebe, denn seine Liebe zum Geld

„wäre der ganzen Welt bekannt und die Versprechen aufs zukünftige, sonderlich was „man mit denen Waffen erst anderen abnehmen sollte, wurden ihn niemahlen genug „persuadiren, zumal das Ministerium ihn in der steten Furcht unterhielte, daß wenn „es doch wieder zum Frieden käme, er alles Eroberte müße wiederhergeben“. . .

Eugen antwortet hierauf am 7. Juni 1727: . . „Des Fürsten von Anhalt Dessau „Liebben wollen Sie nebst versicherung meiner unverenderlicher wahrer Freundschaft und „Ergebenheit in meinem Nahmen vor die durch Ew. Exc. mir gemachte vertrauliche „Eröfnung danken und ihme melden, daß Niemand anders alß der Kayser davon werde „unterrichtet seyn und daß bey Kays. May. dieses neue Kennzeichen seines patriotischen „Eyfers die vor den Herrn Fürsten schon tragende besondere Zuneigung nicht wenig „vermehren werde, in der Zuversicht, daß er jederzeit bey so ruhmlichen Gedanken behar- „ren und seines villvermögenden orths alles anwenden werde umb auch den König auf „den rechten Weeg zu erhalten und die vorseyende genaue verbündnus zwischen beeden „Höfen zu beförderen“. Kriegsarch.

[21]) Seckendorff an Eugen. Altenburg, 19. Jänner 1727. Abgedr. Förster. III. 329.

[22]) Seckendorff an Eugen. Potsdam, 11. November 1727. Hausarch.

[23]) Eugen an Seckendorff. Wien, 17. September 1727. Hausarch. . . . „gewiß ist „daß der Kayser alles thue so bey Ihme stehet Se. Kön. May. hierin (wegen Berg) „sowohl als in allen anderen thunlichen Sachen zu vergnügen, so meines Erachtens bey- „derseiths Interesse so nothig als nuzlich ist“. . .

[24]) Es geschah dieß hauptsächlich, um einen Wunsch des Kronprinzen Friedrich zu erfüllen. „Er hat mir verschiedene Mahle nicht undeutlich zu verstehen gegeben“, schreibt Seckendorff am 9. September 1727 an Eugen, „wie vor Ihme keine größere Freude „seyn kunte, alß wan man dem König spanische und italienische bescheeler zu denen „Preußischen Stuttereyen kunte machen haben, weilen er solche zu kaufen viel zu „karg“ . . . .

[25]) Seckendorff an Eugen. 26. Juni 1727. Hausarch.

[26]) Eugen an Seckendorff. Wien, 22. Dezember 1728. Hausarch.

[27]) Eugen an Seckendorff. Graz, 5. August 1728. Hausarch. . ,. „Die Allianz „muß aber zwischen beyden Häußern Oesterreich und Brandenburg auf ewig geschlossen „und so eingericht werden, daß kein Theil jemahls davon abweichen könne und so es „geschiehet, der andere an nichts mehr gebunden seye was in dem Allianztractat enthal- „ten ist. Beide Theile finden dabey ihre Sicherheit und Nuzen und können Sie J. M. „den König wohl begreiffen machen, daß wenn hinführo Oesterreich, Brandenburg und „Moscau zusammenhalten und in allen Vorfallenheiten vor einen Mann stehen, auch ein „Hof dem andern alles dasjenige, so er von den vorseyenden Intriguen erfähret, getreu- „lich eröffnet, Sie gar wohl im Stand sein werden, mit zusammen gesetzten Kräfften „allen denen die Spize zu biethen, die eine solche Allianz mit scheelen Augen ansehen „werden, besonders so Sachßen, wie ich hoffe, mit der Zeit darzu kommt“. . . .

[28]) Nicht Ilgen, wie Förster und Stenzel glauben, sondern der König selbst hatte die Sache so sehr in die Länge gezogen, weil er zuvor noch sehen wollte, was denn eigentlich England für ihn zu thun sich herbeilassen werde. „Der alte auf der Grube gehende „von Ilgen“, schreibt Seckendorff am 29. Mai 1728 an Eugen, „ist nun begieriger als „jemahlen mit der Kays. Allianz seinen Lebenslauff zu beschließen.“ Und am 15. Juni 1728 berichtet er: „Ilgen ist noch beständig gut kayserlich und mehr als jemahlen“. . .

Deßhalb bedauert Eugen in seinem Schreiben an Seckendorff vom 18. Dezember 1728 Ilgens Tod, weil dadurch der Abschluß des Vertrages neuerdings verzögert werde.

[29]) Hierüber schreibt Eugen am 19. März 1729 an Seckendorff: „Weit größere „Vorsicht (als mit dem Kronprinzen) ist mit der Königin nöthig und derselben trotz ihres „Schönthuns nicht so leicht zu glauben, da man weiß wie sehr sie für ihr Hauß portiret, „wie sie den König von Kays. M. ab und zu England zu ziehen gesucht, und die dißfalls „habende passion so weit gegangen, denselben mit fälschlich fingirten Briefen zu hinter„gehen. Da nun von einer solchen zu Extremiteten schreitenden Frauen Handlung „Alles zu vermuthen, kann nicht behutsamb genug vorgegangen werden, obgleich auch „auf der anderen Seithen so heftige Gemüther am leichtesten zu wenden, insbesondere „Frauen, welche selten die bey Männern sich findende Beständigkeit haben"...

[30]) Eugen an Seckendorff. Wien 19. Febr. 1729. Hausarch.

[31]) Eugen an Seckendorff. 20. Sept. 1727. Hausarch... „wäre sehr gutt wenn „Sie auf eine gewisse Weis auch bei der Königin und Chronprinzen, zuvorderist aber „bey dem Letzteren wohl stehen könten, und thun Sie gar vernünftig daß Sie suchen „sich bey Ihme zu insinuiren und Ihme nach und nach gute principia beyzubringen, „alles jedoch auf anständige Arth, und werden Sie wissen die gehörige Vorsichtigkeit zu „gebrauchen, ohne sich zu weith, besonders bey der Königin heraußzulassen"...

[32]) Eugen an Seckendorff. 26. September 1727. Hausarch.

[33]) Seckendorff an Eugen. Wusterhausen, 14. Sept. 1728. Hausarch. „Des Königs „Unzufriedenheit über den Cronprinzen und der Cronprinzessin Mißvergnügen über den „Königl. Herrn Vater nimmt täglich zu, indeme der König über öffentlicher Taffel sich „nicht entbricht, solche Titul dem Cronprinzen zu geben, die auch der geringste Mann „seinen Sohn beyzulegen billig bedenken trägt"...

[34]) Seckendorff an Eugen. Wusterhausen, 12. Oktober 1728. Hausarch... „Nach „Inhalt E. D. Befehl von 26. Sept. menagire des Cronprinzens Gnad und Affection „auf alle Weiße und da ich diese Woche so glücklich gewesen und Ihn wiederum mit sei„nen Herrn Vater außgesöhnet, so kann ich nicht genugsam rühmen wie gnädig dieses „von ihme und der Königinn durch Wortte erkannt wird"...

[35]) Seckendorff an Eugen. Berlin, 4. Februar 1729. Hausarch.

[36]) Seckendorff an Eugen. Potsdam, 5. März 1729. Hausarch.

[37]) Seckendorff an Eugen. 22. August 1729. Hausarch. „Ich suche nun auf sein „Begehren zu contribuiren, daß ihn der König zum Obersten macht, wo er eine eigene „Tafel zu halten hat und da er von mir Tokayer zu kaufen verlangte, habe ihm hundert „Bouteillen verehrt"...

[38]) Stenzel. III. 568.

[39]) Seckendorff an Eugen. 19. Juli 1729. Hausarch.

[40]) Eugen an Seckendorff. 27. Juli 1729. Hausarch. Dem Könige selbst schrieb Eugen in gleichem Sinne. Friedrich Wilhelm antwortete darauf dem Grafen Seckendorff: „Seind Sie so gut und machen dem Printzen meine große Danksagung und ver„sichern Sie ihm daß ich keine Unruhe machen will in Röm. Reich, und will mir mit „Sie amicablement vertragen, so weit meine Ehre es leidet die ich lieber habe als „Leben und Guth, aber ich habe dazu keine Hofnung, denn mit die Hannoveraner so „plump sind daß keine raison mit den Leuten ist biß Sie einmahl zur raison gesetzt „worden. Se. Kays. M. soll fest persuadirt seyn von mir, daß ich stets und mein lebtag

„an daß hauß Oesterreich und dessen Succession feste und unverruckt dabey halten und „gutes und schlimmes mit ausstehen, und ich versichert bin daß ich nichts anderes thue „alß Gott gefällige Justitz, dann dieses Hauß unser Haupt ist und gebet Gott was „Gottes ist und dem Kayßer was des Kayßers ist, also bin ich verbunden mit meinen „Gewißen bey dem Hauße festzuhalten, Sie können nit expressiones genug finden, „Se. Kays. M. es zu asseuriren, indessen verlasse mich feste auf Ihre assistenz, der „ich beständig biß ins Grab verharren werde". F. Wilhelm.

[41]) Eugen an Seckendorff. Wien, 10. und 17. August 1729. Hausarch.

[42]) Seckendorff an Eugen. Berlin, 20. Aug. 1729. Hausarch.

[43]) Seckendorff an Eugen. Berlin, 13. August 1729. Hausarch.

[44]) Eugen an Seckendorff. Wien, 31. August 1729. Hausarch.

[45]) Seckendorff an Eugen. Berlin, 3. Septemb. 1729. Hausarch.

[46]) Eugen an Seckendorff. Wien, 7. Sept. 1729. Hausarch. „Ob nun bey so be„schaffenen Umständen, nachdeme der König ein so großes Geschrey von sich nehmen „wollender Satisfaction, falls Hannover zu vorläufiger Loslassung seiner angehaltenen „Soldaten in der Güte sich nicht bequemen will, aller Orten gemacht, auf die Art, wie „es nach Dero Schreiben scheinet, mit Ehren davon kommen könne, solches lasse ich „dahin gestellet sein . . . Und gehet zwar der ganze Handel ihme allein an, mithin auch „die protistution, so Er sich andurch zuziehet, sich allein beyzumessen" . . . Und am 10. September 1729 schrieb der Prinz an Seckendorff: „Ew. Exc. seind übrigens ganz „wohl daran daß des Königs bey dieser begebenheit erzeigte conduite denselben mehrers „kennen mache, und daß im Vertrauen zu melden auf dergleichen Herren, die sich von „einem Tag zum andern ändern, so vieler Staat niemahlen zu machen seye. Ich wünsche „übrigens daß Preußen bey dieser Mediation sein Conto so gut als Engelland fände. „Wie aber die Sachen auch ablaufen, so kann der schaden, den der König an seiner repu„tation gezogen, so leicht nicht mehr ersetzet werden". . Hausarch.

[47]) . . . „hier aber alsdann Sauerkraut zu essen, würde sich nicht reimen"... Seckendorff an Eugen. 1. Dezember 1728. Hausarch.

[48]) Seckendorff an Eugen. 3. Dezember 1729. Hausarch. „ . . . In höchsten Ver„trauen muß E. D. Nachricht geben, daß gestern Morgen der König den Kronprinzen „bey den Haaren herum gezogen, weil er wahrgenommen daß er nicht gesäubert und ge„kampelt war. Weil nun der Kronprinz endlich entloffen und das den Oberstlieutenant „Rochau, der ihm zugegeben ist, mit Thränen in Augen geklaget, so hat Rochau auf „mein Anrathen sich entschlossen, den König Vorstellungen darüber zu machen". . . . .

[49]) Englischer Gesandtschaftsbericht vom 5. April 1730. Raumers Beiträge. III. 503.

[50]) Eugen an Seckendorff. 9. April 1730. Hausarch.

[51]) Grumbkow an Seckendorff. 9. April 1730. Hausarch. „Hotham est le plus „hardi et le plus intrepide des hommes, et j'ay dit au Roy que si vous avies „tenu cette conduite, on vous auroit jeté par les fenêtres. Le pauvre Roy est „dans les plus grandes angoisses, trahi, il l'avoue, et par sa famille et par les „Ministres". . . .

[52]) Conferenzprotokoll vom 20. Dezember 1729. Hausarch.

[53]) Schreiben Schulenburgs vom 1. Dezember 1708. Hausarch. „Le roi de „Pologne qui avoit toujours logé chez le Prince Eugène, l'accompagna en cette „marche et fut toujours avec lui en carosse".

[54]) Eugen an Sinzendorff. Vor Tournay, 2. August 1709. Kriegsarch. „Quant „au roi Auguste je suis fort de l'opinion de V. E. qu'il vaudroit beaucoup mieux „pour nous que cela n'arrive pas; j'en ay parlé fortement à Wackerbart, mais „je le crois inutile, leur parti est pris selon les apparences, il fait déjà „camper la Cavallerie.“ Am 7. August schreibt Eugen an Sinzendorff: Le roi „Auguste marchera sans doute et rien ne le pourra plus retenir“. Und sechs Tage später, am 13. August 1709, kündigt der König dem Prinzen seine Absicht an, sich wieder nach Polen zu begeben.

[55]) Conferenzprotokoll vom 22. Mai 1716. Hausarch. „da bevorab eben im König„reich Pohlen ieberzeit der Anfang aller bißheriger rebellionen zusammen ist geschmittet „worden“.

[56]) Conferenzprotokoll vom 12. März 1726. Hausarch.

[57]) Conferenzprotokoll vom 20. September 1728. Hausarch.

[58]) Rakoczy an den König von Polen. Rodosto, 5. September 1729. Hausarch. Abschrift.

[59]) Graf Manteuffel an den Grafen Wackerbarth. Dresden, 15. Nov. 1729. Hausarchiv.

[60]) Wackerbarth an Manteuffel. Wien, 16. Nov. 1729. Hausarch.

[61]) Seckendorff an Eugen. Berlin, 4. Nov. 1729. Hausarch.

[62]) Eugen an Seckendorff. 7. Dezember 1729. Hausarch. Er wundere sich, fügte Eugen hinzu, wie Seckendorff „als ein gescheidter Minister und General“ den Fabeln des Vigouroux von Bonnevals und Orliks Anschlägen so leicht habe Glauben beimessen können. Eben so wenig glaubte der Prinz, daß, wie Vigouroux versicherte, kaiserliche Generale und Offiziere mit Rakoczy in geheimer Correspondenz ständen, „als ich die „ganze Generalität gar wohl kenne und nach genauer Überlegung nicht weiß, auf welchen „davon ein Verdacht zu fassen wäre“. Die Anordnung, Vigouroux auf seiner Rückkehr durch Schlesien gefangen zu nehmen, wurde aus Rücksicht auf den König von Polen widerrufen. Eugen an Seckendorff. 4. December 1729. Hausarch.

[63]) Eine ausführliche Darstellung dieser Vorfälle enthält Seckendorffs Lebensbeschreibung. IV. 23—50. Die betreffenden Aktenstücke sind im Anhange desselben Bandes abgedruckt.

[64]) Eugen an Seckendorff. 13. Mai 1730. Hausarch.

[65]) Eugen an Seckendorff. Wien, 7. Februar 1730. Hausarch.

[66]) Seckendorffs „geheime aber getreueste Relation von der Beschaffenheit verschie„dener Chur- und fürstlicher Höfe.“ Ohne Datum. Hausarch.

[67]) Eugen an Seckendorff. Wien, 20. Sept. 1730. Hausarch.

[68]) Seckendorff fügt diesen Worten die Bemerkung bei, „welches Obristlieutenant „Rochau als eine marque eines noblen Gemüthes auslegte“ . . .

[69]) Seckendorff an Eugen. 9. September 1730. Hausarch.

[70]) Eugen an Seckendorff. Wien, 20. Sept. 1730. Hausarch. Es sei des Kaisers „Meynung und Befehl, daß sie in der zwischen dem König und dem Chronprintzen ent„standenen sach sehr behutsamb und vernünftig sich aufführen, und damit es zu keinen „weitheren extremiteten komme, wasser in das Feuer zu giessen, so viel auch möglich „dem Printzen beyzustehen und zu helffen haben“ . . .

[71]) Eugen an Seckendorff. 7. Oktober 1730. Hausarch.

[72]) Seckendorff an Eugen. 9. Oktober 1730. Hausarch. „wie ich den überhaupt „wegen des Cronprinzen sehr falschen, verborgenen und heimtückischen Gemüth wenig „Hofnung zu einer Bestandigkeit vor die kays. Allianz in Zukunft habe."

[73]) Außer Eugen waren noch Bartenstein, der Verfasser des Schreibens, und Eugens Geheimsecretär Koch im Vertrauen.

[74]) Eugen an Seckendorff. 31. Oktober 1730. Hausarch. „Eine so grose unerkännt„lichkeit könnte nun freylich bey keinem anderen als einen so übel beschaffenen Gemüth, „wie Sie den Cronprinz beschreiben, Plaz finden, und wiewohlen nach dem bisherigen „Verlauf nichts anders von Ihm zu vermuthen, alß daß er durch die Königin mit lauter „französischen und Englischen, den Kayserlichen Interesse zuwiderlaufenden principiis „praeoccupiret seye, und allem Ansehen nach so lange dabey bleiben werde, bevor Er „nicht alle Hoffnung zu denen Englischen heyrathen vor seine Schwester verlohren, so „hält doch dieses Se. kays. May. nicht ab, auf denen Ew. Exc. durch mich ertheilten „Befehlen zu beharren, als die doch auf ein oder andere Weis sich endigen muß, und es „folglich besser ist daß Kays. May. als jemand anders den Verdienst davon haben, nach„dem besonders Ew. Exc. melden daß die Königin sammt den ganzen preußischen Mini„sterium der Meynung seyn, und man es auch in England nach des Kinsky letzten Be„richt zu seyn scheint, daß der Kaiser der einzige wäre, der in das Mittel zu treten und „den Cronprinzen mit den König auszusöhnen vermöge, während sonst die übelgesinn„ten überall ausstreuen, daß dem Kaiser diese Verdrüßlichkeit ein Freud und er unter „der Hand den König zu der Schärfe angerathen hätte . . . wo hingegen, wenn auch „kein Dank bey dem Cronprinzen zu erwarten wäre und dieser ein noch so böses Gemüth „hätte, Er dennoch durch die ihme in seiner dermahligen noth widerfahrende hülfe über„wiesen werden müsse, daß von der kays. Hand und beystand Er weit mehrers als von „der Königin und England anzuhoffen, und wan Allerhöchst dieselbe so wenig Neigung „als man bishero Ihme glauben machen wolle, in der That vor Ihm hätten, sie sich „seiner nicht so nachdrucksam wurden angenommen haben . . . ohnedem ist auch derselbe „bey sehr jungen Jahren noch, mithin es auch an der zeit noch sein dürffte, auf andere „Wege denselben zu bringen, und wird vermuthlich das dermahlige Exempel zur War„nung Ihm dienen, sich mehr als zuvor nach des Königs Willen zu fügen. Allenfalls „dürfte auch des Grumkau dem König an Handen gegebene Anschlag so übel nicht seyn, „vor Aufhebung des Arrests den Prinzen anzuhalten, daß er mittelst cörperlichen Eydes „und durch ein eigenhändig auszufertigendes Instrument sich verbinde, des Königs Be„fehl fürohin sich gehorsam zu erweisen, und weder gegen seinen Willen was vorzuneh„men, noch auf eine anderwärtige Entweichung zu gedenken, widrigen Fall Er sich des „Erbrechts von nun an vor verlustig erklärte . . . woburch dem Cronprinzen die Hände „so mehrers gebunden wären, bis Er durch überkommung mehrerer Jahre auch mehrere „Vernunft und Einsicht überkommet und so wohl die Nothwendigkeit in besserer Ver„ständniß mit dem König zu stehen alß den aus Kays. May. Freundschaft ihme und sei„nem Hauß zu wachsenden Nutzen erkennet . . . Des Königs Fragepunkten seynbt sehr „scharf gesetzet, vom Cronprintzen aber ziemlich bescheiden und mit kurtz gefaßten Wor„ten auf eben die Art wie es der König gewohnt ist, beantwortet worden" . . .

[75]) Seckendorff an Eugen. 31. Oktober und 3. November 1730. Hausarch.

[76]) Seckendorff schrieb hierüber noch vor der Vollziehung des Urtheils an Eugen: „Ich hoffe aber zu Gott der König werde in Ansehung des achtzigjährigen Großvaters

„Feldmarschall von Wartensleben das Leben dem Katte schenken als warumb Ich eben„fallß diesen Morgen Ihm schriftlich ersuchet.“ Eugen bemerkt am 17. November hierüber an Seckendorff: „Mir ist übrigens vor des Königs reputation leyd, daß das Todts„Urtheil an den Lieutenant Katte und besonders unter des Cronprinzen Augen vollzogen „worden, allein ist zu diser schon geschehenen Sach nichts mehr zu reden, wohl aber zu „besorgen, das so großes recht zu dessen Condemnirung der König auch gehabt haben „mag, die übelgesinnte es aller Orten besonders in England zu des Königs nachklag „ausstreuen werden.“ Am 9. Dezember 1730 aber schrieb der Prinz über denselben Gegenstand an Seckendorff: „ . . . Was die execution von Katte anbelangt, ersehe ich „daß selber etliche schriftliche Puncten dem Cronprinzen vor seinen Tod zustellen lassen, „darinnen er Ihme unter andern angerathen habe, den König fürohin gehorsamb zu sein „und durch die schmeichler nicht allzuviel sich einnehmen zu lassen, welches letztere ein „zeichen ist, daß Katte sich selbsten schuldig müsse erkennet haben, unerlaubte Rathschläg „gegen den dem König schuldigen gehorsam denselben gegeben zu haben. Und da sie anbey „melden, daß die vota zwischen der Todesstraff und der ewigen Gefängnus in dem „Kriegsrecht getheilet gewesen und des Königs May. zum öftern sich verleuthen liesse, in „ihrem gewissen ganz ruhig über des Katte Todt als eines mit frembden gesandten und „unzuläßigen intriguen sich eingelassenen, des Lasters der beleydigten Majestät sich „schuldig gemacht habenden Mannes zu seyn, so wußte ich bey so beschaffenen umbstän„den nicht, ob nicht das Beste wäre, nachdeme doch die sachen nicht mehr abzuändern, „und an villen Orthen dieselbe ganz anders als sie in sich ist, und zware auf eine sehr „gehässige weis ausgestreuet wird, das der König eine aus denen actis gezogene facti „speciem sambt den Kriegsrecht selbst publicq mache, diejenige umbstände jedoch, die „den Cronprinzen betreffen und etwa sonsten zu verschweigen sein durften, daraus lasse, „umb solchergestalten vor dem ungleich prevenirten publico zu weisen, das Er nicht „aus ungerechter übereylung, sondern mit fueg und billichkeit das urtheil vollziehen lassen, „welcher Meinung dann auch Kays. May. selbsten seynd, und können sie diesen zu des „Königs reputation unentbehrlich mir dunkenden passum, wo sie es anständig finden, „entweder dem König selbst oder anderer diensamer Orthen insinuiren, wie ich dann „meines orths ganz kein bedencken habe, daß sie in meinen Namen des Königs May. „darvon sprechen, mit den Beysatz, wie ich hoffte, Se. Königl. May. wurden die gnä„digste meinung von mir haben, das mich nichts anders als die wahre lieb, devotion „und respect, so vor dieselbe ich trage, hiezu veranlasset, nachdeme ich ganz zuverlässig „wußte, wie verkleinerlich an außwärtigen höffen von denen übelgesinnten davon ge„sprochen werde, und werden sie übrigens zu Kays. May. und meiner geheimen Nach„richt das Kriegsrecht sammt einen Extract dessen, was eigentlich wider den Catt und „Cronprinzen herauskommen, an mich einschickhen. Inzwischen kan freylich die in des „Cronprinzen Augen geschehene Execution noch harte Arth, womit in seiner Gefängnus „diesem begegnet worden, kein allzu gutes Geblut zwischen Vater und Sohn machen, „scheinet auch gar nicht daß des Königs gegen ihn gefaßter Haß abgenommen habe, „müssen sie demnach auf die aus Kays. May. Befehl Ihnen bereits erinnerte Weise mit „vieler Behutsamkeit vor das künftige umgehen, wo Sie vor den Cronprinzen das Wort „bey dem König sprechen, und die Zeit abwarten, bis sie durch dessen bessere Aufführung „Gelegenheit überkommen, eine gute Impression vor demselben nach und nach ihm bei„zubringen, und ist daher so übel nicht, daß der Cronprinz nicht sogleich unter das Ge-

„ficht demselben komme, bis des Königs erste Hitze abgenommen und derselbe das Ver„gangene zu vergessen anfange, wo sonst gar leicht neue Verdrießlichkeiten hervorbrechen „dörften. Auch muß ich gestehen, daß die Art, womit über des Katte execution der „König in Preussen mit denen in dero Schreiben benannten zwey Generalen, vornehm„lich aber dem Schwerin geredet, etwas scharf gewesen, wiewohlen er ganz Recht hat „und Niemand demselben verdencken kann, daß er sich mit Gut oder schlimmen Ruhe „und Friede in seinem Hause verschaffen will" . . .

[77]) Eugen an Seckenborff. 31. Oktober 1730. Hausarch.

[78]) Eugen an Seckenborff. 17. November 1730. Hausarch.

[79]) Eugen an Seckenborff. 31. Oktober 1730. Hausarch.

[80]) Eugen an Seckenborff. 17. Nov. 1730. Hausarch.

[81]) Eugen an Seckenborff. 2. Nov. 1730. Hausarch.

Eilftes Capitel.

[1]) Eugen an den Grafen Philipp Kinsky. Graz, 29. August 1728. Hausarch.

[2]) Eugen an Philipp Kinsky. 8. Febr. 1729. Hausarch.

[3]) Foscarini. Storia arcana. 199. 203.

[4]) Kinsky's Berichte an Eugen. Hausarch.

[5]) Eugen an Kinsky, Wien, 2. Mai 1729. Hausarch.

[6]) Eugen an Kinsky. Wien, 23. Mai 1729. Hausarch.

[7]) Eugen an Kinsky. 22. Dezember 1728. Hausarch.

[8]) Eugen an Kinsky. 16. und 20. Juli 1729. Hausarch. „Sa Majesté ne voulant „ni ne pouvant se détacher d'un allié qui continue de témoigner de son côté „tant de fermeté que le Roy de Prusse."

[9]) Eugen an Kinsky. 24. August 1729. „Sa Majesté ne voulant ni ne pouvant „traiter avec l'Angleterre sans l'intervention du Roy de Prusse."

[10]) Eugen an Kinsky. 25. Sept. 1729. Hausarch. „Vous comprendrez de vous „même le peu de fondement que vous aviez de vous mocquer de son envoy, „ne voulant rien vous dire d'ailleurs de ce que vous auriez dû pourtant consi„dérer le plus, qui est la soumission et l'obéissance que tout Ministre doit aveu„glément aux volontés et ordres de son maître, et qu'en les suivant, il se met „en seureté de n'avoir pas à répondre des évènemens qui en peuvent naître. „J'espère, Monsieur, que cet exemple vous servira de règle à mieux modérer à „l'avenir vos passions et à les sacrifier toutes au bien du service dans toutes les „occasions qui peuvent le regarder" . . .

[11]) Näheres über Walbegrave in Coxe's Memoirs of Robert Walpole. I. 347—350.

[12]) Eugen an Kinsky. 25. Februar 1730. „S. M. m'ordonne de vous répondre „que vous disiez à l'homme qui s'est offert d'avancer l'argent que l'on est con„tent de l'interêt de 4½ pour cent, que tant pour le payement régulier des in„terests que de celuy du capital on luy donnera toutes les seuretés qu'il pourra „raisonnablement demander, soit sur les revenues ou les Etats de quelque pro„vince, ou bien sur l'hypothèque de l'argent vif, les Hollandois s'étant trouvés „fort bien de l'une et de l'autre de ces hypothèques, et que si à ces conditions il „veut avancer les 300.000 guinées, que l'on est prêt à les recevoir, mais que

„pour des bijoux l'Empereur ne sauroit se determiner d'en donner, croyant que „sa parole sacrée et l'hypothèque qu'on luy offre, peut et doit luy suffire, puis- „que certainement on y trouvera la même seureté que sur des bijoux" . . .

[13]) Eugen an Kinsky. Wien, 11. März 1730. Hausarch.

[14]) Lord Waldegrave an Lord Townshend. Wien, 18. März 1730. Coxe. History of Austria. II. 99.

[15]) Coxe. Memoirs of Robert Walpole. I. 351.

[16]) Conferenzprotokoll vom 29. August 1730. Hausarch.

[17]) Conferenzprotokoll vom 21. September 1730. Hausarch.

[18]) Conferenzprotokoll vom 31. Oktober 1730. Hausarch. Der Kaiser bemerkte hiezu eigenhändig: „Quoad hoc primum et principale membrum hat die Conferentz „alles pro et contra wohl überlegt vndt ausgeführt, absonderlich was gefährliche Fol- „gen die spanische Guarnisonen nach sich ziehen können, in bedenken, daß man sich so „beständig vndt standthafft darüber erklärt, auch es also dem Reich vorgestellt, neben die- „sen des Robinson schrifft so auf Schrauffen gesezt, so viel auch nicht dazu gehörige „Ding pro antecedenti vorgesezt, auch die Guarantirung so auf schrauffen gesezt daß „der wolte argwöhnisch sein, noch wohl an der bona fide zweiflen könte vndt wenigst „mit gröster praecaution vndt Vorsicht zu gehen vndt vor allen die unbeschränkte gua- „rantie vor denen von ihme gesezten puncten zu versichern" . . .

[19]) Conferenzprotokoll vom 4. Jänner 1731. Hausarch. Eine erschöpfende Darstellung dieser Verhandlungen, freilich ganz im englischen Sinne gehalten, findet sich in Robinsons Berichten an Lord Harrington vom 16. Jänner 1731, an Horace Walpole vom 3. Februar, an Harrington vom 8. und 20. März, an Lord Chesterfield vom 11. April 1731. Abgedruckt sind sie in Coxe's Memoirs of Robert Walpole. III. 49—103.

[20]) Conferenzprotokoll vom 20. Jänner 1731. Hausarch. . . . „Tertio hat er bey „den Articulo secreto, wo von der exclusion eines aus den Haus Bourbon ent- „sprossenen Printzen geredet wird, auch von den preußischen Cronprintzen eine Anregung „gethan, worüber aber erwiedriget worden, daß zwar kein Bedencken getragen wurde, „ihme die theureste Versicherungen, daß nichts an der sach und nie daran gedacht worden „wäre, zu ertheilen, hingegen die diesetwegen sich auszubingen vermeinende exclusion „ohne allen nutzen nur beederseiths eine gehässigkeit auf den Hals ziehen wurde" . . .

[21]) Conferenzprotokoll vom 26. Febr. 1731.

[22]) Walpole an Eugen. Hamptoncourt, 18. Juni 1731. Hausarch. „Je me croi- „rois inexcusable si je ne profitois pas de la première occasion qui se présente „pour avoir l'honneur de témoigner à V. A. S. le plaisir et le contentement „que je ressens de l'heureuse conclusion du dernier traité entre S. M. I. et le „Roi mon Maître".

„Je me croirois aussi coupable de la plus grande injustice si je diferois un „seul moment à vous en témoigner ma reconnoissance, et à vous féliciter du „succès d'un si grand et si désirable ouvrage, puisque personne n'ignore que „V. A. S. y a eu la principale part".

„C'est un bonheur general par toute l'Europe que les nuages qui ont si „longtemps menacé le repos et la tranquillité publique, se trouvent dispersés „par la vue d'une pacification générale, et j'en ressens certainement un très

„sensible plaisir, mais le renouvellement et le rétablissement de l'ancienne „amitié et union entre l'Empereur et le Roi de la Grande-Bretagne est un „bonheur particulier dont je suplie V. A. S. de vouloir bien me permettre de „la feliciter d'une manière plus particuliére et d'assurer en même tems que je „ne souhaite rien avec tant d'ardeur que de voir cultiver cette amitié et union „avec tout le soin, l'attention et la sincérité que requièrent l'honneur et l'intérêt „réciproque des deux nations. C'est à quoi je travaillerai constamment de tout „mon pouvoir et avec une aplication sans relache, persuadé que V. A. S. con- „courra puissamment à rendre à tous égards entière, parfaite et durable entre „l'Empereur et le Roi mon maître cette réconciliacion que vous avez si heureu- „sement commencé et accompli" . . . .

Harrington an Eugen. Hamptoncourt, 18. Juni 1731. Hausarch. Il y a long- „temps que j'ay ambitionné l'honneur de témoigner à V. A. S. la vénération „et le respect particulier que j'ay toujours eu pour Sa personne, et c'est avec „le plus grand plaisir du monde que je le fais présentement à l'occasion de la „féliciter sur le rétablissement de l'union et de l'amitié entre nos Augustes „maîtres, et sur le renouvellement de l'ancien systeme des affaires si naturel „et si avantageux à tous les deux aussi bien que si necessaire au repos et à „l'équilibre de l'Europe. La grande part que V. A. S. a eue à conduire ce „glorieux ouvrage jusque au point où il est, nous fait espérer qu'il se perfec- „tionnera de plus en plus tous les jours, comme ne doutant point que les mêmes „motifs pour le bien général qui l'ont portée à employer son influence et son „crédit pour en poser un si bon fondement, l'engageront à poursuivre „les mêmes moyens pour le rendre parfait et durable. Permettés moy de vous „assurer, Monsieur, à cette occasion de la haute estime et des égards particu- „liers que le Roy a pour votre personne, comme aussi que S. M. compte „entièrement sur votre amitié dont Elle a reçu des marques les plus essentielles „pendant le cours de cette négociation, et pour laquelle elle aura toujours „une juste reconnaissance. Le Roy n'a pu voir sans beaucoup de plaisir dans „les relations de son Ministre qui est à la Cour de Vienne, les preuves les plus „convaincantes non seulement de la bonne foy de S. M. I. et C. et de son atta- „chement à ses engagemens (dont il n'a jamais eu le moindre doute), mais „aussi de l'amitié et de la générosité avec laquelle Elle a constamment rejetté „des avances et des offres très flatteuses, faites par la Cour d'Espagne pour „séparer S. M. I. et C. d'avec le Roy, ou du moins pour ajuster ses affaires à la „Cour de Vienne sans l'interposition du Roy, d'une manière à en pouvoir „prendre pretexte d'alléguer qu'elle n'etoit plus dans l'obligation de remplir „ses engagements pris par le traité de Seville envers S. M. Ce procédé de S. „M. I. et C. rencontrera tous les justes retours de bonne foy et d'amitié de „la part du Roy, qui n'a rien plus sincèrement à coeur que de cultiver l'union la „plus étroite avec l'Empereur, dont il regarde les intérêts comme inséparables „des siens. M. Robinson aura l'honneur de rendre à V. A. S. un compte de tout „ce qui s'est fait par le Ministre du Roy à la Cour d'Espagne, et des raisons qui „ont porté ce Ministre à consentir à la déclaration qui y a été signée en dernier „lieu. Il n'y a personne au monde qui connaisse mieux que V. A. S. l'humeur

„obstinée et capricieuse de cette Cour là, ni qui soit mieux persuadée de la „necessité où l'on est souvent, afin d'y négocier avec quelque succès, de céder „en des choses qui ne sont pas absolument essentielles, aux irrégularités de „cette humeur, comme le Ministre du Roy a été obligé de faire par rapport à „la dite déclaration" . . . .

23) Bartensteins Manuscript. Hofbibliothek.

24) Graf Friedrich Harrach an Eugen. Regensburg, 15. Febr. 1730. Hausarch.

25) Zahlreiche Berichte Harrachs an Eugen über diesen Gegenstand. Hausarch.

26) Eugen an Prié. 24. Aug. 1718. Hausarch. „Le secrèt est l'âme du Conseil „et doit être observé selon la rigueur du serment que les personnes qui y „assistent ont prêtés".

27) Conferenzprotokoll vom 28. April 1730. Hausarch.

28) Conferenzprotokoll vom 30. Juli 1730. Hausarch.

29) Voriges Conferenzprotokoll.

30) Conferenzprotokoll vom 19. August 1731. Hausarch.

31) Conferenzprotokoll vom 22. Sept. 1731. Hausarch.

32) Conferenzprotokoll vom 19. März 1731. Hausarch.

33) Memoires du Duc de S. Simon. XIX. 2. 265.

34) Eugen an Königsegg. Wien, 4. Aug. 1727. Hausarch. „il a la tête un peu „angloise et parle assez librement" . . . ,

35) Eugen an Königsegg. 27. Sept. 1729. Hausarch.

36) Sie befindet sich im kais. Kriegsarch.

37) Conferenzprotokoll vom 19. März 1731. Hausarch.

38) Conferenzprotokoll vom 28. Mai 1731. Hausarch.

39) Conferenzprotokoll vom 10. Juni 1731. Hausarch.

Zwölftes Capitel.

1) Eugen an Perlas. Vor Temeswar. 15 Sept. 1716. Hausarch.

2) Eugen an Perlas. Vor Temesvar. 18. Sept. 1716. Hausarch.

3) Er habe den Grafen Colloredo, schreibt der Kaiser am 18. Jänner 1719 dem Feldmarschall Grafen Daun „in gnädigster ansehung seiner Unß und Unserem Erzhauß „in villfältigen sehr importirlichen geschäfften von vielen Jahren her, sonderheitlich aber „bey der leztlhin aufgehabten Landshauptmannschaft in Mähren erwiesenen ansehentlichen „und ersprießlichen diensten, jedesmahlen bezeigter stattlicher vernunfft und geschicklichkeit „auch sonsten besitzenden rühmlichen eigenschafften und beywohnenden vortrefflichen Er„fahrenheit" zum Statthalter in Mailand ernannt. Kriegsarch.

4) Muratori nennt ihn „Cavaliere dotato di singolar gentilezza e probità".

5) Conferenzprotokoll vom 3. Jänner 1715. Hausarch.

6) Conferenzprotokoll vom 16. Oktober 1716. . . . „weilen zwey Köpf oder Instan„zien, das ist die separatio des militaris von dem Guverno Politico in weit entlege„nen Ländern grosse Confusion verursacht".

7) Eugen an Colloredo. 1. und 11. November 1721. Kriegsarch.

8) Wratislaw an König Karl III. Wien, 2. Mai 1707. Corresp. S. 40.

9) Voriges Schreiben.

[10]) König Karl an Wratislaw. Barcelona, 8. Novbr. 1707. Corresp. S. 55.

[11]) „. . . es ist dieser Mann", schrieb Eugen von ihm, „von einer Eygensinnigkeit, „daß es unmöglich ist mit ihm auszukommen, und thuet er was er will ohne sich an des „Kaysers Befehl mehrers als ihm gelegen ist, zu binden". Eugen an Daun. Wien, 27. Jänner 1727. Kriegsarch.

[12]) Zwischen ihm und Althan bekleidete durch kurze Zeit der frühere Vicekönig von Sicilien, Joachim Portocarrero Graf von Palma die Stelle eines Vicekönigs von Neapel.

[13]) Daun an Eugen. Mailand, 4. Jänner 1727. Kriegsarch.

[14]) Eugen an Daun. Wien, 11. Jänner 1727. Kriegsarch.

[15]) Eugen an Daun. Wien, 17. und 22. Jänner 1727. Kriegsarch.

[16]) Daun an Eugen. Mailand, 8. Febr. 1727. Kriegsarch.

[17]) Daun an Eugen. Mailand, 15. März 1727. Kriegsarch.

[18]) Mercy an Eugen. Mailand, 27. Juni und 8. Juli 1730 Kriegsarch.

[19]) Harrach an Eugen. Neapel, 7. Februar, 17. März, 7. April, 12. Mai 1730. Kriegsarch.

[20]) Eugen an Harrach. Wien, 22. April 1730. Kriegsarch.

[21]) Eugen an Zumjungen. Wien, 3. September 1721. Kriegsarch.

[22]) Zumjungen an Eugen. Palermo, 3. März 1722. Kriegsarch. Der Marquis von Almenara sei, schreibt er, des Kaisers Dienst zu befördern, „voll Eyfers und guten Wil- „lens, allein es seynd ihme die Händ zu sehr gebunden, massen wan ein gut gefaßte „resolution in das Werck gesetzt werden soll, die Herren Ministri mit ihren den her- „gebrachten Gebrauch nach villfältigen Consulten Ihn oftmahl irr machen, wodurch viel „Zeit verlohren und wenig oder nichts bewerkstelligt wird" . . .

[23]) Guido Starhembergs Leben. S. 696.

[24]) Graf Leopold Herberstein an Eugen. Wien, 20. August 1710. Kriegsarch.

[25]) Graf Traun an Eugen. Messina, 8. November 1727. Kriegsarch.

[26]) Traun nennt den Sicilianer „di suo naturale invidioso, avido, di poca fede, „pigno nel travaglio, di spirito vivo, ma tutto inclinato al male e a fraudare il „prossimo, senza commercio per ragione della gran diffidenza che ha e della „poca fede nel contrattare, per altro molto timido e poltrone" . . . .

[27]) Mit Schreiben vom 24. November 1727 theilte Graf Traun dem Prinzen Eugen eine Abschrift seines an den Marquis von Rialp abgesendeten Berichtes mit.

[28]) Eugen an Traun. Wien, 13. Dezember 1727. Kriegsarch.

[29]) Eugen an Traun. Wien, 18. Jänner 1728. Kriegsarch.

[30]) Traun an Eugen. Wien, 12. April 1728. . . . „il tutto consiste a ben rego- „lare i primi principj e andare con tutta sicurezza per non far spendere invano „li denari del padrone. Vero è che al principio . . . Wallis istesso ha visitato „le miniere e lasciando poi le incombenze a me . . . lo vedrà mal volontieri „e in luogo di darmi ogni assistenza, mi renderà ogni cosa difficile e penosa, „che qui in tutto succede, e porta con se l'aria del paëse,mentre anche i fores- „tieri, havendola per qualche tempo respirata, cadino in questo diffetto. Il „Vicerè ancora e tutto il ministero di questo regno approvano poco questa in- „trapresa, da ciò appare che da tutte parti si riscontreranno mille difficoltà „per executare l'intenzione del Sovrano" . . .

[31]) Der Kaiser an den Cardinal Althan. Laxenburg, 16. Juni 1728. Kriegsarch.

[32]) Eugen an Quiros. Graz, 26. Aug. 1728. Kriegsarch.

[33]) Eugen an Wallis. Graz, 30. September 1728. Kriegsarch.

[34]) Castago an Eugen. Messina, 1. Oktober 1728. Kriegsarch.

[35]) Eugen an Quiros. Wien, 6. November 1728. Kriegsarch. Er lobt den Eifer des Vicekönigs „pour redresser la confusion et le desordre où les affaires se „trouvent en ce pays-là, et le soin qu'il prend pour mettre la justice sur un „autre pied, n'est certainement pas le point le moins important. Ce Ministre me „donne d'ailleurs tant d'assurances de celuy qu'il prendra pour l'entretien „des troupes que j'espère qu'elles seront payées beaucoup plus regulièrement".

[36]) Eugen an Castago. Wien, 10. November 1728. Kriegsarch.

[37]) Eugen an Quiros. Wien, 13. Juli 1729. Kriegsarch.

[38]) Eugen an Castago. 1. Juni 1729. Kriegsarch. „Il seroit à souhaiter pour le „bien publique que l'on put porter la Cour de Rome à se prêter à la restriction „qu'on luy demande, étant sûr que la trop grande extension des asiles et l'abus „que le Clergé en fait, est une des raisons principales des desordres et scandales „qui se commettent, pouvant assurer V. E. que jusque dans nos pays d'icy il s'est „glissé tant parmi les troupes que parmi le peuple des crimes entièrement con- „traires au génie de la nation et dont on n'avait pas même des exemples dans „les temps passés, de sorte que pour y remédier S. M. n'a pas trouvé de voie „plus efficace et sûre que celle de l'ordonnance publiée en dernier lieu sur la „restriction des asiles, qui s'observe actuellement dans ce pays ci" ...

[39]) Eugen an Castago. 9. April 1729. Kriegsarch.

[40]) Castago an Eugen. 9. Juli 1729. Kriegsarch.

[41]) Eugen an Castago. 10. August 1729. Kriegsarch. Er halte, schreibt er, „une „telle Compagnie convenable à tous égards au service, au bien des habitans et „au commerce du pays, qui a plus que besoin d'une telle ressource pour se „remettre, aussi cette gloire semble-t-elle avoir été réservée à l'heureux gou- „vernement de V. E. et sera toujours plus de motif de s'applaudir du choix que „S. M. a fait d'un Viceroy de tant de zèle et de probité" . .

[42]) Eugen an den Marchese Roma. Wien, 22. Febr. 1730. Kriegsarch.

[43]) Eugen an den Kaiser. Wien, 8. Juli 1730. Kriegsarch.

[44]) Eugen an Wallis. Wien, 6. September 1730. Kriegsarch. „Es kann zu Kays. „Maj. Dienst nichts mehr beytragen, als wenn Sie Ihrerseiths die Ihnen schrifft- und „mündlich auf das nachdrucksamste eingebundene subordinationsmäßige gute Einver- „ständnus mit dem Vicekönig pflegen, Ihre Meynung Ihme jederzeit offenherzig entdecken, „ohne dessen Vorwissen und Einwilligung aber nichts für sich unternehmen ... da Ew. „Exc. wohl wissen, daß Sie als commandirender General von selben als zeitlichen Vice- „könig abhangen. Bei dieser Gelegenheit kann Ihnen, so ungeneigt ich auch bin, was „unangenehmes Ihnen zu schreiben, nicht bergen, welcher gestalten seit Ihrer Dahinkunft „verschiedene nicht geringe Beschwerden gegen dieselbe eingeloffen, wie verächtlich Sie in „Reden von denen dasigen Inwohnern sprechen, wie hart Sie mit denen Officieren um- „gehen und wie wenige lieb, um nichts mehrers zu sagen, von beeden haben ... Ew. „Exc. aber davon zu warnen um so nöthiger erachte, je mehrers dem kays. Dienst daran „gelegen, die affection des Volkes beyzubehalten und die Truppen bey guten Muth

„und Willen zu erhalten, ohne welchen ein commandirender General weit mehreren be=„schwerlich= und verläßlichkeiten bey einen ausbrechenden Krieg unterworfen, des Herren „Dienst aber nicht so gut alß wo Alles zufrieden und einig ist, besorget wird" . . .

[45]) Sastago an Eugen. 1. und 5. November; Quiros an Eugen, 5. November; Wallis an Eugen, 22. November; Eugen an Wallis und Sastago, 23. Dezember 1730. Kriegsarch.

[46]) Eugen an Sastago. 21. Juli 1731. Kriegsarch.

[47]) Conferenzprotokoll vom 31. Mai 1731. Hausarch. Der Kaiser fügte eigenhändig die Worte bei: „placet in toto daß es in loco den Daun zu überlassen daß er die An=„zahl der trouppen einricht daß derselben reputation vndt glorie vor allen vorgesehen „werdt" . . .

[48]) Daun an Eugen. Mailand, 25. April 1731. Kriegsarch. „Der hier anwesende „Agent der Republique Genua hinterbringt daß dieselbe an Kays. Maj. recurrirt, umb „Ihro einige Truppen zu reducirung der Insel Corsica gnädigst angedeihen zu lassen. „ . . . Nachdem die Motive, so gedachte Insul das Gewöhr zu ergreiffen veranlasset, nit „ohne seine fundirte beschwärnusse seyn dörfften, indem wie hart gedachte Republique „auch mit Final di Spagna, Sant Remo und Vintimiglia verfahre, E. D. ohnhin „bekannt, so ist nit zu zweiflen, Kays. M. werden Dero Clemenz in solchen fahl auch „den armen Volke dahin allermildest zuflüßen lassen, damit solches nit vollends unter=„drückt, sondern in ihren privilegien ungekränkt erhalten und ihnen die billige Justiz „verschaffet werde, gestalten dann auch zu vermuthen, daß wenn solches die Allerhöchste „Handeinlegung oder daß kays. Truppen sich dahin bewegen, vernehmen, man davon „lezteren imbarco nit abwarten, sondern das Gewöhr von selbst niederlegen und sich „remittiren werde" . . .

[49]) Hienach ist denn auch die völlig einseitige Schilderung dieser Vorgänge in dem sonst so interessanten Buche von Gregorovius über Corsica S. 62 zu berichtigen.

[50]) Saint=Saphorin sagt über ihn in seinem Berichte an die britische Regierung vom Jahre 1727: „Le Prince Frédéric de Wurttemberg n'a que la réputation d'être „un courtisan très assidu et très souple" . . .

[51]) Ueber ihn schreibt Saint=Saphorin: . . . „Le Prince Louis de Wurttemberg, „General d'Artillerie, n'a pas encore une grande expérience, mais il est homme „de génie, très brave et tres entendu dans son métier." Und Schulenburg sagt von ihm: „il se possède extrêmement, il est fort aimé et valeureux" . . . Denkwürdigkeiten. II. 201.

[52]) Daun an Eugen. Mailand, 4. Juli 1731. Kriegsarch.

[53]) Eugen an Daun. 24. November 1731. Kriegsarch.

[54]) De Vins hatte überhaupt wenig Glück auf Corsica. Als er zu Girolata ein französisches Schiff, welches den Insurgenten Pulver und andere Kriegsvorräthe zuführte, nach dreistündigem Gefechte wegnahm, da befahl Graf Daun, welcher befürchtete, daß daraus ein Zwiespalt mit Frankreich entstehen könne, ihn verhaftet über Genua nach Mailand zu bringen. (Daun an Eugen. 12. April 1732). Eugen aber mißbilligte diese Behandlung des Obersten de Vins und ließ ihn in Freiheit setzen. Denn er habe Recht daran gethan, sich eines Schiffes zu bemächtigen, welches, obgleich unter französischer Flagge segelnd, durch die Zufuhr zu Gunsten der Feinde selbst ein feindliches geworden sei. (Eugen an Prinz Ludwig von Württemberg, 3. Mai 1732.) Und an Daun schreibt

Eugen an demselben Tage: „Dem Obersten de Vins ist nicht zu verdenken, des fran-
„zösischen Schiffs sich bemächtigt zu haben, nachdem gewiß ist, daß wo eines Freundes
„Schiff meinen Feind succurs bringet, solches nach der raison de guerre unwidersprech-
„lich kann hinweckhgenohmen werden; sehe demnach nicht was ihme de Vins hiebey zu
„reprochiren seye. Nöthig ist aber eine recht gründliche facti speciem davon einzuholen,
„damit man in den Fall französischer Seits was darvber gesagt wurde, dasselbe gehörig
„widerlegen möge".

[55]) Eugen an Daun. Wien, 22. Dezember 1731. Kriegsarch.

[56]) Daun an Eugen. Mailand, 5. Jänner 1732. Kriegsarch.

[57]) Eugen an Daun. Wien, 16. Februar 1732. Kriegsarch.

[58]) Eugen an Daun. Wien, 20. Februar 1732. Kriegsarch.

[59]) Eugen an Ludwig von Württemberg. Wien, 1. März 1732. Kriegsarch. „Ce sera „à présent à V. A. à voir de quelle manière Elle pourra en venir à bout, sans „hazarder la réputation des troupes, ni les exposer à des dangers dans un pays „aussi rempli de défilés et de montagnes, l'expérience ayant fait voir jusqu'icy „que l'expédition est plus difficile que l'on n'avoit cru au commencement. La „conduite que je connois à V. A. me donne cependant lieu d'espérer que le „tout ira bien, le souhaitant d'autant plus qu'Elle aura à son corps plusieurs „volontaires pour être témoins de ce qui y passera. Le Roy de Prusse envoye „entre autres douze officiers, et comme V. A. ne scauroit ignorer la bonne in- „telligence qui subsiste entre les deux Cours, j'ay cru devoir l'en informer pré- „alablement afin qu'Elle distingue en toute occasion les officiers prussiens de- „vant ceux des autres Princes qui pourroient s'y trouver" . . .

[60]) Daun an Eugen. Mailand, 5. März 1732. Kriegsarch.

[61]) Conferenzprotokoll vom 11. März 1732. Hausarch.

[62]) Eigenhändiger Zusatz des Kaisers . . . „Dis aprobir vndt ehist an Daun abzu- „schicken vndt einzubindten die republic zu treiben daß nicht in zwey oder drey monath „sondern ehist such zum Vergleich zu kommen, auch weiters mir von der Conferenz ein- „zurathen, was sowohl militarisch als politice zu thun, damit die trouppen nicht expo- „nirt, daß werdt geendt vndt vorderist Maylandt vndt mein vbrige Wallischlandten „bey diesen Umstandten nicht ohne genugsahmen trouppen gelassen werdten" . . .

[63]) Prinz Ludwig von Württemberg an Eugen. Calvi, 20. April 1732. Kriegsarch. „. . . qu'ils ne rendroient jamais les armes et qu'ils se feroient gloire à se lais- „ser ensevelir sous leurs ruines par les armes de S. M. I. Tous les autres endroits „ont témoigné beaucoup de respects pour les armes de S. M. I., mais disant „mille infamies contre la république."

[64]) Prinz Ludwig von Württemberg an Eugen. 26. April 1732. Kriegsarch.

[65]) Prinz Ludwig an Eugen. Campoloro, 29. Mai 1732. Kriegsarch. „. . . les „Corses dont la malice et mechanceté est inouie." An einer andern Stelle sagt er: die Corsen hätten „pas mérité un si doux châtiment pour leurs méchancetés „inouies qu'ils ont exercées" . . . Und am 10. Juni schreibt er aus Bastia an Eugen: „Ce n'est pas un peuple comme d'autres avec lequel on peut entrer en matière „de les écouter, car il n'y auroit d'abord plus de bornes avec eux, mais il faut leur „donner un reglement juste et leur dire, voilà comme à l'avenir on vous gou- „vernera, et comme vous devés vous conduire, et les tenir sous une grande

„rigueur, laquelle ils demandent eux-mêmes, chacun par crainte de son voi-„sin“.., Man vergleiche damit die Angabe Spörls, der in seiner Geschichte Corsica's S. 93 sagt: „Der Prinz von Würtemberg wurde vor Freude entzückt, daß er eine ganze „Nation beglücken und Frieden geben könne“...

[66]) Eugen an Prinz Ludwig. Wien, 21. Mai 1732. Kriegsarch. Niemals werde die Republik „pouvoir faire fond sur l'obéissance de ces gens s'ils ne sont sou-„mis que par la force, étant très certain qu'à la première occasion ils repren-„dront les armes dès qu'ils verront l'Empereur engagé en quelque guerre, et „hors d'Etat par conséquent de donner des secours à la république, au lieu que „si on les fait rentrer de bonne grace dans leur devoir, en promettant sous la „garantie de S. M. I. le redressement des griefs, il est à espérer que moyennant „une bonne conduite la république pourra ramener insensiblement les esprits „et oster ce levain de mécontentement qu'a causé tous les embarras d'aprésent.“

[67]) Daun an Eugen. Mailand, 14. Juni 1732. Kriegsarch.

[68]) Pallavicini an Eugen. Prag, 24. Juni 1732. Kriegsarch.

[69]) Conferenzprotokoll vom 29. Juni und 16. August 1732. Hausarch.

[70]) Boerio an Eugen. Venedig, 8. Oktober 1732. Kriegsarch. „Tuttoche agogni „ancora l'onore delle risposte dell' A. V. S. al foglio che con altra carta di pro-„getto le umigliai sino de 23 Agosto superiore, non può il zelo, di cui son af-„fatto penetrato per la gloria e buon servizio dell' Aug. Cesare e dell' A. V. S. „parimente dispensarsi di farle con tanto di verità che secretezza, noto in ri-„stretto quanto mi si scrive dalla nazione Corsa per ultimo. Eccolo qui sotto „trascritto.

„Noi alziamo tutta la nostra speranza d'essere ricevuti da S. M. C. C. per „sudditi, ovvero dal Ser. S. Principe Eugenio di Savoia. Tanto più ci lusin-„ghiamo di tale felicità, quanto più scorgiamo la M. S. propensa ed impegnata „in sostenere la garantia fattacene nella pace convenuta, così poco per altro „osservata, e cosi scandalosamente abusata ed oltreggiata da' Genovesi. Questi „per sovracara di loro nequizia, demenzia ed impostura non cessano d'anga-„riarci ed imprigionnare ed esiliare molti soggetti nostri si laici che religiosi, „affatto innocenti, da' quali alcuni sene passano costì per esporre a lei non „che i proprj loro, che li gravami troppo pesanti e crudeli che la republica, „ora più di mai rabbiosa, fa soffrire a noi tutti. Adunque dice la Corsica tutta „(nè io la disdico) la pace fattasi sotto l'autorità e garantia dell'Invitissimo Im-„peratore non avrà altro prodotto ne'Genovesi che l'impunità d'offenderci? Ed „a noi Corsi togliarà la libertà di vindicarci, sol perchè veneriamo perfetta-„mente la Cesarea volontà e sicurtà. Questo si enorme crime Genovese, il dirit-„to incontrastabile dell'Augustissima Casa d'Austria sopra la Corsica, e l'accla-„mazione nostra universale legittimanno ed autorizanno onninamente la con-„quista ed il possesso di questo regno per la M. S. I. e pur anchè per la persona „e casa del Ser. Principe Eugenio, qualora S. M. I. lo consenta, siccome al-„tra volta ce ne siamo più ampiamente spiegati.“

„La liberazione de'Capi e di tanti altri nostri carcerati in Genova, in quest' „isola, ed esigliati fuor'd'essa: la riparazione degl'oltraggi, la reintegrazione „de'danni fattici dopo la pace e l'esecuzione di tutte le convenzioni non si veg-

„gono finora effettuate. Ce n'impatientiamo perciò sino ormai alla disperazione. „Il mondo tutto ne sta a spettacolo e con stupore, e la giustizia oggimai troppo „se ne scuote e se ne risente? . . . In questa procella trovaremo la nostra ta- „vola di salvezza . . . Non ci scargeranno l'arme giacchè coraggio e giustizia „c'abbandano. Tutto metteremmo in cimento, quando da Lei non ne siamo „rallegrati co'riscontri dell'Imperali protezzione o padronanza. . . Eccolo, Ser. „Principe, quanto mi fa sapere in sostanza. Io non oso farne prognostici. Gli „auguro felici e tranquilli: ma assicuro di tutta la riuscita il voto fattoci d'avere „in sovrano unicamente e prima che ogn'altro lo sia, l'Aug. Cesare o l'A. V. S."

Dreizehntes Capitel.

¹) Am 27. Jänner 1731 schreibt Eugen an Seckendorff: „dieser Plan sei voller „Gift und ohne Anstand dahin vermeint, den König von Preußen, wo er mit hinein- „ginge, per indirectum von Kays. M. abzuziehen und unter den Vorwand von fremb- „der Gewalt das Reich zu vertheidigen. Eine so grosse Macht zusammenzuziehen, die „vor das gegenwärtige die kays. Autoritaet in dem Reich sambt dessen schwächeren stän- „den vollends unterdruckhen und die daran Theil habende mächtigere Elite, gleichsam an „die Seite setzen wurde, vor das künftige aber dieselbe in den Stand setzte, die bay- „rische und sächsische Absichten auf Theilung der österreichischen Erblande desto sicherer „auszuführen" . . .

²) Seckendorff an Eugen. 8. Jänner 1731. Hausarch. „So energisch sei diese Ant- wort," sagte Seckendorff dem Könige, „daß selbst der verstorbene Hofcanzler Seyler „nicht nachdrucklicher seine Gedanken hette aufsetzen können."

³) Seckendorff an Eugen. Berlin, 27. Jänner 1731. Hausarch. Noch im Septem- ber 1731 schrieb der König auf einen Bericht, welchen ihm Mardefeld in dieser Sache erstattete, eigenhändig die Worte: „Schon gut, mein ältester Sohn soll renunciren „und russischer Kayser seyn, der andere König in Preußen. Sollen hierauf arbeiten, alles „aufs geheimste tractiren, auch Lewolde nichts sagen."

⁴) In einem Briefe Friedrichs an Grumbkow, der in Seckendorffs Leben, III. 250 abgedruckt ist, erklärte Friedrich sich nicht wider die Heirath mit der Prinzessin von Meck- lenburg, freilich unter dem Vorbehalte, daß sie ihm ein Heirathsgut von zwei bis drei Millionen Rubel mitbringe und auf ihre Rechte auf den russischen Thron verzichte.

⁵) Eugen an Seckendorff. Wien, 27. Dezember 1730. Hausarch.

⁶) Eugen an Seckendorff. Wien, 23. Februar 1731. Hausarch.

⁷) Die Erklärung, vom 11. April 1731 datirt, ist bei Förster III. 21 — 23 abge- druckt.

⁸) Eugen an Seckendorff. 12. Mai 1731. Hausarch. Abgedruckt bei Förster. III. 27.

⁹) Seckendorff an Eugen, Berlin, 19. August 1731. Hausarch. Der Kronprinz hat mir „in Beyseyn des Generals Ginckels zu melden befohlen, daß Er Chronprinz E. „Hochf. D. Freundschafft und die von selbiger herrührende häufige Vorschrifften bey dem „König zwar nicht verdienet, Er versicherte aber durch mich, daß er solche in Ewigkeit „nicht wolte in Vergeßenheit stellen, hingegen bäthe Er Ew. Hochf. D. mögten die biß- „hero vielleicht nicht ohne Grund gegen Ihn gefaßte üble opinion wegen seiner Con- „duite fahren lassen; Er wolte hoffentlich in Zukunft in den Augen Ihro Kays. M. und

„den ganzen teutschen Vaterland darthun, daß ein junger teutscher Fürst zwar irren „könnte, aber doch durch gute vernünfftige Vorstellungen mit der Zeit wiederum begriffe, „daß außer der Freundschaft vor Ihro Kayſ. M. keine ruhe noch sicherheit in der Ver„bindung mit ausländischen potenzien zu hoffen. Ich bin der ohnvorgreifflichen Mey„nung wenn E. Hochf. D. sich die Mühe geben, und dem Chronprinzen zu seiner so „glücklichen Veränderung gratuliren, sich auf mein in seinem Nahmen gemachtes Com„pliment beziehen und Ihn zum Gehorsam, Liebe, Ergebenheit und Vertrauen gegen „den König anmahnen wolten, es würde bey dem König und Kronprinzen von guter „Wirkung seyn" ...

[10]) Seckendorff an Eugen. Berlin, 30. November 1731. Hausarch. „Gegen seine „altiste Prinzessin Schwester hat sich der Chronprinz herausgelassen, daß er sich lieber „wolte in Stücken zerhauet sehen, als Eine Englische Prinzessinn heyrathen, weil Eng„land so falsch und betrugerisch mit Ihme und der Prinzessin umgangen, daß Ihme „nun Alles was Englisch heiße, verhaßt wäre" ...

[11]) Seckendorff an Eugen, Berlin, 9. August 1731. Hausarch.

[12]) Seckendorff an Eugen. Altenburg, 11. Oktober 1731. Hausarch. „man müßte „Weiber auf politique nehmen, wenn man sein eigener Herr würde, könnte man sie „schon plantiren" ...

[13]) Eugen an Seckendorff. Wien, 19. Februar 1732. Hausarch.

[14]) Eugen an Seckendorff. Wien. 27. Februar 1732. Hausarch.

[15]) Seckendorff an Eugen. Berlin, 29. Februar 1732. Hausarch.

[16]) So heißt es in dem Vortrage Eugens und Starhembergs an den Kaiser vom 17. Oktober 1732: „Mit denen vor den Cronprintzen über die jährlich verwilligte Summ „außerordentlich ausgelegten Geldern hat es nach des Seckendorffs Bericht die Beschaf„fenheit, daß Gotter dieselben zur anwerbung großer leuten angewendet, der Cronprintz „von seinen Vattern daß geld dafür empfangen, hingegen verthan, mithin Graf Secken„dorff besorgt haben solle, daß neue Zwistigkeiten zwischen Vatter und Sohn entstehen „möchten; Welchemnach er das Geld um die Sach zu vertuschen hergegeben hat. Nun „ist kein Anstand daß hieran nicht übel vom Grafen Seckenborff beschehen seye, zumahlen „die jährlich dem Cronprintzen gewidmete Summ umb mehr nicht als 810 ducaten über„stiegen worden."

[17]) Seckendorff an Eugen. Berlin, 3. Jänner 1733. Hausarch.

[18]) Eugen an den Kronprinzen von Preußen. Karlsbad, 4. Juli 1732. Kriegsarch. „Je repons en même tems aux deux lettres que V. A. R. a voulu m'ecrire „le 9 et 21 du mois passé, le détour que la première a faitte par Vienne, „m'ayant privé de l'honneur de luy témoigner plutôt à quel point je suis „sensible à celle qu'elle m'a faitte. J'ay déjà mandé à M. de Brand que les „recrues levées en Hongrie pour le régiment de V. A. R. passeroient sans „difficulté par les états de l'Empereur, et M. le Baron de Wilich trouvera „toute l'assistance qu'il pourra désirer pour en lever des autres. C'est la moin„dre marque que puisse demander V. A. R. à S. M. I. et à mon devouement „pour sa personne et pour toute sa maison Royale. Elle en recevra des plus „convaincantes dans toutes les occasions où Elle voudra s'en prévaloir, et en „les fournissant V. A. R. fera un plaisir infini à S. M. I. et à moy une grâce „dont je luy auray une obligation très parfaitte" ...!

[19]) Eugen an Philipp Kinsky. 27. Oktober 1731. Hausarch.

[20]) Eugen an Philipp Kinsky. 9. Jänner 1732. Hausarch. „Il est constant que „l'Empereur ne peut que se louer infiniment de la conduite du Roy de Prusse „qui n'a pas peu contribué par sa fermeté à ramener les choses où elles sont „présentement et qui ne cesse de donner en toute occasion les marques les plus „convaincantes de la sincérité de son attachement aux interests de S. M. I. et „de Son auguste maison, s'étant employé entre autres à préparer au consente„ment à la garantie de la sanction pragmatique les Etats de l'Empire qui sont „en liaison avec luy, avec une chaleur qui n'auroit pû être plus grande s'il sétoit „agi de l'affaire la plus importante à luy même et à sa succession, le votum que „ses Ministres ont donné à cette occasion à Ratisbonne, faisant voir clairement „l'empressement avec lequel il s'y est donné . . . L'Empereur ne désire rien de „plus que de pouvoir contribuer à une meilleure intelligence entre les deux „Cours d'Angleterre et de Prusse, à laquelle Elle s'employera fidèlement et en „amy commun dès que de la part de la Cour d'Angleterre on voudra, à vous „parler confidemment, se rendre plus à la raison que l'on a fait jusques à pré„sent dans l'affaire de Meklenbourg, dans laquelle le Roy de Prusse s'est décla„ré d'une manière si généreuse que sans manquer à la justice la plus évidente „et à ce que prescrivent les constitutions de l'Empire, on ne sauroit en exiger „davantage de luy" . . .

[21]) Eugen an Seckendorff. Wien, 3. Mai 1732. Hausarch.

[22]) Eugen an Seckendorff. Wien, 16. und 30. April 1732. Hausarch. Abgedruckt bei Förster. III. 101. 105. Obwohl er selbst diese Briefe mittheilt, so verschweigt doch Förster in seiner Darstellung völlig die wahre Ursache, warum man am Kaiserhofe den Besuch des Königs nicht wünschte. Noch unbegreiflicher ist das Mißverstehen des Ausdruckes, „daß der Kaiser dem Könige die Hand nicht geben könne." Es ist klar, daß darunter nicht, wie Förster meint und des weiteren ausspinnt, verstanden wurde, der Kaiser habe sich geweigert dem Könige seine Hand zu reichen. Man weiß ja, daß er ihn mit Herzlichkeit umarmte. Es bedeutet vielmehr nichts anderes, als daß der Kaiser als Oberhaupt des deutschen Reiches dem Könige als Kurfürsten nicht den Platz zur Rechten und mit demselben gewissermaßen den Vorrang einräumen zu können glaubte. Auch Eugen stimmte dafür, daß dem Könige zwar größere Ehre als einem Kurfürsten zu erweisen sei, doch solle ihm völlige Gleichheit mit dem Kaiser nicht zugestanden werden. Conferenzprotokoll vom 9. Juli 1732. Hausarch.

[23]) Grumbkow an Seckendorff. 17. Mai 1732. Hausarch. „ . . . Si vous ne reus„sissez pas à Copenhague, comptez que tout cela fera impression. Mais si vous „revenez victorieux, il sera plus fort Imperialiste que jamais. L'autre jour „à la chasse il dit à Ginkel: Ich gehe gewiß zum Kayser und muß ihn kennen lernen, „ich lasse mich davon nichts abhalten. Will Er mit? und als Ginkel ja gesagt, so ant„wortete der König: topp, es bleibt dabey, sobald Seckendorff kommt" . . .

[24]) Seckendorff an Eugen. Berlin, 9. Juni 1732. Hausarch.

[25]) Eugen an Seckendorff. Prag, 19. Juli 1732. Hausarch. Förster. III. 109.

[26]) Seckendorff an Eugen. Frankfurt a. d. Oder, 25. Juli 1732. Hausarch.

[27]) Seckendorff an Eugen. Meuselwitz, 16. August 1732. Hausarch. „Es seynd des „Königs in Preußen May. ungemein von der abgestatteten Besuchung vergnügt und ist

„zu hoffen, Er werde seinen nun mündlich gethanen Versprechen sowohl in der Julich „und Bergisch als auch der Werbungssache nachkommen.“ Eugen antwortet hierauf am 24. August aus Linz: „daß Ihro Kön. Maj. mit Dero nacher Böheim gemachten Reys „so wohl zufriden, wird J. Kays. Maj. höchst angenehm zu vernehmen seyn, die sicherlich „ein nicht geringeres Vergnügen über die mit Sr. kön. Maj. gemachte persönliche Be- „kanntschaft haben, und hoffe ich es werde die beederseithige Freundtschafft zu des Reichs „allgemeinen und beeder Höffe besten unzertrennlich seyn. Wegen deren großen Leuten „haben J. K. M. bereits verwilligt, daß jedeß Regiment einen großen Mann vor J. K. „M. stelle“ . . . Der König selbst aber schrieb um diese Zeit an Seckendorff: „Von Her- „zen bin Sr. Kays. M. höchstens verbunden vor alle diese Gnaden, und dem Prinzen „vor die amitié, die er mir continuiret, der ich mich allemahl vor das Ertzhauß „Oesterreich und Römisch-teutsche Nation so finden lasse als ein getreuer ehrlicher „patriot, und devot und respect vor unsern lieben Kayser, den ich von Herzen „respectire, liebe und venerire, enfin expressiones kann ich nicht genug finden, „mein hertz zu entdecken und meine sinceration an Tag zu legen. Gott gebe die Zeiten, „daß der Kayser mich braucht, dann soll er sagen, daß hätte ich nicht geglaubt, daß der „Preuß oder Brandenburger so ein treuer Freund ist. Das gebe Gott, daß er das in „solcher Occasion seyn wird.“ Auch des Königs Schreiben vom 26. Aug. und 1. Sept. 1732 (Förster III 306. 308) beweisen dieß. Hienach ist Stenzels irrige Angabe (III. 636) zu berichtigen.

[28]) Conferenzprotokoll vom 12. Oktober 1732. Hausarch. So lautete Robinsons ursprünglicher Vorschlag und der Auftrag des Kaiserhofes an Seckendorff. Stenzel irrt völlig, wenn er (III. 638) meint, gleich Anfangs sei der Antrag gestellt worden, den Kronprinzen mit der englischen Prinzessin zu vermählen. Es handelte sich hier immer nur um die Auflösung des Eheversprechens zwischen dem Prinzen Karl von Baiern und Philippine Charlotte von Preußen und die Verheirathung dieser Letzteren mit dem Prinzen von Wales.

[29]) Eugen an Seckendorff. Wien, 6. Dez. 1732. Hausarch. Förster. III. 137.

[30]) Conferenzprotokoll vom 13. October 1732. Hausarch.

[31]) Seckendorff an Eugen. Berlin, 30. (nicht 20). November 1732. Hausarch. Förster. III. 118. 120.

[32]) Eugen an Seckendorff. 7. Jänner 1733. Hausarch. Auf den gemeinschaftlichen Vortrag Eugens und Starhembergs vom 29. Dezember 1732 schrieb der Kaiser eigenhändig: „biß alles hat die Conferenz wohl erwogen vndt auf alles reflectirt vndt wie „notig ist beyder Konig freundtschafft so vill moglich zu erhalten, so hart fürcht ich (wie „es vorhin schon gemeldt) werdt es sein bey diesen Vmbstendten zu bewerckstelligen vndt „werdt das einzig sein klahr und ehrlich fortzugehen vndt mit beden in allen nach billich „vndt gerechtigkeyt zu verfahren.“

[33]) Seckendorff an Eugen. Berlin, 13. Jänner 1733. Hausarch.

[34]) Protokoll über eine Berathung zwischen Eugen und Starhemberg vom 9. Mai 1733. Hausarch.

[35]) Voriges Protokoll. „Die Schwierigkeiten bey Preussen seind unüberwindlich, „und da E. K. M. den König positive versichern lassen, daß Sie sich wider sein Willen „in dessen domestica nicht eindringen wollten, nicht rathsam noch thunlich, hierüber die „mindeste Anregung mehr zu machen“. .

[36]) Eugen an den König von Preußen. Wien, 5. Juni 1733. Hausarch. „V. M. „a temoigné en toutte occasion le desir qu'Elle avoit que je ne luy déguise „rien de ce qui peut regarder ses interets, que je croirois manquer à la con-„fiance avec laquelle Elle me fait l'honneur de me regarder, si je luy fairois un „mistère de l'ouverture que le Ministère Britanique en cette Cour vient de „faire par ecrit, quoyque dans le dernier secret à S. M. I. et C. Le Roy Son „Maître, dit-il, souhaitte veritablement d'établier la plus parfaitte union avec „l'Empereur et V. M. et pour la convaincre de la sincérité de ses intentions, „Il donnera la main avec plaisir au mariage de S. A. R. avec la Princesse „Amélie, et a ce que le Prince de Galles epouse en même tems la Princesse „de Bevern" . . . .

„Quelqu'empressement que l'Empereur ait de voir unis etroittement deux „Princes dont l'amitié luy est si chère, Il ne vous a pas voulu, Sire, informer „luy même de cette ouverture, se souvenant que lorsque le Comte de Secken-„dorff proposa à V. M. par son ordre, il y a quelques mois, une idée quoyque „différente sur le changement des mariages, Elle donna à connoitre qu'Elle „souhaittoit que S. M. I. et C. la dispensat de ne plus luy faire des propositions „tendantes à ce but, et ce Monarque est d'ailleurs trop eloigué de vouloir entrer „malgré Elle dans les affaires de famille" . . . . .

„J'avoue à V. M. que ce motif devroit me retenir de faire passer à Sa con-„naissance ce nouveau plan, mais mon zele respecteux pour la personne „sacrée de V. M. me fait passer sur ces considérations, pour n'avoir pas à me „reprocher de luy avoir caché une affaire de cette conséquence, qui sans flettrir „la maison de Wolfenbüttl, pourroit avoir les suittes les plus avantageuses „pour la tranquillité publique et pour les interests de V. M. dont la garantie de „l'Angleterre sur le plan concerté à Prague touchant le pays de Bergues seroit „un des premiers fruits. V. M. est trop éclairée sur ce qui convient à Elle, et „au bien de l'Empire, pour ne pas juger mieux que personne du parti qu'Elle „aura à prendre" . .

„Si me suis trop emancipé à l'en informer, je la supplie de l'excuser en „faveur des sentiments qu'Elle me connoit, et V. M. peut être persuadé, que „si Elle trouve à propos d'entrer dans le plan, l'Empereur aura soing de „menager les choses qu'elles se passent à la satisfaction réciproque de V. M. „et de S. M. Britannique, surtout s'il vous plaisoit, Sire, de vous ouvrir con-„fidemment envers luy sur vos intentions, S. M. B. s'étant déjà déclarée de „vouloir en agir avec V. M. d'une manière qu'Elle auroit lieu d'être per-„suadée de la sincérité de sa disposition à établir avec Elle une amitié éga-„lement solide et parfaitte".

„Si néanmoins V. M. ne vouloit pas y donner la main, je la supplie de „ménager ce que j'ay l'honneur de luy marquer, parceque le secret en a „été promis à S. M. B., et qu'il ne pourroit qu'être sensible à ce Prince que „d'une ouverture tendante à s'unir etroittement avec V. M. il en fut fait un „usage qui devroit luy déplaire."

[37]) Eugen an Seckendorff. Wien, 5. Juni 1733. Hausarch. „Alß man nach all „deme so in dem heurathsgeschäfft bißhero vorgefahlen, der meinung ware, der Englische

„hoff wurde anjetzo, da der Termin zu des Cronprintzen seiner Vermählung so nahe, zu „dessen abänderung Entweders keine bewegung mehr sich geben oder doch Kays. M. bey „dem König was dergleichen anzubringen nicht zumuthen, so hat Robinson vor zwey „Tagen eine schriftl. promemoria übergeben, des Inhalts, daß nachdeme sein König „mit villem Vergnügen wahrgenommen, wie aufrichtig Kays. M. seine aussöhnung mit „Preußen sich angelegen sein ließen und selber hiezu auß absicht des gemeinen bestens „allerdings geneigt wäre, so habe er Robinson Befehl, wiewohlen in höchster geheim zu „erklären, das Prinz Wallis die Prinzessin von Bevern zur Ehe nehmen wurde, wan „Eben zu der Zeit des Cronprinzens von Preußen Vermählung mit der Prinzessin „Amalia vor sich ginge; sein König meine es hierunter ganz aufrichtig und wurde auf „eine Art sich betragen, daß der von Preußen alle ursache hiemit zufrieden zu sein haben „solte, könte jedoch den ersteren passum vor sich nicht thuen umb keiner unangenehmen „Antworth sich auszusetzen und ersuchte mithin Kays. M. durch Ew. Exc. an den König „von Preußen es zu bringen".

„Wiewohlen man nun dem Robinson dagegen vorgestellet wie beschwerlich es halten „wurde, bey so weith gekhommener sach und wo die Vollziehung des Cronprinzens Bey„lager in wenig Tägen vor sich gehen solle, eine Aenderung mehr loß zu würkhen, so haben „doch Kays. M. in Betracht waß ungemein schädliche Folgen bey fortwehrenden animo„sitet deren zwey Königen vor das allgemeine beste zu besorgen und daß dise nach voll„zogenen heurathen vermuthlich annoch weith mehrers sich vergrössern wird, Entschlossen „den anwurf (obgleich nicht selbst) sondern durch mich lauth des beyliegenden schreibens „zu übergeben. Es haben demnach Ew. Exc. solches, sobald sie es überkommen, da doch „kein Augenblikh hiebey zu versauhmen, dem König zu übergeben, Jedoch zu aus„weichung des etwann daraus zu befahrenden impegno dessen ebenfalls hierneben lie„gende abschrift denselben zwar zuzustellen, mit dem beysatz daß wofern der König der„gleichen schreiben zu empfangen übel nehmete, Ew. Exc. solches zurückhalten wurden, „und der König alß ob es nicht geschrieben wäre es ansehen möchte, zumahlen sicherlich „kein andere Absicht hierorts dabey unterlauffe, alß die gemeine wohlfahrt und des „Königl. hauses ruhe und bestes zu besorgen. Wäre keine möglichkeith den König darzu „zu disponiren, so ist umb selben nicht vor den Kopf zu stossen, allzuhefftig zwar nicht „darauf zu bringen, findeten sie aber daß Einige auch nur geringste hoffnung in den „vorschlagenden plan selben hineingehen zu machen, so haben nichts was nur immer „möglich mit oder ohne Beyhülfe des Grumbkow zu unterlassen, und seyndt Ihnen „ohnedeme die ursachen, die seynes Eygenen Interesse halber den König darzu brin„gen solten, genugsahm an hand gegeben, umb nöthig zu haben, solches alhier zu „wiederholen. Ew. Exc. können sicherlich keinen grösseren dienst als diesen J. K. M. „fast leisten und wurden sie nicht allein bey der Sache reussirung einen neüen verdienst „bey Allerhöchst deroselben sich erwerben, sondern auch Degenfeld und andere übelge„sinnte, die in England alle Schuld der verworfenen Heuratheanträge Ew. Exc. und „Grumbkow allein beymessen, zu schanden machen, auch das bey England derzeit gegen „sie obhandene Mißtrauen zum größten nutzen des Kayserlichen dienstes in ein eben so „großes Vertrauen verwandelen. Wie schwehr es dabey halten wird, ist leichtlich zware „vorzusehen, doch durften sich Etwan noch Mittl finden den König dazu zu bereden, und „wie es auch seye, vor Allen zu sehen, daß, es reussire oder nicht, die Königin von „Preußen und Guidickens Innen werden das es an Ew. Exc. nicht gefehlet, daß die

„Sach den gewünschten Entzweckh Erreichet. Solte der größte anstand in dem bestehen, „daß die reyß vor der Thür und alle anstalten zum beylager in Salzthalen vorgekehret, „mithin ohne deß hauses Wolfenbüttel prostitution nicht umbzustürzen seye, so könte „ein abänderung in so weith gemacht werden, daß vor jetzt anstath des Cronprinzen „Vermählung des Prinzen Carl von Bevern seine mit der Preußischen Prinzessin vor „sich ginge und nach der Hand zur gleicher Zeit der Prinz Wallis mit der Prinzessin von „Bevern und des Preußischen Cronprinzens mit der Prinzessin von Englanb vorge„nohmen werde. An Prinz von Bevern die abänderung goutiren zu machen wird allem „ansehen nach wann nur der König damit einverstanden, so leichter seyn als er in der „that seyn Convenienz dabey findet; die bisherige animositeten allerseiths aufhören „und England die Idee wegen seines zweiten Sohnes in Rußland wo nicht secundiren, „doch alsdann vermuthlich auch nicht selber entgegen sich setzen wird, und kennen sie ent„lichen gedachten Prinzen allzu wohl, um nicht zu wissen auf was weis sie selben zu „nehmen haben". .

[38]) Eugen an Philipp Kinsky. Wien, 9. Juni 1733. Hausarch. „Sollte jedoch der „König, wie ich selbst besorge, nicht hineingehen, so hätte Ein solches Niemanden alß den „Englischen Hoff selbst zuzumessen". . .

[39]) Eugen an Philipp Kinsky. Wien, 25. Juli 1733. Hausarch. „. . . il y a meme „repondu d'une certaine façon mieux qu'on ne s'y devoit attendre, témoignant „en des termes fort polis combien il étoit porté à se concilier avec le Roy „de la grande Bretagne". . . .

[40]) König Friedrich Wilhelm an Eugen. Salzdalum, 13. Juni 1713. Hausarch. „Je me flatte que vous mon cher prince qui connoissez autant que personne „jusqu'où le point d'honneur de l'execution de la parole donnée doit aller, „conviendrez que je ne puis en honneur et conscience faire le moindre „changement dans une affaire qui est prête à se conclure" . . .

Vierzehntes Capitel.

[1]) Conferenzprotokoll vom 13. Oktober 1732. Hausarch.

[2]) Das Datum des 13. Dezember 1732, welches nach Seckendorffs Lebensbeschreibung IV. 75 alle Schriftsteller als dasjenige der Unterzeichnung des Vertrages annehmen, muß irrig sein. Schon am 4. Oktober 1732 schreibt Eugen an Seckendorff, die Punctation mit Löwenwolde sei so wichtig, „daß wohl gewünscht hätte, Ew. Exc. wären „nicht so eylfertig wegen der unterschrift gewesen. Dieselben warne also alß ein guter „Freund, nicht so geschwind hinfüro wieder bey von der größten importanz seyenden sachen, „und noch weniger zu einiger Unterschrift ohne vorläufig eingeholten Allerhöchsten Befehl „mit Jemand zu kommen." Und im Conferenzprotokolle vom 13. Oktober 1732 wird gesagt, es wäre zu wünschen gewesen, „daß Seckendorff sich nicht ohne Vollmacht und „ausreichende Instruktion zu voreiliger Unterschrift der von einen förmlichen tractat „nicht besonders verschiedenen punctation mit Löwenwolde verstanden hätte, die man „schlechterdings zu genehmigen nicht vermag, und wo die ratification zu weigern dieß„falls höchst mißlich, mithin für ein überaus großes Glück zu halten, wann bey dieser „Begebenheit E. K. M. keinen der nunmehro habenden Alliirten verlieren". . Hausarch.

[3]) Conferenzprotokoll vom 13. Oktober 1732 und vom 4. Jänner 1733. Hausarch.

[4]) Bartensteins Manuscript. Hofbibliothek.

[5]) Ueber ihn sagt Foscarini in der Storia arcana S. 199 : . . „personaggio di „grave età, stretto dispensatore del suo denaro e che non avevane dall'Impera- „dore come l'opportunità avrebbe ricercato"- . .

[6]) Conferenzprotokoll vom 5. Febr. 1733. Hausarch.

[7]) Conferenzprotokoll vom 23. Febr. 1733. Hausarch.

[8]) Conferenzprotokoll vom 20. März 1733. Hausarch.

[9]) Conferenzprotokoll vom 24. März 1733. Hausarch.

[10]) Bartensteins Manuscript. Hofbibliothek.

[11]) Seckendorff an Eugen. 21. April 1733. Hausarch.

[12]) Conferenzprotokoll vom 27. Febr. 1733. Hausarch.

[13]) Eugen an den König von Preußen. Wien, 7. Febr. 1733. Kriegsarch. „Je „croirois manquer également à ce que je dois au bien publicq, au service de „l'Empereur et à celuy de V. M. si je gardois plus longtemps le silence sur „les plaintes qui deviennent plus fortes que jamais contre les levées irrégulie- „res, clandestines et même violentes des officiers et soldats de V. M. Les „plaintes sont devenues désormais si générales qu'il n'y a peut-être que V. M. „seule qui les ignore, ceux qui y ont part, prennant soing de vous en cacher, „Sire, la plus grande partie, et de déguiser la vérité de celles qui passent jus- „ques à V. M. pour surprendre sa réligion et son coeur naturellement porté „à tout ce qui est juste et raisonnable. Sans cela seroit-il possible, Sire, que „V. M. pût souffrir que ceux qui ont l'honneur de la servir, respectassent si peu „les ordonnances rigoureuses qu'Elle a fait publier à cet égard? Le mal „augmente en attendant de plus en plus, et sans un remède prompt et suffisant „j'en prevois, Sire, à mon regret infini les conséquences les plus dangereuses „pour le service de V. M. L'envie prend à un Etat, à un Prince après l'autre de „s'unir avec ceux qui ont fait cause commune pour obvier à ces sortes de levées, et „insensiblement V. M. verra ligués contre Elle la plupart des Princes d'Empire „et des Cours étrangéres, qui se disent forcés à prendre ces engagements „pour se mettre à couvert des violences dont les ordres même de V. M. n'ont „pu les garantir. Feu le Roy de Pologne, qui affectoit tant, Sire, de vouloir „paroitre de vos amis, n'a-t-il pas été le premier dans cette union? A-t-il „négligé quelque chose pour y attirer des autres? Et l'Empereur qui tachoit „sous main de retenir ceux qu'Il voyoit prêts d'y entrer, n'a-t-Il pas eu le „désagrément d'être taxé d'une partialité manifeste pour V. M. dans des cas „même, disoient les autres, où la justice étoit évidemment de leur côté et „où ce qu'ils devoient à leur dignité et à la tranquillité de leurs sujets, les „obligeoient à prendre ces mesures. Parmi ceux qui les ont prises, il y en „aura qui l'auront fait malgré eux, et des autres qui seront bien aises „d'avoir ce prétexte pour unir contre V. M. un gros parti. Peut-il être, Sire, „de votre convenience, que pour un objet si peu important et où le tort, si „j'ose le dire, n'est pas du côté des autres, V. M. néglige Ses intérêts les „plus essentiels, et qu'Elle contribue Elle même à s'aliéner les esprits dans „un temps où l'accomodement d'ailleurs si désirable sur la succession de „Juliers et de Berghes n'est pas encore adjusté, lorsque V. M. ne scauroit

„ignorer combien grand est le nombre de ceux qui n'ont déjà que trop de „jalousie de sa puissance, et qu'il n'y en a que très peu qui prennent plaisir „à la voir augmentée".

„Je supplie V. M. de regarder comme un effet de mon zèle la liberté avec „laquelle je luy parle, et avec laquelle j'ose aussi luy suggérer le moyen le plus „aisé et naturel, mais que je vois aussi l'unique pour calmer et dissiper cet „orage: qu'il vous plaise, Sire, réitérer vos placars, portant défense sous des „peines rigoureuses à tout officier et soldat toutes levées dans des territoires „d'autruy sans une permission expresse, et que les transgresseurs soyent punis „suivant toute la rigueur, car dans l'état violent où se trouvent les choses à „cet égard, il n'y a plus que des exemples de punitions réelles et proportionnées „aux excès qui puissent désormais tranquilliser les esprits".

„Surtout je supplie V. M. d'ordonner très rigoureusement aux officiers et „soldats qui se trouvent en grand nombre dans les pays héréditaires de S. M. I. „de se retirer incessamment, et de ne plus y mettre le pied sans agrément et „permission de S. M., leur impudence allant si loing, qu'il n'y a que peu de jours „qu'ils ont voulu forcer sur le grand chemin un homme à prendre parti, excès „que ne souffriroit pas le moindre Prince et qui obligeroit enfin l'Empereur à „une démonstration peu agréable à luy, peu agréable à V. M. et si j'ose le dire, „peu agréable à moy, qui souhaite plus que personne le maintien indissoluble de „l'union des deux Cours, et d'éloigner à temps tout ce qui pourroit jamais l'altérer".

„D'ailleurs Sire, ces sortes de violences ne peuvent que rendre odieuses „vos levées et augmenter les difficultés que nos régimens ont déjà de trouver „un chacun l'homme qu'ils doivent fournir à V. M., au lieu qu'Elle peut être „assurée qu'en les faisant cesser, les régiments trouveront plus aisément ce „monde, et qu'on les obligera à les luy fournir le plutôt qu'il sera possible".

[14]) Eugen an Seckendorff. Wien, 11. März 1733. Hausarch.

[15]) Voriges Schreiben.

[16]) Abgedr. bei Förster III. 313.

[17]) Eugen an Seckendorff. Wien, 8. Juli 1733. Hausarch.

[18]) Der König von Preußen an Seckendorff. Berlin, 19. Juli 1733. Hausarch. „Ich „habe jetzo einen Brief von Wien bekommen der mich sehr freuet, indem der Prinz meine „Partey genommen und hautement declariret daß ich vom Kayser nicht abgehen würde, da „andere das Obstat gehalten, indessen machen Sie dem Prinzen neue assurancen und „versprechen feste daß ich ihn mein Tage nicht disavouiren werde, sondern daß ich so „lang ich lebe, werde von dem Kayser und Hauß Oesterreich in Tod verbleiben und mein „engagement auf das ponctuelleste halten. Vivat Germania teutscher Nation" . . .

[19]) Eugen an den König von Preußen. Wien, 28. Juli 1733. Hausarch.

[20]) Schreiben aus Paris vom 14. Aug. 1733 an Grumbkow. Hausarch.

[21]) Conferenzprotokoll vom 17. Juni 1733. Hausarch.

[22]) Seckendorff an Eugen. Berlin, 7. Juli und 8. August 1733. Hausarch.

[23]) Conferenzprotokoll vom 20. Sept. 1733. Hausarch.

[24]) Seckendorff an Eugen. 6. October 1733. Hausarch. . . . „die liebe vor seine „trouppen und die Furcht, sie möchten auseinander laufen, die Hauptursach seines „Chagrins" . . .

[25]) Conferenzprotokoll vom 20. Dezbr. 1729. Hausarch.

[26]) Philippi an Eugen. Turin, 3. Sept. 1730. Kriegsarch. . . „asseurez le que „je l'ay toujours aimé et estimé, que je le prie de me plaindre où je dois être „plaint, et de me rendre justice où je le mérite. Je luy recommende mon fils „et qu'il se souvienne que nous venons tous du même sang" . .

[27]) Karl Emanuel III. an Eugen. Rivoli, 4. Sept. 1730. Kriegsarch.

[28]) Eugen an Philippi. Wien, 18. Oktober 1730. Kriegsarch.

[29]) Eugen an Seckendorff. Wien, 17. Nov. 1731. Hausarch. Er nennt sie „ein „bekhanter Maßen intriguantes Weib" . .

[30]) Eugen an Philippi. Wien, 13. Juli 1731. Kriegsarch. . . „l'expérience du „passé ayant assez fait voir combien peu il y a à se fier aux promesses de la „France et que notre maison n'a pas d'ennemi plus dangereux que cette „Couronne" . .

[31]) Eugen an Philippi. Wien, 28. Juli 1731. Kriegsarch.

[32]) Karl Emanuel an Eugen. Turin, 29. Sept. 1731. Hausarch. „Monsieur mon „Cousin. Le sujet que j'ay de m'ouvrir avec vous sur un événement qui fera du „bruit, est trop douloureux pour moy et interesse trop les sentiments les plus „tendres, les plus respectueux et les plus soumis qu'un fils puisse avoir pour son „père et que rien n'a jamais pu altérer dans mon coeur, pour que je puisse „m'étendre par cette lettre dans un détail qui me plonge dans une affliction „inexprimable. Comme je m'adresse à vous avec une confiance particulière et „par un motif d'amitié distinguée, aussi j'espère de trouver du soulagement „dans la part véritable que je ne doute pas que vous ne preniés en ce qui me „regarde dans cette conjoncture, et dans l'interêt que vous êtes accoutumé de „prendre en ce qui regarde la Maison. Je charge donc le Marquis de Breille de „vous informer amplement de ce dont il s'agit, et de la dure nécessité dans la-„quelle j'ay été de prendre une résolution pour laquelle il a fallu que je me „sois fait violence en faveur de la tranquillité de l'Etat".

[33]) Eugen an Karl Emanuel. Wien, 27. Oktober 1731. Kriegsarch.

[34]) Eugen an Seckendorff. Wien, 17. Nov. 1731. Hausarch.

[35]) Eugen an Karl Emanuel. Wien, 31. Oct. 1731. Hausarch.

[36]) Karl Emanuel an Eugen. 28. Nov. 1731. Hausarch.

[37]) Eugen an Karl Emanuel. Wien, 20. Dezember 1731. Hausarch. „La lettre „que V. M. m'a fait la grace de m'ecrire le 28 du mois passé . . est remplie des „expressions si gracieuses et obligeantes que je ne scaurois assez en exprimer „ma reconnoissance; elle est gravée, Sire, au fond de mon coeur, avec les sen-„timens les plus vifs et tels que je dois aux bontés précieuses de V. M. qui me „sont d'un prix infini et dont je luy demande la continuation avec le dernier „empressement; assurant V. M. que je lui suis dévoué plus que personne au „monde, par respect, par devoir et par inclination. Le Comte Filippi aura „l'honneur de vous exposer, Sire, plus au long le plaisir avec lequel S. M. I. a „appris la disposition dans laquelle V. M. se trouve à son égard, et l'amitié de „ce Monarque n'etant pas moins parfaitte envers V. M. je me flatte de les voir „unies dans peu aussi etroitement que leur intérêt mutuel l'exige . . On attend „aussi le projet du traitté qu'Elle voudra faire remettre au dit Comte, et l'Em-

„pereur donnera certainement à V. M. en toute occasion les marques les plus „convainquantes de son amitié et de la part qu'il prend à ses avantages et „satisfactions . . ."

[38]) Eugen an den Marquis d'Ormea. 31. Oktober 1731. Hausarch.

[39]) Eugen an Philippi. Wien, 15. Oktober 1732. Hausarch. „. . . . faire au roy „de grands avantages avant que la guerre commence, c'est une chose à la- „quelle on se déterminera difficilement à moins que l'on n'en propose d'une „nature qui puissent être accordés sans préjudice de S. M. et d'un tiers, „d'autant plus que dans une telle union qui ne tend qu'à préserver l'Italie „du danger qui la menace de la maison de Bourbon, le Roy y a du moins „tout autant si non plus d'intérêt que l'Empereur, et l'exemple de celuy où „se trouvoit reduit par les François le Roy son père, a été allégué fort à pro- „pos par vous" . .

[40]) Schreiben des Grafen Philippi an Eugen aus Turin vom 16. und 20. Sept., 10. und 14. Okt., dann aus Mantua vom 29. Okt. 1733. Hausarch.

[41]) Eugen an Philippi. Linz, 7. Okt. 1732. Hausarch. „J'avoue d'avoir eu à „plusieurs egards une autre idée de la Cour de Turin, surtout du Marquis „d'Ormea, qui paroissoit si empressé autrefois suivant vos rapports à unir plus „etroitement les deux Cours, mais de la manière que l'on s'y prend présente- „ment en insistant sur des demandes dont une partie n'est pas même dans le „pouvoir de l'Empereur, ce n'est guère une marque d'en vouloir venir à une „conclusion. En qualité de Prince du sang je plains que les affaires intérieures „se mettent sur un si mauvais pied, et ne serois pas moins faché si on fut assez „mal avisé de se jeter entre les bras de la France, l'ennemi le plus dangereux „de notre maison et qui l'est devenu de beaucoup plus depuis l'etablissement „de l'Infant en Italie. J'ay même assez bonne opinion encore des deux Ministres „pour les croire capables de donner dans le piège que la France leur tend par „les propositions dont vous faites mention" . . .

[42]) Eugen an Philippi. Wien, 29. Aug. 1733. Hausarch. . . . . . „les fréquentes „conférences de l'ambassadeur de France avec le Marquis d'Ormea ne laissant „pas de me surprendre, ce n'est pas que je ne sois de votre sentiment que le „Roy evitera de prendre quelqu'engagement avec cette couronne, et que ce soit „plutôt une grimace pour nous obliger à pousser la négociation avec plus „d'empressement, mais il ne faut pas se reposer si absolument sur cette assu- „rence pour ne pas prendre toutes les précautions possibles pour rompre ou „àrreter celle qui pourroit être sur le tapis avec ledit Ambassadeur et pour „découvrir de quoy il s'agit" . . .

[43]) Eugen an Philippi. Wien, 2. Sept. 1733. Hausarch.

[44]) Eugen an Philippi. Wien, 14. Okt. 1733. Hausarch.

[45]) Eugen an Philippi. Wien, 31. Oktober 1733. Hausarch. . . . „En Prince du „sang je suis faché du parti que le Roy a pris puisqu'il n'en auroit pu prendre „de plus préjudiciable à luy même que celuy qu'il a choisi et dont luy et ses „successeurs auront peut-être sujet de se repentir. Mais tel est le sort des „Princes qui s'abandonnent à des Ministres qui préfèrent leurs intérêts parti- „culiers à ceux de leur maître" . .

Fünfzehntes Capitel.

¹) Villars an Eugen. 14. März 1724. Kriegsarch. „La lettre que Vous m'avés „faite l'honneur de m'écrire le 9 Février m'a été rendue par M. de Montigny, „Envoyé de M. le Duc de Wurttenberg, auquel je rendray toujours tous les „services que l'interest du roy me pourra permettre, et parce que je l'honore „parfaittement et par le pouvoir infini qu'a sur moy une recommandation aussy „respectable que la vôtre, je ne me régleray pas sur le peu d'attention de Mrs. „les Ambassadeurs de S. M. I. au congrès pour la succession de Mantoue à „laquelle ma belle fille a quelque part. Quelque jour votre bonne conscience „à l'exemple de celle de S. M. I. vous portera à faire justice à la mémoire d'une „belle veuve à laquelle feu M. le Duc de Mantoue n'a laissé que quelques in- „commodités, lesquels sans doute ont plus avancé ses jours que la perte d'un „époux aussy aimable; sa veuve l'etoit fort et n'a pas raporté une chemise de „l'honneur de sa courte souveraineté; un de ces jours vous me donnerés quelque „bon fief en Italie, comme le Marquisat de Viadana que vous me refusâtes cru- „ellement à Rastatt; je suis sans rancune, mais je ne vous pardonnerois pas si „vous ne veniés pas faire un tour dans votre Gouvernement des Pays-Bas, où „j'aurois assurément l'honneur de vous voir, malgré tous les raisonnemens que „les politiques pourroient faire sur mon voyage" . .

²) Villars an Eugen. 6. Juni 1724. Kriegsarch. . . Le roy a choisi M. le Duc „de Richelieu pour Son Ambassadeur auprès de S. M. I., son nom est fort connu, „sa personne l'est aussy par bien des avantures, il merite de l'estre par beau- „coup d'esprit et de courage; il a fait les dernières campagnes avec moy et „regrettoit fort de n'avoir pas eu l'honneur de vous voir à Rastatt. Je dois „vous assurer qu'il desire fort de vous faire sa cour et s'attirer l'honneur de „votre estime et de vos bonnes graces" . .

³) Villars an Eugen. Paris, 22. November 1728. Kriegsarch. „Il y a trop long- „temps que je n'ay été honoré des marques de votre souvenir et que je n'ay eu „l'honneur de vous en demander. Je me suis bien informé de vos nouvelles à „tout ce que nous avons de Seigneurs Allemands, plusieurs m'ont fait l'honneur „de me venir voir à Villars. M. le Comte de Sinzendorff a paru très content de „la Maison et des jardins que je trouve pour moy d'autant plus beaux que je „n'ay pas paié une pistolle d'une dépense de plus de seize millions.

„Je demande fort des nouvelles de vos occupations dans les temps où la „principalle part au Gouvernement vous permet d'en chercher d'agréables, pour „moy je n'en néglige aucunes. Vous m'avés fait l'honneur de me dire que c'est „un assés bon métier que le Ministère sans être chargé des expeditions.

„Je m'informe de vos plaisirs; j'ay vû que vous ne méprisiés pas entière- „ment les spectacles; je les suis très fidèlement, j'ay une loge à l'opéra et l'on „me reproche de faire le jeune homme en partant de Versailles l'après midy „pour venir à l'opéra, et retourner le même jour à Versailles. M. de Sinzendorff „a vu assés souvent nos comédies et opéras . . je luy donne à diner aujourdhuy „et assurément sera célébrée très magnifiquement . . . je ne vais guères à la „chasse, vous ne l'aimés pas bien aussy. On me parle des augmentations de vos

„Palais dedans et dehors la ville et du château de Neyoff (Hof). Je m'informe „de votre santé plùs que de toute autre chose, on m'assure qu'elle est excellente. „Dieu vous la conserve autant que je le désire.

„Honorés moy toujours d'un peu de part dans vos respectables bonnes „graces; je m'en flatte, je crois les mériter par la parfaite vénération avec laquelle „j'ay l'honneur d'être . . .

„M. de Richelieu m'a dit que vous aviés bien voulu le charger d'une petite „caisse du caffé de votre jardin pour me la remettre; on ne retire rien des mains „de cet homme là et je luy en ay fait plaintes des très sérieuses . . .

[4]) Eugen an Villars. Wien, 11. Dez. 1731. Kriegsarch. „Je reçois toujours „avec un sensible plaisir les marques de l'honneur de votre souvenir et celles que „vous avés voulu me donner, Monsieur, par votre lettre du 22 du mois passé „me sont d'autant plus agréables voyant par le récit que vous y faites que vous „jouissiés d'une parfaite santé, et vous en jouirez une infinité d'années si mes „souhaits sont accomplis, personne n'y prenant plus de part que moy, qui vous „estime et honore autant que vous méritez de l'être, vous asseurant Monsieur, „que mon amitié est toujours la même et que vous pouvez compter sur mon em- „pressement à vous la témoigner. Je n'ay manqué non plus de profitter de „touttes les occasions qui se sont présentées pour vous en renouveller les „asseurances toutes les fois que me l'ont permis les circonstances où nos Maîtres „se sont trouvés, ayant chargé de mes complimens pour vous tous les Cavaliers „allemands que j'ay scu aller en France, et je ne doute non plus que M. le Duc „de Richelieu, M. le Comte de Sinzendorff et feu le Baron de Pentenrieder ne „se soient aquittés de ce que je les ay prié de vous dire de ma part, de sorte que „je ne crois pas avoir donné lieu aux reproches obligeants que vous m'en faites. „Je vous suis bien obligé, Monsieur, des informations que vous avez bien voulu „prendre de mes amusements, et de celles que vous me donnés sur les votres. „Ma curiosité n'a pas été moindre à cet égard, je scais qu'aux heures que vos „occupations importantes vous permettent de destiner à vos plaisirs, vous les „passez en bonne compagnie, que de temps en temps vous fréquentez les „spectacles, que vous avez à votre belle terre des jardins et palais également „délicieux et magnifiques, et que vous jouissez des charmes d'un endroit aussi „superbe, avec l'agrément qu'un autre en a fait la dépense, au lieu que j'ay de „fournir à toute celle que me coute mon jardin d'icy, et un bâtiment que je „viens d'achever à ma terre de Hoff, n'approchant cependant ni l'un ni l'autre „a la beauté et somptuosité des vôtres, n'ayant fait qu'une maison de campagne „pour loger quelques amis qui viennent me voir lorsque je m'y trouve. Quant „aux spectacles, comme nous n'en avions pas de règle ci-devant, je n'ay pas eu „occasion de les fréquenter et ce n'est que depuis peu que nous avons une espèce „de petit opéra que je n'ay pas encore vu mais que j'iray voir un jour que je „suis désoeuvré, les affaires me prenant beaucoup de temps, et c'est un métier „assez pénible que le ministére à une personne qui n'est pas faite de sa jeunesse „à cette sorte de travail. Les soirées je les passe regulièrement à l'assemblée où „je fais une partie de piquet. Je n'aurois pas entrepris de vous faire ce détail „si vous ne m'en eussiez pas donné occasion, Monsieur, par votre lettre" . .

[5]) Eugen an Villars. Wien, 24. Jänner 1733. Kriegsarch.

[6]) Eugen an Daun. Wien, 22. August 1733. Kriegsarch.

[7]) Eugen an den Prinzen Friedrich von Württemberg. Wien, 7. Oktober 1733. Kriegsarch.

[8]) Friedrich von Württemberg an Eugen. Mailand, 11., 16. und 17. Oktober 1733. Kriegsarchiv.

[9]) Berichte des Marquis d'Este an Eugen im Kriegsarch.

[10]) Karl VI. an Eugen. Wien, 12. December 1733. Hausarch. Ganz eigenhändig. ... „Wie E. L. auf beyliegendten brief ersehen werdten, so bittet darin der Daun, daß „man ihm, was zu seiner beschuldigung fallen solt, vndt sich darvber verantworten konte. „Wie ich nun dis billig findt, den man kein, weniger ihm gewohnt ist die justiz auf eige„nes Verlangen abzuschlagen, also die quaestio an resolvirt, so werdten E. L. in nächster „Conferenz weyter das quomodo vberlegen, vndt mir weithers einrathen lassen, wie es „zu folgen, ob schrift- oder mündlich, durch wen, ob eine Commission zu benennen oder „nicht, von wem die Beschuldigung zu entwerfen, die auf das militar vndt politicum „angesezt werden kann, vndt was sonst der Conferenz weyters mir einzurathen bey„fallen werdt"...

[11]) Karl VI. an Eugen. Wien, 17. Nov. 1733. Hausarch. Ganz eigenhändig. „Izt „mus man nicht feyern vndt vberall fleissig vndt mit ordnung arbeithen, darumb E. L. „dise meine gedanken eroffnen wollen vndt ihre vernemen, dan nun hoche Zeit forderist „bei disen haklichen vmbsteudten mich forderist vndt allein auf E. L. lib, eyfer vndt „eyfrige anstalten ganzlich verlass".

[12]) Vortrag Eugens an den Kaiser. 25. Okt. 1733. Kriegsarch.

[13]) Vortrag Eugens an den Kaiser vom 4. Dezember 1733. Kriegsarch.

[14]) Vortrag Eugens an den Kaiser vom 17. November 1733. Kriegsarch. Nach dem Berichte des Prinzen von Bevern sei zwar der Kurfürst „ganz französisch gesinnt und habe „er sogar seine über die dermahlige begebenheiten heimlich empfindende Freud, alß er „mit Botta darüber gesprochen, nicht bergen können, dagegen müßte Er auf des ganzen „Landts vor E. K. M. öffentlich sich zeigende neigung nicht wenig reflectiren und durfte „Etwan Er Churfürst, wann ihm Einige Vortheil von wegen Toscana oder Montferrat „zugesagt wurden, in das hiesige Interesse annoch zu ziehen seyn".

[15]) Bartensteins Manuscr. Hofbibl.

[16]) Eugen an den Grafen Uhlefeld im Haag. Wien, 21. Nov. 1733. Hausarch.

[17]) Eugen an Philipp Kinsky. Wien, 30. Dezember 1733. Hausarch.

[18]) Eugen an Seckendorff. Wien, 9. Sept. 1733. Hausarch. „Da Ew. Exc. in „gesammten Dero lezteren die Sachen an dasigen Hoff in einen so verwirrten Stand „beschreiben und die von den König zu Pilsen mit mir anverlangende Unterredung als „das einzige Mittl ansehen, auf einen besseren Fuß dieselbe wieder zu setzen, so thue mich „aus Eiffer vor J. K. M. und des Publici Dienst ungeachtet derer dabey sich aussernden „nicht geringen Beschwerlichkeiten endlich dazu bequemen, und da Kays. M. es ebenfahls „vor gut finden, so können Sie den König nebst meiner gehorsambsten Empfehlung bey„bringen, daß sobald die Nachricht des erfolgten bruchs allhier einlauffet, Ich mich allso„gleich auf den Weg machen und den Tag des erfolgten Aufbruchs J. M. erinnern „werde. Die Ursache wegen welcher ich dazu komme ist weilen die sachen mit dem dasigen „Hoff unmöglich auf den Fuß wie bißhero länger bleiben können und es allzugefährlich

„wäre, in dermaliger Ungewißheit woran man mit dem König ist, länger zu bleiben, ohne „zu wissen, ob Kays. M. sich seines beystandes und auf was weiß zu verlassen haben. „Dann ist der König in herzen noch wohlgesinnt und bloß durch falschen von übelgeneigten „ihm beygebrachten Argwohn irre gemacht, so könnte ihm dieser alsdann benommen und „er wieder auf den rechten Weg gebracht, zugleich auch ihm dargethan werden, daß wenn „Er nicht noch heuer und zwar noch so bald möglich Einen theil seiner trouppen zu denen „Unserigen stoßen läßet, es fast eben so viel in der That seye, alß ob Er Kays. M. gar „nicht beyzustehen willens wäre, dann in je weniger Kriegsverfassung man sich anheuer „nebst denen übrigen Alliirten annoch befindet, je größer seye die Gefahr, anstath daß „man den Winther hindurch allhier und anderer Orthen in besseren Stand sich setzen und „künftigen Frühjahr der Gefahr nicht mehr wie jetzo wurde exponiret seyn. Man bringe „also den König bey solcher Unterredung hin wo man will oder nicht, Ersteren falls hat „man dasjenige, so man wünschet, und werden anmit die vorderen Kreys und andern „vor das gemeinsame Beste wohl intentionirte Stände ebensosehr aufgemuntert als die „übelgesinnte abgeschrecket und in Zaume gehalten, und im zweyten Fall, wofern der „König wider Verhoffen zu deme so seine allianzmäßige Schuldigkeit erfordert, sich nicht „bequemen will, so weiß man wenigstens woran man ist, umb vor jezo und das künftige „seine mesuren danach zu nehmen, zumahlen man doch schwerlich ohne der Unterredung „zur Sprach denselben recht wird bringen, dagegen bey dieser Er sich nicht entbrechen, „können, ein schriftliches Concerto mit mir zu nehmen, welches man so deutlich und klar „alß dann zu faßen wird müssen beflissen seyn, daß dem König keine Ausflucht übrig „bleibet ohne öffentlich wider sein Wort zu handeln. Ew. Exc. pressiren inzwischen die „dasige schriftliche Antwort über die ihnen zugeschickte und zu überreichen anbefohlene „requisition der tractatmäßigen 10000 Mann, damit Kays. Maj. nach dessen beschaffen„heit so zulänglicher mich zu instruiren im Stand sey" . . .

[19]) Der König von Preußen an Seckendorff. 6. September 1733. Hausarch. „Wenn „der Kayser nichts nach Pohlen marschiren läßt, mögen die Russen thun was sie wollen. „Passiren alsdann die Franzosen den Rhein, so ist die gerechte Sache für uns". . . .

[20]) Eugen an Seckendorff. Wien, 21. Oktober 1733. Hausarch.

[22]) Seckendorff an Eugen. 6. November 1733. Hausarch.

[23]) Eugen an Seckendorff. Wien, 25. November 1733. Hausarch. „ . . Daß der „König nach seinem bekanten Gemüth leichtlich auf irrigen und falschen Argwohn zu „bringen, daran habe niemahlen gezweifelt, dabey aber nie vermuthet daß sich selber auf „die arth wie er nun thuet würde verleithen und durch den Chetardie, da er doch zuvor „keinen Franzosen nie leiden können, so einnehmen lassen, anbey das Schlimmste ist daß „auch der Cronprinz in eben denen principiis ist... Unbegreiflich ist entzwischen wie der „König denen von Seithen Frankreichs ihme geschehenden verführerischen Versprechen und „lügenhafften Vorstellungen mehreren Glauben als allen denen so Ihme wahrhaft und so„lides von seinen besten Alliirten, den hiesigen und russischen Hof gesagt wird, beymesse, „nachdeme ja sonnenklar vor Augen liget daß das Pohlnische wesen ein leerer Vorwand, der „Frankreich und seine Aliirte agiren machet, und es Frankreich mit Versprechung der „Jülich und Bergischen Landen eben so wenig mit dem König als mit dem Kurfürsten „von der Pfalz, deme es eben das Versprechen vor das Hauß Sulzbach gethan und sogar „seine Garantie darüber von sich gestellet, mithin einen von beyden, wo nicht alle beyde „zugleich nothwendig betriegen müsse. Wer wais aber was annoch sonst verborgenes zu

„des Königs in Preußen dermalen ganz unbegreiflichen Aufführung Anlaß geben und „durch was andere Vorschläge und Versprechen Frankreich so viel Ingreß bey ihme nun „findet, wie mir denn im höchsten Geheim zukommen, es suche dasige Cron die Römische „Königswürde, und daß man Ihme solche annoch bey lebzeiten des Kaysers zu wege „bringen wolle, den selben in Kopf zu setzen, welches so wunderlich und chimaerique „es auch aussiehet, dennoch Ew. Exc. attention obgleich in größter Stille verdienet, „umb zu erfahren, ob solches Project dem König oder dem Cronprinzen allschon beyge„bracht worden, auch was vor einem Ingress bey beyden es gefunden, zumahlen doch „ein so gar gähe und violente Veränderung nicht ohne eine besonders wichtige und „heimbliche ursach zu vermuthen ist“. . . . Man wisse nicht wie man über des Königs Betragen urtheilen solle, „. . . gestalten dem Kayser die vermög des Tractates schuldige „10,000 Mann eines Theils nicht zu geben und anderen Theils durch die Einrückung in „das Meklenburgische zu verhindern, daß auch Hannover seine troupen den Kayser nicht „zu Hülf schicken könne, eine nicht nur allianzmässige sondern eher feindselige Aufführung „ist“. . . . Auf Eugens Bemerkung, die Römische Königswürde betreffend, ersuchte Friedrich Wilhelm dem Grafen Seckendorff „ . . . E. D. zu versichern, daß er eines „theils als ein treuer Diener des Erzhauses gewiß solche thörichte offerten nicht anhören „wurde, andertheils aber E. D. gewiß glauben konten, daß wann Er auch mit Genehm„haltung von J. K. May. und des ganzen Reiches dazu gelangen könnte, Er in Ewig„keit nicht sich mit einer solchen Last beschweren mogte, indem Er J. K. M. viel hun„dertmal schon beklagt mit solchen undankbaren Leuten im Römischen Reich zu thun zu „haben“. . . . Seckendorff an Eugen. 5. Dezember 1733. Hausarch.

[24]) Am 22. Dezember 1733. Ganz eigenhändig. Hausarch.

[25]) Eugen an Seckendorff. Wien, 13. Jänner 1734. Hausarch. „Aus allen äußert „sich entzwischen immer mehr, daß müssen Sachen mit Frankreich allda unterlauffen, „die man noch nicht weiß“. . . .

[26]) Vortrag Eugens an den Kaiser vom 4. Dezember 1733. Hausarch.

[27]) Vom 13. November 1733. Hausarch.

[28]) Eugen an Villars. Wien, 11. Dezember 1728. Kriegsarch.

[29]) Der Kaiser an Eugen. Wien ohne Datum. Ganz eigenhändig. Hausarchiv. „Mon tres cher Prince. Ich hoff das E. L. genug von meiner wahren lib vndt „estime vor dero Person persuadirt seindt. Sie selbst werdten vrtheilen konen wie „empfindlichkeit vndt sorgen mir dero cathar macht vndt derf ich mich schir en ami be„klagen das Sie mein ersuchen vndt rath nit ehe haben folgen vndt sich recht nicht haben „sorgen vndt halten wollen, freyt mich aber das es izt endlich geschiht vndt thu E. L. „nicht allein noch weyter ersuchen sondern ernstlich befehlen das sie hinführo auch sich „besser halten, Docter rufen vndt alles anwendten was Zu ihrer baldigen gesundbheit „notig alles aber auch die negocia selbst vnterlassen sollen wan sie Ihrer so baldiger „genesung schadlich sein konen. Vndt werd ich bis vor ein neyes vndt rechtes Zeichen „nemen der lib vndt eyfer die Sie alle Zeit vor mich vnd mein Dienst erzaigt haben. „Ich mogt gehrn ein wenig greinen aber mit E. L. kan auch izt nit wohl, nochmahlen „recht bitten vndt schafen sich doch recht absonderlich bey disen schandlichen wetter in „obacht Zu nemen vndt mir damit baldt den trost Zu geben Sie baldt gesundt embras„siren zu konen. Dan sowohl meiner particolar lib vndt Vertrauen gegen E. L. als „auch mein Dienst gahr Zu vill daran gelegen vndt widerholl auch in negocien sich Zu

„schonen bis sie wenig leichter sich befindten vndt wo nicht werdt ich eigne hofmeister „und aufseher stellen müssen. Von affairen redt nichts vndt werdt nichts redten bis „ich waiß das es mit den cathar besser wirdt. „aurest je ne scais rien autre a dire „si non pour marque que vous m'aimez ayez soin de votre sante. je vous „conjure et soyez persuade de ma veritable afeccion estime et entiere con- „fiance envers vous et je vous embrasse de coeur esperant que vous meme me „donnerez bientot des agreables nouvelles de votre sante la quelle souhaite „qui est et sera tousjours votre Carl.

Der Kaiser an Eugen. Wien ohne Datum. Ganz eigenhändig. Hausarchiv. „Mon tres cher Prince. E. L. brif mit den Seckenstorfischen schreiben hab ich nach den „essen bekommen vndt obwohlen ich allzeit izt aber mehr als nie liber het das ich Sie „selbst dabey het sehen vndt embrassiren konnen weil es ein Zeichen wer von Dero „widter hergestelten gesundbheit, so ersuche ich Sie doch mahlen absonderlich bey disen „vblen wetter sich nicht ehendter aus den haus Zu geben bis es die Docter Vor gut vndt „E. L. sich vollig erholt befindten . . . E. L. widter in wenig tagen sehen vndt em- „brassiren Zu konen, wer was ich an mehrist wünschte, allein mus Zuvor der Catar „gut vndt gahr kein alteracion mehr da sein, auch die aprobation des Docter, sonst „verbith ich es absolut, so gehrn ich sie sonst bey mir sehete, bin auch ihnen sensible- „ment obligirt das meine erinderungen ausgeben haben vndt Sie sich izt gleich wohl „ein wenig schonen dan aus disen mehr noch sehe das sie mich recht liben, das Sie das „was mir das imporstanste ihr gesundbheit in obacht nehmen."

„In vnsern hisigen disposicionen hof ich geht es fort wie es sein soll, dan auch „wegen der anticipationen von Judten vndt aus den landtern das notig tractirt werdt; „wan noch was Zu befehlen werden E. L. es erindteren damit nichts vnterlassen werdt. „mon Prince gardez votre santé et je n'ay rien a dire non que je suis et „seres sans variacion tout votre Carl.

[30]) Bartensteins Manuscript. Hofbibliothek.

Sechzehntes Capitel.

[1]) Kriegsarchiv.

[2]) Der Herzog von Württemberg an Eugen. Wildbad, den 14. März 1734. Kriegsarch.

[3]) Eugen an den Kaiser. Heilbronn, 26. April; Waghäusel, den 1. Mai 1734. Hausarch.

[4]) Der Kurfürst von Trier an Eugen. Ehrenbreitstein, 4. 5. 6. Mai 1734. Kriegsarch.

[5]) Der Kurfürst von Mainz an Eugen. Mainz, den 4. Mai 1734. Kriegsarch.

[6]) Prinz Wilhelm von Hessen-Cassel an Eugen. Cassel, 29. April 1734. Kriegsarch.

[7]) Eugen an den Kaiser. Waghäusel, 1. Mai 1734. Hausarch. . . . „wo Ein jeden „Stand, der Mannschaft anverlanget, sollte gegeben werden, Ein armée zusamb zu brin- „gen in villen Monathen nicht möglich wäre und man annebenst in die Gefahr sich setzte, „daß von dem eindringenden Feind ein Theil der Truppen von den andern abgeschnitten „und folglich Ein Corps nach dem andern übern Hauffen geworfen werden würden"....

[8]) Eugen an den Kaiser. Bruchsal, 5. Mai 1734. Hausarch.

[9]) Hausarchiv.

[10]) Der Kaiser an Eugen. Wien, 14. Mai 1734. Ganz eigenhändig. Hausarch. „Mon „très cher Prince. Vor Allen bindte E. L. ein vndt bitt auf Dero mir so nötig lib vndt „schatzbare Gesundtheit acht zu haben, in vbrigen wie ich hof daß E. L. wie sie allzeit „angetragen vndt ich ihrer meinung wahr, die mehrer trupen werden beraiten machen. „In Vbrigen riponir vollig auf ihr eyfrig vndt erfahrene dispositionen vndt erwart „vber ein vndt anderes heuntiger expedicion Dero weytere Meynung et ie vous em- »brasse de coeur"...

[11]) Wurden nicht aufgefunden.

[12]) Eugen an den Kaiser. Heilbronn, 20. Mai 1734. Hausarch. Der Kaiser antwortete hierauf am 5. Juni 1734 eigenhändig: „Mon tres cher Prince. Mein groster „trost ist auf E. L. briefen sowohl von 22. als 27. vorigen monaths mit mehrern zu „sehen daß E. L. bei allen fatiguen sich Gott Lob ganz wohl befindten, dan an Dero „gesundheit sowohl meiner lib vndt vertrauen in dero person als meinen Dienst alles „gelegen ist. Die sorgfahlt die E. L. bey izigen annoch nicht glücklichen vmstandten vor „mein gesundtheit tragen, zeigt mehrers Dero lieb vndt eyfer vor mich, allein bey so villen „fataliteten, so auf einmal mir und meinen landern zugestoßen, ist nicht moglich daß es „ohne einig empfindtlichkeyt verlust vndt zorn ablauf vndt kan mich nichts mehr trosten „alß oft von E. L. gesundtheit vndt operiren wie bis anhero ofters erfreyliche nachrichten „zu hören, sonst haben sich E. L. wegen mir nicht zu sorgen, dan nach den alten sprich„worth vnkraudt nicht leicht verdirbt" .... „Le plus que m'importe,« sagt der Kaiser „am Schlusse dieses Schreibens, »et que je vous conjure, mon cher prince, est que »vous ayez tous les soins imaginables de conserver votre à moy si chere et »importante santé, que vous preniés dans les marches et dans tout autres occa»sions toutes les comoditez possibles considerant qu'on peut pas faire tout ce »qu'on a fait vint ou tant années passées, et de penser que vous etes seul mon »prince dans qui j'ay mon entiere confiance en tout et qu'en vous embrassant »de coeur Je suis et serés toujours tout votre Carl" ...

[13]) Conferenzprotokoll vom 6. Februar 1734. Hausarchiv. „Von Churbayern ist „absolut nichts gedeyliches sich zu versprechen, da man alldorten auf den Heurathsvor„schlag durchaus versessen, diesem hingegen wegen gänzlicher disproportion des Alters „von hieraus nicht stattgegeben werden könndte, auch aus allen umbständen klar abzu„nehmen stündte, daß die drei vereinigten Churfürsten mit Frankreich und dessen Bunds„genossen stark verwickelt seyn müßten. Es wäre also in deme ganz recht von Königsegg „beschehen daß er dem Heurathsantrag gänzlich ausgewichen; hätte auch in deme nicht „unrecht gethan, in die Specialerwegung der vermeintlichen Churbayrischen ansprüche „nicht einzugehen. Doch würde nichts geschadet haben, wenn er ohne in ohnnuzen wort„streit sich einzulassen, mit mehrern nachdruck dem Unärtl über den letzteren punct „begegnet und ihme zugleich erwidrigt hätte, daß wenn solch vermeintliche Ansprüche „jemahlen zum Vorschein kommen sollten, man sie standhaft zu widerlegen allhier gar „nicht verlegen seyn würde. ... Die dem Königsegg widerfahrende außerordentliche „Ehrenbezeugungen dürften die Absicht haben, den Churbayrischen Unterthanen glauben „zu machen, als ob der Churfürst mit J. K. M. einverstanden wäre"...

[14]) Eugen an den Kaiser. Waghäusel, 1. Mai 1734. Hausarch.

[15]) Eugen an den Kaiser. Heilbronn, 9. Mai 1734. Hausarch.

[16]) Voriges Schreiben.

[17]) Eugen an Georg von Hessen. Sinzheim, 7. Mai 1734. Kriegsarch.

[18]) Sämmtliche Schreiben aus Heilbronn vom 12. Mai 1734. Kriegsarch.

[19]) Kriegsarch.

[20]) Eugen an den Kaiser. Heilbronn, 16. Mai 1734. Hausarch.

[21]) Eugen an den Herzog von Berwick. Heilbronn, 15. Mai 1734. Kriegsarch.

[22]) Eugen an den Kaiser. Heilbronn, 20. Mai 1734. Hausarch.

[23]) Eugen an den Kaiser. Heilbronn, 27. Mai 1734. Hausarch.

[24]) Seckendorff an Eugen. 21. Oktober 1733. Hausarch.

[25]) Eugen an den Kaiser. Heilbronn, 1. Mai 1734. Hausarch.

[26]) Eugen an den Kaiser. Heilbronn, 27. Mai 1734. Hausarch.

[27]) Wutgenau an Eugen. Philippsburg, 22. Mai 1734. Hausarch.

[28]) Kausler. II. 721.

[29]) Seckendorff an Eugen. 20. April 1734. Hausarch... „Röder, dieser sehr diffi-„cile, abgelebte und in's Feld wenig Lust mehr habende Mann"...

[30]) Eugen an Röder. Heilbronn, 27. Mai 1734. Kriegsarch.

[31]) Eugen an Seckendorff. Heilbronn, 27. Mai 1734.

[32]) Seckendorff an Eugen. 12. Juni 1734. Hausarch.

[33]) Seckendorff an Eugen. 5. Juni 1734. Hausarch.

[34]) Seckendorff an Eugen. 22. Juni 1734. Hausarch.

[35]) Der Kaiser an Eugen. Wien, 11. Juni 1734. Hausarch. „Dagegen erindert er „auch (Prinz Ludwig von Württemberg) daß ein grosser theil der Infanterie in den ge-„brauch des Feyergewehr auf mangel des exercicii so wenig erfahren, also daß etwelche „grenadier von vns selbst erschossen wordten, auch die oficir ein solchen vnglück expo-„nirt sein, hab also den Kriegsrath befohlen vndt werdt notig sein ernstlich inskünftig bis „zu remediren zu gedenken"...

[36]) Eugen an den Kaiser. Heilbronn, 10. Juni 1734. Hausarch.

[37]) Voriges Schreiben.

[38]) Eugen an den Kaiser. Heilbronn, 12. Juni 1734. Hausarch.

[39]) Eugen an den Generalkriegscommissär Nesselrode. Heilbronn, 15. Juni 1734. Kriegsarch.

[40]) Eugen an den Kaiser. Heilbronn, 19. Juni 1734.

[41]) Eugen an den Kaiser. Adelshofen, 22. Juni 1734. Hausarch.

[42]) Eugen an den Kaiser. Bruchsal, 26. Juni 1734. Hausarch.

[43]) Eugen an den Kaiser. Bruchsal, 29. Juni 1734. Hausarch.

[44]) Eugen an den Kaiser. Wiesenthal, 3. Juli 1734. Hausarch.

[45]) Der Kaiser an Eugen. Wien, 29. Juni 1734. Hausarch.

[46]) Eugen an den Kaiser. Bruchsal, 29. Juni 1734. Hausarch.

[47]) Eugen an den Kaiser. Wiesenthal, 6. Juli 1734. Hausarch.

[48]) Eugen an den Kaiser. Wiesenthal, 17. Juli 1734. Hausarch.

[49]) Eugen an den Kaiser. Wiesenthal, 19. Juli 1734. Hausarch... „Zuvorderist „bedaure daß E. K. M. die übergab von Philippsburg hiemit Erindern muß; Wut-„genau hat sein Eüsserstes undt all Jenes gethan, so von Ein rechtschaffenen Commen-„danten anverlanget werden mag. Ich meines orths habe auch sicherlich nichts unter-„lassen, auf das genaueste alle Umstände zu erwegen, ob und auf was weiß Es möglich „seye, den Platz zu Entsetzen, und bin zum öftern selbst alle gegenden recognosciren

„gewesen; verschiedene projecten seynd zu dem Ende Entworfen worden, theils wie „man von des Rheines Seithen einen succurs bei Russenheimb hineinwerffen, theils „wie man bey Knautenheimb ein attaque auf daß retranchement vornehmen, theils „wie man Ein generale affaire und selbe von mehr als einer Seiten angreifen könnte. „Zu diesen letzteren hat der Herzog von Würtemberg, die zwei andern Feldmarschalls „aber weniger zu incliniren geschienen, nachdem deß Feindts retrenchement von „einer stärkhe, dergleichen fast nicht gesehen, selber auch mehrere Infanterie alß wir „gehabt hat, vornembst beede gar vernünftig angemerkt haben, daß ein großer theil der „hiesigen Armee sonderlich an Infanterie aus unerfahrnen neuen trouppen bestehe, die „zu einer so gar scharfen ataque nicht wohl tauglich wären, welches bedenkhen, da ich „solches, ohne es anderen zu offenbaren, selbst nur allzusehr Erkenne, eines der vornehm„sten, so mich ein general affaire zu unternehmen abgehalten haben, in betracht daß wann „diese, wie Es natürlicher weiß zu befürchten war, unglücklich ausgeschlagen wäre, „nicht nur die armee verlohren, sondern ein andere bey dermahligen Umbständen zu„sammen zu bringen nicht möglich gewesen wäre, alßdann der feinth vier bis fünf Mo„nath noch vor sich gehabt hätte, seine Macht wohin er gewolt hätte, ohne einigen Wider„standt zu wendten. Der Zustand der Sachen in der Lombardie ware eine zweite ursach „warumben einen so gefährlichen streich zu unternehmen mir nicht gethrauet, vor Allen „aber die rücksicht auf Churbayrn, der bekanntermaßen gleich dem Churfürsten von Cöln „und Pfalz ansehnlich armirt ist und allen ansehen nach, sobald der hiesigen armee „ein unglükh widerfahren wäre, Entweder mit der deß Feindes sich conjugiret oder ein „Jeder vor sich in die Erbland Ein Einfahl gemachet hätte, zur Zeith da weder in Hun„garn noch anderer Orthen von Truppen was vorhanden, so man zu widersetzen ver„möget oder sich bemüssigt gesehen hätte, umb das grössere übl zu verhindern, die armee „auß der Lombardie vollends heraußzuziehen, alßdann E. K. M. nichts anderst übrig „geblieben wäre, alß blind so zu sagen alle von E. K. M. anverlangende bedingnussen „Einzugehen, anstath daß so lang die armee allhier beysahmen, die Erblanden bedehket, „Churbayrn in Zauhm gehalten, des Feindts weithere progressen den Feldzug hindurch „verhindern und man nach beschaffenheith der Umstände auch unsrerseiths Etwas zu un„ternehmet in stand sich haltet; allwelche betrachtungen so erheblich mir gedunkhet, daß „vor Dero A. h. Dienst weith besser zu thun vermeinet, Philippsburg, so schwer es mir „auch angekommen ist, verliehren zu sehen, alß die armee durch eine allzugefährliche „attaque in den hazard zu setzen, gleichfahls mit verlohren zu werden. Umb nichts un„versucht zu lassen, liesse Russenheimb vor sechs tägen zu nachtszeith besetzen; die Durch„schnitt von da auß vornehmen, und Alles zu Einwerfung eines succurs in Philipps„burg zubereithen, so auch allen Ansehen nach gelungen hätte, wan nicht Eben zum „unglükh der Rhein und mit diesen das in das feindtslager von selber seithen Eingeleitete „wasser wieder gefahlen wäre, anmit das so wohl sich angelassene project zu nichts wor„den. Die Arbeithen gegen deß feindeß rechten fliegel und alle andere in mein successive „abgestatheten berichten angeführte dispositiones habe Ebenfahlß bei Knauttenheimb „mit Nachdrukh fortsetzen lassen, und wurde gestern mit nochmaliger überlegung der drey „Feldmarschall den entschluß, ob Ein attaque alda zu hazardiren, genohmen haben, „obgleich dieselbe wegen der vielfältigen batherien nnd flèchen, die der Feind innerhalb „des retranchements daselbst genohmen, allen ansehen nach fruchtlos abgeloffen und eine „menge leuth umbsonst geopfert worden wären, ich mich schwerlich dazu Entschlossen

„hätte. In Erwägung all dieser Umstände hoffe daß E. K. M. meine Aufführung zu „genehmigen geruhen werden“. . .

An Sinzendorff schrieb der Prinz an dem gleichen Tage: . . . „j'ay cru mieux „faire de perdre la place seule que l'armée en même tems, l'attaque n'ayant „pas pu réussir, à en juger naturellement, où nous courions risque de voir „abimée toute notre Infanterie, sans avoir de quoi la remplacer après la situa- „tion malheureuse des affaires d'Italie, qui etoit une raison de plus à ne pas „me permettre un coup aussi dangereux. Je prendray les arrangemens con- „venables pour que l'Ennemi profite de cette conquête le moins qu'il sera „possible, et pour l'empêcher de ne rien entreprendre de considérable. Peut- „être la perte de Phillippsbourg servira-t-elle à ranimer les puissances „maritimes et à les faire enfin sortir de la létargie où elles se trouvent; „je n'y vois néanmoins guère d'apparence aucune, et je suis curieux si „Walpole, comme on prétend, viendra ici ou à Vienne, et s'il osera produire „un plan de pacification tel que j'appreus de bon lieu que les Ambassadeurs „Anglois et Hollandois auroient proposé à Paris“ . . .

„En attendant nous souffrons par une conduite si impardonnable, et „l'Empereur sera épuisé d'une maniere qu'il se trouvera hors d'état de con- „tinuer ses efforts, à moins qu'il ne soit assisté aussi prompt que vigoureu- „sement que le besoin l'exige, sans quoi je ne scais comment les affaires „iront. On a très bien fait à mon avis de ne pas avoir refusé les bons offices „en même tems que l'on a parlé clairement à Robinson et Hamel Bruyninx „sur l'acomplissement de leurs engagemens, important trop à S. M. de „savoir à la fin précisément à quoy Elle en est avec Ses Alliés“ . . .

[50]) Hausarchiv.

[51]) Seckendorff an Eugen. 27. Febr. 1734. Hausarch.

[52]) Eugen an den König von Preußen. Wien, 11. März 1734. Kriegsarch.

[53]) Seckendorff an Eugen. 8. Mai 1734. Hausarch.

[54]) Eugen an Seckenborff. Heilbronn, 20. Juni 1734. Hausarch.

[55]) Der König von Preußen an Eugen. Berlin, 29. Juni 1734. Kriegsarch. „Vous agréerés s'il vous plait que je vous envoye mon fils le Prince Royal „qui brûle d'envie de faire la campagne sous vos yeux. Comme je me flatte „que sa conduite répondra à mes voeux, Vous m'obligerés infiniment si vous „voulés l'honorer de votre affection et de vos sages conseils afin qu'il puisse „se former de plus en plus dans le métier de la guerre sous la direction „d'un aussi grand Général. Mon beau fils le Margrave Frédéric et mes Cousins, „les Princes Henry, Charles et Guillaume s'etant mis de la partie, je vous les „recommande en même temps, en vous priant de leurs accorder aussi „l'honneur de votre protection et bienveillance. Cependant, puisqu'il faut que „je fasse un tour dans mon pays de Clève, je ne puis pas me dispenser de „prendre la route qui me mènera par l'armée Impériale pour avoir la satis- „faction de vous rendre ma visite. Le Comte de Seckendorf n'aura pas manqué „de Vous faire un plus grand détail de mes sentimens“. . .

[56]) Eugen an den Kaiser. Heilbronn, 19. Juni 1734. Hausarch. Er bespricht die „Intriguen zu Berlin wider des Cronprinzen Anherreis, wogegen nicht nur Chetardie,

„sondern auch die Königin arbeithet, ist also unsicher ob selber noch anherokommt, wo „Er aber erscheint so werde all mögliches thun vor E. K. M. Interesse selben zu gewin„nen und die bishero Eussernde französische principia verliehren zu machen". . .

[57]) Während dieser ganzen Zeit berichtet Eugen kein Wort über den Kronprinzen an den Kaiser, als daß er am 10. Juli 1734 aus Wiesenthal dessen Ankunft mit den Worten anzeigt: „der Cronprintz von Preußen ist mit denen anderen brandenburgischen „Printzen seith drey Tägen allhier und campiret bey seinen trouppen, allwo auch der „zwischen zwey und drey Tägen Erwarthet werdende König campiren wird". . .

[58]) Eugen an den Kaiser. Wiesenthal, 19. Juli 1734. Hausarch. . . . „Der König „von Preußen hat von affairen noch gar nichts gegen mich gesprochen, dagegen mit „Seckendorff disen morgen Ein seltsamen discurs wegen des Stanislai und des zu „dessen auffuchung nachgeschickhten Russischen detachement geführt, so durch Secken„dorff zu Papier bringen und E. K. M. demnächst zuschikhen werde. Solte er mir davon „sprechen, so werde jenes so hierinfahls so wie in all übrigen zu E. K. M. dienst finde, „Ihme bestens zu insinuiren suchen, gleich auch demselben wegen des Chetardie „ganz klahr gesagt habe, daß Es mit unterthänigsten respect zu melden Ein nichts„nutziger Kerl, der ihme hundert unwahrheiten vorsage und es Ein schand vor ihme „König seye, bey sein Hof selben zu gedulden". . .

[59]) Aus Trebur. Hausarch.

[60]) Eugen an den Kaiser. Heidelberg, 4. Sept. 1734. Hausarch.

[61]) Eugen an den Kaiser. Heidelberg, 9. Sept. 1734. Hausarch.

[62]) Undatirtes Schreiben des Kaisers an Eugen im Hausarchive. In demselben Rescripte heißt es noch: „E. L. ist am besten bekandt daß Frankreich nicht minder „Preußen als Churpfalz mit contradictorischen Versprechen (über Jülich und Berg) „schmeichle, und daß obgleich recht unbegreiflich ist, daß beede Theile von dieser Cron „sich solchergestalth verblenden lassen, dieselbe dennoch um es zu bewürken Mittl und „Weg gefunden habe. Nicht minder ist es bekannt, daß Eben von darumben, weillen „Chetardie so grosses gehör in Berlin gefunden und man sich mithin auf Ein aufrich„tig gute Gesinnung von seithen des Preußischen hofs eine Zeith hero nicht wohl ver„lassen können, mir von Preussen selbst die mittl abgeschnitten worden, zu seinen Behuf „so weith fürzugehen als ansonst bey jetzigen Umständen sich in den Fall fürzugehen „Mittl und Weg gezeigt haben wurden, wenn der König, wie es der Allianztractat mit sich „bringt, mit mir gleichsam vor einen Mann gestanden wäre. Alles dieses dünket mir gar „dienlich zu seyn den Cronprinzen beyzubrigen und ihn von der Sachen völligen verlauf „auß den Grund zu belehren, von meiner aufrichtigen Freundschaft suppositis suppo„nendis Ihn zu versichern, herentgegen nichts unangeführt zu lassen was Ihme den „französischen betrag verdächtig erscheinen zu machen vermögend ist, und hätte ich meines „Orths kein bedenken, daß ihm der im J. 1728 geschlossene tractat mitgetheilt werde. „Denn derselbe ihm in Gegenhaltung dessen wie Frankreich und Holland in der Jülich „und Bergischen Erbfolgsach zu Werk gehen, überzeugen wird daß sein Interesse erheischt, „an mich sich zu halten, und allzeit gut daß man wisse, ob Er den Inhalt sothanen „tractats vergnüglicher als sein Vatter nachleben wolle, dan diser ihn sicherlich in denen „wenigsten puncten Erfühlet, wo dann daß schlimmste von allen ist, daß ich einseithig „daran gebunden seyn solle, ungeacht andererseits den reciproque übernohmenen ver„bindlichkeithen gar schlechtes genügen geschiehet". . .

[63]) Aus Heidelberg. Hausarch.

[64]) Preuß. Friedrichs Jugend. 254.

[65]) Ranke. Neun Bücher Preußischer Geschichte. III. 487.

Siebzehntes Capitel.

[1]) Eugen an Sinzendorff. Wiesenthal, 19. Juli 1734. Kriegsarch.

[2]) Gutachten des Feldmarschall-Lieutenants von Schmettau. Bruchsal, 23. Juli 1734. Kriegsarch.

[3]) Der Kurfürst von Mainz an Eugen. Mainz, 20. Juli 1734. Kriegsarch.

[4]) Eugen an Wallis. Bruchsal, 23. Juli 1734. Kriegsarch.

[5]) Eugen an den Feldzeugmeister von Rodt. Bruchsal, 25. Juli 1734. Kriegsarch.

[6]) Eugen an den Kaiser. Ladenburg, 3. Gernsheim, 7. Trebur, 10. August 1734. Hausarchiv.

[7]) Eugen an den Kaiser. Trebur, 14. Aug. 1734. Hausarch.

[8]) Eugen an den Kaiser. Weinheim, 17. Aug. 1734. Hausarch.

[9]) Eugen an den Kaiser. Heidelberg, 24. 28. 31. Aug. 1734. Hausarch.

[10]) Eugen an den Kaiser. Heidelberg, 4. Sept. 1734. Hausarch.

[11]) Der Marschall d'Asfeld an Eugen. Offenburg, 16. Sept. 1734. Kriegsarch. „Comme vous en avez plus des nôtres que nous n'en avons, je feray donner „des receus de ceux qui n'ont pu être échangés" . . .

[12]) Instruktion für den Herzog von Württemberg. Heidelberg, 30. Septemb. 1734. Kriegsarchiv.

[13]) Eugen an den Kaiser. Heidelberg, 25. September 1734. Hausarch.

[14]) Eugen an den Kaiser. Heidelberg, 9. Sept. 1734. Hausarch. . . . „wäre gut „denselben (Seckendorff) den Winter über bey dem Herzog von Württemberg zu lassen, „um selben mit guten Rath sowohl in militaribus alß anderen Geschäften an Hand zu „gehen, zumahl es auch um ihn nicht an Leuthen fehlet, die von Neutralitätsgedanken „sprechen, und den an sich sehr eyfrig und wohlgesinnten Herzog in Dinge, die er nicht „begreifet, hineinziehen kunten.

[15]) Eugen an Seckendorff. Heilbronn, 8. Juni 1734. Hausarch.

[16]) Eugen an den Kaiser. Heidelberg, 4. Sept. 1734. Hausarch.

[17]) Undatirtes Schreiben des Kaisers an Eugen. Hausarch. . . . „Mir ist der Fürst „Lichtenstein beygefahlen, weis aber nicht ob er sich hiezu bequehmen werde; doch da-„ferne Er mit den Preyssischen Cronprinzen gut stunde, so wurde Er in Anfang zu Ab-„legung der Condolenz Complimenten und was bey dieser Gelegenheit weyters anzu-„bringen seyn wird, zu widmen seyn, dann hiezu jedesmahl Persohnen von der ersten „nascità und von Ansehen bestimmet worden" . . .

[18]) Ludwig von Württemberg an Eugen. Mantua, 18. März 1734. Kriegsarch.

[19]) Eugen an Mercy. 20. März 1734. Kriegsarch.

[20]) Eugen an Ludwig von Württemberg. 20. März 1734. Kriegsarch.

[21]) Kriegsarchiv.

[22]) Mercy an Eugen. San Benedetto, 4. Mai 1734. Kriegsarch. (Alle Schreiben Mercy's sind wegen dessen andauernder Erblindung in seinem Namen von dem Hof- und Feldkriegssecretär Joh. Christoph von Keßler unterschrieben.)

[23]) Eugen an den Kaiser. Heilbronn, 1. Juni 1734. Hausarch. „... Daß E. K. „M. den Entschluss genohmen den Feldtmarschall Grafen Königsegg unverzüglich zur „Armee in die Lombardie abzuschikhen, dessen hat Es so nöthiger gehabt, alß Es einmahl „unmöglich gewesen wäre, daß der Mercy so lang er blind und auf dreißig oder mehr „Stund davon abwesend, dieselbe commandiret hätte, so nichts als unordnung und ein „leicht entstehendes unglückh hätte darauf werden können."

[24]) Mercy an Königsegg. S. Prospero, 19. Juni 1734. Kriegsarch.

[25]) Eugen an den Kaiser. Heilbronn, 19. Juni 1734. Hausarch.

[26]) Der Kaiser an Eugen. Wien, 28. Juni 1734. Hausarch. Ganz eigenhändig.

[27]) Eugen an den Kaiser. Wiesentbal, 19. Juli 1734. Hausarch.

[28]) Königsegg an Eugen. Revere, 16. Juli 1734. Kriegsarch.

[29]) Eugen an Königsegg. Bruchsal, 27. Juli 1734. Kriegsarch.

[30]) Königsegg an Eugen. 27. August 1734. Kriegsarch.

[31]) Eugen an Königsegg. Wien, 27. Oktober 1734. Kriegsarch.

[32]) Der Inhalt des äußerst ausführlichen Schreibens, welches Graf Königsegg eigenhändig an den Kaiser richtete, ist in dem betreffenden Conferenzprotokolle eingeschaltet.

[33]) Der Kaiser an Eugen. Wien, 25. Oktober 1734. Ganz eigenhändig. Hausarch. „Mon tres cher Prince. hie schike E. L. beykomendbten eygenhandigen brif von Konigseck, „welchen ich in allen sein Vmbstandten so haklich, bedenklich vndt wichtig findt, daß man „E. L. nit dabey was zu erindern vndt sondern anstandt findten, ich notig findt, daß „ihn E. L. in der klein Conferenz circuliren lassen mit den Beysaz daß weil hofcanz„ler nicht hir, harrach disen brief durch den Partenstein zuruckschik vndt diser davon ein „Vortrag auffeze (welcher auch ad manus der minister von conferenz zuvor circulir) „vmb selben in erster Conferenz vor mir vorlegen vndt vberlegen zu konen. Glaub E. „L. werdten ihn mit mir sehr wichtig vndt haklich findten, wessentwegen auch gut, ia notig „findtete, daß Konigseck (wenn E. L. nicht ein sonders bedenken findten vndt mir meldten) „auf daß ehist heraufkombt vmb mündlich vber selbe mehrers sein erlayterung vndt mai„nung ofnen zu konen, wo derweyl der Wallis den Commando vorstehen konte."

„Auf disen werdten E. L. vndt ich in den vorderist noch mehr bekraftigt, was Sie „mir gestern mündlich so eyfrig gemeldt, daß man in vnseren intrinseco mit allen ernst, „vigor vndt eyfer all auserste krafften in vnsern innerlichen anspannen vmb sich in Zeit, „daß ist so früh moglich in standt zu sezen vndt darin allerseith bestandig vndt eyfrig „handt anleg vnd kein augenblik darin versaumb, wo vnter andern wie auch mit E. L. „gestern geredt, hochst notig findt, daß ein gut vndt erfahrner General der Cavallerie „(wehn den E. L. tauglich findten zu machen) in Wallischlandt ohn Verzug geschikt werdte, „dan es selbe Cavallerie hochst notig hat, woyber E. L. erfahrne mainung erwahrt. Mon „cher prince, ayez soin de votre santé, prenez bien garde au rhume afin que „vous me conservez la personne que j'aime et estime le plus comme tout votre

Carl.

[34]) Eugens Gutachten. Wien, 5. Februar 1735. Hausarch.

[35]) Sinzendorffs Gutachten. Es ist gleich den übrigen Voten dem betreffenden Conferenzprotokolle beigeschlossen.

[36]) Bartensteins Manuskript. Hofbibliothek.

[37]) Eugen an Philipp Kinsky. 6. April 1735. Hausarch. „Je suis du sentiment „de V. E. que non obstant le peu de fond qu'il y a à faire sur les bonnes inten-

„tions du Ministère, il n'y a pas d'autre parti à prendre dans les conjonctures „où nous nous trouvons que celuy d'accepter pur et simplement le plan, et qu'il „n'y a que trop à craindre que l'Espagne et la France ne l'accepteront pas, aussi „longtems surtout qu'ils remarqueront aux puissances maritimes un éloigne-„ment aussi grand de la guerre, vû que dans cette heureuse situation pour les „Alliés rien ne peut les empêcher de pousser les choses aussi loing qu'ils vou-„dront; un aveuglement aussi grand que celuj des puissances maritimes est „inconcevable, et le Roy et la nation n'auront que trop de sujet un jour de „s'en repentir" . . .

[38]) Conferenzprotokoll vom März 1735. Hausarch.

[39]) So schrieb Eugen an Diemar am 6. Juli 1734: „il faut des effets et non „des paroles . . . A voir l'indolence avec laquelle les puissances en agissent, il „paroit que c'est la maison d'Autriche qui est trop puissante et que celle de „Bourbon l'est trop peu, et qu'après avoir sacrifié à cette dernière par le mal-„hereux traité d'Utrecht l'Espagne et les Indes, on veut encore leur faire don-„ner les Etats qu'en vertu de ce même traité étoient restés à l'Empereur en „Italie. Il ne tenoit qu'à l'Empereur, recherché alors par la France et l'Espagne „à se joindre à ces deux Couronnes à des conditions bien plus avantageuses „que celles aux quelles il s'est uni par le traité de Vienne aux deux puissances „maritimes. Sans balaucer il a néanmoins préféré leur union comme la plus „naturelle aux intérêts réciproques et au bien de toute l'Europe. Il leur a sa-„crifié l'avantage du commerce de ses sujets; c'est en leur considération qu'il „a consenti à l'introduction des Espagnols en Italie, et non obstant les engage-„mens les plus clairs et solennels, elles en agissent comme si l'affaire ne les „regardoit en rien . . . Abandonné de tous, il faudra bien que l'Empereur „malgre luy cède enfin et que pour sauver ses Etats il se porte à des ré-„solutions aux quelles il n'auroit jamais songé" . . . Im Oktober desselben Jahres schreibt Eugen an Diemar: „On regarde en Angleterre et Hollande les „conquetes rapides de la maison de Bourbon comme si la chose ne les touchoit „en rien, on affecte de disputer sur l'existence du casus foederis, lorsque l'An-„gleterre est l'unique cause que l'Empereur a fait entrer les Espagnols en Ita-„lie, source de tous ces malheurs, et lorsque ce Monarque n'a fait aucun pas „dans les affaires de Pologne sans la participation de cette Cour, on s'amuse „à offrir des bons offices en place de remplir ses engagemens les plus clairs et „indisputables, lorsqu'on ignore aussi peu à Londres qu'a la Haye que l'Am-„bassadeur de France a déclaré positivement au Grand-Vizir que quelque chose „qui arrive, sa Cour ne feroit point la paix durant cet hyver; on regarde avec „une docilité inconcevable l'armement de mer qu'on pousse à toute force en „Espagne et France; en Hollande on vante la conduite des Princes de l'Empire „qui se sont déclarés pour la neutralité après que la France a attaqué sans le „moindre sujet l'Empire, on voudroit détacher si l'on pouvoit, la Czarine de „l'Empereur, on crie sur la violation du traité de barrière en ce que l'Empereur „a tiré quelques troupes des Pays-Bas dans un temps où les Puissances mari-„times ne remplissent aucun de tant de traités qui subsistent entre elles et „l'Empereur" . . . Am 8. Dezember 1734 aber schreibt der Prinz an Diemar: .. „si

„c'est ainsi que les traités les plus solennels et les engagemens les plus clairs „se doivent executer, il est inutile d'en faire à l'avenir. L'Empereur sera la „victime de sa bonne foy, mais les effets en rejailleront très certainement au- „tant sur les autres que luy" . .

Achtzehntes Capitel.

[1]) So schrieb der Kaiser am 6. Juni 1734 an Eugen: „. . . Je vous recomande „pour amour de moy votre précieuse santé et je vous embrasse de coeur comme „toute ma confiance, comme votre veritable ami qui vous aime et estime." Am 28. Juni 1734 aber sagt er ihm: „le principal est, mon cher prince, et qui „m'importe plus que tout le reste la conservation de votre personne et le soin „de votre santé, rien me presse plus que cela et comme vous serez persuadé „que je m'interesse plus qu'aucun pour votre gloire, dans le même temps je vous „prie de ne vous trop exposer et considerer que a mon service a mon interest „et a mon particulier rien importe tant que votre personne. Je vous la recom- „mande donc comme la mienne pour qui je scais vous avez tout l'amour „zele et consideration imaginable. Conservez moy donc dans votre memoire „et croyez moy avec tout amour, reconnaissance et confiance imaginable tou- „jours tout tout votre Carl. Schon am folgenden Tage schreibt er wieder: „mais „avant tout, mon Prince, conservez moy votre personne ce qui est mon unique „consolacion et confiance." Im September 1734 wiederholt er: „Il ne me reste „que de vous repeter que j'ay toute ma confiance seul en vous, et vous conjure „que vous me conserviez votre personne de laquele je suis en peine dans ce „mauvais et humide saison."

[2]) Eugen an den Kaiser. Wien, 10. Nov. 1734. Ganz eigenhändig. Hausarch.

[3]) Eugen an den Kaiser. Wien, 8. Dez. 1734. Ganz eigenhändig. Hausarch.

[4]) Sie befindet sich im Hausarchive. Die Briefe des Kaisers sind fast alle ganz eigen- händig, diejenigen Eugens meist nur im Concepte von der Hand seines Secretärs, des Hofkriegsrathes Koch geschrieben.

[5]) Der Herzog von Württemberg an Eugen. Bruchsal, 26. April 1735. Kriegsarch.

[6]) Eugen an Sinzendorff. Bruchsal, 8. Juni 1735. Kriegsarch. „. . . au lieu „que l'on me suppose plus fort que l'ennemi, il a tout au moins un tiers plus „d'infanterie que moy, pourvu abondamment de tout, au lieu qu'avec un nom- „bre inégal je dois couvrir un terrain aussi étendu que c'est celuy de la forèt „noire jusqu'au delà du Mayn, et qu'à peine on a assez pour donner le pain „au Soldat, de sorte que quand même les autres circonstances permettoient „d'entreprendre un siège, j'en serois empêché par le manque absolu de tout ce „qu'il faut, la caisse n'étant pas en état de fournir à des dépenses si fortes. Je „souhaite autant qu'on peut le désirer à Vienne que je puisse voir l'ennemi de „près, et je n'en manqueray certainement pas l'occasion si elle se présente. „Mais la situation de nos affaires d'Italie, celles de Bavière, et beaucoup des „obstacles qui se trouvent sur le lieu, permettent moins que jamais d'hazarder „une démarche précipitée ou mal digérée qui pourroit avoir des suites des plus „funestes."

[7]) Eugen an den Kaiser. Bruchsal, 1. Juni 1735. Kriegsarch.

[8]) Eugen an den Kaiser, Bruchsal, 8. Juni 1735. Kriegsarch.

[9]) Am 28. Mai 1735. Hausarch.

[10]) Eugen an den Kaiser. Bruchsal, 18. Juni 1735. Kriegsarch.

[11]) Der Fürst von Fürstenberg an Eugen. Regensburg, 7. Juli 1735. Kriegsarch.

[12]) Eugen an den Kaiser. Bruchsal, 15. Juni 1735. Kriegsarch. „Es hat sich vor „drey Tagen der Erbprintz von Anhalt Dessau allhier eingefunden und ein eigenhändiges „an ihn lautendes Schreiben von den Cronprintzen von Preussen vorgewiesen, worinnen „er selben aufgetragen, auf das inständigste mich zu belangen, ich möchte den König er„suchen, Ihn Cronprintzen zur Armée abzuschickhen, vor Allem aber mein Schreiben „so einrichten, daß der König nicht abnehmen könne daß Er Cronprintz die mindeste Wis„senschaft davon habe, und belangte Er mich auch an Ihme ein ostensibles Schreiben „darüber abzulassen, deme Printz Anhalt beyfügte, wie unendlich leid es ihme seye, daß „die sach auf den dermahligen Fuß zwischen beyden Höfen anietzo wäre, auch dieses das „sicherst und lezte mittl seye, dem Cronprintzen von der bißhero bezeigten neigung ab „und auf eine bessere zu bringen. Wie ihme Cronprintz nun ein solches, ohne selben vor „den Kopf zu stossen, unmöglich habe abschlagen können, so habe ein abschriftlich bey„liegendes Schreiben an ihme und den König abgelassen und auf eine arth selbes zu fassen „gesucht, daß der König kein argwohn auf sein sohn so leicht werfen kann, den Printz von „Dessau aber versprochen, daß niemand ausser E. K. M. das mindeste davon „wissen wurde, hoffe also hierunter Recht gethan zu haben und werde, wofern der Cron„printz kommt, so vill von mir abhanget, nichts unterlassen, auf bessere wege denselben „zu bringen. Wie nöthig das Geheimniß davon seye, werden E. K. M. nach Dero er„leuchteten Einsicht selbst erkennen, wo sonsten, wofern der König davon was Innen „wurde neue verdrießlichkeiten und mehr andere unangenehme Folgen darauß entstehen „kunten. Gegen Seckendorff werde es mithin wie gegen Jedermann verschweigen, nach„dem der Cronprintz bekanntermaßen demselben nicht hold ist."

[13]) Sinzendorff an Eugen. Wien, 3. Juli 1735. Kriegsarch. „Dans une lettre „particulière Il (l'Electeur de Bavière) propose encore le mariage de son fils „de huit ans avec l'Archiduchesse ainée comme un moyen de tout accorder."

[14]) Eugen an den Grafen Ostein, kais. Gesandten zu St. Petersburg. Heidelberg, 31. August 1735. Kriegsarch.

[15]) Eugen an den Kurfürsten von Baiern. Bruchsal, 24. Mai 1735. Kriegsarch.

[16]) Der Kurfürst von Baiern an Eugen. Ingolstadt, 30. August 1735. Kriegsarch.

[17]) Eugen an den Kurfürsten von Baiern. Heidelberg, 7. September 1735. Kriegsarch. „Er müsse wiederholen," schreibt der Prinz, „daß gegen Ende des Feldzuges die Con„tingentien zu Kays. M. und Reichsarmee zu schikhen ganz ungewöhnlich seye. Wäre „also Euer Gnaden Ihres in würklichen Anheromarsche, gleich es seith villen monathen „schon hätte seyn sollen, so hätte Es zwar sein Bewenden darbey, woferne Es aber den „marche noch nicht angetretten, so finde meines orths nicht was vor einen Nutzen das „Röm. Reich bei so weith fürgeruckter Jahreszeith darvon anzuhoffen hätte, und daß von „Euer Gnaden eben so wohl geschehete, nachdeme sie so lange Zeith darmit zuruckgehalten, „solches bis auf künftiges Frühjahr bey sich zu behalten und alsdann gegen Anfang des „Feldzuges, wie es gebräuchlich ist, zur Armee zu schikhen."

[18]) Eugen an den Kaiser. Bruchsal, 24. August 1735. Kriegsarch.

[19]) Conferenzprotokoll vom Mai 1735. Hausarch.

[20]) Eugen an Philipp Kinsky. 8. Juni 1735.

[21]) Eugens weitläufiges Schreiben an den Kaiser, aus Bruchsal vom 6. August 1735 datirt, befindet sich in einem von der Hand des Hofkriegsrathes von Koch geschriebenen Concepte im Kriegsarchive.

[22]) Bartensteins Manuscript. Hofbibliothek.

[23]) Eugen an den Kaiser. Heidelberg, 17. September 1735. Kriegsarch.

[24]) Eugen an den Kaiser. Wien, 28. November 1735. Hausarch. „Ewer Kays. „May. dankhe allerunterthänigst vor dero gestern morgens an mich gewürdigtes aller„höchstes billet, und den an meiner gesundheith allergnädigst nehmenden antheil. Nach „Ewer Kays. May. verordnung werde mich so vill möglich schonen, und ist mir nichts „empfindlicheres alß das so lange zeith der gnad mich Enthalthen mus bei dero Füssen „zu Erscheinen, indem bey annoch forth anhaltenden Catthar das Reden recht schwehr „mir ankommet und ich Eben derwegen und wegen der in der Kirchen seyenden Kälthe „bey den Toisonfest zu Erscheinen mich nicht gethraue, sobald mich aber auf der Brust „Etwas besser befinde, so warthe Ewer Kays. May. allerunterthgst. auf, bis dahin das „allenfallß vorfahlende nach dero allerhöchsten Erlaubniß schriftlich anzeigen werde.“

„Die beybehaltung der vice Kriegspräsidentensstelle in der Persohn eines zeithlichen „obristhoffmeisters finde meines unmaßgeblichsten orths auch ich incompatibl und wie „Ewer Kays. May. Eben der mainung zu seyn allergnädigst melden, und zugleich meinen „vorschlag wegen des Künfftigen vicepraesidenten anverlangen so weis Keinen andern „alß die Feltmarschall Max stahrenberg oder harrach allerunterthänigst vorzuschlagen, „die bede von gleicher geburth, von gleichen Caracter und von gleicher durch langjährige „Dienst sich Erworbenen fehigkeith und Erfahrenheith seyndt, umb der vice Kriegspräsi„dentensstelle zulänglich vorzustehen, wann nur dem Ersteren durch das ihme zugestossene „accidens die genugsahme Kräften zu dessen versehung nicht Entgehen; Erwarthe daher „von Ewer Kays. May. allerhöchsten verordnung, welchen von beden Sie allermildest „darzu zu benennen geruhen wollen, und Empfehle mich zu fernehren Kays. hulden in „tiefster demuth.“

wienn, den 28. November 1735. Eugenio von Sauoy.

Hierauf antwortete der Kaiser am selben Tage eigenhändig. Hausarch. „Mon tres „cher Prince. Dises von E. L. hab heunt abendt iust vor der Kirchen empfangen also „nicht mehr ehe beantworten könen das also E. L. dis erst morgen fruh zuruck bekomen „werdten.

„kein mainig sorgfahlt kan billiger vndt gegrindter sein als vor dero gesundheit als an „welcher meiner lib meiner hochschazung mein Vertrauen vndt mein Dinst alles gelegen „vndt nichts so angelegen sein kan. hof also das E. L. auf lib gegen mich welche sie all„zeit gezaigt sich ihren Versprechen nach auf das moglichst schonen auch was notig die „natur zu helfen gefundten werdten mogt in mein ansehn brauchen werdten. Mir ist „nichts herter als E. L. nicht embrassiren vndt redten zu konen allein will mich gern „auch dises berauben vndt E. L. gesundtheit zu befordern vndt bitt vndt befelh noch„mahlen E. L. so vill möglich bis der Catar nachlast von der luft absonderlich zu nacht „zu hitten.

„E. L. werdten aus einem Zetl das ihnen der Imbsen wirdt gebracht haben gesehen „haben das ich schon vorkohmen das E. L. mit den Catar nicht bey dem toison fest er-

„scheinen mogen vndt freyt mich das sie selbst in ansehen was ihnen wegen dero gesund-„heit ersucht da auf gefahlen sein. Wan sie wie hof baldt besser erholt, werdt mein großte „freidt sein sie widter embrassiren zu konen. Derweyl bitt E. L. mir in allen was sie „notig vndt vor mein Dienst findten (da sie wissen das mein gantzes Vertrauen in sie „setze) ihren vernünftig eifrigen rath vndt mainung mir ofters schriftlich und frey zu „erofnen. Was die vicepraesidentenstell anbelangt findte mit E. L. das sie weyters „inconpatibel glaub also den Konigseck notig zu insinuiren das er selbe abtreten soll „welches E. L. als Presidennt anbesten ihn beybringen werden nur glaub das ihm zu einigen „trost die feldtmarschallgage wie er sie auch in spanien als Potschaffter genossen werdt „auch izt konen gelassen werdten.

„E. L. Vorschlag ist nichts bey zu setzen vndt glaub das E. L. den ersteren nemblich „den Max starenberg sondiren lassen kunten ob er sich in standt vndt kraften glaub „disen Dienst zu versehen in welchen fall ich findt disen zu benenen; solt er sich entschuldigen „obter nicht in standt finden werdten mir es E. L. erwidern, Vmb nachher den andern „resolviren zu konen.

„Der herr Estang ist heunt bey mir gewesen vndt mus sich nun zaign ob Frankreich „continuirt ehrlich zu werk zu gehen obter nicht. mon cher prince ayez soin de „votre sante pour amour de moy qui vous savez vous aime et at toute sa con-„fidance en vous qui vous embrasse de coeur. toujours tout votre.“

Carl. den 28. November 1735.

[25]) Der Kaiser an Eugen. Wien, 8. Dezember 1735. Ganz eigenhändig. Hausarch. „Mon tres cher Prince. E. L. wissen die lib vndt gänzlich Vertrauen das in allen in „sie hab, thu also auch hirmit schriftlich weyl mündlich noch die Freudt nicht hab E. L. „Vertrauen, das da ofters nachgedacht was E. L. noch letztens wie sie gesehen mir „treylich getrieben vndt angerathen mit der heyrath meiner tochter teresia nun nicht lenger „zu wahrten ich mich auf dis dan entschlossen selbe so baldt moglich mit dem herzog vor-„gehen zu lassen vndt deßwegen heint meinen oberſthofmeister anbefohlen eine eigene „conferenz zu rufen vndt darvon ohne noch vill geschray auch kein geheimniß zu machen „anzufangen von der sach vndt was darzu gehorig absonderlich wegen der notigen mittel „zu reden mir von Zeit zu Zeit das notig Vorzutragen vndt absonderlich zu sagen ob „noch das beylager wohl noch vor kunftiger Fasten sein kunt damit nachher mein Mesuren „nemen kone wan es zeit es fermblich zu declariren also E. L. dise Vorlaufige nachricht „gib vndt nach vndt nach auch von den weyteren berichten werdt. avec quoi j' espere „que vous vous comencies a vous remetre et que j' auray le plaisir de vous „embrasser et vous repeter de bouche ce que vous savez que je suis et serez „toujours tout votre Carl.“

Wien, 8. Dezember 1735.

[26]) Das Grabmal wurde dem Prinzen und zugleich seinem Neffen Emanuel, der sieben Jahre vor ihm gestorben war, von der Witwe des Letzteren, einer gebornen Fürstin von Liechtenstein errichtet.

Neunzehntes Capitel.

[1]) Foscarini. Storia arcana. 121.

[2]) Noch am 3. Sept. 1717 heißt es in einer Depesche Eugens an den Kaiser, in welcher er für dessen Zufriedenheitsbezeigungen dankt „E. K. M. bittend, mir in vngna-

„den nicht zu vermerkhen, daß weillen in der teutschen Schrift nicht geübet bin, mich der „Hand des Secretarii bediene, mithin meine allerunterthänigste Verbindlichkeit nicht „eigenhändig bemerkhen und bestätigen khöne." Kriegsarch.

[3]) Thomas Robinson an Lord Harrington. Wien, 16. Juni 1731 . . . „the latin „tongue is not very familiar to His Highness" . . . Coxe. Memoirs of Robert Walpole. III. 50.

[4]) Lob- und Trauer-Rede über den Tod des Durchl. Prinzen Eugenii.

[5]) Journal de Dangeau. II. 77.

[6]) Der Marchese d'Este, welcher den Prinzen Moriz nach Spanien begleitete, berichtet am 15. Februar 1710 über ihn an Eugen: »M. le Prince Maurice s'étant »éloigné pour quelques jours de la première bonne conduite qu'il a eu, le „Comte Stella lui a parlé en honnête homme si à propos qu'il a fait coup; en „effet M. le Prince Maurice a repris le beau chemin et j'espère qu'il continuera." Schon am 18. März mußte er die Nachricht von dem Tode des Prinzen Moriz übersenden.

[7]) Am 5. Juli 1732 schreibt Graf Philippi dem Prinzen Eugen ganz unumwunden über dessen Großneffen „je crains que V. A. S. n'en aura pas plus de satisfaction „qu'elle a eu des autres Princes ses neveux, ne voulant pas s'appliquer à bor- „ner sa vivacité.« Eugen aber antwortete hierauf am 26. Juli 1732: „Je dois ap- »prendre par plus d'un endroit, combien la conduite du Prince mon neveu »devient irrégulière depuis quelque tems et qu'au lieu de s'appliquer aux étu- »des et à l'exercice il ne fait plus que se dissiper, faisant de plus très mal sa »conduite au Roy. Je ne scais à quel point ce rapport est fondé, mais appré- »hendant qu'il ne le soit que trop, je vous prie, Monsieur, de luy en parler de »ma part très sérieusement, et de lui témoigner sans détour que supposant la »vérité de ce que dessus, je suis fort mal satisfait de luy, et que si par une con- »duite plus sage et plus conforme à son devoir et naissance il ne répond pas »mieux aux boutés de S. M. et aux miennes, je l'abandonneray à lui même, »sans plus me mêler de ce qu'il regarde, que je ne scais ce que fera M. la Prin- »cesse sa mère, mais quant à moy il peut être assuré qu'autant que je l'aime- „ray s'il se fait honneur dans le monde, autant il me déviendra indifferent s'il „se conduit autrement, et il pourra être en ce cas le premier à s'en repentir. Je „n'ay même aucune difficulté, Monsieur, que vous luy fassiez lire cette lettre." Kriegsarch.

[8]) Mémoire pour le Prince de Carignan au sujet de l'héritage du Prince Eugène de Savoye. Hausarch.

[9]) So schrieb Eugen am 18. Februar 1719 über die Prinzessin Victoria an deren Bruder Emanuel: »J'ay déjà écrit à M. le Comte Kinigsegg, d'agir de concert »avec l'Ambassadeur du Roy de Sardaigne pour que M. la Princesse Vic- »toire retourne au printemps prochain en Piémont. Je tacheray de luy faire „avoir à ce sujet aussi les ordres de l'Empereur et le même par le canal de M. „le Marquis de S. Thomas du Roy à son Ministre, afin qu'ils puissent agir avec „plus d'autorité et de vigueur là ou besoin sera, car je crois qu'il n'y a que ce „seul moyen d'assurer la conduite de la Princesse et tirer la maison de l'appré- „hension qu'on doit avoir." Und am 10. Mai 1719 schrieb Eugen an die Prinzessin

selbst: „Vous auriez pu épargner la peine et la dépense d'envoyer un exprès „pour représenter vos intentions. La meilleure partie que vous puissiez prendre, „sera de vous conformer entièrement à la volonté du Roy et aux sentimens uni„formes de tous vos autres parens, aux quelles ne sauroit aucunement convenir „qu'une Princesse de leur sang et nom se promène dans le monde par la seule „vue d'une plus grande liberté, à laquelle la bienséance s'oppose. Dès que vous „vous conformerez, comme je l'espère, à des sentimens si justes, vous pouvez, „ma chère nièce, en échange être persuadée, qu'on pourvoira convenablement „à vos besoins, et n'exigera rien de vous que ce qui est raisonnable et conforme „à l'honneur de la maison qui est la votre" . . .

[10]) Anna Victoria von Savoyen an den Kaiser. Chambery, 10. Mai 1736. Hausarch.

[11]) Anna Victoria von Savoyen an den Kaiser. 16. Mai 1736. Hausarch.

[12]) Specificata haereditas Serenissimi Principis de Sabaudia. Archiv des Finanzministeriums.

[13]) Allerunterthänigstes Referat der gehorsamsten Hofcanzley, die Anfrage des Landmarschallgerichtes, wie selbes die Prinzessin Victoria von Savoyen wegen der begehrten Einantwortung der Prinz Eugenischen Verlassenschaft verbescheiden solle, betreffend. 24. Juni 1736. Hausarch.

[14]) Est-il possible que du Prince Eugène la gloire
Soit ternie par une si vilaine Victoire?

[15]) Statistisch-topographische Uebersicht der erzherzoglichen Herrschaft Bellye. 1824.

[16]) Das kaiserliche Münz- und Antikenkabinet verwahrt fünf und zwanzig verschiedene Medaillen, welche auf Eugen geprägt wurden. Ihre Anzahl war jedoch, wie aus dem Buche: Eugenius nummis illustratus, zu entnehmen ist, noch größer. Die interessanteren dieser Medaillen sind in der beigefügten Tafel wiedergegeben.

Alphabetisches Register.

H.

J.

K.

L.

Z.

Arneth, Alfred <<von>>

Prinz Eugen von Savoyen nach den handschriftlichen Quellen der kaiserlichen Archive

Bd.: 3

Wien 1864